

Lothar Baus

Wahrheit in der Dichtung Goethes

Eine psychoanalytische Spurenlese mit
vielen anonymen Werken Goethes

II. Halbband

Das vorliegende Sachbuch ist eine aufgrund
von weiteren Goethe-Entdeckungen umgearbeitete
und stark erweiterte Fassung des Buches
>Der Illuminat und Stoiker Goethe<
Der Verfasser

Asclepios Edition

ISBN 3-925101-99-3

Goethe, von der etwas frommen Julie von Egloffstein gefragt, ob er denn auch zuweilen in der Bibel lese, antwortete lächelnd: „*O ja, meine Tochter, aber in einer anderen als Ihre!*“

aus F. Wehl: >Zeit und Menschen<

Die Existenz-Bedingung der „Guten“ ist die Lüge – anders ausgedrückt, das Nicht-Sehen-Wollen um jeden Preis, wie im Grunde die Realität beschaffen ist ... „gute“ Menschen reden nie die Wahrheit. Falsche Küsten und Sicherheiten lehrten euch die „Guten“; in Lügen der „Guten“ wart ihr geboren und geborgen. Alles ist in den Grund hinein verlogen und verbogen durch die „Guten“.

aus F. Nietzsche: >Warum ich ein Schicksal bin<

Man kann auch mit der Wahrheit lügen.

Volksmund

Copyright © by Asclepios Edition - Lothar Baus
D-66424 Homburg/Saar

Alle Rechte der Verbreitung, insbesondere des auszugsweisen Nachdrucks, der Verbreitung durch Film, Funk und Fernsehen, fotomechanische Wiedergabe, Tonträger jeder Art, auch durch Einspeicherung und Rückgewinnung in Datenverarbeitungsanlagen aller Art, sind vorbehalten.

Printed in Germany 2001

Das vorliegende Sachbuch ist eine aufgrund
von weiteren Goethe-Entdeckungen umgearbeitete
und stark erweiterte Fassung des Buches
>Der Illuminat und Stoiker Goethe<
Der Verfasser

Asclepios Edition
ISBN 3-925101-99-3



Der Illuminat und Stoiker
Johann Wolfgang Goethe
[28. Januar 1745*¹ – 22. März 1832]

Inhalt

II. Halbband

IX. Kapitel: Ein anonymen Illuminaten-Roman Goethes	
Kapitel IX.1: Vorwort des Entdeckers	Seite 361
Kapitel IX.2: Textauszug aus >Bruchstücke aus den Begebenheiten eines unbekanntem Beherrschers der verborgenen Oberrn der höhern Illuminaten und höhern Propagande<	Seite 368
X. Kapitel: Goethes und Uranias Sohn – Ludwig Tieck	
Kapitel X.1: Auszüge aus dem gleichnamigen Buch	Seite 375
Kapitel X.2: Wer ist der Verfasser des >Peter Lebrecht<?	Seite 408
Kapitel X.3: Interessante Auszüge aus >Peter Lebrecht<	Seite 413
Kapitel X.4: Wer ist der Verfasser des >William Lovell<?	Seite 419
Kapitel X.5: Interessante Auszüge aus >William Lovell<	Seite 427
XI. Kapitel: >Rhapsodien über die Anwendung der psychischen Curmethode auf Geisteszerrüttungen<	
Kapitel XI.1: Wer ist der Verfasser: Reil oder Goethe?	Seite 444
Kapitel XI.2: Textauszug aus den >Rhapsodien<	Seite 452
XII. Kapitel: >„Nachtwachen“ von [des] Bonaventura, alias Goethe<	
Kapitel XII.1: Interessante Auszüge aus den >Nachtwachen<	Seite 492
XIII. Kapitel: > Die Reisenden<	Seite 507
XIV. Kapitel: Goethes Affaire mit Bettina Brentano	
Kapitel XIV.1: Chronologie der Ereignisse	Seite 541
XV. Kapitel: Goethes Farbenlehre oder das Unveränderlichste und Unantastbarste	
Kapitel XV. 1: Eisslers >Geschichte einer partiellen Psychose<	Seite 555
Kapitel XV. 2: Der wahre Grund für Goethes Psychose?	Seite 569
XVI. Kapitel: Der alte Goethe	
Kapitel XVI.1: Eine Zusammenfassung	Seite 574
Kapitel XVI.2: >Psyche< – Vom Verfasser der natürl. Tochter	Seite 582
XVII. Kapitel: >Diana von Montesclaros<	
Kapitel XVII.1: Vorwort des Herausgebers	Seite 591
Kapitel XVII.2: Textauszug aus >Diana von Montesclaros<	Seite 594
XVIII. Kapitel: >Goethes Briefwechsel mit einem Kinde – Seinem [Goethes] Denkmal< von Joseph Görres	Seite 598
Goethesche Idiotismen und Stileigentümlichkeiten– Der Schlüssel zu anonymen Werken Goethes	Seite 613
Tabellarischer Lebenslauf Goethes mit vielen bisher unbekanntem wichtigen Ereignissen	Seite 636
Bibliographie – Nachweis	Seite 645
Bilder zum Buch	Seite 648

IX. Kapitel

Ein anonymes Illuminaten-Roman Goethes

>Bruchstücke aus den Begebenheiten eines unbekanntem
Beherrschers der verborgenen Obern der höhern Illuminaten
und höhern Propagande<

Der Illuminaten - Roman erschien in Hendels Verlag, Halle 1793 -
zum zwanzigsten Todesjahr Uranias.

Kapitel IX.1: Vorwort des Entdeckers

Nach den >Petrarchischen Oden< und den >Elegien für Urania<, nach dem satirisch - autobiographischen Werk >Nachtwachen von Bonaventura<, nach dem Märchen >Psyche<, nach dem wunderschönen Altersroman mit Titel >Diana von Montesclaros< ist der vorliegende Illuminaten - Roman >Bruchstücke aus den Begebenheiten eines unbekanntem Beherrschers der verborgenen Obern der höhern Illuminaten und höhern Propagande< das fünfte anonyme oder pseudonyme Goethewerk, das zu entdecken mir bisher vergönnt war.

Im Zuge meiner intensiven Nachforschungen über Goethes geheimen Beziehungen zum Illuminaten - Orden, kaum mehr als sein Ordensname >Abaris< = fabelhafter Wundermann war bis heute bekannt, stieß ich auf den vielversprechenden Titel des vorliegenden Buches. Ich erwartete natürlich ein Sachbuch und war zuerst enttäuscht, daß es „nur“ ein Roman ist. Jedoch meine anfängliche Enttäuschung verwandelte sich bereits nach den ersten Seiten zu einer unbeschreiblichen Freude, als ich merkte, daß ich ein weiteres anonym veröffentlichtes Werk Goethes in Händen hielt. Ein Blick auf das Erscheinungsjahr (1793) ist der sichere Beweis, daß dieser Roman ein weiteres literarisches Denkmal für Goethes verstorbene Geliebte, Henriette Alexandrine von Roussillon, alias Urania, darstellt, anlässlich ihres zwanzigsten Todesjahres von Goethe veröffentlicht.

In diesem Romanwerk hat Goethe seine Gründe dargelegt, wie und warum er ein >verborgener Oberer der höhern Illuminaten< geworden war. Jawohl, Goethe war ein sogenannter >unsichtbarer<, das heißt ein geheimer, ein verborgener höherer Illuminat, ein sogenannter >Illuminatos Dirigens<, wie der Jugendfreund Franz Michael Leuchsenring.

Die Hauptpersonen des Romans stehen mit den Personen des Darmstädter Kreises der Empfindsamen, von Goethe pathetisch >Gemeinschaft der Heiligen< genannt, wieder einmal in genauem Kontext:

Roman:		Realität:
Elisa de R.	alias	Henriette Alexandrine von Roussillon, Urania genannt;
der Ich-Erzähler	alias	Wolfgang Goethe;
Rubino	alias	Heinrich Merck;
der Fremde	alias	Franz Michael Leuchsenring;
B. in W.	alias	B[ode] in W[eimar];

Das Romangeschehen ist für einen in Goethes verborgenes wirkliches Leben Eingeweihten im Grunde nur ganz wenig verschlüsselt. Ein Goethe - Philologe oder ein Illuminaten - Forscher, dem allerdings Goethes Liebestragödie mit Urania unbekannt war, siehe mein Buch >Goethes Musengöttin Urania<, für den war der vorliegende Roman nur ein - Phantasieprodukt, eben ein Roman. Für die >Eingeweihten< ist dieser Roman jedoch mehr: Er ist die Rechtfertigung Goethes, wie und warum er einer der größten Aufklärer Deutschlands, ja geradezu ein deutscher Voltaire geworden war.

Der Anfang des Romans ist nur ein Gleichnis. Goethe möchte dem Leser in einem schrecklichen, fast ungläublichen Geschehen verdeutlichen, wie ihm nach dem Kindbettod seiner Geliebten zu Mute war, welch

psychische Qualen er litt. Goethe erfand eine furchtbare Geschichte, ja fast unglaubliche Vorgänge, um dem Leser ähnliche Gefühle zu vermitteln, wie diejenigen, die ihn nach Uranias Kindbettod quälten: Der Freund Rubino, alias Merck, vergiftet angeblich die Geliebte des Ich - Erzählers, alias Goethes, vor dessen Augen.

Charakteristisch für Goethes Urania - Trauma halte ich die Stelle ab Seite /38/ des Romans:

„Noch ruhte der schnellen Tod verleihende Trank an meinen Lippen [...] als eine in weißem Gewande gehüllte [...] Mädchengestalt in erhabner Glorie vor mir stand [...] Elisa Seraphine [alias Urania] stand vor mir [...] Himmlische, nach einem großen erhabnen Kampf errungene Ruhe, zeigten ihres Antlitzes Züge, wie vom Wohlwollen und tadelnder Drohung gemischter Blick, strahlte ihr feuervolles blaues Auge auf mich herab, ihr Mund zog sich zum belehrenden Tadel. Mein Blick senkte sich zum Boden, ich empfand ihres Tadels Gerechtigkeit zum voraus. Am Boden war mein Blick gewurzelt, hätt' ich nicht ihre Stimme vernommen, erquickend für mich, als dem matten Wand'rer auf tagelangen Irrwegen in der Wüste eine kühlende Frucht: „Blick zu mir hinauf!“, sprach sie. „Empfind noch oft die Seligkeit, der Freundschaft lodernde Flamme aus diesem fürchterlichen Sturm des Schicksals [gemeint ist in der Realität: Uranias Kindbettod], der schrecklich in deinem gefühlvollen Herzen wüthete, gerettet zu haben [...]. Kehre zu deinem Freund zurück. Ich verlasse dich. Deines Ziels bist du werth, das zeigte die jetzige Probe der Überwindung. Erreich es, dann bist du meiner werth.“ [...] Hinweggerissen war ich [Goethe] aus dieser körperlichen Welt, nur noch im Reiche der Geister hatt' ich mein Daseyn [...] und der Geist meiner Elisa [alias Urania] schwebte vor meiner Phantasie.“

Der Ich - Erzähler verfällt wegen seines Liebesqualen, er wähnt, seine Geliebte sei von Rubino ermordet worden, in Paroxysmus, in geistige Umnachtung. *„Im Zimmer eines Zauberschlosses erwachte ich wieder aus dem sanftesten Schlaf. Ich würde noch jetzt alles für Bilder meiner mich aufs äußerste damals täuschenden Phantasie gehalten haben, wenn nicht der Zeitraum, den ich dort zubrachte, beinahe einen Monat gedauert hätte.“*

In diesem Zauberschloß begegnet der Ich - Erzähler wieder seiner heißgeliebten Elisa, alias Urania, und erlebt das höchste Glück mit ihr. Die scheinbare Ermordung der Geliebten ist offensichtlich nur eine Mut- oder eine Treueprobe gewesen.

Jedoch das überirdische Glück dauert nur kurze Zeit. Der Ich - Erzähler will sich zum ersten Mal nach der angeblichen Ermordung seiner Geliebten mit Rubino treffen. Da erscheint in der Nacht zuvor ein Fremder bei ihm (II. Bändchen, Seite /27/ der Originalerstaussgabe):

„Der Fremde schlug seinen Mantel zurück; nahm seinen Hut ab, und warf ihn nachlässig auf den Tisch. Ein wunderschöner Mann stand vor mir. In seinem ganzen Körperbau war sanfte Grazie, mit edler Mannheit so unnachahmlich gepaart, daß Aphrodite ihren Adonis wiedergefunden zu haben geglaubt haben würde, hätte sie ihn gesehen. Er hatte eine entfernte Ähnlichkeit mit Rubino. Um seine schöngewölbte Stirn lockte sich das schönste kastanienbraune Haar. Sein dunkles schwarzes Auge, mit eben so dunklen Bogen umwölbt, rollte wie ein Blitz mit vielumfassendem, tiefdringendem Feuer umher. In ihm lag der ausspähende Blick hoher Menschenkenntniß in seiner ganzen Fülle.“

Hier ist kein anderer als Franz Michael Leuchsenring geschildert. Leuchsenring, der tollkühne „unsichtbare“ Illuminatenagent, der es wagte, sich in die Höhle des Bären zu begeben, um den Preußenkönig Friedrich Wilhelm II. zu umgarnen, wenn nicht sogar den Rosenkreuzern, dem politischen Gegner, abtrünnig zu machen.

Leuchsenring und Merck gingen 1773 im Streit auseinander: *„Ach könnt' auch ich ihn [Rubino, alias Merck] wiedersehen! Doch ich darf es nicht. Sagen sie ihm ... O ständ ich doch erst Stirn gegen Stirn mit ihm; was würd' ich ihm nicht selbst sagen; aber ich darf, ich will noch nicht. Hier lodert das Feuer wüthend gegeneinander streitender Leidenschaften. Sagen Sie ihm: Verachtung und Ehrfurcht, Haß und Liebe lägen im Kampf ...“*

Leuchsenring war der Liebhaber von Mercks Ehefrau Louise.

Der geheimnisvolle Fremde, alias Leuchsenring, sprach zu dem Ich - Erzähler, alias Goethe, pathetische Worte über die Größe ihrer illuminatorischen Aufgabe: *„Was wir säen, werden wir nicht ernten. Nur unsere Nachkommen werden die Früchte genießen, und der Asche derjenigen Tränen des Danks weinen, die allen unbekannt [als „unsichtbare“, unbekannte Illuminaten] für die Zukunft pflanzten. Ihre [richtig: unsere] Namen wird man in der Geschichte der Völker suchen und sie nicht finden! Unsterblich werden wir in dem*

dahineilenden Strom unserer edlen Taten sein, der Jahrtausende nach uns noch mit höherm Glück die Menschheit überströmt. Denken Sie nicht auch so?“

„*O ich [der Ich - Erzähler, alias Goethe] erkenne Sie, wer Sie sind. Meine Gedanken sind den Ihrigen gleich.“*

„*Wo und wann werd' ich Sie in Deutschland wiedersehen?“*, fragt der Ich - Erzähler, alias Goethe, zum Schluß.

„*Zu W[eimar] bei B[ode]*“, antwortet der Fremde, alias Leuchsenring.

Im II. Bändchen, ab Seite /59/ des Romans wird der Ich - Erzähler, alias Goethe, von Rubino, alias Heinrich Merck, zu einem furchterregenden Ort geführt:

„*Fühlst du dich erhaben, fühlst du dich stark genug, durch höchste, sich nur durch deinen Tod endende Aufopferung aller gewöhnlichen Freuden dieses Lebens, zum höchsten Wohl der Welt, zum Gipfel menschlicher Gottheitsgröße dich zu erheben?“*, fragt Rubino den Ich - Erzähler.

„*Wenn der Weg, der zu ihr führt, die Bahn höherer Tugend ist, so bin ich, so will ich standhaft seyn ihn zu wandeln ...*“, entgegnet der Ich - Erzähler nichtsahnend.

Rubino führt ihn - an den Sarg der toten Elisa, alias Urania. Rubino, alias Heinrich Merck, beteuert, daß er nicht ihr Mörder ist.

„... *lehre mich*“, bittet der Ich - Erzähler, alias Goethe, seinen Freund Rubino, alias Merck, „*in dieser mir feierlichsten Stunde meines Lebens, daß durch den Stillstand dieses nur für Tugend glühenden, von göttlicher Unschuld durchströmten Herzens (meine Rechte sank auf ihren Busen) eine noch reinere, erhabenere Tugend in dem Busen der Menschheit auflodere; daß Tausende glücklicher, w a h r h a f t i g g l ü c k l i c h e r wurden, weil diese Eine [Elisa, alias Urania], mir ewig Unvergeßliche, starb; daß sie sterben mußte, wenn höheres Glück in ihrer aller Busen keimen sollte; daß diese göttliche Harmonie zerstört werden mußte, um eine noch weit vortrefflichere hervorzubringen. Lehre mich dies, große Vorsehung!*“

Im Vorwort des dritten Bändchen stoßen wir dann auf die wahre Philosophie Goethes. Alles was jemals über Goethes ureigenste Philosophie und Ethik geschrieben wurde, wird damit ad absurdum geführt: Goethe, der Weimarische Olympier, er war ein - Anhänger der antiken Naturphilosophie, ein Epigone der antiken Stoiker bis hin zu Voltaire.

„*Nur in Thaten lebt der Mensch, in den Folgen derselben eine Ewigkeit durch! Er sey der Tugendhafteste oder der größte Bösewicht, beyde sterben nie in den Folgen, die jede Handlung im endlosen Strome der Zeit ergießt! Unaustilgbar sind sie eine Ewigkeit durch! Wenn gleich der Name des Lasterhaften im Buch der Geschichte nicht mehr lebt, sein Vaterland vergessen [hat], kurz, wenn keine Spur mehr von ihm zu finden [ist], so durchschleicht doch das heimliche Gift der Folgen seiner Thaten nach Jahrhunderten noch die Menschheit und geläutert und verfeinert, je länger und je weiter es sich verbreitet, durchströmt es die Tugend, [sie] hie und dort tötend bey ganzen Völkern der Erde! O, wenn dieß jeder in seiner ganzen Fülle fühlte, so ganz es überdächte, wie unendlich reich an Folgen auch die kleinste That für die ganze Menschheit jetzt, als auch noch nach Jahrhunderten ist, wenn sie sich gleich unsrer schärfsten Beobachtung vielleicht schon in den folgenden Augenblicken verliert: so würde jeder gewiß sich zum Gipfel erhabenster Tugend erheben und jede That jenem Ziel, das uns nur allein in ihr zur Glückseligkeit winkt, zu nähern suchen. Laster würde dann nicht mehr seyn. Alles sich zum Ideal der Heiligkeit zu erheben ringen. Der arme Gehalt, den uns erträumte Fortdauer [ewiges Leben] gibt, würde verschwinden. Geendet sähen wir vor immer unser Daseyn mit unserm Dahinscheyden! Tugend erhöbe dann ihr strahlendes Haupt in reinsten Glanz! Oder wähnst du etwa noch, daß Tugend dann verschwinden würde, wenn der Glaube an Fortdauer nach dem Tode in sein Nichts zurücksänke? [...] Das ist nicht Tugend, was noch in fernster Erwartung des geringsten Lohns gethan wird. Erwartet nicht Selbstliebe immer Lohn? [...] Eben Hoffnung eines immerwährenden Daseyns nimmt uns das Erheben aller unsrer Kräfte zum Ziel unendlicher Vollkommenheit in diesem Leben, dessen Werth wir durch erhabnere, nur tugendhafte Thaten schätzen sollten! Was wähnt der versäumt zu haben, der noch einen endlosen Zeitraum von Daseyn vor sich hat, gegen den Jahrtausende in Nichts verschwinden! Wahrlich, der Mensch verdient mit tiefster Verachtung begegnet zu werden, der zuerst, im Gefühl seiner eignen Nichtswürdigkeit, den Urborn alles Seyns und Vergehens, den auch der Weiseste nur in Unermeßlichkeit mit sprachlosem Schauder anstaunt, zum, für ein gegen eine Ewigkeit in Nichts verschwindendes Leben, ewiglohnenden verstandlosen oder ewig strafenden Ungeheuer hinabwürdigt! O dies wäre ein alle menschliche Vernunft und Verstand vertilgender, in der Stunde des fieberhaftesten*

Paroxismus' gebor'ner Gedanke, der, nur durch unbegreiflichen Unsinn sanktioniert, die Menschheit um ihre edelste Freiheit, die der Vernunft, bestahl! [...] Noch einmal wiederhole ich: Es ist keine lohnende, keine strafende Ewigkeit. Schon in der Gegenwart Leben strömt Lohn im Wachstum zu höherer Tugend, und Strafe im Stillstand auf dem Wege des Fortschreitens der erhabenen Geisteskräfte; und ewige Strafe nur in dem quälenden Bewußtsein, das verfeinerte Gift schlechter Thaten noch nach vielen Jahrhunderten die Menschheit mit Verderben durchströmt zu wissen ...“

Diese von Goethe propagierte Ethik stammt von Seneca, ist also der heidnisch - antiken Stoa entnommen. Deißner² schrieb: „*Lucius Annaeus Seneca hat als der Hauptnorm für das sittliche Leben dem Grundsatz gehuldigt: secundum naturam vivere (Der sittliche Mensch muß in Übereinstimmung mit dem in der Natur waltenden Vernunftgesetz leben.), (de vita beata 3,3 f.; 8,1 f. u. 6; ep. 5,4; 41,9; de benef. lib IV. cap 25,1). So sieht Seneca das ethische Ziel in der Freiheit von allen Affekten und in der Unabhängigkeit von allen außerhalb unseres Machtbereichs liegenden Dingen, von den Zufälligkeiten des Lebens und den Gütern der Welt. In stetem Kampf um diese Unabhängigkeit und innere Freiheit vollendet sich die Tugend, die dann für den antiken Philosophen zugleich die höchste Befriedigung, die wahre Glückseligkeit bedeutet (vgl. besonders >de vita beata< 4; 8, 1f.; 9,4). In immer neuen Wendungen preist Seneca [wie auch Goethe im vorliegenden Werk] im 4. Kapitel von >de vita beata< das Ideal des tugendhaften Lebens, das in sich selbst seinen Lohn trägt, das unser höchstes Gut ist: „Glücklich ist der Mensch, für den es kein Gut und kein Übel gibt, außer einem guten und schlechten Herzen, der das Edle verehrt, der an der Tugend volles Genüge hat, den zufällige Dinge weder erheben noch niederschlagen, der kein höheres Gut kennt, als was er sich selbst zu geben vermag, dessen wahre Lust darauf gerichtet ist, die Lust zu verachten.“ Am Bilde eines solchen erhabenen Geistes berauscht sich der antike Philosoph [wie auch sein Epigone, der Weimarer Olympier] förmlich: Jenem tugendhaften Menschen gebührt eine göttliche Krone. „Wenn du einen Mensch findest, unerschrocken in Gefahren, unberührt von Lüsten, im Unglück glücklich, mitten in den Stürmen ruhig, der die [meisten anderen] Menschen tief unter sich, die Götter auf gleicher Stufe erblickt - wird da nicht Ehrfurcht gegen ihn dich überkommen?“ (ep. 41,4.) Dies ist nach Senecas [und nach Goethes Überzeugung] der [oder die] Tugendhafte; in jener Unberührtheit von allen inneren und äußeren Dingen zeichnet er das Ziel, dem der Weise nachzustreben hat. Es wird deutlich: Wir haben hier eine Begründung der Ethik, die von der Einzelpersonlichkeit ausgeht; an der Vollendung dieser Persönlichkeit zur Tugend, das heißt zur inneren Freiheit und Glückseligkeit haftet das eigentliche ethische Interesse.“*

Für einen höhern Illuminaten, wie Goethe, war es Pflicht, sich mit der antiken Naturphilosophie geistig vertraut zu machen. In den >Allgemeinen Ordens - Statuten< wurde unter Punkt 25 verfügt:³

„*Damit alle Mitglieder von einem Geist beseelt werden und unter ihnen ein Verstand und ein Wille werde, so sind ihnen auch gewisse Bücher vorgeschrieben, welche sie lesen, und aus welchen sie sich bilden können. Für Teutschland in gegenwärtigen Zeiten sind beliebt worden: 1. Seneca Phil. [d. h. sein gesamtes philosophisches Oevre]; 2. Epiktet [>Wege zum Glück<]; 3. Antonins [Marc Aurels] >Betrachtungen über sich selbst< [>Selbstbetrachtungen<]; 4. Plutarchs >Lebensbeschreibungen<; 5. Seine [Plutarchs] moralische, sowie auch alle [seine] andere Schriften...“*

Ich konstatiere: Das geheime Ziel der verborgenen Obern der höhern Illuminaten ist gewesen, einen Führungskader von Senecaischen Idealisten, d. h. von Stoikern heranzubilden.

Bemerkenswert scheint mir folgender im Roman erzählter Fieberparoxismus des Ich-Erzählers zu sein. Möglicherweise ein Indiz für tatsächliche Fieberanfälle Goethes:

„*... und da mein Fieber schon sehr heftig /51/ geworden war, mir einen so erfahrenen Arzt, als die Gegend nur hatte, holen, und dann sich sogleich auf den Weg der Erkundung machen. Es war in der Abenddämmerung als er mich verließ. Blicke er zwei Tage aus, so wäre seine Reise von gutem Erfolg, so war die Abrede. Aber ich sah ihn schon den folgenden Abend wieder. Niedergeschlagen trat er in mein elendes Zimmer vor mein Bett und sagte, daß er eine Meile weit von dem entgegengesetzten Ufer ober- und unterhalb aber auch nicht die geringste Spur, weder von Menschen noch Pferden, entdeckt hätte. Auch habe ihm keiner in den benachbarten Klöstern und Dörfern Nachricht von Durchgereisten oder dort angekommenen Personen geben können, ebensowenig man auf dem Strom einen Kahn bemerkt hätte.*

Das war mir unbegreiflich. Ich glaubte [aus Verzweiflung?], irrsinnig werden zu müssen. Ich verfiel in den heftigsten Fieberparoxismus, aus dem ich erst nach Verlauf einer Woche wieder erwachte und zum Gebrauch meiner Vernunft zurückkam.

In >Beiträge zur Förderung christl. Theologie<, 21. Band, 2. Heft, 1917: >Paulus und Seneca< von Lic. Kurt Deißner.
Quelle: >Geschichte des Illuminaten - Ordens< von Leopold Engel, Berlin 1906.

Es war an einem heiteren Morgen ein Erwa/52/chen wie aus dem tiefsten Schlafe. In einem elenden, von räucherischen Wänden umschlossenen Zimmer in Valentino war ich in Paroxysmus verfallen. Im Zimmer eines Zauberschlosses erwachte ich wieder aus dem sanftesten Schlaf. Ich würde noch jetzt alles für Bilder meiner mich aufs äußerste damals täuschenden Phantasie gehalten haben, wenn nicht der Zeitraum, den ich dort zubrachte, beinahe einen Monat gedauert hätte. Ich kann also unmöglich mich so sehr getäuscht haben, daß ich der erhitzten Phantasie Lugbilder für Wirklichkeit halten konnte, so unerklärlich, so unbegreiflich mir diese Wirklichkeit auch noch ist. Hören Sie nun weiter:⁴

Zum ersten Mal öffnete ich nun wieder die Augen mit Bewußtsein. Mit himmlischen Zaubereien glaubte ich mich umwebt, meiner Vernunft traute ich nicht, ich glaubte nicht zu wachen. In einem göttlichen Traume versunken, ahndete ich mich. Lange hielt dieses stumme, ganz nur von angenehmen Empfindungen vollgepreßte Staunen aller meiner Sinne an. Ich erwachte wie aus des Grabes schauerlicher Tiefe, durch Auferste/53/hung zum Genuß eines seligen Himmels erweckt, mit sich erst entfaltendem Leben, mit jugendlichen Kräften verjüngt. Die Sonne brach, wie das Purpurrot einer aufbrechenden Rose, zwischen den Spitzen zweier dunkeln Gebirge hervor, und begrüßte meinen ersten bewußtvollen Aufblick durch des Morgenduft's rosenglühende Strahlen. Vor der Sonne Feuerglut schien nun der sinkende Morgenduft⁵ zu flüchten, um in des Regenbogens Farbenglanz der Sonne Bild tausendfach wiederzustrahlen. Grabesstille war umher. Ich blickte um mich. Ich war in einem Salon, weit im Umfang, sich wölbend in einer Kuppel. Der bildenden Hand des vom griechischen Geist beseelten Künstlers war dieses Meisterstück der Baukunst aus Carrarischem Marmor, der blendender als Schnee, jetzt aber gleich ihm mit sanftem Rosenrot der erwachenden Sonne glänzte, entgangen. Auf schlanken, in heller Purpurglut glänzenden korinthischen Säulen ruhte die Kuppel, die in dunklerm Purpur sich verlor. Ein kristall'ner Kronleuchter senkte sich, mit allem Regenbogenfarbenglanz spielend, aus deren Mitte, und /54/ spiegelte sich vom Fußboden wieder. Ein Fenster, meinem Ruhebett gegenüber, und zwei [Fenster] auf beiden Seiten, vom Fußboden bis zur Kuppel zwischen den Säulen sich hebend, zeigten mir durch Spiegelscheiben ein vor mir liegendes, sich unter der Morgensonne Strahlen aus dem Nachtdunkel emporsteigendes Paradies. Auf sich stufenartig erhebendem, mit einem schwarzeingefaßten, weißen atlasenem Teppich erhob sich mein Ruhebett. Neben mir auf dem Teppich stand ein mit Silber ausgelegter, in ebenso echt - fein griechischem Geschmack gearbeiteter Tisch von Ebenholz. Auf ihm lagen verschiedene Dinge, ich bemerkte sie jetzt nicht. Noch war alles nur ein Blick für mich. Ich lag noch in jenes bezaubernde [Bild in] Staunen verloren. Mein Auge ruhte auf dem, in ruhiger, erhaben feierlicher Stille vor mir liegenden Paradies. Was für ein heilender, alle meine erwachende Geisteskräfte stärkender Blick! Der Salon mußte auf einer Gebirgsspitze liegen, der Blick war zu vielumfassend. Glühendrot erhoben anfangs sich immer größer und größer bildende Inseln aus der Nacht Dunkel. Mit der Sonne /55/ höherm Steigen verschwand jene Glut und in dunkleren, grün bepurpurten, nach und nach sich wie eine Kette zusammenschwimmender und in tiefe Fernen mit dem im blendenden Gold glänzenden Horizont, sich in einen dunklen Punkt verlierenden Inseln verwandelten sie sich. Die Sonne stieg höher und aus dem Dunkel entwickelten sich zwei, mit Flüssen durchschlängelte und mit Seen, Dörfern, geschmückte Täler; von jener langen Gebirgskette durchschnitten. Durch's südöstliche Fenster glänzte des grenzenlosen Weltmeers Feuerflut und schwarz erhoben sich hin und wieder viele Inseln. Das südwestliche Fenster ward halb mit einem dunklen Baum beschattet und eröffnete die Aussicht nach einem Park. Der Vögel liebeklagendes Lied bebte mit entfernter Flöte Seufzen wechselnd durch der Bäume schauerliches Dunkel. Aus tiefster Brust geholt, schien beides der Geliebten Verlust zu beklagen. Elisa Seraphinens Bild⁶ schwebte vor meiner Phantasie, nicht mit des Rachegefühls Furien begleitet. Nein! In ihrer holden, behrenden Gestalt. Ich sah /56/ ihren erhabenen Blick, hörte ihre zärtlich behrenden Worte.

In süßen Träumen wiegte sich meine Phantasie. Von tausend bezaubernden Gerüchen ward ich gerührt. Jeder Sinn ward aufs angenehmste tausendfach geschmeichelt. Zu viel waren der empfangenen Eindrücke in des Erwachens erstem Blick. Ich lag noch immer in ein tiefes Staunen [versunken]. Wie lange dies angehalten habe, weiß ich nicht. Schon vergoldeten sich der Sonne Strahlen und mit ihnen der Salon, als ich aus meinen Träumen erwachte und wiederkehrte aus der Phantasie täuschendes Reich. Ich warf einen Blick auf den Tisch, bemerkte jetzt die auf ihm liegenden Dinge. Ein Schleier lag auf ihm. Ich erkannte ihn für meiner Elisa letztes Geschenk. Eine Träne drang in meine Augen und fiel auf ihn. Der Vergangenheit Bild lag wieder, nicht mit seinen schrecklichen, nur mit gemilderten Farben vor mir. In düstere Schwermut verfiel ich. An meine Lippen preßte ich das Tuch. Die gefundene Brieftasche lag auch auf dem Tisch. Nicht zu

⁴ Dieser Satz könnte ein Verhörfehler sein. Goethe sagte wahrscheinlich zu seinem Schreiber: „Hören Sie nun weiter.“
⁵ Goethe schrieb seine Werke nicht mit eigener Hand, sondern diktierte sie Schreibern in die Feder.
⁶ der sinkende Morgenduft = der Nebel.
⁶ alias Uranias Bild.

berühren vermochte ich sie, um nicht wieder der Szene schauerndes Ge/57/mälde vor mir⁷ zu rufen. Neben ihr bemerkte ich eine Kapsel. Hastig ergriff ich sie. Eine mit Diamanten besetzte Einfassung umschloß die Worte:

>In der glühendsten Leidenschaft Überwindung
liegt jeder erhabenen Tugend Keim.<

Ein Druck öffnete mir den obern Deckel. Eine in Nacht ruhende schöne Landschaft zeigte sich mit der Umschrift:

>In der Einsamkeit Dunkel reift sie.<

Nach Öffnung des zweiten Deckels fand ich eben die von der aufgehenden Sonne erleuchtete schöne Gegend mit diesen Worten umschrieben:

>Zum allschöpferischen, beglückenden,
der Gottheit ähnlichen Geiste.<

Unter diesem bemerkte ich noch einen und bei Öffnung dieses las ich die Worte auf blau emailliertem, mit Diamanten strahlenförmig umfaßten Felde:

>Dies war der Dornenpfad, schon gewandelt von Deiner ...<

Schnell öffnete ich auch diesen Deckel und sah das Gemälde der

[Elisa] Seraphine [de R.]⁸

ganz mit den sprechendsten ähnlichen Zügen. Einen heißen, feurigen Kuß drückte ich auf das Bild. „Ja, folgen will auch ich Dir auf Deinem Pfade!“, rief /58/ ich mit der erhabendsten Tugendliebe aus. „Sollte mein Leben mir auch auf die fürchterlichste Weise entrissen werden, wandelte ich dann doch Deinen Weg. Ewig will ich Deiner wert bleiben!“ - Schnell sanken die Fensterrolleaus hinab. Der Salon war matt verfinstert. Blaue Funken entprasselten dem Kronleuchter. Die Lichter entzündeten sich. In einem Nu öffnete sich die Tür.

„Sei ewig meiner wert, so wie ich es unendlich mal mehr Deiner bin!“, rief Elisa, auf mich zueilend, und lag in meinen Armen.

O, es war zu viel in diesem Augenblick der Seligkeit für mich. Stumm lag Lippe an Lippe, heiß von des Wiederfindens Feuer. Auf ewig schon verloren geglaubt und nun wieder das in seine Arme zu schließen, was man in des Grabes nie wiedergebendes Dunkel verschlossen gewöhnt⁹, war ein vom tiefsten Schmerz bis zur höchsten Wollust steigendes Gefühl für mein krankes Herz. Fest schlang ich meinen Arm um sie. Nicht zu überzeugen vermochte ich mich, der Wirklichkeit Reizendes zu genießen. Wie wäre dies auch möglich gewesen! Nur erst da mein Gefühl mich überzeugte, daß /59/ nichts Unkörperliches ich umfassen [hielt], überstieg der Freude überströmendes Maß meine erst wiederauflebenden Kräfte. Meine Sinne schwanden, ich sank in eine sanfte Ohnmacht.“

Ab Seite 17 des II. Bandes nahm Goethe die Wahnvorstellungen wiederum halbherzig zurück, indem er sie als schwarze Magie (Zaubertricks) des Rubino hinstellte. Spätestens hier wird deutlich, daß der Roman wieder einmal von Goethe überhastet diktiert wurde und zu einer späteren Ausarbeitung und Überarbeitung fehlte die Zeit und vor allem das Interesse:

„Hätt' ich [an] Geistererscheinungen geglaubt, wie leicht wär's mir dann gewesen, eine Aufklärung über

Eigentümliche Grammatik Goethes: >mir< anstatt >mich<.

alias Henriette Alexandrine von Roussillon, Urania genannt.

Goethe analogisiert damit offensichtlich das Wiedersehen nach dem „düstern Zwischenraum“. Urania spielte mit dem Gedanken, in ein Kloster zu gehen, wenn ihre außereheliche Schwangerschaft aufgedeckt werden würde. Ob im Kloster eingesperrt oder gestorben, das kam für Goethe aufs gleiche heraus: Urania wäre für immer für ihn verloren gewesen. Deshalb ist die obige Szene von Elisas, alias Uranias angeblicher Ermordung durch Rubino, alias Heinrich Merck nur ein Gleichnis. Goethe wollte uns verdeutlichen, wie ihm zumute war, als Urania ihm mitteilte, daß sie in ein Kloster zu gehen beabsichtige.

die ganze Reihe meiner Begebenheiten zu finden. Aber ich war, obgleich voll des heftigsten, jugendlichsten Feuers, dennoch viel zu sehr ein Zweifler, als daß ich mich in dem Gebiet des blinden Glaubens jetzt noch hätte vertiefen und seine Luggestalten für Wirklichkeit nehmen sollen. Zu sehr gewohnt, nicht alles sogleich auf Treu und Glauben bei einmaligem Blick anzunehmen, sondern es dem Richterstuhl der, das strengste Urteil sprechenden Vernunft zu unterwerfen, wenn nicht gleich im ersten Sturm aller, auf mich wütend eindringender Leidenschaften, wie damals; doch nach einiger Erkaltung derselben, war ich viel zu stark gegen den Glauben an die Möglichkeit der Erscheinung der Verstorbenen in Geistesgestalt, durch beständige Oberherrschaft der Vernunft bewaffnet, als daß ich hier mich durch eine aufs täuschendste und für mich äußerst rätselhaft verflochtenen Reihe von Zusammenhängen hätte in ein Labyrinth irreführen lassen sollen. [Schwarze] Magie, auf Kenntnisse in der Naturlehre gegründet, hatte mich hinreichend gelehrt, wie täuschend und selbst gegen schon aufgeklärte Menschen vor aller Enträtselung gut ausgerüstet, solche Erscheinungen aufgeführt werden können, wenn man auf eine zweckmäßige und befriedigende Art, Stimulierung der Personen, Ort und Zeit so zu verbinden und alles so glücklich zu ordnen weiß, daß man seines Endzwecks völlig gewiß sein kann. Erscheinungen hatte man schon vor mir in verschiedenen Gemütsstimmungen und zu verschiedenen Tageszeiten, ohne daß ich sie vermuten konnte, aufsteigen lassen, von denen ich gestehen muß, daß sie mir bekannten Verstorbenen und sehr weit von mir entfernten Personen so ähnlich waren, als wenn ich sie lebend vor mir sähe; und nie hatte ich mich der Täuschung der Magie hingegeben, um sie für Wahrheit zu halten. Der Glaube an hyperphysische Magie hatte bei mir nicht Wurzel gefaßt, da ich wußte, wie viel man durch die natürliche vermöchte, und wie in manchen Verbindungen Menschen, deren Vernunft nicht immer wachsam genug war, viele Jahre lang, ja vielleicht ihr ganzes Leben durch vermittelt solcher Luggestalten irreführt wurden, um sie entweder zu gewissen Absichten zu leiten oder als Triebfedern zur Befriedigung des Eigennutzes zu brauchen. Ich bin überzeugt, daß Menschen, die echte Kenntnisse in der Naturlehre haben, sich auch nicht so leicht durch Glauben an ihren Gesetzen widerstreitenden Dingen werden verleiten lassen, sie nicht nach selbigen zu prüfen. Helldenkende mit vielen Kenntnissen ausgerüstete Köpfe durchschauten die Hülle der Täuschung, und nur nach die/19/ser Urteil müssen auch wir das unsrige zu bilden suchen.“

Grammatikalische Eigentümlichkeiten Goethes

Im Leo Schidrowitz Verlag in Wien erschien ein Buch mit Titel: >Der unbegabte Goethe<, Untertitel: >Die Anti-Goethe-Kritik aus der Goethe-Zeit<. Darin wird unter anderem auch auf die grammatikalischen Schwächen Goethes in seinem autobiographischen Werk >Dichtung und Wahrheit< aufmerksam gemacht:

Besonders auffallend sind die grammatikalischen Fehler, welche man in Goethes Schriften gewahrt. Auch in seiner Biographie kommen viele vor, und einige sind doch wahrlich zu arg. Nur wenige zur Probe. T. I, S. 165 schreibt er: „dünte ihm“ und Teil. II, S. 360 „wie mich däunte“, da doch jeder nicht ganz unwissende Schulknabe weiß, daß man im Deutschen nicht: mir denkt und mich däunt sagen müsse. Überhaupt gehört Goethe zu den Ignoranten, welche den grammatikalischen Unterschied zwischen dem Dativ >mir< und dem Akkusativ >mich< nicht kennen. So steht auf Seite 85: ließ er mir (mich) poetische und prosaische Aufsätze sehen. Ferner findet man Teil. II, S. 184: >würde< für >werde<, T. I, S. 107: >schriebe< für >schreibe<, T. II, S. 115: >wäre< für >sei<, T. II, S. 7: „nach allem diesem (diesen)“. Die Gemahlin des verstorbenen Hofrath Böhme wird in Teil. II, S. 51 und Teil II, S. 311 „Frau Hofrath Böhme“ genannt; und auch sonst überall, wo er ihrer erwähnt, heißt sie nicht Hofrätin, sondern Frau Hofrath. T. II, S. 283 erzählt er von den Töchtern eines französischen Tanzmeisters, es sei ihnen beschwerlich geworden, „>mir< nach und nach das Walzen und Drehen einzulernen“. Offenbar kennt er den bekannten Unterschied zwischen lehren und lernen nicht, und weiß nicht, daß lehren den Accusativ regiert.

Den Buchstaben >e< läßt er an Substantiven im Dativ und Ablativ fehlen.

Er schreibt „einem Bock(e)“, „bei jedem Schritt(e)“, „vom Krieg(e)“, „an einem Weg(e)“, „auf dem Rückweg(e)“, „mit dem aufrichtigsten Dank(e)“. Ebenso lächerlich ist es, wenn Goethe den angeführten Wörtern das natürliche >e< abschneidet, andere Substantive mit einem unnatürlichen >e< beschenkt und z. B. Teil I, S. 18 „an einem Weihnachtsabende“ schreibt. So fehlerhaft schrieb vor ihm noch niemand.

(Quelle: Glover, >Goethe als Mensch und Schriftsteller<)

Weitere Beweise für Goethes Verfasserschaft: Siehe am Ende des Buches das Kapitel >Goethesche Idiotismen – eindeutige und unwiderlegbare Beweise für Goethes Verfasserschaft bei anonym und pseudonym veröffentlichten Werken<.

Nun nähere ich mich jenes traurigen Tages, an dem ich Elisa'n vielleicht zum letzten Mal sah, vielleicht zum letzten Mal ihre weise Lehren aus ihrem bezaubernden Munde hörte. War je ein Tag mir traurig, so war's dieser. Jene fürchterliche, auf die schreckenvolle Nacht folgenden Tage waren mir furchtbar, und alle meine Empfindungen wurden auf einen großen Punkt zusammengedrängt, die mich fast sinnlos¹⁰ machten und mich in [psychische] Krankheit stürzten. Schauerhaft wird mir daher immer jene Nacht bleiben und ich werde mich nie über einen Verlust trösten können, der mir unerklärlich bleibt, so lange ich nicht über das, was ich nachher in N...s hörte, Aufklärung erhalte; eine Aufklärung, die ich vielleicht dort schon wür/152/de erhalten haben, wenn ich mich der Person, die ich sprach, hätte ganz entdecken¹¹ dürfen und mich nicht mein Elisa'n gegebenes Wort, ein unverbrüchliches Stillschweigen über meine Begebenheiten in dieser Zwischenzeit gegen jeden sechs Jahre lang zu beobachten, gebunden hätte. So fürchterlich mir jene Nacht war, so traurig war mir jener Abend, an dem ich zum letzten Mal mit ihr sprach. Mein Busen, beklommen von Trennung ahndenden Empfindungen, hielt krampfhaft den Atem, den ich auszuhauchen bemüht war, auf, und noch jetzt, gedenk' ich dieses Tages - und wie oft geschieht dies nicht täglich - umwölkt Traurigkeit alle Gegenstände der Freude umher, und ich empfinde erneuerte Aufmunterung auf der Bahn, zum Ziel höchster Vollendung zu wandeln, zu der sie mir den Eingang eröffnete.

Das, was sie an diesem Abend in meinem Gedächtnis niederlegte, wird mir jederzeit so heilig sein, als hätte ich's unmittelbar von einer Gottheit empfangen; und die Eindrücke dieses Abends so ehrwürdig, als hätte ich im Heiligtum der /153/ Gottheit einen Tropfen der Seligkeit, die ihr¹² beglückt, getrunken.

Schon hatte [richtig: war] ich den [ganzen] Nachmittag dieses Tages umhergewandelt. Es war ein recht schöner, milder Herbsttag. Noch durchstrich ich den Zitronen- und Pomeranzenhain. Die welken Blätter rauschten unter meinen Füßen. Die Sonne sank bereits unter, und ich hatte mich ziemlich weit vom Schloß entfernt. Schon blickten Purpurstreifen durch die hin und wieder belaubten Äste der Bäume. Ich suchte dunklerbelaubte Stellen. Endlich fand ich eine sich natürlich wölbende Laube, im Hintergrund einer vor mir liegenden Rasenfläche. Ganz blaß schimmerte der Mond hinter der Gegendämmerung Rosengewölk am östlichen Himmel. Ich dachte an Elisa'n, sie blieb mir länger als gewöhnlich [aus]. Hier war eine, ganz der im Agostiner Walde ähnliche Stelle. Das Bild jener fürchterlichen Nacht lag vor mir. Traurig senkte sich mein Blick zur Erde. Ich dachte an die Zukunft und mit ihr [an] die Trennung Elisas. Tränen, die ich aufhalten wollte, zitterten in meinen Augen. Häufig rollten sie über mei/154/ne Wangen. Durch Aufopferung heb' ich zum Ziel höherer Vollendung meine Seelenkräfte, dachte ich, und mit diesen Gedanken verbreitete sich mit Wehmut vermischte Freude in meinen Mienen, unterdeß' Tränen dem Auge noch entfielen. Jetzt stand ich vor der Laube. Geheimnisvoll wogte ein dämmerndes Licht über den Hain hinweg. Ein sanfter Abendhauch flüsterte in den welken Blättern. Hier und da zwitscherte nur noch ein Vogel, und Käfer schwirrten, sich durchkreuzend, einsam vorüber. In diesen Augenblicken war mir, als wenn ich für immer mich von der ganzen Natur trennen, als wenn auf ewig mein Dasein aufhören würde. Ich war so traurig und doch fühlt' ich eine rechte Wollust in den mich jetzt durchströmenden Gefühlen. Nur Elisas Trennung war's, die ich mir dachte. In allen Gegenständen um mich her schien auf ewig alle gewöhnliche Freude für mich zu ersterben. Sie starben auch für mich auf ewig in diesen Augenblicken. Nie wird die Natur umher je das Bild alltäglicher Freude annehmen, die sie sonst für mich hatte. Eine höhere Wollust lern' ich seitdem kennen. Freude /155/ und Seligkeit in Leiden zu finden hier, wo der Geist übermenschlich groß, sie bekämpfend durch Standhaftigkeit, alle seine Kräfte zur Unendlichkeit Ziel erhebt. O, wie ganz anders denk ich seit diesem Tage. Nur das allmähliche Dahinsterben der Natur im Herbst ist mir jetzt ein beglückendes Bild, in welchem ich eine höhere Entwicklung der Kräfte lese. Unersättlich ring' ich jetzt nach dem Ziele der Unendlichkeit jeder mir angeborenen Kraft. Gewöhnliche Freude ist mir Tod - ein Dahinsterben meiner Geisteskräfte.

Ganz allein glaubt' ich hier zu sein, von keinem bemerkt. Ich trat in die Laube. Noch heftete sich immer mein Blick am Boden. Es rauschte in den Blättern. Elisa stand vor mir im weißen Gewande, alles [andere] dunkel umher, allein [sie] vom Glanz des Mondes erleuchtet¹³. Ich schauderte zusammen. Sie stand eben so da vor mir, als wie sie mir in jener Nacht erschien. Mit eben dem magischen, übermenschlichen Zauber

¹⁰ Gemeint ist: wahnsinnig

¹¹ Im Sinne von: anvertrauen

¹² Typisch Goethesche Grammatik! Richtig wäre: „als hätte ich im Heiligtum der /153/ Gottheit einen Tropfen der Seligkeit, die sie [die Gottheit ist gemeint] beglückt, getrunken.“

¹³ Ich vermute, daß Goethe in depressiv - melancholischen Stunden die Halluzination haben konnte, daß Urania (im Roman Elisa de R.) ihm erscheinen würde. Siehe auch Seite /40/.

schien sie umweht, einem höhern Geist ähnlich. Das ganze schreckliche Gemälde jener Nacht erwachte in mir. Ich konnte mich der Ohnmacht nicht erweh/156/ren. Augenblickliche Trennung von ihr dacht' ich mir ganz nahe. Meine Sinne schwanden hin - ich sank ohnmächtig zu ihren Füßen. Als ich erwachte, ruhete ich auf der Rasenbank in ihren Armen. Mit ihrem Tuch wischte sie mir die Schweißtröpfchen von der Stirn. Sie drückte mich an ihren Busen. Ihr himmlisch heiterer und mit Wehmut vermischter auf mir ruhender Blick sagte mir, was ich schon vorempfunden hatte. Lange sprachen wir nur durch Blicke, durch Mienen. Arm, äußerst arm ist die Sprache in Worten, wenn man auf ein Meer solcher Empfindungen gerät. Größter Reichtum herrscht dann in der Sprache der Blicke und Mienen. O, wie feierlich groß und schrecklich zugleich sind die Augenblicke der Trennung von einem Gegenstande, der durch die höhern Gottheitsbande der Liebe zum Ideale höchster Tugend mit uns verknüpft ist. Hier drängt sich alle Standhaftigkeit auf einen Wirkungspunkt - den Verlust unsers höchsten Gutes - zusammen, und alle unsre Kräfte werden zur höchsten Stärke vereinigt, um nicht sie zu /157/ verlieren. In der Trennung Zeit ist unser größtes Bestreben, immer ähnlicher zu werden dem Ideal unseres Herzens. Wer nicht durch Trennung von einem geliebten, tugendhaften Gegenstand, wer nicht in der Unterdrückung der Liebe zu ihm alle höhere Geistesvermögen zur höchsten Kraft erhebt, nicht groß in diesem höchsten Kampf mit sich selbst wird, gewiß, der wird sein Leben in der erschlaffenden Sphäre der Gewöhnlichkeit verträumen, nie sich zur Sphäre höherer Tugend erheben, die sich durch Aufopferung zum Wohle der Menschheit bildet.¹⁴ Ich habe manchen rauhen, gefährvollen Weg des Kummers schon sehr früh durchwandert, war, von den frühesten Jahren der Kindheit, mit dem verschuldeten und unverschuldeten Leiden der Menschheit umgeben, und reifte in ihren heißen Strahlen zur höhern Vollkommenheit; aber in keinem Vorfall des Lebens hab' ich die höhern Kräfte, ja ich möchte fast sagen alle Seelenkräfte in ihrer größten Tätigkeit gesehen, als in jenen Augenblicken. Die Wunden, die Trennung und zu bekämpfende Liebe schlagen, sind unheilbar, und der geringste, /158/ uns in jenen Augenblicken umgebende Gegenstand reißt sie auf, wenn sie schon geheilt schienen.

Noch ruhte Blick auf Blick und nur in verstohlenen Seufzern verloren sich die mich marternden Empfindungen. Wer ist solche Stunde in Worten zu beschreiben fähig. Hier stockt die Träne im Auge, ein sich aus tiefer Brust angstvoll hervordrängender Seufzer wird erstickt.

Endlich brach Elisa die Stille: „Mein Bester! Ach, Du scheinst es zu ahnen, daß bald wir uns nicht mehr sehen werden. Dann beginnt der große, der erhabene Kampf mit Dir selbst. O, möchten wir uns doch so wiedersehen, als ich wünschte, daß wir uns sehen werden! Doch wir werden es. Du wirst das, was Du mir in jenen, hier mit mir durchlebten Stunden der Einsamkeit versprachst, halten. Du wirst das Ziel hoher Vollendung erreichen, zu dem der dornenvollste, die höchste Aufopferung heischende Weg, der wünschenswerteste, der glücklichste ist. Sollte ein natürlicher Tod eher als ein *mir selbst bestimmter* mein Leben enden, ich dich vielleicht auf ewig nicht /159/ wiedersehen: dann, mein Wertester, wirst Du mein Andenken dadurch erhöhen, daß Du die Stufe höchster Vollendung erreichst, wo Dich nichts mehr täuscht, wo Du die Dir selbst entworfene Bahn höchster Aufopferung aller Ruhe zum Glück der Menschheit durchwanderst, und Dich zur Sphäre jener erhabenen Menschheit emporgehoben siehst. Vergehen - ist das große Gesetz der Natur. Auch ich bin dem früher, vielleicht als ich will, unterworfen. Bin ich nicht mehr da, so wird das Andenken meiner Taten Dir doch unvergeßlich sein. Von unsichtbaren Führern umringt wirst Du gewiß das Ziel erreichen, dessen Du würdig bist, oder Dein Leben müßte sich früher endigen als ich wünschte. Unsichtbar Dir, werd' ich durch andere um Dich wachen, und Dich dem hohen Zweck völlig entgegenbildern, dem Du voll Standhaftigkeit und innern Mut schon entgegen wandelst. Noch stehst Du in der Blüte der Jugend, und schon hast Du jene Vorurteile besiegt, die sklavisch manche Greise noch fesseln. Religiöse Schwärmerei war das Spielwerk Deiner Kinderjahre /160/ Romantugend und Liebe wechselte schon in Deinen Knabenjahren mit den ernstern Kenntnissen der Weisheit. Sie dämpften fast alle Leidenschaften, die in den Jünglingsjahren in völliger Glut aufloderten. Oft fühltest Du Dich groß in diesem Kampf. *Eine* flammt noch in Deinem Busen: Durch mich erwachte sie. Schon suchtest Du sie zu bekämpfen, und manche höhere Tugend reifte in diesem Kampf. Jetzt stehst Du auf der Scheidung vom Jüngling zum Mann. Völlig wirst Du sie verlöschen, diese fürchterliche Leidenschaft, die oft mit erneuerten Qualen erwacht und zur höchsten Vollkommenheit Gipfel erhebt, bekämpft man sie ganz. Dann erhebt sich Dein Wille geläutert zur gereinigtem Sphäre, in der er von den Wünschen gewöhnlicher Menschlichkeit nicht mehr getrübt, jede Leidenschaft nach Gesetzen der Vernunft beflügelt zum allgemeinen Wohl der

¹⁴ Hier gesteht Goethe, daß seine Liebestragödie mit Urania ihn zum Illuminaten [d. h. zum Stoiker] und zu einem deutschen Voltaire machte.

Menschheit. Früh entriß man Dir Deine Mutter durch den Tod.¹⁵ Im Schoß der Ländlichkeit ließ man Dich aufkeimen. In der Hauptstadt reifte jede Kraft Deiner Seele an eignen und fremden Leiden, und schon im Kna/161/benalter erblicktest Du mit Wehmut, daß Hohe und Niedere unter Leiden seufzten. In Einsamkeit zogst Du Dich öfters zurück und hier entwickelte sich Dein tieferes Denken und *die* Menschenliebe, die Dich noch beseelt und jederzeit beseelen wird. Hier entflammte sich jenes heilige Feuer, das noch so rein in Dir lodert, und bereit ist, sein Licht zum Wohl der Menschheit umherzustreuen. Mit ihm erwachte Standhaftigkeit, Duldung und ausdauernder Mut, ohne sich durch Leiden niederdrücken zu lassen. Mit der geheimen Liebe zu mir (die Du keinem offenbaren durftest)¹⁶, zogst Du Dich ganz in Dich selbst zurück. Gegen jeden verschwiegen, zehrtest Du an Deinen eignen Leiden, und jede höhere Tugend flammte auf zur Tätigkeit. Jetzt wird jede mit der freiwilligen Selbstbekämpfung zur höchsten Vollendung Gipfel sich emporschwingen. Noch stehen Dir in den nächsten Jahren einige sehr harte Erfahrungen bevor, die schon auf der Bahn Deines Lebens vorbereitet liegen. Manche Träne wird Deinen Augen enttröpfeln. Manche Stunde der heftigsten Wehmut wirst Du durchleben. Betrachte sie als /162/ Schauer des Herbstes, nach welchem ein rauherer Winter folgt, der die Natur schlummernd und erstarrt mit neuen Kräften belebt. Noch trübere Tage folgen, von Dir mit Schauer in Ahnungen schon vermieden. Zur höhern Glückseligkeit reift Dein Geist auf diesem rauhen Wege, und mit Entzücken wirst Du jenen Gipfel betreten, wo Du Dein eigener Führer, der Bestimmer Deines Schicksals bis zum Tode bist!“

„Geliebteste Elisa, könnten trübere Tage folgen als diese Trennung von Dir, die Bekämpfung der Liebe zu Dir mir geben würden? Gewiß nie. Ach, ich fand mich schon so stark, Deine Trennung von mir zu erdulden! Aber in diesen schrecklichen Augenblicken empfind ich erst, was Du mir bist: wie unauflöslich Dein göttliches Ideal sich mit mir vereinigt hat. Siehe, jetzt trennen wir uns, wahrscheinlich bald, denn schon sehe ich den furchtbaren Augenblick als ganz nahe; aber Dein göttlicher Geist wird mich beseelen, auch wenn Du nicht mehr um mich bist - ewig mich beseelen, auch wenn der Tod Dich von mir trennen sollte. Furcht/163/bar ist mir das, was Du von einem *dir selbst bestimmten Tode* ...“

„... vergiß dies! Am Ziele der Vollendung wirst Du Aufschluß hierüber erhalten. Viel, sehr viel hab' ich Dir noch zu sagen, mein Bester, und noch unendlich mehr an jenem hellen Ziele!“

„Vielleicht tötet mich dieser Selbstkampf, für mich zur höhern Vollendung von Dir gewählt! Ach - sollten wir uns nie wiedersehen, so wirst Du Dich meiner erinnern, erinnern, daß auf dem Wege zum Ziel der Vollendung ich starb. Erreich' ich aber lebend den erhabnen Gipfel des Ideals Deiner Tugend, dann, göttliche Elisa, sink' ich als Sieger in Deine Arme. Wann wird dies aber sein! Jahre werd' ich mit mir zu kämpfen haben, und doch wird nie sie geheilt werden die in diesem Kampf geschlagene Wunde!“

Der Mond erleuchtete ihr Antlitz. Freudetrunken ruheten ihr Blick auf einer endlosen Ferne und kehrte aus dieser zu mir zurück. Heftig drückte sie meine Hand in der ihrigen.

„Wir werden uns wiedersehen, der Tod müßte uns trennen! Sehen werd' ich Dich, mein /164/ Bester! Dann, wenn Du die unwandelbare Bahn höherer Aufopferung unveränderlich durchwandelst und im Strome der Zeit alle Vorurteile vertilgt hast - wenn Du, ein tieferer Menschenkenner, nur höhere Weisheit darin findest, die Menschen um Dich her zu leiten zum Ziele höherer Vollkommenheit, höhern Glücks, durch mit gewöhnlichen Freuden vermischte Leiden. Ach - und dies wird dann sein, dann - (hier glüheten ihre großen blauen Augen von einem göttlichen Feuer, und verloren sich auf ein in unendlicher Ferne schwebendes Ziel. Eine Gottheit leuchtete in jeder ihrer Mienen. Mich durchbebte ein ehrfurchtsvoller Schauer - ich sank vor ihr nieder aufs Knie) wenn ein ganzes Volk des Despotismus' Fesseln zerbrochen, unter welchen es sich jetzt sklavisch beugt! Dann, wenn dasjenige Volk, welches jetzt schon bis zu den geringsten Ständen hinab den höchsten Grad der Aufklärung vor allen übrigen Völkern der Erde erreicht hat und von dem feinern Gefühl der Ehre beseelt, unter Tyrannen im tiefsten Elend und Armut seufzt, Freiheit errungen hat, wie sie /165/ noch kein Volk der Erde errang! O, mit Entzücken seh ich dieser Zeit entgegen; dann werd' ich den Lohn meiner Bemühungen erreichen: in der Rückkehr des [geistigen] Adels der Menschheit und jeder höhern Seelenschönheit! Ach, es ist ein so gutes, ein so edles Volk, das unter der Tyrannei Ketten schon Jahrhunderte geseufzt hat und noch seufzt! Bald wird der Druck sein höchstes Ziel erreicht haben. Unter diesem schlummert der Verzweiflung zerstörende Heldenkraft. Eine Morgenröte wird dämmern an ihrem Horizont, an der ihr, Könige, Fürsten und Adel in das Nichts zurücksinkt; Diademe und Ordensbänder keinen Wert mehr geben, der Unterschied der Stände aufhört und *nur Adel der Seele auf Achtung Anspruch machen darf!* Eine Morgenröte wird dämmern, an der kein despotisches Gesetz, von Einzelnen in Kabinetten

¹⁵ In der Realität: früh wurde Wolfgang Goethe *der Vater* durch den Tod entrissen: Kaiser Karl VII. starb wenige Tage vor seiner Geburt. Siehe Baus: >Bettinas wirkliches Verhältnis zu Goethe - Ist Goethe der (natürliche) Sohn Kaiser Karls VII.?<

¹⁶ Goethe, der Bürger, durfte ebenfalls seine Liebe (und Liebschaft) zu der adeligen Urania keinem offenbaren.

geschmiedet, mehr Gültigkeit hat. Das Volk wird sein eigener Gesetzgeber sein! Freiheit wird jeden Einzelnen beseelen. Spät oder früh dort derjenige, der heimtückisch der Menschheit Rechte zu morden wagt, vertilgt /166/ werden. Ein heiterer heller Morgen wird dort erwachen, an dem die Göttin der Wahrheit, in strahlender Glorie der Vernunft, ihre Rechte wiedergeben und ihre Fesseln, Hoffnung und Glaube, vernichten wird, womit gewöhnlich Theologie und ihre Tochter Religion, jene Bastarde der jeden Einzelnen in Dummheit erhalten wollenden Despotie, die Vernunft in den Abgrund beständiger Unwissenheit tiefer stürzen möchte, damit nie sie sich zur Sphäre ihrer angeborenen Würde erhebe, nie nach innerer Tugend, nach Weisheit der Menschen Wert schätze, und bemerke, daß der Urquell alles Seins und aller Weisheit viel zu groß, viel zu erhaben sei, um nicht zu gestehen: Er sei viel zu unbegreiflich, als daß kindische Zeremonien gegen ihn nötig wären, die nur dahin abzwecken, die Vernunft in Schlummer zu wiegen, um nicht gegen Tyrannei zu erwachen, dahin abzwecken, die Armut um ihren Erwerb zu bringen. O, ich würde schaudern bei dem Gedanken an Theologie und Religion, diese folternde Kette der Menschheit, wenn sie nicht Nationen empfinden müßten, /167/ um dann den Wert der Freiheit desto höher einst zu schätzen. Nicht sich begnügend, daß sie des Reichen Güter an sich reißt und an dem Erwerb der drückendsten Armut nagt, sucht sie auch jede höhere Kraft des Geistes, Vernunft und Verstand, zu unterdrücken.¹⁷ Schwesterlich umarmt wandelt sie mit Tyrannei und Despotismus lächelnd über ihre Zerstörung hin, unbekümmert um die ganze Menschheit beugt sich nur diese in den Fesseln der Dummheit, einzig für sie tätig. Leiden verbreitet sie umher, nicht - um dadurch die Menschheit zum Ziel höherer Vollendung zu heben, daß sie höhern Seelenadel durch Leiden sich erwerbe, freudetrunken auf ihre durchwandelte Lebensbahn zurücksehe, sich bewußt, daß sie, frei von allen Vorurteilen, sich erhebe über gewöhnliche Menschheit an Weisheit und Edelmüt. Nein! Immer in *tieferer Unwissenheit und Sklaverei versinken zu lassen die Menschheit, das ist ihr Ziel!* Ich will meinen Blick wegwenden von dem Gemälde des Unmenschlichen, was durch sie schon geschah. Ein Gefäng/168/nis, von sich nicht bis zur Sphäre der Klugheit erhebender Despotie erbaut, ist es. Doch ein beschleunigter heftiger Druck von den höhern Ständen, oder von Despoten selbst und eine größere Aufklärung in den untersten Volksklassen veranlaßt, stürzt es ein - und die Wahrheit errichtet der Vernunft dort einen Thron. Die Menschheit muß alle Stufen des Irrtums durchwandert haben, um ihre Nachkommen zum Ziel höherer Wahrheit zu führen; sie muß durch alle Nuancen von Leiden geführt werden, um sich glücklich zu fühlen am Ziel höherer Vollendung, durch Zunahme widerstrebender Kräfte. Wenn in jenem Lande die schöne Morgenröte anbricht, die für ein freies Volk aufdämmert, dann werden noch nach Jahren entferntere Völker unter der Sklavenlast der Despotie seufzen.“

„Theologie und Religion, sagst Du, wären Fesseln der Vernunft? Sie müßten zertrümmert werden? Dann müßten es auch Gesetze, denn sie sind eine Fessel, ohne deren Vertilgung keine eigentliche Freiheit existiert; eine Fessel, die uns, könnte man ebenfalls sagen, der Läuterung un/169/seres Willens beraubt! Aber - wie hätte dann Ordnung sein Dasein?“

„Auch Gesetze müssen dort aufhören. Wie könnte Freiheit mit diesen zugleich bestehen! Dann wäre sie ein Unding! Ein enger Kerker, den sich die Phantasie als einen großen Weltraum dächte! Nein. Freiheit ist völlige Gesetzlosigkeit, [das] Vermögen zu tun und zu lassen, was ein mögliches Wollen bestimmt. Sie ist ein großes, ein erhabenes Gut! Aber auch verdienen muß es das Volk, das sie besitzen soll. Wo Freiheit ist, dort kehrt jede erhabene Tugend zurück. Gesetze überhaupt zeigen noch eine Menschheit, in ihrer Kindheit begriffen, an. Eine ausgebildete, aufgeklärte Nation braucht dieses Gängelbandes nicht mehr, das nur für schwächere Geister gehört. Es setzt der höhern Entwicklung der Geisteskräfte Grenzen. Dem klugen, dem verschlagenen, mit Menschenkenntnis begabten Kopf ist *kein* Gesetz Gesetz. Sie sämtlich wird er zu übertreten wissen, ohne daß man ihn einer Übertretung beschuldigen kann, besitzt er nicht Edelmüt genug, seine höhern /170/ Geisteskräfte nicht zum Schaden eines andern anwenden zu wollen. Er ist beständig der Beherrscher der Andern und der Unwissende sein Sklave, ohne daß dieser es einmal ahnt, und säß er auch auf einem Königsthron. Jederzeit wird dieser herrschen, und am meisten in einem mit Gesetzen überströmten

¹⁷ Siehe Celsus >Gegen die Christen<, 2. Teil, Kapitel 3.1: Der Ausschluß des Weisen und Guten (3,44-71). *1. Solches wird von Ihnen [den Christen] geboten: „kein Gebildeter komme heran, kein Weiser, kein Kluger, denn als Böses gilt dieses bei uns; sondern wenn einer unwissend, unverständlich, ungebildet, wenn einer unmündig ist, er komme mutig heran“. Denn indem sie auf solche Weise diese als ihres Gottes [Jesus Christus] würdig bekennen, so ist klar, daß sie nur die Einfältigen und Niedrigen und Unverständigen und Sklaven und Weiblein und Kindlein überreden wollen und können. Was ist es denn sonst Böses, gebildet und um die besten Reden besorgt und klug zu sein und so zu erscheinen? Was hindert dies denn an der Erkenntnis Gottes? [...] Schlimm ist Wissenschaft. Wissenschaft führt die Menschen ab von der Gesundheit der Seele. Vor Weisheit gehen sie zu Grund. Höret mir zu, ich allein, sagt er, werde euch retten. Denn die andern Aerzte richten die zu Grund, welche sie zu heilen versprechen! Ebenso handelt der christliche Lehrer ähnlich einem Berauschten, der vor Berauschten auftritt und die Nüchternen beschuldigt als Berauschte. Er ist ähnlich einem Augenkranken, der vor den Augenkranken die Scharfsehenden beschuldigt, als ob sie augenlahm wären.*

Staat. Denn in diesem sind die Gesetze es eben, die ihm zum Deckmantel der Verstümmelung und Verdrehung der Menschenrechte zu seinem Vorteil dienen, gegen die sich der Unwissende nun um so weniger auflehnen darf, weil ihn sein Gegner durchs Gesetz zum Schweigen bringt, gegen die er sich auch um so weniger auflehnen kann, weil eben Gesetz es war, unter dessen Schutz er seinen eignen Verstand nicht auszubilden nötig zu haben glaubte, er also noch immer länger im Zustand der Unwissenheit blieb. Gesetze, von Menschen zur Einkerkung der Kräfte zu ihrem Vorteil geschmiedet, und so auch Theologie und ihre Tochter Religion sind die Despoten, die alle höhere Seelenkräfte in dem Dunkel der Unwissenheit erhalten, sie nie zur höhern Tätigkeit /171/ hinaufklimmen lassen wollen. Aber eben sie sind es auch, die es machen, daß die Vernunft immer heißhungriger jeden reizenden Strahl der Aufklärung durch das fürchterliche Dunkel des Kerkers, in welchem sie von Despotie zurückgedrängt werden sollte, auffängt, und auch keinen ungenutzt verlorengehen läßt. Sie sind der Druck zur erhöhtern Elastizität, und, bei höchster Zunahme des Drucks, schleudert völlig erwachte Vernunft sie alle in ihr voriges Nichts und erhebt sich selbst auf den Thron. *Dann zügelt kein Gesetz, keine Theologie und Religion das Tun und Lassen der Menschen mehr und wiegt sie im Schlummer der Untätigkeit. Jeder Seelenkraft wird die Bahn zur unendlichen Tätigkeit offen und frei daliegen. Sie alle werden sich zum Gipfel ihrer höchsten Vollkommenheit erheben.* - Nochmals wiederhole ich: Nach einigen Jahren wird ein Zeitpunkt in der Tätigkeit eines jetzt unter den Fesseln des Despotismus' schmachtenden Volks /172/ erscheinen, da ihr Regent in sein Nichts zurücksinkt, da ungebunden ihr Geist dem Ziele höchster Vollendung in völliger Gesetzlosigkeit entgegeneilt - ein Zeitpunkt, da ein Kreis vor den Augen des Volks sich versammelter Männer, unter der Obhut höherer, nicht bekannter, unter Aufsicht der vortrefflichsten Geister stehender, ganz sich zurückziehender Menschen, über das Wohl des Volks wachen, ihre Freiheit beschützen, selbst dann beschützen und sie glänzender emporheben muß, wenn es schon wieder in [den] Abgrund der Vernichtung hinabgesunken zu sein scheint. Kriege sollen entstehen durch ihre Vermittlung, von benachbarten Fürsten gegen dies Volk geführt, um den edelmütigen Teil der Nation von dem niedrigdenkenden zu sichten, den Samen der Freiheit in andern Ländern zu säen und sich selbst zum höhern Grad der Tapferkeit zu erheben.¹⁸ Blut wird strömen und selbst Blut eines entfernten Königs, der feurig an Heldenmut sich gegen sie zu bewaffnen wagen, die Freiheit in diesen Ländern mit Hilfe anderer Fürsten unterdrücken und so zur größern allgemeinen /173/ Tyrannei und Unterdrückung der Menschheit beitragen würde.“

Mich schauderte bei dieser Rede. In ihren Augen glühte ein göttliches, über eine ganze Menschheit segnend hinströmendes Feuer. Eine himmlische Heiterkeit ruhte in ihren Mienen. Mich grausete noch. Sie bemerkte es. Ein milder Ernst deckte ihre Stirn. Sie fuhr fort:

„Noch lange nicht bist Du der gewöhnlichen Menschlichkeit entwöhnt. Auch ich empfand und dachte einst so wie Du jetzt. O, wie ganz verändert denkt man auf dem Gipfel höchster Menschenvollendung, hat man sich erst zur Sphäre der Gottheitskraft erhoben. Teurer ist dann das Blut der Menschheit, als daß man es jetzt der Willkür hitziger Könige aufopfern sollte. In der Waage der Gottheit und in der höherer Menschliebe, die für die Entgegenbildung der Menschheit zur erhabensten Tugend wirkt, ist ein Tropfen Blut des Monarchen nicht schwerer als der eines Bettlers; das Leben eines Monarchen so leicht als das des Bettlers. *Geburt gibt keinen höhern Wert, nur /174/ allein höhere Tugend.* Und auch diese sterbe, wenn aus ihrem Tode eine höhere sich entwickelt und größere Glückseligkeit entspringt für die Menschheit; sänke sie auch selbst in der Person eines Königs! - Sollte nicht Einer¹⁹ geopfert werden, um Hunderttausenden das Leben zu retten? Würden nicht viele Hunderte, der Notwendigkeit gehorchend, fallen gegen die gerechte Sache eines ganzen Volkes, die viel tugendhafter und edler dachten als er? Nein, so gering achte ich die ganze Menschheit nicht! Sie ist mir unendlich verehrungswerter! Dürft' ich Dir schon mehr sagen, dürft' ich vor Deinem Blick schon das ganze Gemälde des künftigen Schicksals der Völker enthüllen, es enthüllen bis zu den einzelnen Teilen hinab, wie alles im Gleichgewicht sich immer höher zum höchsten Gipfel der Vollendung, durch alle Nuancen der Erfahrung emporschwingt, endlich die ganze Menschheit den Punkt erreicht, wo sie mit Entzücken den Kerker der Gesetze, Theologie und Religion einstürzt und nun nichts mehr der freien Veredelung ihrer Kräfte entgegenwirken sieht! *Dann /175/ würden Dir diese der Vorsicht geraubten, in dem Busen jener menschlichen Gottheiten aufbewahrten und durch sie mit Allmacht ausgeführten Pläne voll*

¹⁸ Goethe schildert hier genau die politische Lage, in der sich die erste französische Demokratie im Jahre 1792 befand: Die europäische Aristokratie blies zum Sturmangriff gegen die freiheitlich demokratische Verfassung des französischen Volkes. Goethe war sogar bei einem solchen militärischen Unternehmen (Campagne in Frankreich 1792) als Beobachter dabei, das allerdings am Freiheitswillen der Franzosen scheiterte. In einem Brief an den Sohn Ludwig Tieck spricht er von den „Sklavenheeren“, die von den Franzosen in die Flucht geschlagen wurden. Auch Goethe war, wie Franz Michael Leuchsenring, ein unsichtbarer, also ein geheimer Illuminaten - Agent.

¹⁹ Auf die Hinrichtung des französischen Königs auf dem Schafott wird offensichtlich angespielt.

höchster Weisheit vor Augen liegen.“

„Unfaßbar ist mir das, was Du mir in dieser fürchterlichen Stunde sagst. Jahrelange Erfahrungen gehören dazu, um einzelne Züge Deiner Rede verstehen zu lernen. Nur kleine, abgerissene Stücke sind mir verständlich. Das Ganze - ach Elisa! ich gestehe es Dir aufrichtig - ist meiner jetzigen Denkart, meiner jetzigen Empfindung nicht angemessen: Ich übersehe es nicht. Auch die Tugend sterbe, selbst in der Person eines Königs, wenn aus ihr eine höhere emporkeimt, sagst Du. O, wenn wir auch nur dessen denn ganz gewiß sind, daß größere Glückseligkeit durch gewaltsame Mittel befördert werde!“

Es war damals für mich noch immer ein Hin- und Herschwanken in dem Glauben an eine solche höhere Verbindung von Menschen, die das Schicksal einzelner Menschen, sowohl als auch ganzer Nationen nach ihren entworfenen Plänen zu lenken im Stande wären.²⁰ Unglaublich schien /176/ es mir, wenn ich bedachte, was man öfters bei Menschen, deren Charakter unter dem Schleier der Undurchdringlichkeit eine ganz andere Außenseite zeigt, für eine vergebliche Arbeit vornimmt, wenn man sie zu einem gewissen Zweck hinführen will. Im Gegenteil schien es mir auch wieder sehr glaublich, wenn ich bedachte, daß diesen Menschen keiner undurchdringlich sein könne, weil durch ihre Veranstaltung schon in den frühesten Jahren der Kindheit jeder, durch Hervorlockung von Leidenschaften und Kräften und [durch] Unterdrückung anderer [Kräfte] den *künftigen Zwecken* entgegengebildet wird, zu denen er gebraucht werden soll. Die tiefste Menschenkenntnis setzte ich bei ihnen voraus. Die mehrste²¹ Schwierigkeit machte mir nur noch zu enträtseln, wie es möglich sei, daß sie so unbemerkt nicht allein das geheimste Privatleben einzelner Menschen, sondern auch die Handlungsart ganzer Völker nach ihrem einmal entworfenen Plan modifizieren könnten. Wären es viele, dacht' ich, wie es doch natürlicher Weise sein müßte, wenn sie ein so ungeheures Unternehmen glücklich ausführen wollten, so würde es schon /177/ längst lautbar geworden sein, weil ein Geheimnis unter Viele verteilt nie verschwiegen bleibt; und wenige können es nicht sein, weil diese ein Werk, das Allmachtskraft erfordert, nicht auszuführen im Stande sind. Wie sehr irrte ich aber hierin. In der Folge erhielt ich Aufschluß hierüber, der mich hinreichend deutlich belehrte, daß, bis tief in den untersten Ständen hinab, die Wirkung von vielleicht hundert Personen, unter Aufsicht eines Einzigen, auf das Schicksal aller Menschen der Erde sehr wohl möglich sei.²² Damals hätt' ich mich nicht so schwankend in meiner Meinung gezeigt, hätt' ich nur ahnden können, daß soetwas wirklich bis zu dem hohen Grade der Ausbreitung getrieben werden könnte. Ein Schauer durchbebte mich, wenn ich der furchtbaren Allmacht jener erhabnen Menschen gedenke, [wenn ich] bedenke, daß das, was mir Elisa von dem Schicksal eines ganzen Volkes und eines Königs sagte, sich in dem Schicksal Frankreichs und dem Tode Gustavs III. und dem ausgebrochenen Kriege in Frankreich bereits bestätigt hat, und vielleicht auch das, was sie mir noch sagte, in dem Schicksal Italiens, Spa/178/niens und einiger anderer Provinzen bestätigen wird. Welche Macht, sie sei auch noch so groß, ist diesen Bestimmungen des Schicksals ganzer Nationen entgegenzuwirken fähig, sie, die unter der Hülle der Gewöhnlichkeit vor jeder Entgegenwirkung sicher, die ganze Menschheit nach einmal entworfenem Plane dem sich entworfenen Ideal entgegenbildet? Wer findet sie auf, sie, die tausendmal ihren Namen verändern, bald in diesem, bald in jenem Lande sind, einen hohen und niedrigen Stand annehmen, je nachdem es ihrem Plan angemessen? Keiner als der, den sie bestimmt haben, sie aufzufinden. Sie sind aufs hinreichendste dagegen gedeckt, wie Sie²³ in der Folge noch deutlicher es aus meinen Begebenheiten sehen werden.

„Pflicht bindet mich, Dir nicht mehr zu sagen, als ich Dir schon gesagt habe, sonst würdest Du einsehen, daß alles die einmal von jener höhern Menschheit entworfene Bahn wandeln muß, ohne abweichen zu können. Am Ziel höchster Vollendung entsinkt der dunkle Schleier, der Dir Dinge verhüllt, die zu enträtseln Du noch nicht /179/ stark genug bist. Siehst Du das bestätigt durch Erfahrung, was ich Dir von einem ganzen Volk in dieser Stunde der Einsamkeit sagte, da geheimnisvoll sich des Mondes Licht auf dunkel belaubten Ästen wiegt, dann zweifle nicht mehr, daß es Menschen gibt, die alle ihre Kräfte zur Gottheitskraft erhoben, um das möglich zu machen, was keiner zu denken wagt, ohne es nicht für Frevel gegen den Weltenregierer

²⁰ Siehe Goethes >Wilhelm Meisters Lehrjahre<, WA I.23, Seite 120: „*Sie sollen bald erfahren, welch eine kleine Welt sich in Ihrer Nähe befindet, und wie gut Sie in dieser kleinen Welt gekannt sind...*“ und Seite 123: „*Wenn so viele Menschen an dir Teil nahmen, deinen Lebensweg kannten, und wußten, was darauf zu tun sei, warum führten sie dich nicht strenger? warum nicht ernster? warum begünstigten sie deine Spiele, anstatt dich davon wegzuführen?*“ und Seite 126: „*Ihr sonderbaren und weisen Menschen, deren Blick in so viele Geheimnisse dringt, könnt ihr mir sagen, ob Felix wirklich mein Sohn ist?*“ Siehe auch III. Buch, ab Seite /117/ des vorliegenden Illuminaten - Romans.

²¹ Im Sinne von: meiste (Schwierigkeit).

²² Gemeint ist: „*In der Folge erhielt ich Aufschluß hierüber [...], daß [...] ein Einwirken von vielleicht hundert Personen, unter Aufsicht eines Einzigen, auf das Schicksal aller Menschen der Erde sehr wohl möglich sei.*“

²³ Der Leser ist gemeint.

zu halten! Kein Tropfen Blut fließt, aus dem nicht höhere Tugend, höheres Glück keimen sollte - für die Menschheit. Bemerkest Du vielleicht einmal mit Schauern, daß das Laster hier triumphiert und dort die Tugend unterdrückt wird: so zweifle nicht, daß jeder Augenblick des Lebens mit Weisheit geordnet und seine Wirkung berechnet sei, die *der* nur einsieht, der sich im Standpunkt der Zentralkraft, mit ihren Wirkungen genau bekannt, denkt - und von hieraus das Ganze beurteilt. Sinkt jetzt die Tugend unter dem Druck des Lasters, so sinkt sie, um glänzender sich zu erheben. Unvergesslich sei jedes meiner Worte Dir, die in vergangenen Aben/180/den Du von mir hörtest. Wir sehen uns vielleicht nicht so bald wieder. Manche Erfahrungen wirst Du in dieser Zeit machen, mache wirst Du selbst kühn und standhaft über den Horizont Deines Lebens heraufführen, die Dich entgegenbilden dem erhabenen Zweck, zu dem Du bestimmt bist, die Dich nähern dem erhabenen Gipfel, der uns noch trennt. Augenblicke werden zuweilen wiederkehren, da Du an Weisheit zweifelst, da Du sie an Grausamkeit grenzen siehst; dann denke Dich im Mittelpunkt des Ganzen, und schaudert Dich auch dann noch, so schweige voll Ehrfurcht - und erwarte der weitem Entwicklung. Entzückt wird Dein Blick nun auf das Gemälde des Ganzen fallen, dessen himmlische Schönheit Du nur erst durch einen Schleier erblickst. Wonnetrunken wirst Du staunen, könntest Du es enthüllt in strahlender Glorie vor Dir sehen! - Wie könntest Du auch schon alles das fassen, was ich Dir in diesen Stunden der Einsamkeit sagte. Das ist jetzt unmöglich. Nach einigen Jahren wirst Du es aber ganz begreifen. Bewundernd wirst Du das höchste Ideal der Tugend im Plane /181/ dieser erhabenen Menschheit finden, Du selbst noch immer größere Schönheiten entfalten, und die höchste Menschenliebe, höchste Menschenbeglückung in ihm entdecken. Dann wirst Du, durch die trübsten Erfahrungen, durch höhere Aufopferung zur erhabenen Tugend geläutert, die Bahn Deines Schicksals, ganz in Dich selbst zurückgezogen, zu jenem göttlichen Ziele eröffnen; aufsuchen wirst Du mich dann, und wiedersehen werden wir uns dort, wo Du es am wenigsten vermuten kannst; wiedersehen dann, wenn sich der Freiheit göttliches Feuer, durch von jenem glücklichen Volke fortgesetzten Krieg, der ihm südwestlich und südöstlich liegenden Halbinseln bemächtigt²⁴, und selbst [in] einem weit entfernten südlichen halben Weltteil ausbricht. - Nun habe ich Dir noch manches, Dich selbst Betreffendes zu sagen: Hier übergebe ich Dir ein versiegeltes Paket. Es enthält nur einige Bogen. Bewahre es, ohne es zu öffnen, wie Dein Leben, wie Deine Tugend. Sie enthalten Dich betreffende Dinge, die Dir enthüllen können, was /182/ jene höhere Menschheit vermag. Bald trennen wir uns, mein Bester! Du mußt nun nach Deutschland schleunigst zurückeilen. Beobachte tiefes Stillschweigen gegen jedermann über Deine Reise aus Deinem Vaterlande einige Jahre lang, bis zu dem Dir angegebenen Zeitpunkt. Keinem Deiner Verwandten und Deiner Bekannten kann Deine viermonatige Abwesenheit auffallen, da sie Briefe von Deiner Hand in dieser Zeit, aus dem ihnen von Dir bestimmten²⁵ Ort Deines Aufenthalts, erhalten haben.²⁶ Suche über unsere Trennung Deine Schwermut zu bekämpfen. Nichts zieht den uns ausspähenden Blick mehr an sich als dieses: Weil man es uns selten vergeben kann, daß unsere Stirn sich umwölkt zeigt, wenn auf allen übrigen ein heiterer Himmel lacht. Ziehe Dich lieber dann ganz in die Einsamkeit zurück; und weiche jeder auflauschenden²⁷ Frage durch eine weit vom eigentlichen Ziele abführende Antwort aus. Unterdrücke die Liebe zu mir, und bilde Dich, durch höchste Aufopferung, jener Dich erwartenden Gottheitsglückseligkeit entgegen. Kannst Du Dir das Zeugnis geben, du seist wür/183/dig mich wiederzusehen, und Du siehst das, was ich Dir von jenen Ländern sagte, in Erfüllung gehen, dann entsiegle diese Bogen und überlies sie. Voll Standhaftigkeit und frei von allem gewöhnlichen Stolz wirst Du Dich fühlen, ein Glück zu ertragen, das, erfährst Du es früher, durch diese Bogen unausbleiblich Dich ins tiefste Elend stürzen würde. Heilig wird Dir diese Warnung sein. Präge Dir den Inhalt dieser Blätter ins Gedächtnis. Sie werden, außer verschiedenen andern Dingen, den künftig von Dir zu wandelnden Weg Deines Lebens enthüllen, der uns zusammenführt. Schätze und Reichtümer wirst Du nicht nötig haben. In ihren Besitz wirst Du durch mich dann schon gesetzt sein. Hast Du diese wenigen Bogen durchlesen, so vertilge sie nebst allen Briefen, die Du noch von mir besitzt, sogleich durch Feuer. Du selbst mache dann, was Du für nötig hältst, der Welt bekannt, von dem, was Du von mir weißt; damit sie wisse das Ziel, nach welchem wir hinarbeiten, und daß uns aufzufinden eine Unmöglichkeit sei, sobald es nicht im Schicksal eines /184/ von uns zum höhern Gipfel der Vortrefflichkeit Geführten uns aufzufinden bestimmt

²⁴ Mit der Umschreibung „von jenem glücklichen Volke fortgesetzten [Freiheits-] Krieg“ ist offensichtlich das französische Volk gemeint. Es bemächtigte sich, jedoch erst unter Napoleon, tatsächlich „der ihm südwestlich und südöstlich liegenden Halbinseln“, nämlich Spanien und Italien.

²⁵ Im Sinne von: angegebenen (Ort Deines [angeblichen] Aufenthalts)

²⁶ Hier verrät uns Goethe also seinen Trick, wie er seine Zeitgenossen (und damit auch uns) manchmal über seine wirklichen Reiseziele täuschte. Siehe dazu Baus, >Wolfgang Goethes und Uranias Sohn - Ludwig Tieck<, Seite 58 (Goethes heimliche Reise mit Tieck ins Fichtelgebirge im Jahre 1793).

²⁷ Im Sinne von: auflauernden (Frage).

ist; und daß auch Du nie das, zu Deiner Belehrung durch mich, vom Dasein einer so erhabenen Verbindung erfahren hättest, müßtest Du nicht das erhabene Ziel erreichen, das Dir zu erreichen bestimmt ist. Jedoch wird Dich, dessen bin ich versichert, eigne Klugheit belehren, was Du zum Wohle der Welt bekannt machen kannst von Deinen eigenen Begebenheiten, als auch [von] dem Inhalt dieser Papiere. Einen Eid fordere ich nicht vor Dir hierüber. Deine Treue, Deine Verschwiegenheit ist mir am Ende dieses Zeitraums Bürge dafür, daß Dein Busen alsdann auch die fürchterlichsten Geheimnisse in sich verschließen wird. Groß und über gewöhnliche Menschlichkeitsgefühle erhaben, von allen gemeinen Vorurteilen entfesselt, wirst Du dann durch eigene Übung Dich zur höhern Wirkung entgegenbilden, voll Ehrfurcht am Ziele höchster Vollendung niedersinken, und im Gefühl Deiner Gottheitskraft die Gefilde des höchsten Wirkens durchwandern.“

X. Kapitel

Goethes und Uranias Sohn – Ludwig Tieck²⁸

Kapitel X.1: Auszüge aus dem gleichnamigen Buch

Henriette Alexandrine von Roussillon, Goethes große Liebe, starb am Abend des 18. April 1773 an den Folgen des Kindbettfiebers. Das Furchtbarste, das einem Kinde im achtzehnten Jahrhundert geschehen konnte, war Uranias und Goethes Sohn vom Schicksal auferlegt worden: seine Mutter war von Adel und sein Vater, rechtlich gesehen, „nur“ ein Bürger. Zu allem Unglück starb die Mutter auch noch ungefähr sechs Wochen nach ihrer Niederkunft.

Die Andeutungen in den Briefen der Landgräfin Caroline von Darmstadt an ihre Tochter Friederike in Berlin, die mit dem späteren Preußenkönig Friedrich Wilhelm II. verheiratet war, lassen vermuten, daß Henriette Alexandrine von Roussillon nicht nur für den Fall ihres Todes vorsorgen wollte, sondern sie könnte sogar von Anfang an den herzlos erscheinenden Entschluß gefaßt haben, ihren und Goethes Sohn von bürgerlichen Pflegeeltern erziehen zu lassen. Eine ledige und außerdem auch noch arme Hofdame konnte sich eben nicht persönlich um die Erziehung ihres unehelichen Kindes kümmern, nicht nur aus Gründen der Eitelkeit. Auch als Nonne wäre es Urania unmöglich gewesen, ihr Kind zu behalten und es selber zu erziehen. Ein Ausweg wäre gewesen, das Kind heimlich zur Welt zu bringen und es einem befreundeten Ehepaar, zum Beispiel dem Ehepaar Merck, in Pflegschaft zu geben. Aber dieser Plan scheiterte wohl an Uranias Kindbettfieber.

Wolfgang Goethes Verzweiflung und Selbstmordgedanken erreichten mit Uranias Kindbettod ihren Kulminationspunkt. Ich bin der festen Überzeugung, wäre nicht ein Kind vorhanden gewesen, Goethe hätte sich unweigerlich das Leben genommen, wie Jerusalem. Einzig der Gedanke an sein Kind hielt ihn in den Monaten seines größten Schmerzes noch am Leben. Und dennoch fehlte manchmal nicht viel und Goethe hätte sich den mehrfach erwähnten Dolch ins gemarterte Herz getrieben.

Möglicherweise wegen Wolfgang Goethes und Uranias Sohn, der im Gefolge der Großen Landgräfin nach Berlin gebracht wurde, mußte Heinrich Merck seine Prinzipalin auf ihrer Reise nach Petersburg zur Brautschau begleiten.

Am 5. Mai 1773 kam die Landgräfin Caroline mit ihren drei Töchtern und ihrem Gefolge in Frankfurt an. Die Bezeichnung „Große Landgräfin“, die Caroline von Wolfgang Goethe erhielt, dürfte sie wegen ihres Großmutes, ihres Edelmuten erhalten haben. Möglicherweise erlaubte die Große Landgräfin u. a., daß Goethes Mutter ihren kleinen Enkel sehen durfte. Gewiß legte die Frau Rat ihrem Enkelsohn einen Beutel mit Goldstücken in die Wiege, damit „ein Übriges“ für die zukünftigen Pflegeeltern „übrigbleiben“ würde. Wer ernährt schon ein fremdes Kind und übernimmt auch noch die Mühen für seine Erziehung, wenn er nicht dafür das Kostgeld und noch etwas Geld darüber hinaus als Belohnung erhält? Urania war tot, demnach konnte nur Goethe für den Unterhalt des Kindes aufkommen.

Am 6. Mai 1773 reiste Landgräfin Caroline mit Goethes Sohn von Frankfurt ab. In den nächsten fünf Jahren sah und hörte Wolfgang Goethe möglicherweise nicht das Geringste von seinem Kind.

Uranias und Goethes Sohn wurde, durch Vermittlung der späteren Königin Friederike, einem jungen Berliner Bürgerehepaar „untergeschoben“. Als sein angeblicher Geburtstag wurde im Taufbuch der lutherischen Kirche der 31. Mai 1773 eingetragen. Auf diese Art und Weise wurden Fälle zugedeckt, die es

²⁸ Auszug aus dem gleichnamigen Buch.

im Zweiklassensystem eigentlich nicht geben durfte: daß ein Mann und eine Frau, die unterschiedlichen Klassen angehörten, ein uneheliches Kind miteinander zeugten.

Im Jahre 1776 avancierte Goethe zum Geheimen Legationsrat des Herzogs von Sachsen-Weimar. Aufgrund seiner Günstlingsstellung bei Herzog Carl August konnte Goethe über diplomatische Kanäle einen Weg gefunden haben, Namen und Adresse der Leute zu erfahren, denen sein Sohn zur Pflugschaft übergeben wurde. Spätestens Ende April bis Anfang Mai des Jahres 1778 hatte Goethe Erfolg. Er erfuhr, daß sein Sohn noch lebt, was wegen der hohen Kindersterblichkeit zu damaliger Zeit keineswegs selbstverständlich war, und er erfuhr auch Namen und Adresse der Pflegeeltern: die Kinderstube des Seilermeisterehepaars Tieck in der Roßgasse 6 zu Berlin war das „Kuckucksnest“, in welchem sein und Uranias Kind die nötige „Nestwärme“ finden sollte, um auf dieser Welt wachsen und gedeihen zu können.

Vom 10. bis 22. Mai 1778 befand sich Goethe mit Herzog Carl August in Berlin. In dieser Zeit sah er mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit seinen Sohn - Ludwig Tieck. Der Brief Goethes an Charlotte von Stein ist mehr als eindeutig:

Berlin, den 19. Mai 1778

„Wenn ich nur könnte bei meiner Rückkunft Ihnen alles erzählen, wenn ich nur dürfte! Aber ach, die eisernen Reifen, mit denen mein Herz eingefaßt wird, treiben sich täglich fester an, daß endlich [im Sinne von: schließlich] gar nichts mehr durchrinnen wird ...“

Dies ist ein sehr gewichtiges Indiz dafür, daß Goethe seinen Sohn in Berlin sah und er außerdem seine Liebestragödie mit Henriette Alexandrine von Roussillon und auch die Existenz eines früheren unehelichen Kindes (1777 war Charlotte von Stein ebenfalls mit einem Kind Goethes [August Klingemann] niedergekommen²⁹) der Weimarer Geliebten verschweigen wollte.

Versuchen wir uns einmal vorzustellen, wie diese Begegnung zwischen Vater und Sohn, nach fünf Jahren Trennung, stattgefunden haben könnte.

Durch einen hohen Regierungsbeamten des preußischen Königshofes oder sogar durch die Prinzen Hans Georg und Heinrich (siehe Goethes Tagebuch) erfuhr er den Namen und die Adresse der Pflegeeltern. Goethe bekundete seinen festen Willen, den unehelich gezeugten Sohn auf jede nur mögliche Art zu unterstützen. Selbstverständlich war Goethe an strengster Diskretion interessiert, ja er mußte sich vor dem preußischen Königshaus, möglicherweise sogar vor der späteren Königin Friederike, gewiß förmlich dazu verpflichten, jeden Skandal zu vermeiden. Die Unterstützung Goethes konnte bis zur Volljährigkeit des Sohnes praktisch nur aus finanziellen Mitteln, aus Bargeld, bestehen.

Aus diesen oben genannten Gründen sind nur zwei Möglichkeiten denkbar, wie Wolfgang Goethe seinem fünfjährigen Sohn gegenübergetreten sein kann: entweder mit oder ohne Wissen der Pflegeeltern, auf jeden Fall durfte er sich dem Jungen aber nicht als seinen Vater zu erkennen geben.

Das folgende Gedankenspiel erscheint mir als der wahrscheinlichste und humanste Weg: eine Vertrauensperson der Prinzessin Friederike teilte dem Ehepaar Tieck mit, daß der Vater ihres Pflegekindes nach Berlin gekommen wäre. Er wünsche sehr, seinen Sohn zu sehen, und er würde den Pflegeeltern bei dieser Gelegenheit selbstverständlich auch eine Summe Bargeld übergeben.

Die Pflegemutter besaß demnach noch die Möglichkeit, den kleinen Ludwig herauszuputzen und ihm schöne Kleider anzuziehen. Wolfgang Goethe stattete dem Seilermeisterehepaar Tieck unter einem Incognito, d.h. unter fremdem Namen, einen Besuch ab. Dieser „Höflichkeitsbesuch“ muß ein reines „Theaterspielen“ gewesen sein, aber darin war Goethe, durch die Weimarer Liebhaber Bühne, ja bereits bestens geübt. Wolfgang Goethe fand die gewünschte Gelegenheit, den fünfjährigen Sohn zu sehen, zu beobachten, wie er sich benahm, ja sogar einige unverfängliche Worte mit ihm zu wechseln. Der kleine Ludwig wußte nicht, daß sein wirklicher Vater vor ihm stand.

Die zweite Möglichkeit den Sohn zu sehen, möchte ich den abenteuerlichen und möglicherweise herzerreißenden Weg nennen, aber auszuschließen ist er nicht. Nehmen wir einmal den Fall an, Goethe konnte zwar Namen und Adresse der Pflegeeltern erfahren, aber er fand keinen „diplomatischen Weg“, sie auf seinen Besuch behutsam vorzubereiten. Möglicherweise wählte Goethe sogar absichtlich den Weg der Heimlichkeit, um unnötigen Fragen und nachfolgendem Klatsch auszuweichen. Er unternahm auf eigene Faust den Versuch, seinen Sohn heimlich zu sehen, ohne Wissen der Pflegeeltern.

Goethe begab sich allein oder mit seinem Diener Philipp Seidel in die Roßgasse. Im Hinterhof des Hauses Nummer 6 oder sogar auf der Straße sah er spielende Kinder. Er fragte sie, wer von ihnen der Ludwig Tieck sei. „Der da!“ mag ein älteres Kind ausgerufen haben, und zeigte auf einen fünfjährigen Knaben. In diesem

²⁹ Siehe Baus, >Goethes „Schattenehe“ mit Charlotte von Stein<.

Falle hätte es geschehen können, daß der pikfeine Legationsrat Goethe einem ungewaschenen, in alten und dreckigen Kleidern gehüllten Knaben gegenüberstand - seinem und Uranias Sohn. Bei diesem Gedanken können einem gewiß die Tränen kommen. Ich bin der Überzeugung, daß Goethe spätestens seit Mai 1778 kein Mittel unversucht ließ, die materielle Lage und die Erziehung seines Sohnes auf ein höchstmögliches Maß zu heben.

Rudolf Köpke, der Biograph Ludwig Tiecks, zählte mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit zum Kreis der Eingeweihten, die von Ludwig Tiecks wirklicher Abkunft wußten. Noch zu Tiecks Lebzeiten wurde der Plan geboren, eine Biographie über ihn zu schreiben, um dessen wirkliche Abkunft, dazu noch einige persönliche Skandalchen, besser verschleiern zu können, und natürlich um späteren, kritischeren Autoren die Arbeit abzunehmen, auf eigene Faust Nachforschungen über Ludwig Tiecks Leben anzustellen. Dabei hätten schriftliche und/oder mündliche Mitteilungen von Zeitgenossen, z. B. von den Gebrüdern Schlegel, von Ludwig Börne, Heinrich Heine und Joseph Görres, Verdacht erregen können. Ich vermute daher, daß Rudolf Köpke von höchster preußischer Regierungsstelle, möglicherweise sogar von König Friedrich Wilhelm IV. persönlich den Auftrag erhielt, eine schöngefärbte Biographie über Ludwig Tieck zu erstellen, um erstens jeden Verdacht abzuwälzen, der seinen „Werkschatz“ in Frage stellen würde, ja sogar um die mysteriösen Ähnlichkeiten im Werkschatz Tiecks und Goethes absichtlich zu verschleiern, und nicht zuletzt auch, um alles zu vertuschen, was auf Goethes Vaterschaft und auf ein Pflegschaftsverhältnis zu dem Seilermeisterehepaar Tieck schließen lassen konnte.

Ich erinnere in diesem Zusammenhang an die vom Weimarer Herzogshaus geplante „umfassende Biographie“ Goethes, zu der es aber, glücklicherweise, nicht kam und wohl auch nicht kommen konnte. Das Wissen über den wahren Goethe war damals noch zu frisch, und ein nur bruchstückhaft bekannter Goethe war besser als ein sichtlich verfälschter. Die Goethe - Gesellschaft, die „unter dem Protectorate (d. h. unter der besonderen Aufsicht) seiner königlichen Hoheit des Herzogs von Sachsen Weimar“ stand, mußte sich dazu mißbrauchen lassen, bis in die zwanziger Jahre unseres Jahrhunderts, ja sogar bis 1945, jeden Makel von dem Weimarer Herzogshaus und damit auch von Goethes Person abzuwehren. Das bedeutet, Leben und Werk des wohl größten deutschen Dichters mußte im Sinne des geist- und menschenverachtenden Zweiklassensystems absichtlich falsch interpretiert, ja sogar verfälscht werden. Lesen Sie als Beweis für meine These das IV. Kapitel >Goethes Musengöttin Urania< und auch mein Buch >Goethes Schattenehe mit Charlotte von Stein<, Untertitel >Die wahren Eltern des romantischen Dichters und Theaterdirektors August Klingemann (1777 - 1831)<. Ich werde gegen Ende dieses Buches noch einmal darauf zurückkommen, warum der Adelsherrschaft an einer Verfälschung von Goethes und Tiecks Leben und Werk so stark interessiert war. Für jetzt genügt es, dem interessierten Leser zu versichern, daß die Biographie des Goethesohns Ludwig Tieck von seinem Biograph Rudolf Köpke gelinde ausgedrückt absichtlich „schöngefärbt“ wurde.

Zuerst einige wenig glaubhafte Stellen aus Rudolf Köpkes Tieck - Biographie, Ludwig Tiecks Kindheit betreffend:

Seite 10: „ ... *Ein anderes Mal hatte die Wärterin das Kind auf die Stufen vor der Stechbahn am Schloßplatze [in Berlin] niedergesetzt. Vergnüglich sah es über den Platz nach der Brücke und dem Standbild des großen Kurfürsten hinüber. Alles machte ihm den heitersten Eindruck, als es plötzlich bemerkte, daß die Wärterin [das Kindermädchen] verschwunden sei. In schlecht verstandenem Scherze war sie hinter einen Pfeiler getreten. Da wurde das Kind [Ludwig Tieck] mitten unter diesen Gestalten von dem Gefühl tiefster Einsamkeit ergriffen. Wenig half das Zureden der hervortretenden Wärterin, und lange konnte es [das Kind] diese dunkle, schreckliche Empfindung nicht vergessen ...“*

Frage: Konnte sich ein Seilermeister zu damaliger Zeit ein Kindermädchen leisten? Mit dem Unterhaltsgeld des Geheimrats Goethe wohl.

Seite 11: „... *Neben der Bibel hatte auch das Gesangbuch der Mutter eine große Anziehungskraft für ihn. Es hatte einen stark vergoldeten Einband, der an den Seiten mit kunstvollem Schnitzwerk in Elfenbein ausgelegt war. Es mochte ein Erbstück ihrer Eltern oder ein Geschenk des Pfarrers [?] sein, das er seinem Pflegekinde [?] als Andenken mit auf den Weg gegeben hatte ...“*

Frage: Besaß eine Bürgerin damals eine Bibel mit stark vergoldetem Einband und mit Elfenbeinschnitzereien ausgelegt? Konnte ein Pfarrer damals solche kostbare Geschenke vermachen? Ist es nicht wahrscheinlicher, daß dieses vergoldete Gesangbuch einst Ludwig Tiecks wirklicher Mutter gehörte, dem Hoffräulein Henriette Alexandrine von Roussillon, alias Urania?

Seite 11: „ ... *So wurde es [das Kind, Ludwig Tieck] bald auch mit den Liedern der lutherischen Kirche*

vertraut ...“

Uranias Prinzipalin, die verwitwete Herzogin von Zweibrücken, war Lutheranerin. Man nannte sie die „lutherische Päpstin“. Henriette Alexandrine von Roussillon wurde katholisch getauft; als sie jedoch Hoffräulein der „lutherischen Päpstin“ wurde, mußte sie möglicherweise zum lutherischen Glauben konvertieren. Selbstverständlich sorgte die Herzogin von Zweibrücken oder ihre Tochter, die Große Landgräfin Caroline, dafür, daß Uranias Sohn lutherische Pflegeeltern erhielt.

Seite 12: „ ... *Abends, nach getaner Arbeit, wenn die Kinder schliefen, oder der Älteste [Ludwig Tieck] im Winkel kauern lauschte, pflegte der Vater ein Buch aus der Hausbibliothek hervorzulangen, oder auch irgendein entliehenes der Mutter vorzulesen ...*“

1. Frage: War ein Handwerker zu damaliger Zeit, wie der Seilermeister Tieck, nach Feierabend noch in der Stimmung, Goethes >Götz von Berlichingen< zu lesen?
2. Frage: Besaß ein Handwerker zu damaliger Zeit eine „Hausbibliothek“?
3. Frage: Konnte der Seilermeister Tieck überhaupt lesen?

Seite 20: „ ... *und er [Ludwig Tieck] staunte nicht wenig, als ihm in späterer Zeit, da er zum Jünglinge geworden war, der Vater [richtig: der Pflegevater Tieck] das Geständnis ablegte, er [Ludwig Tieck] sei eigentlich sein Liebling gewesen ...*“

Kommentar: Der (angebliche) Lieblingssohn Ludwig Tieck kam nicht einmal zur Beerdigung seines Vaters (richtig: seines Pflegevaters), während die beiden echten leiblichen Kinder des Seilermeisters Tieck sehr wohl nach Berlin gereist waren.

Seite 22: „... *Bald hatte er [Ludwig Tieck] die Gunst seines Subrectors verscherzt, und der Zorn des Lehrers ging endlich in eine Art von Haß über, der keinen Anstand nahm, den leichtfertigen Knaben in allem Ernst des Atheismus anzuklagen ...*“

Kommentar: Frühestens 1796 konnte man Ludwig Tieck wegen seiner schriftstellerischen Werke des Atheismus anklagen. Seinen wirklichen Erzeuger, Wolfgang Goethe, klagte man jedoch bereits viel früher des Atheismus an.

Seite 28: „... *Sein [Ludwig Tiecks] lauter Ruf, die unwillkürliche Heftigkeit seiner Bewegungen erregten die Aufmerksamkeit des Königs [Friedrich II.]. Dieser wendete sich halb von der Seite, und ein voller, fragender Blick des großen blauen Auges fiel auf Ludwig ... Ludwig hat diesen tiefen Blick des alten Fritz, der auch auf ihn gefallen war, nie vergessen...*“

Kommentar: Der Blick des „alten Fritz“ ruhte wohl aus einem anderen Grund auf Ludwig Tieck. Weil er nämlich von dessen wahrer Abkunft wußte. Die Landgräfin Caroline von Darmstadt und deren Tochter Friederike, die zukünftige Königin von Preußen, dürften Friedrich II. erzählt haben, daß er der Sohn eines adeligen Hoffräuleins und des Bürgers und Literaten Goethe war.

Köpke gab auch einen Nachtrag zu Ludwig Tiecks Werken heraus.³⁰ Dabei unterlief ihm ein verhängnisvoller Irrtum.

Rudolf Köpke wußte nichts oder nur sehr wenig von dem Darmstädter Kreis der Empfindsamen, von der „Gemeinschaft der Heiligen“, wie Goethe ihn nannte. Höchstwahrscheinlich deswegen, weil Goethe die beiden Hofdamen Louise von Ziegler, Lila, und Henriette Alexandrine von Roussillon, Urania, in seiner Autobiographie >Dichtung und Wahrheit< nicht ein einziges Mal mit Namen erwähnte. Unter den Nachlaßpapieren Ludwig Tiecks fand Köpke unter anderem drei Lila - Gedichte. Diese Gedichte gleichen in frappierender Weise den Empfindungsstücken, die Goethe in den Jahren 1772 bis 1774 verfaßte. Ich bin überzeugt, die ersten 6 Gedichte, die in den „nachgelassenen Schriften“ stehen, sind nicht lyrische Werke Tiecks, sondern seines Vaters - des jungen Wolfgang Goethe. Schon der Name „Lila“ ist eine Einmaligkeit in der klassischen deutschen Literatur. Es gibt zwar viele Lilis, Lulus, Lolas, Lilos und andere ähnlichklingende Kosenamen, aber nur eine einzige Lila, alias Louise von Ziegler.

³⁰ Köpke, Rudolf, >Ludwig Tieck's nachgelassene Schriften - Auswahl und Nachlese<, Leipzig 1855, 2 Bde.

An Lila [alias Louise von Ziegler]

[nach Köpke: von 1790]
[richtig: ca 1772 bis 1774]

Frühlingslüfte,
Blumendüfte,
Schweben über Thal und Feld.
Regenbogen,
Purpurwogen,
Malen sich am Himmelszelt.

Flüst're, Linde!
Leise Winde
Beben durch dein grünes Laub.
Säuselt, Winde,
Blühe, Linde!
Blüten sind des Windes Raub.

Ries'le, Quelle!
Wasserfälle,
Rauschet froh durch lichtetes Gras!
Bächlein, springe,
Vöglein, singe
Da, wo neulich Lila saß!

Ach, wie sonnig,
Und wie wonnig
Ist die holde Frühlingszeit!
Blumen sprießen,
Bächlein küssen
Blümlein, das des Mai's sich freut.

Lila strahlet;
Schöner malet
Sich auf's Feld der Frühling nicht.
Wälder schweigen,
Lerchen neigen
Sich, wenn Lila lieblich spricht.

Von Mai 1778 bis April 1789, bis zu Ludwig Tiecks 16. Lebensjahr, vermochte ich bislang keine Indizien zu finden, daß Goethe seinen Sohn gesehen haben könnte.

Goethe besaß, so meine Überzeugung, mindestens einen geheimen Vertrauten, bzw. einen Verbindungsmann, durch welchen er mit seinem Sohn Ludwig Tieck, zumindest seit 1789, in regelmäßigem Kontakt stehen konnte: dies war der Berliner Kapellmeister, Komponist, Schriftsteller und Revolutionär Johann Friedrich Reichardt.

Im Dezember 1786 hielt sich Reichardt in Weimar auf, wahrscheinlich zum ersten Mal; jedoch Goethe befand sich auf seiner großen Italienreise. Im Januar 1787 lebte Reichardt erneut acht Tage in Weimar und verkehrte viel mit Herder.

Erst am 23. April 1789 trafen sich Goethe und Reichardt (offiziell zum ersten Mal?) in Weimar. Ein Indiz dafür, daß bei ihren Begegnungen und Gesprächen nicht nur „über Musik mit ihm (Reichardt) abgehandelt“ wurde, ist aus dem verunglückten Besuch Bürgers bei Goethe zu ersehen. Möglicherweise sprachen Goethe und Reichardt gerade darüber, was man zur weiteren Erziehung und Ausbildung Ludwig Tiecks in Berlin tun könne, da wurde Goethe der Brieffreund und Dichtergenosse Bürger angemeldet.

Bürger wurde nicht zu den (angeblichen) künstlerisch - musikalischen Unterhaltungen Goethes mit Reichardt hinzugezogen, sondern zu seinem größtem Ärger in ein leeres Zimmer geführt. Lassen wir die Zeitgenossen über die verunglückte Begegnung Bürgers mit Goethe berichten:

Quelle: >Goethes Gespräche<, Nr. 962,
L. Ch. Althof an Ch. F. Nicolai, Dezember 1796

„... Bürger und Goethe hatten sich nie gesehen, aber vormals manchen Brief miteinander gewechselt ... so faßte er [Bürger] ein Herz und verfügt sich an einem Nachmittage [Ende April 1789] in die Wohnung des Ministers [Goethe]. Hier hört er von dem Kammerdiener, Se. Exzellenz sei zwar zu Hause, aber eben im Begriff, mit dem Herrn Kapellmeister Reichardt eine von diesem verfertigte neue Komposition zu probieren. „O schön“, denkt Bürger, „da komme ich ja gerade zu einer sehr gelegenen Zeit, halte Se. Exzellenz nicht von Staatsgeschäften ab, und kann ja wohl zu der Musik auch meine Meinung sagen.“ Er bittet also den Kammerdiener, Se. Exzellenz zu melden, Bürger aus Göttingen wünsche seine Aufwartung machen zu dürfen. Der Kammerdiener meldet ihn, kommt zurück und führt ihn - nicht in das Zimmer, wo musiziert wird, sondern in ein leeres Audienzzimmer. In diesem erscheint nach einigen Minuten auch Herr von Goethe, erwidert Bürgers Anrede mit einer herablassenden Verbeugung, nötigt ihn, auf einem Sofa Platz zu nehmen, und erkundigt sich, da Bürger, der doch einen ganz andern Empfang erwartet hatte, ein wenig verlegen wird, nach - der damaligen Frequenz der Göttinger Universität. Bürger antwortet, so gut er bei seiner Verlegenheit kann, und steht bald wieder auf, um sich zu empfehlen. Goethe bleibt mitten im Zimmer stehen und entläßt Bürger mit einer gnädigen Verbeugung ...“

Eine andere Darstellung der Begegnung läßt uns noch mißtrauischer werden:

Quelle: >Goethes Gespräche<, Nr. 963
G. von Loeper an W. v. Biedermann, 8. Mai 1872

„... [Reichardts] Darstellung [der Begegnung Bürgers mit Goethe] habe ich gelesen. Reichardt sagt ungefähr: wir probierten eben ein Musikstück, ich glaube >Claudine von Villa Bella<, als Bürger gemeldet wurde. Goethe ging ihm „in freudiger Bewegung“ entgegen, aber es machte sich leider so, daß beide, Goethe von innen, Bürger von außen, in der Tür zusammenstießen. Bürger trat an Goethe mit den Worten heran: Sie Goethe - ich Bürger! Dies Zusammenprallen und die Art, wie Bürger diese sonderbare Vorstellung hervorbrachte, brachte Goethe etwas aus der Fassung, erkältete ihn total, vielleicht auch eine stille Enttäuschung über Bürgers ganzes Aussehen, genug, er fand keine rechten Anknüpfungspunkte zur Konversation, geriet ganz außer Stimmung, dies wirkte natürlich zurück auf Bürger, die Unterhaltung wollte nicht werden, und beide schieden so ...“

Die Vermutung liegt nahe, daß Goethe wegen der Angelegenheiten mit seinem Sohn „ganz außer Stimmung“ war, deswegen „keine rechten Anknüpfungspunkte zu (freundschaftlicher) Konversation“ fand. Wenn der glücklose Bürger geahnt hätte, über was Goethe in Wirklichkeit mit Reichardt verhandelte, er hätte gewiß milder und nachsichtiger über Seine Exzellenz, den Herrn Geheimrat von Goethe, geurteilt. Aber so verließ Bürger beleidigt Goethes Haus und eine jahrzehntelange Brieffreundschaft ging zu Ende. Welch ein Pech!

Ich halte es sogar für möglich, daß Ludwig Tieck unter einem Incognito mit dem Kapellmeister Reichardt, z. B. als dessen Diener oder Sekretär, nach Weimar gereist war, um seinem Erzeuger, Wolfgang Goethe, zum ersten Mal wissentlich gegenüberzutreten. Goethe wollte sich mit dem Vertrauten und mit dem Sohn über dessen weitere Ausbildung beraten.

Sozusagen zum „Dank“ für Reichardts Bemühungen, bzw. auch als Tarnung für den häufigen Verkehr mit ihm, gab Goethe dem Kapellmeister und Komponisten mehrere Singspiele und Gedichte zur Vertonung.

Reichardts Biograph Walter Salmen schreibt über die Begegnung im April 1789 (Seite 67): „... Während letzterer [der Komponist Dittersdorf] in Reichardts glanzvollem und weltoffenen Hause „äußerst höflich“ aufgenommen wurde, kam eine Begegnung mit Mozart nicht zustande, da sich Reichardt seit dem 23. April in Weimar aufhielt. Dadurch verpaßte er den zwar möglicherweise fruchtbaren Musik- und Gedankenaustausch mit dem tonangebenden Repräsentanten aus der Donaumetropole, dafür gewann er jedoch den endgültigen Anschluß an die Weimarer Klassiker. Reichardt wurde Freund und Berater Goethes. Obwohl Schiller und Caroline Herder vor seinem Eintreffen ungünstig über ihn geurteilt hatten, bestellte ihn der Dichterstürm am 23. April nachmittags zu sich. Das intensive Gespräch entwickelte sich während der folgenden Tage derartig anregend im Geben und Nehmen, daß Goethe daraus für sich den geschätztesten musikalischen Ratgeber gewann, bevor er mit Zelter engere Beziehungen anknüpfte ... Viel wurde über „Musik mit ihm abgehandelt“. Reichardt beschloß die Komposition des Singspiels >Claudine von Villa Bella<, das am 29. Juli in Berlin zur Geburtstagsfeier des Kronprinzen uraufgeführt wurde und sich bis

1799 auf dem Spielplan des Nationaltheaters halten konnte. Damit war jedoch nur der Anfang einer zahlreichen Werkreihe gemacht, denn nun setzte Reichardt in rascher Folge Musik zu mehreren Singspielen und Dramen Goethes. Er wurde gleichsam der Hauskomponist des Dichters, der all seine Intentionen willig aufnahm und kein ihm erreichbares Gedicht unvertont ließ. So konnte Goethe Anfang Mai 1789 befriedigt äußern: „Reichardt hat mir wohlgetan.“ ... „

Möglicherweise wohnte Ludwig Tieck seit Mai 1789 oder noch früher nicht mehr im Haus der Pflegeeltern Tieck in der Roßgasse, sondern in Reichardts Haus in der Friedrichstraße zu Berlin.

Ein Jahr später, Ende März bis Anfang April 1790, trafen Goethe und Reichardt in Venedig zusammen. Im Juni kehrte der Kapellmeister nach Berlin zurück und im Oktober befiel ihn eine „fast tödliche Krankheit“.

Das Goethesche Singspiel >Erwin und Elmire< wurde unter der Leitung Reichardts dem preußischen Königspaar (Königin Friederike und König Friedrich Wilhelm II.) vorgespielt. Reichardts Stiefsohn Wilhelm Hensler sprach den Prolog. Ludwig Tieck wurde (nach Köpke) der Königin von Preußen als „hoffnungsvoller junger Mensch vorgestellt“.

Im Mai 1791 kam der Komponist Reichardt zum ersten Mal nach Giebichenstein bei Halle. Er plante bereits, sich vom Berliner Hof zurückzuziehen, um in der Nähe von Halle, wo sein Stiefsohn Hensler studierte, in einer ländlichen und sehr romantischen Gegend als freischaffender Künstler zu leben. Er pachtete in Giebichenstein ein Gut, das sich im Besitz des Amtmanns Stöcklein aus Gutenberg befand, also nicht sein späteres Haus in Giebichenstein, die sogenannte „Herberge der Romantik“.

Nach Reichardts Weggang von Berlin, schloß sich Ludwig Tieck (nach Köpke) dem nur drei Jahre älteren Seminaristen am Werderschen Gymnasium, A. F. Bernhards, an. Dieser war ein begeisterter Bewunderer Goethes.

An Ostern 1792 verließ Ludwig Tieck als sogenannter Abiturient (nach Köpke) das Werdersche Gymnasium.

Im Frühling zog Tieck nach Halle, denn hier wohnte ganz in der Nähe, in Giebichenstein, der „väterliche Freund“ (nach Köpke) Reichardt. „Welche von den vier Fakultäten sollte es sein?“, stellte Köpke die Frage. „Üblicherweise ließ er sich in die theologische Facultät einschreiben, obgleich ihm (Ludwig Tieck) die Theologie selbst sehr fern lag. Für's erstere wollte er Literatur und Altertumswissenschaft studieren.“

Der Schulgefährte Schmohl begleitete Ludwig Tieck. In Belzig wohnte Schmohls Vater.

Bahrds hauste auf seinem Weinberge bei Halle, wo auch Ludwig Tieck den „kaffeeschenkenden“ Professor später aus Neugierde besuchte. Bei Köpke finden wir mit keiner Silbe erwähnt, daß es derselbe Bahrds ist, der als Nachfolgeorganisation des Illuminatenordens den Freimaurerorden der „Deutschen Union“ gegründet hatte.

An dieser Stelle habe ich eine weitere Goethe - Sensation anzukündigen: ich habe ein Konvolut von Briefen Wolfgang Goethes an den Sohn Ludwig Tieck entdeckt, die der Vater in der Zeit von Frühling 1792 bis Juni 1793 an den heißgeliebten Sohn der Urania schrieb. Der (angebliche) Briefwechsel Ludwig Tiecks mit dem Jugendfreund Wilhelm Heinrich Wackenroder ist eine geschickte Fälschung Tiecks. Dieser „Briefwechsel“ setzt sich überwiegend aus Briefen (Brieffragmenten) seines Vaters, Wolfgang Goethe, zusammen. Ludwig Tieck tat genau dasselbe wie F. H. Jacobi mit seinem Briefroman >Allwill<. Also nicht nur die Briefe von W., alias Werther, alias dem von W(eimar), alias Vater Goethe an Ludwig Tieck sind von Goethe geschrieben, sondern auch angebliche Briefe Tiecks an W., alias W. Goethe. So paradox es klingen mag, aber es geht aus dem Inhalt der Briefe eindeutig hervor. Schreibstil, Ausdruck und Orthographiefehler der angeblichen Briefe Ludwig Tiecks an W(ackenroder) sind identisch mit den Briefen „W.'s an Tieck“. Zwei Menschen, auch wenn sie noch so intim befreundet sind, können nicht ein- und denselben Stil zu eigen haben! Zwei neunzehn- bis zwanzigjährige Freunde schreiben sich außerdem nicht solche Briefe; aber ein besorgter, ja überängstlicher Vater, den außerdem noch sein schlechtes väterliches Gewissen plagt, schreibt sehr wohl solche zärtlich liebevolle Briefe. Sie sind Bekenntnisse eines Vaters, der seinen vom Schicksal benachteiligten Sohn mit Liebe, Herzlichkeit und Fürsorglichkeit geradezu überschüttet, um dessen Gegenliebe zu erwecken, ja zu erzwingen!

Wie kam es dazu, daß diese Briefe als angeblicher Briefwechsel Tiecks mit Wackenroder veröffentlicht

wurden? Folgende Hypothese wäre durchaus denkbar: Ludwig Tieck bewahrte die Briefe seines Vaters Wolfgang Goethe aus den Jahren 1792 bis 1793 natürlicherweise wie einen Schatz auf. Im fortgeschrittenen Alter, in den dreißiger oder vierziger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts, plante Tieck, diese Briefe zu veröffentlichen. Da er dem preußischen Königshaus zur Diskretion über seine wirkliche Abkunft verpflichtet war, durfte er diese wunderschönen und zärtlichen Briefe nicht als Bekenntnisse Goethes ausgeben, sondern mußte sie als angebliche Briefe Wackenroders „deklarieren“, damit sie die Zensur passieren konnten. Da der Jugendfreund bereits sehr früh, am 13. Februar 1798, erst fünfundzwanzig Jahre alt (!) starb, konnte ihm kein Mensch das Gegenteil beweisen. Ludwig Tieck schrieb die Briefe ab, setzte dabei häufig falsche Orts- und Personennamen ein (aus Reichardt machte er zum Beispiel Bernhardi und aus Weimar oder Jena machte er Berlin) und fügte manchmal noch einige frei erfundene Sätze hinzu, um dem Ganzen den Charakter eines „Briefwechsels“ zu geben, in Wirklichkeit sind es überwiegend Briefe (Brieffragmente) Goethes an den geliebten Sohn. Möglicherweise legte Tieck einige echte Briefe Wackenroders neben die Briefe seines Vaters und fügte sie geschickt zusammen, aus zwei Briefen machte er einen. Es ist die gleiche Methode, die F. H. Jacobi im Jahr 1776 bei seinem Briefroman >Allwill< anwandte.

Jedoch Ludwig Tieck fand wohl keinen Verleger, der den angeblichen Briefwechsel drucken wollte, oder er getraute sich am Schluß nicht, diesen gefälschten „Briefwechsel“ einem Verleger anzubieten. So blieben die Briefe liegen und wurden nach Ludwig Tiecks Tod mit seinem übrigen Nachlaß in der Königlichen Bibliothek aufbewahrt, wo Rudolf Köpke sie einsehen und lesen konnte. In der Ausgabe von 1910 steht als Fußnote: „Aus den Auszügen von Köpke, welche die Königliche Bibliothek in Berlin verwahrt, geht hervor, daß um 1850 noch eine Reihe anderer Briefe von Tieck und Wackenroder vorhanden waren - wohin mögen sie geraten sein?“ Ich fürchte, sie fielen einer pietätlosen Zensur zum Opfer.

Holtei durfte und konnte ebenfalls noch den Nachlaß Ludwig Tiecks einsehen und er verwendete die angeblichen Briefe Wackenroders an Tieck in seinem Buch >Briefe an Ludwig Tieck<, erschienen in Breslau 1864. Da er nur die Briefe *an* Tieck herausgab, konnte er auch nur die Hälfte der Briefe veröffentlichen. In seinem Buch >Dreihundert Briefe aus zwei Jahrhunderten<, Hannover 1872, ließ Holtei dann die angeblichen Briefe Ludwig Tiecks an Wackenroder folgen. Erst 1910 wurden die Briefe von Friedrich von der Leyen vollständig herausgegeben, in >W. H. Wackenroder - Werke und Briefe<, Jena 1910. Also erstmals im Jahre 1910 wurden die Briefe so abgedruckt, wie Ludwig Tieck es ursprünglich geplant hatte: als angeblicher Briefwechsel. Erst durch die Entdeckung, daß Wolfgang Goethe Ludwig Tiecks Vater ist, konnte der Verdacht entstehen, daß diese Briefe nicht von einem sehr empfindsamen Freund, sondern, was viel wahrscheinlicher und realistischer ist, von einem zärtlich liebenden und besorgten Vater geschrieben sind, den zudem noch sein schlechtes väterliches Gewissen plagte. Die Chronologie der meisten Briefe stimmt sogar in frappierender Weise mit der von Goethes Leben überein.

Aber nicht nur die Mehrzahl der Briefe sind von Goethe geschrieben, sondern sogar einige (angebliche) Werke Wackenroders stammen in Wirklichkeit aus Goethes Feder. Ein gewichtiges Indiz: im Jahre 1797 gab Ludwig Tieck die >Herzergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders< heraus, und zwar anonym, ohne den Namen des Verfassers, wiederum angeblich Wackenroder, zu nennen. Und das sogar noch in einem Magazin Reichardts, des Vertrauten, des geheimen Verbindungsmannes, durch welchen er mit seinem Vater, Wolfgang Goethe, in regem brieflichen Kontakt stehen konnte! Da Wackenroder gar nicht der Verfasser der >Herzergießungen< war, konnte er auch nicht das Werk als sein geistiges Produkt öffentlich in Anspruch nehmen, denn Goethe war der Verfasser. Erst einige Jahre nach Wackenroders Tod erklärte Ludwig Tieck ihn eigenmächtig zum Verfasser der >Herzergießungen<, um damit jeden Verdacht abzuwälzen, in welcher einer mysteriösen Verbindung er zu dem Weimarer Olympier, Wolfgang Goethe, stünde! Und warum? Damit nicht offensichtlich würde, daß Wolfgang Goethe Ludwig Tiecks Vater sei.

Ich lasse nun die Briefe Goethes an den Sohn Ludwig Tieck folgen. Diese Briefe sind so schön, daß Ludwig Tieck recht getan hat, sie für die Nachwelt, wenn auch verschlüsselt, aufzubewahren. Über die literaturgeschichtliche Fälschung Tiecks müssen wir wieder einmal „eher mild als streng“ urteilen; wegen des Zweiklassensystems durfte Tieck nicht die Wahrheit veröffentlichen. Alle Zusätze (d. h. eindeutige Fälschungen) Ludwig Tiecks habe ich, soweit ich es zu erkennen vermochte, weggelassen. Für die Goethe-Forschung bietet dieser angebliche „Briefwechsel“ noch ein mühsames und schwieriges Forschungsfeld.

[1. Brief]

angeblich: W[ackenroder] an Tieck, richtig: W[olfgang Goethe] an Tieck

Berlin [richtig: Weimar], Dienstag [ca. April] 1792

O Himmel, lieber Tieck, wie sonderbar kommt's mir vor, daß ich hier stehe an meinem Schreibtisch [Stehpult], um an Dich zu schreiben: es ist das erste Mal in meinem Leben. Doch, es kann ja nun einmal nicht anders sein.

Mein Abschied von Dir war mir herzlich traurig und die Stelle vor Bernhardi's [richtig: Reichardt's?] Tür, wo das Schicksal uns [Vater und Sohn] von einander riß, wird mir immer fatal bleiben. Aber schreib mir nur oft, und bleib gesund, und schone Deinen Körper und Geist, und arbeite nicht zu viel, und vergiß mich auch nicht: - das sind die Bedingungen, unter denen ich Deine Abwesenheit so eben erträglich finden kann. Du weißt, daß jene Ermahnungen aus dem Herzen kommen, und nimmst sie mir daher nicht übel. Daß Du mir noch nicht geschrieben, verdenk' ich Dir nicht; wenn Du Dich aber für's künftige an Dein mir mündlich getanes Versprechen, mir wenigstens alle 14 Tage, wo nicht noch öfter, zu schreiben, erinnern wolltest, und es erfüllen, so würd's mir gar herzlich lieb sein. Deinen Brief an Rambach [richtig: an Reichardt?] habe ich gelesen, und mich sehr gefreut, daß die Reise Dir so gut bekommen, und Du so vergnügt bist. Bleib dabei. Mein sehnlichster Wunsch würde erfüllt sein, wenn ich itzt durch irgend eine zauberische Gewalt zu Dir hin versetzt würde, und mit Dir des aufblühenden Frühlings in den schönen Feldern Deines Dorfes genießen könnte. Du führst da ein herrliches Leben. Die Abschrift vom 1. Akt der >Anna Boleyn< hab' ich auch gesehen. Hast Du noch etwas d'rin geändert? Den eingeschobenen Auftritt vor Norris Monolog hab' ich gefunden. Schmohls und Deine Hand wechselt auf eine kuriose Art ab. Einmal hat Schmohl nur ein paar Worte geschrieben: es ist viel, daß Du mehr Geduld hast als er. [...] Vor ein paar Tagen bin ich auch mit Bernhardi [?] nach dem Gesundbrunnen spaziert. Ich habe mich sehr angenehm mit ihm unterhalten. Er scheint sehr gern über Musik zu kritisieren und zu ästhetisieren; das ist mein Lieblingsobjekt auch; da haben wir denn so mancherlei gesprochen. Ich sagte ihm von manchen Dingen, was ich wußte: es bleibt aber noch immer mein Verlangen, einmal in der praktischen Komposition noch weiter zu kommen, dann würd' ich weit reichere Quellen des Rasonnements darüber haben; - wenn auch nur so weit, daß ich kleine Arien, Duetten, Chöre usw. komponieren könnte, - daß ich Dein >Lamm< nach meinen Schalmeien und Flöten auf der Bühne springen lassen könnte. Aber - in diesen 14 Tagen habe ich noch zu wenig Zeit gehabt, an Dein >Lamm<, noch an etwas Ähnliches mit Ernst zu denken. Wollte der Himmel, ich wäre in einer so herrlichen Lage wie Du jetzt. [...] Schreib mir ja bald und oft: mein zweiter Brief wird wohl nach Halle, nicht nach Büllzig gehen. Mein jetziger ist ziemlich kompendiös und aphoristisch: künftig mehr. Ich weiß, daß wir beide uns doch immer verstehen, wir mögen uns schreiben, was und wie wir wollen. Nicht wahr? Sonst ist es wirklich eine sonderbare Sache um's Briefschreiben. Der ihn schreibt und der ihn empfängt, können in hundert verschiedenen Stimmungen und Situationen sein; und wenn beide dann nicht genau miteinander bekannt sind, und der letztere nicht die erforderliche Laune hat, so sieht er jedes Wort durch eine gefärbte Brille. Doch dies gilt nicht für uns. - Leb' wohl, lieber Tieck! Und bleib' mein Freund! Denn das ist meine höchste Freude, und mein größter Stolz. Daß Du 14 oder 30 Meilen von mir entfernt bist, darf ich mir gar nicht deutlich denken, sonst werd' ich zu traurig. Suche so viel als möglich vergnügt und zufrieden zu leben. Ich werd's auch. Schreib' mir nur oft und bald. Hörst Du? recht oft! Bleib gesund.

Dein Freund W[ackenroder]

richtig: Dein Freund [und zärtlich liebender Vater], W[olfgang Goethe]

[2. Brief]

angeblich: Tieck an W[ackenroder]

richtig: ebenfalls [überwiegend] W[olfgang Goethe] an Tieck

Liebster Wackenroder [richtig: Liebster Tieck],

wie geht es Dir? Ich dachte schon einen Brief von Dir zu erhalten, aber meine Hoffnung war vergeblich, aber sie war auch zu vorlaut, da ich bis itzt so saumselig gewesen bin, Dir zu schreiben. Nimm es mir ja nicht übel, liebster W. [richtig: liebster Tieck], die Schuld lag wirklich nicht ganz allein an mir. Ich weiß, Du erlässest mir die Entschuldigung und glaubst mir auf mein Wort.

[...] Übrigens lebe ich hier recht poetisch und bin doch nichts weniger als ein Poet, denn kannst Du's mir wohl glauben, ich habe fast noch nicht mehr als den ersten Monolog zu einem kleinen Stücke Philopömen geschrieben, wovon ich Dir schon ehemals sagte. Die Gegend hier ist vortrefflich, nur die ersten Tage waren häßlich, alles schon so schön, weg Schnee und Eis, bist Du nicht auch am Morgen recht erschrocken, als Du aufstandest?

Die Jahreszeiten selbst verwirren sich,
Beschneite Fröste sinken in den Schoos
Der frischen Rose, und auf des alten Winters
Eisgrauen Scheitel wird, als wie zum Spott,
Ein Kranz gesetzt von holden Sommerknospen.

Du wirst an dieser kleinen Probe sehen, daß ich auch hier meinen Lieblingsdichter [Shakespeare] lese, der immer mehr in meinen Augen gewinnt, je mehr ich ihn auswendig lerne. [Solltest Du Dich dieser Stelle nicht mehr erinnern, sie steht im 1. Akt des >Sommernachttraums<.] Vor dem einen Fenster steht ein Baum mit

allen seinen Blüten, vor dem andern mehrere Taubenschläge; im Garten hat sich eine Nachtigall eingefunden, die des Abends göttlich singt, oft liege ich im Garten [Goethes Garten im Ilmpark?] unter einigen Schafen, die dort mit ihren Lämmern weiden; die guten Tiere haben sich schon so an mich gewöhnt, daß mein Anblick sie gar nicht mehr stört, sondern sie kommen oft auf mich zu. Ein Lamm ist besonders darunter, was beständig, wenn ich dort sitze, bei mir ist und mit meinen Knöpfen oder den Riemen an den Stiefeln spielt, ich bin einigemal eingeschlafen, und es hat mich wieder geweckt, indem es mein Gesicht und meine Hände leckte. Ich [Wolfgang Goethe] habe oft Lust gehabt, Idyllen zu schreiben, hast Du denn noch nicht weiter an unser Schäferspiel, >Das Lamm<, gedacht? Wenn Du Dich noch einer Paramythie, >Die Leyer<, erinnerst, aus dieser habe ich mir vorgenommen, eine kleine Schäferpopöe, >Der erste Dichter<, zu schreiben, doch gehört dieser Vorsatz in die Zahl derer Pläne, die vielleicht nie ausgeführt werden. - Du hast doch Rambach und Bernhardi [richtig: das Ehepaar Reichardt?] fleißig besucht? Grüße beide herzlich von mir; an Rambach habe ich schon geschrieben und ihm die Abschrift des 1sten Acts der >Anna Boleyn< geschickt, mit mehreren kleinen Abänderungen; wenn Du Zeit hast, so blättere es doch einmal durch, und sage mir aufrichtig, ob die Änderungen auch jederzeit Verbesserungen sind. Bernhardi [richtig: Reichardt?] sage, daß ich ihm nächstens gewiß schreiben würde, danke ihm in meinem Namen für seine Begleitung aus Berlin, und sage ihm bei Gelegenheit, er solle sich doch ja schonen, nicht zu viel sitzen, welches er jetzt offenbar zu viel tut, geh doch zuweilen mit ihm aus [...]

Lieber W. [richtig: lieber Tieck], kannst Du mir auch die erzwungene Lüstigkeit [gemeint ist: Lustigkeit] an dem letzten Abend, da wir zusammentrafen, verzeihen? Wie Du von mir gingst, wie mir da zu Mut war, das kann ich Dir gar nicht beschreiben; als würde ich plötzlich in eine Wüste, in die finsterste Einsamkeit hinausgestoßen. Auch der Abschied von meinen Eltern [richtig: Deinen [Ludwig Tiecks] Pflegeeltern] und Schwestern [richtig: Deiner [Ludwig Tiecks] Ziehschwester Sophie] war mir [Wolfgang Goethe] traurig; auch [der Abschied] von Rambach und Bernhardi [Ludwig Tiecks Lehrern]. Bin ich [jedoch] darin recht glücklich: man sagt sonst, einen Freund zu haben sei in dieser Welt schon viel, ich bin davon überzeugt, daß ich mehr als einen Freund [habe]: Du [Ludwig Tieck], Piesker, Schmohl, Bernhardi, Rambach und Toll, an den ich jetzt recht oft denken [muß. Sein] Andenken hat mich schon oft recht traurig gemacht. - Ach W. [richtig: Ach Tieck], wie vermisse ich Dich! - Wenn ich oft an die Stunden denke, in welchen wir zusammen vergnügt oder traurig waren, wenn ich an unsere Spaziergänge denke! Ich [Wolfgang Goethe] finde gewiß keinen Menschen wieder, der mich so ganz versteht, wie Du, der jeden meiner Gedanken behorchen kann, der der Dolmetscher aller meiner Empfindungen ist, der so fein, so zart fühlt, dessen Phantasie so ätherisch und geläutert wäre; W. [richtig: Ludwig], wie wird es mir erst nach einem Vierteljahre ergehen, ja ich muß Dich auf Michaelis wiedersehen. - Glaube ja nicht, daß ich Dir schmeicheln will, Du kennst ja meinen Abscheu vor jeder Art von Schmeichelei, und daß ich weit leichter jedem andern Menschen als meinem Freunde etwas Verbindliches sagen kann. - Da wir nicht mit einander sprechen können, so schreib mir doch ja bald, schreib mir recht weitläufig, recht genau, schicke mir auch etwas von Deiner Arbeit, wenn Du gerade etwas hast, Du würdest mir dadurch eine außerordentliche Freude machen. [...]

[3. Brief]

angeblich: W. an Tieck, richtig: W. [Goethe] an Tieck

[Weimar] Sonnabend abends, den 5. Mai [1792]

Liebster Tieck!

Dein Brief [Tiecks Briefe an den Vater, Wolfgang Goethe, wurden von diesem oder von einer späteren Weimarer Zensur leider verbrannt] hat mir unaussprechliches Vergnügen gemacht; ja, er hat mich wirklich bis zu Tränen gerührt. Wenn Du weißt, wie weich ich [Wolfgang Goethe] bin, wirst Du mir das glauben. Tieck, ich bin entzückt, daß Du mich [Deinen Vater] so liebst! Werther sagt ganz himmlisch schön, daß er sich selber anbetete, wenn seine Geliebte ihm die Neigung ihres Herzens kund täte - und er wiederholt sich selber ein Mal über das andere die Worte: „Lieber Werther“, in dem Tone, wie sie sie ihm ausgesprochen hat. [Siehe 1. Erläuterung am Ende des Briefes!]

O Tieck, ich möchte mich auch selber anbeten, wenn ein Mensch, wie Du, dessen Worte mir [Wolfgang Goethe] Orakel sind, mich so mit dem veredelten Bilde meiner selbst in Rausch und Taumel versetzt. - Und wenn ich ja in Deinen Augen etwas wert bin, wem hab' ich es anders zu danken als Dir? Dir verdank ich alles was ich bin, alles! Was möchte aus mir [Wolfgang Goethe] geworden sein, wenn ich Dich nie kennengelernt hätte? O Tieck, lies Dir diese Worte mit Feuer vor, und sei stolz darauf, daß Du einen Menschen auf immer glücklich machst durch Deine Freundschaft, - so stolz als ich bin, daß Du mich würdigst, mein Freund zu sein. Bleib es, lieber Tieck, bleib's; Du weißt, daß ich in alle Ewigkeit Dich über alles lieben werde.

Herzlich freue ich mich, daß Du so schön und angenehm jetzt auf dem Lande lebst [in Giebichenstein, bei Reichardt's?]. Über Deinem ganzen Briefe schwebt ein so sanfter, schöner, heiterer Geist des Frohsinns, den

Dir das Ergötzen an den Naturschönheiten eingeflößt hat. Suche ja in dieser Stimmung zu bleiben, und befolge ja doch selber die Regel, die Du Bernhardt gibst, nicht so viel zu sitzen. [...]

Wir [?] sprechen nicht selten von Dir. Gestern bin ich mit ihm [?] im Komödienhause gewesen, wo sich eine Mamsell auf der Harmonika [Glas-Harmonika] hören ließ. Er [gemeint ist: Goethes Begleiter] hörte das Instrument zum ersten Mal und freute sich sehr darüber. Ich hörte es [...] mit sehr vielem Vergnügen. - [Siehe 2. Erläuterung am Ende des Briefes.] Wenn ich in ein Konzert gehe, find' ich, daß ich immer auf zweierlei Art die Musik genieße. Nur die eine Art des Genusses ist die wahre: sie besteht in der aufmerksamsten Beobachtung der Töne und ihrer Fortschreitung; in der völligen Hingebung der Seele in diesen forttreibenden Strom von Empfindungen; in der Entfernung und Abgezogenheit von jedem störenden Gedanken und von allen fremdartigen sinnlichen Eindrücken. Dieses geizige Einschlürfen der Töne ist mit einer gewissen Anstrengung verbunden, die man nicht allzulange aushält. Eben daher glaub' ich behaupten zu können, daß man höchstens eine Stunde lang Musik mit Teilnahme zu empfinden vermöge, und daß daher Konzerte und Opern und Operetten das Maß der Natur überschreiten. Die andere Art wie die Musik mich ergötzt, ist gar kein wahrer Genuß derselben, kein passives Aufnehmen des Eindrucks der Töne, sondern eine gewisse Tätigkeit des Geistes, die durch die Musik angeregt und erhalten wird. Dann höre ich nicht mehr die Empfindung, die in dem Stücke herrscht, sondern meine Gedanken und Phantasien werden gleichsam auf den Wellen des Gesanges entführt, und verlieren sich oft in entfernte Schlupfwinkel. Es ist sonderbar, daß ich, in diese Stimmung versetzt, auch am besten über Musik als Ästhetiker nachdenken kann, wenn ich Musik höre: es scheint, als rissen sich da von den Empfindungen, die das Tonstück einflößt, allgemeine Ideen los, die sich mir dann schnell und deutlich vor die Seele stellen. - Wie ich [Wolfgang Goethe] bei Schauspielen die Musik zwischen den Akten genieße, habe ich Dir wohl schon sonst gesagt. Die erste Symphonie vor dem ersten Akt höre ich immer mit gespanntem Gefühl und inniger Teilnahme an; aber bei allem folgenden ist mir das unmöglich, und ich sehe die Zwischenmusik nur als eine Leinwand, als ein Tuch an [dies Bild hab' ich mir schon immer davon gemacht], worauf ich mir die Szenen des vergangenen Aktes noch einmal vormale. Wird die Musik alsdann unterbrochen, so ist's, als würde mein Gewebe zerrissen, und ich habe nichts, woran ich die Bilder meiner Phantasie anheften kann. Hat jeder dies Gefühl? Ich möcht's gern wissen. [...]

[...] Es ist bald 12 Uhr Nachts. Ich [Wolfgang Goethe] lege mich jetzt schlafen. Ich merke, daß es eine wahre Wonne ist, an Dich zu schreiben. Selig, selig ist der Tag, den ich mit dem Gedanken an Dich [Ludwig Tieck] beschließe. Er wird mich auch im Schlafe nicht verlassen. Träume Du auch von mir. Denkst Du jetzt an mich? - Eine allerliebste schmelzend - sanfte Elegie von Voß fängt an:

„Denkt mein Mädchen an mich?“

Es ist eine höchst natürliche, schöne Empfindung darin. - Jetzt hat es gerade zwölf geschlagen. Gute Nacht. Tieck, fliege her, und ich drücke den feurigsten Kuß auf Deine Lippen. Gute Nacht, der Himmel sei mit Dir! Gute Nacht!

[Weimar], den 6. Mai [1792], Sonntag morgens

Sieh! ist's nicht schön, daß ich mit dem Gedanken an Dich zu Bett gegangen, und mit dem Gedanken an Dich wieder aufgestanden bin? - Du siehst, daß ich prompt im Antworten gewesen bin. Meinen ersten Brief, den Rambach [richtig: Reichardt?] eingeschlossen hat, wirst Du wohl empfangen haben. Ich schrieb ihn gerade an demselben Tage, da Du Deinen schriebst, den 1. Mai [1792]. Du wirst mir nun wohl nicht eher als aus Halle antworten; aber wenn Du kannst, erfülle meine Wünsche bald. Ich werde mein Versprechen in Ansehung des Schreibens gewissenhaft halten. - Noch eins! Sei so gut und mache künftig keinen Brief mehr an mich frei. Wozu sollst Du meinetwegen unnütze Ausgaben haben? Hörst Du? Du mußt es aber auch gewiß tun. Es bleibt dabei. -

Ja, lieber, bester Tieck, wir müssen uns auf Michaelis wiedersehen, ich harre sehnlich auf diese Zeit. O auch mir ist das Andenken an unsere Spaziergänge [in Berlin im Tiergarten? und/oder in Weimar im Ilmpark?] das heiligste, das ich kenne. Du kannst wohl leicht denken, wie ich mich jetzt im Tiergarten [richtig: im Ilmpark zu Weimar] befinde, wann [gemeint ist: wenn] ich ihn besuche; jeder Gang, jeder Baum ruft mir Dich zurück; bei jedem Schritte denk ich an Dich, und will Deinen Arm in den meinigen nehmen, und fühle, daß mir immer etwas fehlt. Aber dennoch - oder, was sag ich - vielmehr eben deswegen werd' ich den Tiergarten [richtig: den Ilmpark] noch beständig und häufiger als jeden andern Ort mit Vergnügen besuchen. Die Bäume darin prangen jetzt mit dem herrlichsten, frischestem Grün; einem Grün, das man im Sommer in der verdörrten und versengten und bestäubten Farbe des Laubes gar nicht mehr wiedererkennt. - Mitschicken kann ich Dir noch nichts. Ich habe seit Ostern noch so viele fatale und häßliche Abhaltungen gehabt, daß ich kaum meine gemeinen Alltagsverrichtungen habe tun können.

Ein recht ärgerlicher Streich! und ich bin schuld daran. Ich erfahre eben, daß, da die Post heute früh um 9 Uhr abgeht, die Briefe schon gestern Abend um 7 Uhr hätten hingebraucht werden müssen. Meine dumme

Unwissenheit hat also über meine Gutwilligkeit, Dir gleich zu antworten, den Meister gespielt. Verzeihe mir's. Der Brief könnte nun erst den Mittwoch abgehen und weil er Dich alsdann vielleicht nicht mehr in [?] treffen sollte, so schick' ich ihn lieber nach Halle.

[...]

1. Erläuterung: Goethe bekennt in >Dichtung und Wahrheit<, daß er im >Werther< „dichterischen Gebrauch“ von seinem eigenen Leben machte. Jedoch schrieb er sich nicht seinen Liebeskummer wegen seiner angeblichen unglücklichen Liebe zu Lottchen Buff vom Herzen, sondern er setzte seiner im Kindbett verstorbenen wirklichen Geliebten, Henriette Alexandrine von Roussillon, ein [verstecktes] dichterisches Denkmal. Als er sich dem Sohn als seinen wirklichen Vater zu erkennen gab, schenkte er ihm auch ein Exemplar des >Werther<. Goethe erzählte Ludwig auch die „Versöhnungsszene“, die sich im November oder Dezember 1772 in Darmstadt abspielte. Dieser „Händedruckszene“ und Uranias Anrede „lieber Wolfgang“, die den „düsteren Zwischenraum“ abschlossen und eine neue Ära in der Beziehung der beiden Liebenden besiegelten, gedachte Goethe [außer in diesem obigen Brief an Ludwig Tieck] noch in mindestens zwei Werken, sogar F. H. Jacobi wußte von dieser Versöhnungsgeste Uranias. Die Stellen sind folgende:

1. Stelle:

>Werther<, am 21. November 1772:

„... Gestern als ich [Wolfgang Goethe] wegging, reichte sie [Urania] mir die Hand und sagte: „Adieu, lieber Wolfgang!“ - Lieber Wolfgang! Es war das erste Mal [seit Beendigung des „düsteren Zwischenraums“], daß sie mich „lieber“ hieß, und mir ging's durch Mark und Bein. Ich [Wolfgang Goethe] habe mir's hundertmal wiederholt und gestern nacht, da ich in's Bett gehen wollte, und mit mir selbst allerlei schwatzte, sagt ich so auf einmal: „gute Nacht, lieber Wolfgang!“ Und mußte hernach selber über mich lachen ...“

2. Stelle:

in den >Elegien an meine Urania<, XIII.

Gedicht: >Über den Druck ihrer Hand<

Nacht war mein Lebenslauf,
Und eingeschlafen tief war mein Gefühl des Himmels:
Da drückte Urania mir die Hand!
Die Nacht verschwand;
Und mein Gefühl des Himmels,
Mein größtes, wachte wieder auf!
O des entzückenden Gewimmels
Der Engel und der Harfen um mich her!
Gott! Ich vergeß' es nimmermehr!

3. Stelle:

in F. H. Jacobis Roman >Woldemar< ist die gleiche Szene erwähnt:

„... Henriette [von Roussillon] litt Todesangst. Auf einmal ging sie auf ihren Freund zu. „Lieber Woldemar [alias: Lieber Wolfgang]“, sagte sie zu ihm, indem sie ihm die Hand drückte, „nicht wahr, wir haben etwas miteinander zu reden. Auf den Abend. Nur bis dahin, Lieber, sei ruhig!“

2. Erläuterung: Die Glas - Harmonika war ein Lieblings-Musikinstrument der Empfindsamen. Lila konnte, nach den Recherchen des Bad Homburger Heimatforschers Heinrich Jacobi, die Glasharmonika und die Harfe spielen.

[5. Brief]

angeblich: W. an Tieck, richtig: W. [Goethe] an Tieck

[Weimar], den 11. Mai [1792], abends

O Freude, o Freude! heute Mittag hab' ich [Wolfgang Goethe] schon einen zweiten Brief von Dir [Ludwig Tieck] bekommen; Du kannst gar nicht glauben, wie ich triumphiert habe. Aber ein Ding ist sonderbar. Du hast meinen ersten kleinen Brief - 3 Oktavseiten lang, - es war nichts Merkwürdiges darin - den ich den Dienstag vor 8 Tagen, als den 1. Mai, an Rambach [richtig: Reichardt?] zum Einschluß gab, nicht bekommen. [...]

Ist es denn wirklich Dein Ernst, lieber Tieck, daß Du mich [Wolfgang Goethe] nicht vergessen kannst? O! er muß es wohl sein. Es hat mich recht gerührt, daß Du schreibst: „es war recht unvorsichtig von uns, daß wir uns die letzte Zeit in Berlin [oder in Weimar?] so oft sahen.“ Es hat mich recht gerührt. O Tieck, Tieck, ich habe es geglaubt, daß Du mir [Deinem Vater] gut wärst; aber kaum, kaum hab' ich es je glauben können, daß

Du so zärtlich gegen mich denkst. Und daß Du mir nichts als wahre Empfindung Deines Herzens äußerst, weiß ich. Womit soll ich's Dir vergelten? Du demütigst mich. - Ich breche ab.

Wie bist Du denn zu den ausgebreiteten Bekanntschaften in Koswig gekommen? Und, um's Himmels willen, wie ist es möglich, daß Du in einer Gesellschaft so lange hast Karten spielen können? Das ist ja ganz schrecklich. Ich glaub', ich hätte vor Ärger geweint, wenn ich Dich in eine solche Situation geklemmt gesehen hätte - Dich am Spieltisch, dem Thron von Affen und Laffen, - Dich! Es ist wahrlich viel! Ich bedau're Dich. - Auch die andere Gesellschaft, die Du in Koswig gehabt hast, muß gar herrlich für Dich gepaßt haben. Aber daß Du Karten spielen mußtest, und in die Nacht hinein, das ist mir noch immer das schauerlichste. Ich kann's gar nicht vergessen. Das Fatum muß notwendig [gemeint ist: gewiß] einen Fehlgriff in der Urne getan haben, da es das Los dieses Tages für Dich zog: das fatale Fatum! [...]

[...] Dank für das kleine Gedicht von Deinem Freunde Toll. Es ist süß und lieblich, und wird mir sehr wert bleiben. Ich werd's, wie Deine [Ludwig Tiecks] Briefe, als ein Kleinod aufbewahren. - Verzeihe nur meiner Armut, daß ich Dir jetzt unmöglich etwas mitschicken, und meinem Mangel an Zeit, daß ich Dir nicht etwas abschreiben kann. Wolltest Du so gefällig denken, die Länge meines Briefes als einen Ersatz dafür anzunehmen? - Unsere Korrespondenz soll sich nun nicht wieder verwirren. Du bist wohl so gut, und schreibst mir zuerst wieder, wenn ich nicht zu viel verlange. Doch schreib so wenig oder so viel [als] Du Zeit hast; je mehr natürlich, je besser, aber nur bald. Doch beinahe möcht' ich glauben, mit diesem dringenden „Bald“ Deine Delikatesse zu verletzen, weil mir Deine zwei schnell aufeinander folgenden Briefe eine sehr hohe Idee von Deiner reizbaren Briefschreibetätigkeit eingeflößt haben. Ich werde Dir dann gewiß bald antworten. Oder hoff ich zu vorschnell, und bin ich unbillig, wenn ich von Halle aus, wo Du in mehr Verbindungen und Geschäfte kommst, so oft etwas von Dir zu lesen erwarte? - Aber was schwatz' ich denn? Du bist mein Freund, und wirst schon wissen, was mir gut und lieb ist. So will ich denn mit festem Mut auf Dich hoffen, und mein Vertrauen allein in Deine Freundschaft setzen.

Frage: Warum sollte es „unvorsichtig“ gewesen sein, wenn zwei junge Schulfreunde sich häufig im Park sahen? Es bezieht sich eindeutig auf das wahre Verhältnis W. Goethes zu Ludwig Tieck.

Die Sätze „Womit soll ich's Dir vergelten. Du demütigst mich“, dokumentieren Goethes schlechtes väterliches Gewissen.

[Nachschrift: Weimar], den 12. Mai [1792], Sonnabend mittags

Von Denis' eigenen Oden, Elegien und Liedern muß ich Dir noch sagen, daß mir manches sehr darin gefallen hat. Am schönsten dünken mich die Gedichte zu sein, die er Klagen nennt: z. B. über Gellerts Tod, über den Mißbrauch der Dichtkunst usw. Der letztere Gegenstand ist vortrefflich behandelt. Da wird's recht mit lauten dreisten Worten unserer entarteten Dichterrepublik gesagt, daß nur Empfindung, Empfindung der Genius sein sollte, der das Lied beleben könnte, daß Witz ein verzogenes Kind sei, das nur jenseit[s] des Rheins zu Hause gehöre; und mehr dergleichen, was, wie Du weißt, schon lange meine Herzensmeinung gewesen. „Soll Witz, soll Witz im Liede sein?“ fragt Denis und ich frag's mit ihm.

Ich habe nicht länger Zeit, und muß Dir also ein herzliches Lebewohl sagen. Sag mir doch manchmal Deine [Ludwig Tiecks] Meinungen über meine [Wolfgang Goethes] Meinungen, die ich Dir so in meinen Briefen äuß're. Schreib mir nur ja bald, recht bald; ich antworte dann gewiß auch bald. Sorge für Deine Gesundheit und grüße Halle. O die liebe Reichardtsche Familie [in Giebichenstein bei Halle]! Wenn ich doch Miekchen [Tochter Reichardts?] auch sein könnte! [Ludwig Tieck war in Miekchen verliebt?] Grüße sie herzlich von mir; auch Schmohl [Studienfreund Tiecks], auch die kleinen Mädchen bei Reichardts, die ich noch alle bei Namen weiß. Vielleicht versucht meine Muse bald wieder eine Kleinigkeit, ich schicke sie Dir dann. Schreib' mir bald und bleib' mein Freund.

W. [alias Wolfgang Goethe]

[6. Brief]

angeblich Tieck an W., richtig: W. [Goethe] an Ludwig Tieck

Halle [richtig: Weimar], am 29. Mai 1792

Lieber W. [Lieber Ludwig]!

Daß ich Dir so lange nicht geschrieben habe, mußst Du schon entschuldigen, da ich es nicht entschuldigen kann. Ich kann es nicht begreifen, ich denke täglich, stündlich und augenblicklich an Dich, ich weiß, was ich Dir schreiben will - und doch ist es nicht geschehen. Ich hatte aber auch heute einen Brief von Dir vermutet, denn wir werden es doch wohl so genau nicht nehmen, daß einer nicht eher wieder schreibt, bis der andere geantwortet hat.

Dein neulicher langer Brief war mir in meiner Einsamkeit eine rechte Freude. Lieber W. [Lieber Ludwig],

Du hast mich bis zu Tränen gerührt, Du sprichst noch ebenso, wie Du in Berlin [und/oder in Weimar, bei Tiecks heimlichem Besuch mit Reichardt zusammen?] sprachest, das heißt mit freundschaftlichem Enthusiasmus, mit einer Schwärmerei, die jeden meiner [Wolfgang Goethes] Fehler mit einem dichten Vorhang bedeckt, - wenn einst dieses Feuer erlöschen sollte, lieber W. [richtig: lieber Ludwig], Du dann meine Fehler und Schwachheiten sähest und Dir dann meine Freundschaft gleichgültig würde. Daß Du immer so mit mir sprichst, kann und darf ich nicht erwarten, aber bester W. [richtig: bester Ludwig], laß es nie so weit kommen, daß Du mich verachtest, daß Dich gereut, einst so mit mir gesprochen zu haben. Doch nein! Diese Besorgnis gehört mit zu denen, welchen ich keine Wohnung in meiner Brust einräumen darf, sie ist auch unnütz; das weiß ich, ich kenne Dich zu gut, so lange Du der bleibst, der Du jetzt bist, so lange kann ich auch Deiner wärmsten Freundschaft versichert sein, und so sehr wirst Du Dich nicht ändern können, daß Du je meine Liebe verkennen solltest, denn sonst - ach! liebster Freund, die Tränen treten mir in die Augen, diese Gedanken versetzen mich in eine Stimmung, die nichts als die Rückerinnerung an jene mit Dir durchlebten Stunden mildern kann. Ich breche ab, um Dich nicht auch traurig zu machen.

Du gibst Dir in Deinem Briefe alle mögliche Mühe, mich stolz zu machen, lieber W. [richtig: lieber Ludwig], aber es soll Dir nicht gelingen. Du hättest mir [Wolfgang Goethe] etwas zu danken? wüßtest Du, wie viel ich Dir schuldig wäre! - Alles! Warst Du es nicht, der mich von der trübsten Schwermut heilte? Gab mir Dein Umgang, Deine Freundschaft nicht alles zurück, was sie mir zurückgeben konnte? Du hast alle meine Gefühle verfeinert und veredelt, Du bist jetzt fast der einzige Mensch, der mich wirklich kennt und der mich versteht. Was ich Dir alles zu danken habe, das empfinde ich erst jetzt recht lebhaft, jetzt, da ich Deiner Freundschaft [gemeint ist wohl: Gegenwart] entbehren muß, ich sehr oft nach der Gegend hin, nach welcher Berlin [richtig: Halle] liegt, und wie der Aufgang des Mondes steigen dann am fernsten Horizont alle jene Szenen auf, in welchen ich einst so glücklich war, sie sinken wieder unter und schwarze Nacht liegt beklemmend um mich her.

Wir hatten ausgemacht, daß ich der Hoffnung nicht weiter Raum geben soll, daß Du ein Jahr oder ein halbes in Halle wohnen solltest ich weiß nicht, wie es gekommen ist, ich habe keine Schuld, diese Pflanze ward von mir gar nicht gepflegt, aber sie ist von selbst zum schönsten Baum emporgewachsen, ich fand ihn erstaunt und ruhe jetzt, da ich es nicht mehr ändern kann, oft unter den Schatten seiner breiten Zweige aus und betrachte über mir das Spiel der grünen Blätter, und schöne Blüten des Trostes fallen auf mich herab - meine Schuld ist es nicht, schilt nicht auf mich, lieber W. [richtig: lieber Ludwig], ich kann wahrlich nicht dafür, und da diese Hoffnung jetzt fast das einzige ist, was ich habe, so gönne sie mir immer. Ich habe es nie so lebhaft gefühlt als jetzt, wie sehr ich Deiner bedarf, um zu leben, im eigentlichen Sinn, lieber W. [lieber Ludwig], hast Du nur noch einiges Mitleid mit mir, so komme künftige Ostern sicher [zu mir nach Weimar? Um die Osterzeit war Ludwig Tiecks wirklicher Geburtstag], ich kann es sonst wirklich nicht aushalten, es ist mir hier [in Weimar oder Jena] alles so eng und einzwängend, alle meine Kraft versiegt, die reizende Natur verliert ohne einen Freund, der mit uns empfindet, alles Schöne; statt des Belebenden des Frühlings sieht man in jedem Wesen nur, wie ein jeder Atemzug ihn näher zum Grabe rückt, alles verdorrt und verlischt in meiner Seele; ich bin die wenigen Tage hier schon so traurig gewesen, als ich es seit einem Jahr nicht gewesen bin, ich empfinde bloß, was ich verloren habe und nicht was ich besitze; o lieber W [o lieber Ludwig], wenn Du es doch über Deinen Vater [über Deinen Pflegevater oder über Deinen väterlichen Freund Reichardt] vermögen könntest, daß er Dich nach Halle [richtig: nach Weimar oder Jena?] schickte, wenn nicht auf Michaeli, [so] doch auf Ostern [Du siehst, wie kühn ich in meinen Hoffnungen bin]; es sind hier [in Jena?] die geschicktesten Professoren, Du brauchst mit keinem Studenten umzugehen, so wenig wie ich es tue, denn ich [Wolfgang Goethe] kenne [fast] niemand [in Jena] und mich kennt [fast] niemand, man wird hier gar nicht bemerkt; der Ton ist überhaupt schon weit gesitteter als ehemals, ach Freund, wenn Du dann in meiner Nähe wohntest und ich Dich dann, wie in Berlin [richtig: Weimar?] oder Du mich zu Spaziergängen abholtest, wir läsen wieder Shakespeare zusammen, Du spieltest mir auf dem Klavier etwas vor, wir besuchten Reichardt zusammen - welche göttliche Aussichten! Entzücken sie Dich ebenso wie mich? Du schreibst, ich soll gesund bleiben; so wie ich jetzt bin und empfinde, kann ich nicht dafür stehen, denn ich bin hier noch keine Stunde vergnügt gewesen - und werde es auch schwerlich sein [...]

Deine lieben Gedichte habe ich [Wolfgang Goethe] schon mehr als einmal durchgelesen, schicke mir doch mehrere [gemeint ist: noch mehr], wenn Du Zeit hast; tu' es ja und schreib' mir, wenn Du kannst, immer so lange Briefe, das ist ja jetzt das einzige, was Du mir geben kannst. Lies doch den >Tasso<, ein Stück von Goethe [richtig: ein Stück von mir (Wolfgang Goethe)], dort ist meine Lage auf die schönste Art geschildert.

Die Sonne hebt von meinen Augenlidern
Nicht mehr Dein [Ludwigs] schön verklärtes Traumbild auf,
Die Hoffnung Dich zu sehen füllt nicht mehr
Den kaum erwachten Geist mit froher Sehnsucht;
Mein erster Blick hinab in Flur und Gärten
Sucht Dich vergebens in dem Tau der Schatten.
Wie schön befriedigt fühlte sich der Wunsch
Mit Dir zu sein an jedem heitern Abend!
Wie mehrte sich im Umgang das Verlangen
Sich mehr zu kennen, mehr sich zu verstehn!
Und täglich stimmte das Gemüt sich schöner
Zu immer reiner'n Harmonien auf.
Welch eine Dämm'ung fällt nun vor mir ein!
Der Sonne Pracht, das fröhliche Gefühl
Des hohen Tags, der tausendfachen Welt
Glanzreiche Gegenwart ist öd' und tief
Im Nebel eingehüllt, der mich umgibt.
Sonst war mir jeder Tag ein ganzes Leben;
Die Sorge schwieg, die Ahnung selbst verstummte,
Und glücklich eingeschifft, trug uns der Strom
Auf leichten Wellen ohne Ruder hin.
Nun überfällt in trüber Gegenwart
Der Zukunft Schrecken heimlich meine Brust.

Ohne Dich [Ludwig Tieck] bin ich [Wolfgang Goethe] nichts, ich weiß nicht, wie ich mir jetzt vorkomme,
Du wirst mich auf Michaelis nicht wiedererkennen, zwar:

Es ist unmöglich, daß ein alter Freund,
Der, lang' entfernt, ein fremdes Leben führte,
Im Augenblick', da er uns wiedersieht,
Sich wieder gleich wie eh'mals finden soll.
Er ist in seinem Innern nicht verändert;
Laß uns mit ihm nur wenig' Tage leben,
So stimmen sich die Saiten hin und wieder
Bis glücklich eine schöne Harmonie
Auf's neue sie verbindet. -

Und dies ist noch mein Trost. Daß ich hier niemand[en] habe, mit dem und in dem ich eigentlich lebe, das wirst Du mir wohl glauben. [...]

[typisch Goethescher Gedanke, siehe >„Nachtwachen“ von [des] Bonaventura, alias Goethe<]:

Der Mensch bedarf in seinem engen Wesen
Der doppelten Empfindung, Lieb' und Haß.

[...] Über die Bedeutung der Empfindelei bin ich ganz Deiner Meinung, nur muß man sich doch, glaub' ich, nicht gewöhnen, stets bei kleinen Sachen zu sehr zu empfinden, sonst verlernt man es bei großen, bei denen man es sollte, und insofern dann die Empfindung ausartet, insofern kann man dann auch einen Menschen, der beim Tode seines Bruders nicht inniger weint als über den Tod einer Fliege, einen Empfindler nennen, wengleich seine Empfindung wahrhaft und nicht affektiert ist. Man muß überhaupt den kleinen Empfindungen nicht zu sehr nachhängen, denn man verstimmt sich dadurch und macht sich eigentlich, so paradox dies scheinen mag, gefühllos und zum Handeln untätig.

Ich habe Deinen und meinen Rat befolgt und bin bisher untätig gewesen, allein ich befinde mich dabei um nichts besser:

- - - ich bin gesund,
Wenn ich mich meinem [dichterischen] Fleiß ergeben kann,
Und so macht wieder mich der Fleiß gesund.

³¹ Vergleiche damit die Elegie im >William Lovell< weiter unten.

- - - mir ist nicht wohl
In freier Üppigkeit. Mir läßt die Ruh'
Am mind'sten Ruhe. Dies Gemüt ist nicht
Von der Natur bestimmt, ich fühl' es leider,
Auf weichem Element der Tage froh
In's weite Meer der Zeiten hinzuschwimmen.

Ich [Wolfgang Goethe] muß wieder etwas Poetisches anfangen, ich glaube, dann wird mir besser werden, denn dann bin ich doch wieder in Tätigkeit gesetzt, denn:

Wenn ich nicht sinnen oder dichten soll,
So ist das Leben mir kein Leben mehr.
Verbiете du dem Seidenwurm zu spinnen,
Wenn er sich schon dem Tode näher spinnt.

Deshalb werde ich Dir nächstens den Plan zum >Lamme< schicken, und wir wollen dann in Gesellschaft das Werk unter dem Schutz der Muse der Schäferpoesie anfangen.

[...] Du mußt zugeben, daß alles, was bei den schönen Künsten gefallen soll, bloß dadurch gefallen kann, indem jeder Künstler die Töne anschlägt, die hell und rein in uns'rer Seele widerklingen; daher lacht der eine, wenn der and're weint; auf diese Art kann der Dichter allein die Rührung bewirken, denn die Rührung ist ja nichts anders als Sympathie, mit denen Personen, die uns rühren: ein Freundschaftszug, der uns zu ihnen hinzieht und macht, daß wir an allen ihren Schicksalen teilnehmen; wir lieben sie mehr oder weniger, nachdem der Dichter sie mehr oder weniger aus uns'rer Seele genommen hat, daher kommt die große Gewalt, die der dramatische Dichter über die Herzen der Menschen haben kann. Wir lieben oft einen Graf Appiani oder einen Just und Tellheim mehr als Menschen, mit denen wir umgehen und die wir täglich sehen, und bloß darum, weil wir mit diesen nicht sympathisieren und sich in jenen uns're eig'nen Seelen spiegeln. Dies scheint mir nun auch der Fall beim Erhab'nen zu sein. Wir entdecken im Erhab'nen uns selbst, die Sympathie zieht uns zu der Person hin, die erhaben denkt, und diese Liebe, mit Verehrung vermischt, kann so stark sein, daß sie in Tränen ausbricht; es ist eine Empfindung aus Mitleid, Freude und Verehrung zusammengesetzt; wir freuen uns, daß ein solcher großer Mensch unser Freund sei, oder sein sollte, wir verehren in dem Augenblicke die Menschheit, wir möchten den Dichter anbeten, der so etwas hervorbringen konnte, und in diesem Augenblick vergießen wir Tränen, indem wir uns're Verwandtschaft mit dem Dichter fühlen; wir freuen uns, daß wir Menschen sind. Daher kann es leicht kommen, daß Erhabenheit vorzüglich mich leicht zu weinen zwingt, weil ich gewöhnlich die Menschheit verachte, und mich dann plötzlich freundlich bei der Hand ergriffen fühle und mir im schönsten Augenblick die reizendste Versöhnung angeboten wird, und daher weint vielleicht ein and'rer nicht, ob er gleich das Erhabene ebenso stark fühlt als ich, weil es bei ihm dieser Aussöhnung nicht bedarf. Bloße Erhabenheit darf aber in Charakteren nach meiner Meinung dem dramatischen und epischen Dichter nie genügen, sondern er muß sie stets mit dem eigentlichen Pathos verbinden, denn ein Cato von Utica ist unausstehlich, wenn eine Arria von uns Tränen und Bewunderung fordert, daher kommt es auch, daß man bei der Stelle im >Kaspar< dem Thorringer:

Viel Lärm, aber das kann ich auch!

keine Träne vergießt, weil sie bloß erhaben ist, aber wenn er Thorring brennen sieht und doch, nach einem Seelenkampf, nach Landshut ziehen will, da möchten wir uns bewundernd vor ihm niederwerfen und anbeten; wir weinen Freudentränen, daß wir Menschen sind, und daß also ein Teil dieses Edelmut auf uns selbst fällt. Mich dünkt, alles dies beruht auf eben den Grundsätzen, aus welchen auf der Bühne ein Bösewicht nie bloß verhaßt erscheinen darf. Daß viele also das Erhabene nicht fühlen, kommt bloß daher, weil sie diese Sympathie nicht haben, es kommt ihnen unwahrscheinlich vor, sie zweifeln und - spotten. [Siehe Erläuterung.] Das vorzüglich unser Zeitalter sich am wenigsten einer erhabenen Denkungsart rühmen darf, sieht man vorzüglich aus den meisten neu'sten Büchern, in denen es Ton ist, die großen hohen Tugenden des anbetungswürdigen Altertums zu bekritteln und sie aus plumpem Egoismus herzuleiten, - als wenn es nicht zu diesem Egoismus notwendig wäre, gar keinen Egoismus zu haben, um ein Codrus oder ein Mucius Scävola zu sein; ich ärgere mich jedesmal darüber, wenn Menschen, die für so etwas keinen Sinn haben, der großen Vorwelt den Ruhm [den einzigen Lohn, den das wahre Verdienst und wahre Größe begehren kann] rauben wollen, bloß weil sie in ihrem Busen nichts von diesem ätherischen Feuer empfinden.

Verzeih', es sind viel Worte und wenig Ideen, denn ich bin heut gar nicht dazu aufgelegt, über solche Sachen nachzudenken. - Übermorgen ist mein [richtig: Dein [Ludwig Tiecks] „offizieller“] Geburtstag; ich wollte, ich wäre bei Dir in Berlin [richtig: in Halle oder in Giebichenstein]. - Ich hätte Dir noch so vieles zu schreiben, allein meine Uhr hängt vor mir und winkt mir mit ihrem ernsthaften schwarzen Finger aufzuhören. - Grüß' Rambach und Bernhardt [richtig: grüß' Reichardt und Familie?], sag Rambach, daß sein

Bruder mir kein Exemplar der >eisernen Maske< [Roman] geben könne. Hast Du sie [>Die eiserne Maske<] schon gelesen? Lies sie doch, das letzte Kapitel ist ganz von mir [Wolfgang Goethe], einzelne unbedeutende Zusätze ausgenommen; sage aber Rambach nichts davon, daß Du [Ludwig Tieck] es weißt; Du hättest es doch vielleicht erkannt, denn Du bist doch der einzige Mensch, der das kann. Auch vieles im vorletzten Kapitel ist von mir.

Ich habe nun auch den zweiten Akt der >Anna Boleyn< an Rambach geschickt, lies doch beide noch aufmerksam durch, Kleinigkeiten habe ich [Wolfgang Goethe] noch geändert, schreibe mir über manches Deine [Ludwig Tiecks] Meinung. - Es ist fatal, daß ich schließen muß, nun nächstens ein Mehreres; lebe tausendmal wohl und denke zuweilen an Deinen

verlaß'nen Freund [und Vater Wolfgang Goethe]

Kommentar: Solch ein tiefes Wissen um die dramatische Kunst war einem 18jährigen Wackenroder noch nicht gegeben. Sehr wohl aber dem Theaterdirektor und Erfolgsautor Wolfgang Goethe!

[7. Brief]

angeblich: W. an Tieck, richtig: W. [Goethe] an Tieck

[Weimar], Montag, den 4. Juni [1792], Abends

Eben leg' ich Deinen [Ludwigs] Brief wieder aus der Hand, den ich wieder [gemeint ist: erneut] gelesen habe. An meinen verlaß'nen Freund [und Sohn] Tieck soll ich denken? O ich denke oft und mit ganzer Seele an ihn, - aber daß er verlassen sei, - daß eine düstere Traurigkeit sich wieder wie ein Star über das heitere Auge seines Geistes gezogen hat, - daß er in Halle noch nicht vergnügt gewesen ist, - das, das hatte ich nicht erwartet. Schreibst Du doch fast grade so wie Wißmann [?], dem ich heute früh geantwortet und Trost einzusprechen gesucht habe. Von ihm ahndete ich's; - aber von Dir, wahrlich, von Dir hatte ich's nicht erwartet. Ich glaubte, Du würdest dort Dich zerstreuen, und - wenigstens in den Augen Deiner Freunde, und auch in Deinen eigenen, wenn Du nicht zu tief in Dich hineinblicktest, - einer frohen Heiterkeit genießen. O wehe! daß ich mich getäuscht habe. Du bist in Halle noch gar nicht vergnügt gewesen! Ich bitte Dich, lieber Tieck! Du bist ja lange hinweg über die Periode in dem Lebenslaufe empfindender Menschen, da sie sich alles zu Herzen ziehen, und ihre üble Laune nur pflegen, und es für Sünde halten, sich aus ihren Klauen loszureißen! Du weißt ja über Dich zu siegen, Du hast es mich ja gelehrt, so daß ich auch mir wenigstens Mühe gebe, es ebenso weit zu bringen. Aus Bülzig schriebst Du mir so heiter, daß ich mich recht freute. Was soll ich nun sagen? Ich möchte mich schämen, daß ich hier noch zufried'ner leben soll, als Du in Halle. Tieck, ich bitte Dich, wache auf Dich! - Und was mich in ein bittersüßes Erstaunen setzt, ist, daß Du mich so vermissesst. O Tieck, so liebst Du mich [Wolfgang Goethe] denn mehr, als ich je kühn genug war, und sein konnte, zu erwarten? Es ist als hättest Du mir meine Empfindungen gegen Dich aus meinem Herzen geraubt, und strömtest sie nun auf mich zurück. Du gibst mir wieder, alles was ich Dir geben kann? Ich beschwöre Dich, hör auf! Es ist die göttlichste Seligkeit, die ein menschliches Herz zu fassen vermag, aus dem Munde eines Freundes [und Sohnes] sein Lob zu hören! aber dieser Nektar möchte Gift für mich werden. Hör auf mit diesem Wiedergeben und Wechseln der Freundschaftsergebenheiten, denn Du berauscht mich, und wir machen uns in unserer jetzigen Lage [da kein Sprachrohr einmal dem einen die Worte des andern überbringen kann], nur noch unglücklicher. Ich erschrecke auf's heftigste, wenn Du mir in die Augen sagst: ich [Wolfgang Goethe] sei Dir [Ludwig Tieck] zum Leben notwendig! Noch einmal! Was stielst Du mir meine Gefühle [Vatergefühle?], - warum verwechselst Du die Rollen in dem schönen Duodram', das wir [Vater und Sohn] zusammen spielen, und nimmst die meine? Tieck, ich müßte mich ja in den Staub legen und trauern, wenn ich wüßte, daß meine Entfernung Dir so viel trübe Stunden brächte. Ich habe das nie so geglaubt! Du hast mir das nie so deutlich zu empfinden gegeben. O ich möchte verzweifeln, - ich weiß nicht was ich tun soll, um Dich glücklich zu machen. Du nennst meine Sprache Schwärmerei. O wenn ich Dich je weniger lieben könnte, - ich wäre der bedauernswürdigste Mensch unter der Sonne. Und wenn ich je Deiner Freundschaft weniger wert sein sollte, o so erinnere Dich, daß Du mich geliebt hast, und sei so mitleidig, mich wieder zu Dir hinaufzuziehen; verachte mich nicht! - Aber genug! Tieck, laß die wilden Ströme uns'rer Empfindungen sanfter fließen. Wir jagen alles heiße Blut in unsere Adern, und bringen uns durch diese schädliche Erhitzung in einen kranken Zustand. [...]

[8. Brief]

angeblich: Tieck an W.

richtig: ebenfalls [überwiegend] W. [Goethe] an Tieck

Halle [richtig: Giebichenstein bei Halle], am 12. Juni 1792

Endlich habe ich einmal wieder einen Brief von Dir [Ludwig Tieck] erhalten; willst Du mich denn für meine Nachlässigkeit wirklich jedesmal dadurch bestrafen, daß Du mir nicht antwortest? Das tu doch ja nicht. Auch dieser Brief kömmt einen Posttag später [an] als er sollte, allein ohne meine Schuld, denn ich mußte am vorigen Sonnabend notwendig [?] besuchen ...

[...] Was ich mache? Wir haben ausgemacht, daß ich [Dein Vater Wolfgang Goethe] gegen Dir recht aufrichtig sein soll und so muß ich Dir denn freilich wohl sagen, daß ich einige Tage krank, recht krank gewesen bin, und selbst nahe daran war, etwas schlimmer als krank zu werden [zu sterben?]. Erschrick nicht, ich will es Dir umständlicher erzählen. Lieber W. [richtig: lieber Ludwig], wenn Du recht glücklich sein willst auf mehrere Stunden, so lies den zweiten Teil vom >Genius<, der diese Ostermesse herausgekommen ist; er hat mich [Wolfgang Goethe] äußerst glücklich gemacht; es ist fast gar nichts Wunderbares darin, aber ich habe mich so ganz und gar darin wiedergefunden, alle meine [Wolfgang Goethes] Lieblingsideen so schön ausgeführt, daß ich dem Verfasser außerordentlich gut geworden bin; lies ihn nächstens und besonders aufmerksam die Szenen bei dem Einsiedler, dies ist nach meiner Meinung das Schönste, der Triumph des Verfassers, so dachte ich mir meinen >Almansur< [wenn Du Dich noch dieses flüchtigen Aufsatzes erinnerst] dies war mein Ideal, so hatt' ich schreiben, so alles sagen wollen. -

Ich [Wolfgang Goethe] bekam beide Teile vom >Genius<; und weil Schwinger [richtig: Reichardt?] oft bei mir ist, und sich fast eben so oft ennuyiert, und weil mit Schmohl [?] nicht so recht etwas anzufangen ist, und am meisten weil ich mir vom zweiten Teil sehr viel Schönes [schöne Wirkungen?] versprach, so machten wir aus, daß ich Ihnen beide Teile hintereinander vorlesen sollte; wir fingen um 4 [Uhr am Nachmittag] an. Es interessierte sie außerordentlich, wie der erste Teil denn wohl jeden anziehen muß, und wir machten nun aus, daß Schwinger [?] dort bleiben sollte bei uns, weil vorausszusehen war, daß wir schwerlich vor zwei Uhr in der Nacht zu Ende kommen würden; uns're Rechnung traf sehr zu, denn nach neun hatten wir den ersten Teil beendigt. Der zweite ward angefangen, ach! und ich [Wolfgang Goethe] bin lange nicht so glücklich gewesen, besonders bei jenen Szenen, von denen ich Dir schon gesagt habe; und gerade bei diesen [es war schon nach 12 Uhr [also Mitternacht durch]] fingen meine beiden Zuhörer alle Augenblick an einzuschlafen, weil hier eigentlich keine Handlung, kein Fortgang der Geschichte war; doch ich war in einer zu schönen Stimmung, alle Menschen waren mir so lieb, die Welt so teuer geworden, daß ich mich darüber gar nicht ärgern konnte, sondern ich las stets weiter mit eben dem Enthusiasmus, mit eben dem ununterbrochenen Eifer; nach 2 Uhr war das Buch geendigt. Eine kleine Pause [folgte], worin ich nichts sprechen, nichts denken konnte, alle Szenen wiederholten sich vor meinen Augen, mir war so zumute wie Dir nach dem ergreifenden Akt einer Tragödie während der schalen Musik; ich hörte das Geschwätz um mich her, ohne es zu vernehmen; ich lag in den lieblichsten Träumen eingewiegt; ich empfand, wie ich nur selten, nur in den schönsten Stunden der glücklichsten Begeisterung empfinde; ich stand so viele Stufen höher als gewöhnlich; tausend Ideen, tausend große Vorsätze schwebten auf goldenen Wolken um mich her und winkten mir lächelnd entgegen - doch wozu will ich Dir beschreiben, was keiner als Du besser empfindet. - Schmohl [?] und Schwinger [?] [richtig: Reichardt und Familie, bzw. und seine Gäste] gingen in die [Schlaf-] Kammer[n], um sich schlafen zu legen; ich [Wolfgang Goethe] wollte die Nacht auf einem Stuhl zubringen, wie ausgemacht war. - Das Licht ward entfernt, ich war allein, Nacht um mich her; nur eine sommerliche Dämmerung brach sich durch die Fenster, und kuckte schläfrig hinter den weißen Gardinen hervor; die Nacht schien mit trüben, verdrießlichen Augen nach dem Tage hinzublicken. Ich [Wolfgang Goethe] stand gedankenvoll mit dem Arm auf einen Stuhl gelehnt, in jener schönen erhabenen Schwärmerei verloren, nur für Schönheit empfänglich, süße Töne wie abgebrochene Gesänge schwärmten [tönten] um mein träumendes Ohr, rosenfarbene Bilder umgaukelten mich mit blauen Schmetterlingsflügeln, - als plötzlich - noch schaudere ich, wenn ich [Wolfgang Goethe] daran denke, noch kann ich die Möglichkeit nicht begreifen - als wie in einem Erdbeben alle diese Empfindungen in mir versanken, alle schöne grünenden Hügel, alle blumenvolle Täler gingen plötzlich unter, und schwarze Nacht und grause Totenstille, gräßliche Felsen stiegen ernst und furchtbar auf; jeder liebevolle Ton verwehte, Schrecken umflog mich, Schauder, die gräßlichsten, bliesen mich an, alles ward um mich lebendig, Schatten jagten sich schrecklich um mich herum, mein Zimmer war als flöge es mit mir in eine fürchterliche schwarze Unendlichkeit hin, alle meine Ideen stießen gegeneinander, die große Schranke fiel donnernd ein, vor mir eine große, wüste Ebene, die Zügel entfielen meiner Hand, die Rosse rissen den Wagen unaufhaltsam mit sich [siehe Erläuterung: typisch Goethesches Gleichnis]; ich fühlte es wie mein Haar sich aufrichtete, brüllend stürzte ich in die [nächste] Kammer. - Jene, in der Meinung, ich will sie erschrecken, schreien ebenfalls, als plötzlich sich die kleine Kammer wie zu einem weiten Saal ausdehnt, in ihnen [sah ich] zwei riesenhafte Wesen, groß und ungeheuer, mir fremd, deren Gesicht wie der Vollmond ist [o jetzt versteh' ich erst ganz diese vortreffliche Schilderung im König Lear], mir war, als sollt' ich niederstürzen, die Angst und Wut schüttelte alle meine Glieder, ich hätte beide niedergestochen, hätt' ich einen Degen in meiner Gewalt gehabt. Ich [Wolfgang Goethe] war auf einige Sekunden [richtig: auf mehrere Minuten oder gar Stunden] wirklich wahnsinnig. Jetzt kam eine

verlorene Idee zurück [siehe >„Nachtwachen“ von [des] Bonaventura, alias Goethe<], ich stürzte vorüber, den Zügel wieder zu fassen, der Wagen stand. „Um Gotteswillen! ich werde rasend!“ rief ich, und sank halb ohnmächtig nieder, alles gewann nach einem kleinen Kampfe seine natürlichen Umriss wieder, ich fand mich selbst wieder. Ich war äußerst ermattet. Alle meine Pulse klopfen hörbar. Meine Phantasie arbeitete aber immer noch, wie ich mich nur von wenigen Stunden erinnern kann, der Anblick des Weißen war mir besonders schrecklich, Schmohl [?] mußte sich daher seinen Überrock anziehen; er war mir noch immer etwas fremd, ich entsetzte mich noch jedesmal, so oft ich ihn ansah. Höchst ermattet legte ich mich endlich auf's Bette, aber alles erschreckte mich, die Tür der Kammer stand auf, und unser Zimmer war mir wie das Reich des Todes, man mußte die Tür zumachen; über eine Stunde brachte ich in einem Zustande zu, der einer Ohnmacht des Körpers nahe war, indes alle Kräfte der Phantasie krampfhaft arbeiteten. Das Licht ward endlich ausgelöscht. Sobald ich die Augen zumachte, war mir, als schwämme ich auf einem Strom, als löste sich mein Kopf ab und schwämme rückwärts, der Körper vorwärts; eine Empfindung, die ich sonst noch nie gehabt habe; wenn ich die Augen aufmachte, war mir's, als läge ich in einem weiten Totengewölbe, drei Särge nebeneinander; ich sehe deutlich die weißen, schimmernden Gebeine, alles dehnte sich in eine fürchterliche Länge, alle meine Glieder waren mir selbst fremd geworden und ich erschrak, wenn ich mit der Hand nach meinem Gesichte faßte. Schmohl [richtig: Reichardt?] war mir immer ein fürchterliches Ungeheuer, das die einbrechende Dämmerung des Morgens zu fürchterlichen Gestalten umwandelte. So brachte ich noch eine entsetzliche Stunde zu, alle Schrecken des Todes und der Verwesung umgaben mich, alles Schöne war mir erstorben; ich konnte keinen angenehmen Gedanken denken. Einigemal schlief ich ein, Du weißt, daß das Einschlafen mit einer krampfhaften Zuckung anfängt, diese war aber so gewaltsam, daß ich davon fürchterlich in die Höhe geworfen wurde. Endlich schlief ich ein und erwachte äußerst ermattet. Ich konnte den ganzen Tag nicht ausgehn, und mich kaum von einem Stuhl zum andern bewegen.

- Dieser Vorfall hat die Besorgnis, die ich Dir schon ehemals mitgeteilt habe und die mir so fürchterlich ist, daß ich [Wolfgang Goethe] nämlich wahnsinnig werden möchte [gemeint ist: könnte], um vieles vermehrt, um vieles wahrscheinlicher gemacht.

„Wer weiß / Was in der Zeiten Hintergrunde schlummert“,

sagt Karlos, und auch ich fürchte das Erwachen mancher noch jetzt verborgenen Furchtbarkeit, denn Unglück und Traurigkeit war ja mein [Wolfgang Goethes] Schicksal von meinen frühesten Jahren an, es wird sich jetzt nicht ändern, ach, wüßtest Du, welche bange Ahnungen mich jetzt manchmal umschweben, ich sollte mich doch schon daran gewöhnt haben alles zu verlieren, was mir in der Welt teuer ist, aber noch habe ich es nicht so weit bringen können; vielleicht kann ich es nie, und habe ich denn gewonnen, wenn ich es kann? - Beklage mich, lieber Freund, Du wolltest mir nicht glauben, daß ich nie glücklich werden könne, nimm jetzt immer meine Überzeugung an.

O verzeih mir meine Schwärmereien, die Dich nur ängstigen müssen, aber Aufrichtigkeit sollte ja das erste Gesetz unseres Briefwechsels sein, ich will dies Gesetz nicht zuerst brechen, dies mag meine Weitläufigkeit entschuldigen; nur unter solchen Freunden, wie wir sind und bleiben wollen, ist es verzeihlich, viel von sich selbst zu sprechen; und meine Empfindung sagt es mir nur zu oft, daß meine Eltern und Geschwister [richtig: meine (Wolfgang Goethes) Mutter und meine (Wolfgang Goethes) Halb-Geschwister] und Deine [Ludwig Tiecks] Freundschaft das einzige sind, was mich [Wolfgang Goethe] noch an diese Welt fesseln können; ich wünschte oft, von diesen [richtig: von euch] weniger geliebt zu werden, um ohne einen einzigen wehmütigen Rückblick in das Leben - sterben zu können; der einzige Augenblick, in welchem ich gewiß glücklich sein werde. - Ich [Wolfgang Goethe] falle wieder in den schwermütigen Ton, ich muß weinen, o habe Geduld mit meiner Schwäche, bester, liebster Freund; lege den Brief auf einige Zeit weg, und laß Dir Deine Zärtlichkeit sagen, daß ich mich jetzt besser befinde, und glaube ihr diesmal immer. -

Daß ich Dir schreibe, hat mich äußerst schwermütig gemacht. Ich bin jetzt überhaupt schwächer geworden, als ich vordem war. Am Sonntag vor acht Tagen war ein kleiner Ball bei Reichardts [richtig: Geburtstag der Frau Reichardt, am 3. Juni 1792]; ein Gartensaal ward sehr poetisch mit Tannenzweigen und Blumenkränzen ausgeschmückt, ich [Wolfgang Goethe] half mit daran arbeiten, am Sonntag früh aber ward ich von Jasmin und von Zugluft so schwach, daß ich kaum aufrecht stehen konnte, alle meine Gieder zitterten, ich sah wie ein Toter aus, nur eine gewaltsame Kur, wie gewöhnlich, konnte mir helfen; ich lief in der größten Sonnenhitze, so stark ich nur konnte, nach der Stadt [von Giebichenstein nach Halle], trank hier schnell recht starken Kaffee, und lief dann in der brennenden Hitze des Mittags eben so schnell zurück. Dadurch war mir um vieles besser. Doch bin ich beim Tanzen mitten in der größten Freude nicht im mindesten vergnügt gewesen, die Vergangenheit verfolgte mich allenthalben, gleich einem zu zärtlichen Freunde. Alles Tanzen kam mir, ich weiß nicht warum, so unnütz vor, das Vergnügtsein so unzweckmäßig. Ich überzeuge mich täglich mehr davon, daß ich nicht für die Welt gehöre, in der Einsamkeit ist mir besser.

Der Ball endigte sich um 11 Uhr [in der Nacht]; ich hatte ziemlich viel, aber ohne alle Teilnahme getanzt, fast alle Gesichter waren mir zuwider, ich bemerkte allenthalben Affektation und elende Eitelkeit, wo es

vielleicht auch nicht der Fall war. Ich ging mit [?] nach der Stadt, unter dem unerträglichsten Geschwätz, das mir in meiner wehmütigen Stimmung höchst zuwider war; ich sprach kein Wort, mögen sie es meinethalben immer für Ziererei gehalten haben! Es war am 3. Juni [der Geburtstag der Reichardtin], vielleicht bist Du ausgegangen gewesen und erinnerst Dich, daß es ein göttlicher Abend war, der Mond schien so hell, die Luft war so heiter und war der Himmel so [dunkel-]blau. Ich begleitete mechanisch meine Gefährten bis zum Tor [von Halle] und kehrte dann um, ohne von ihnen eben bemerkt zu werden und ohne ein Wort zu sprechen. Ich [Wolfgang Goethe] forderte von der Natur Ersatz für die verlorenen Stunden und erhielt ihn, ich war wirklich einmal glücklich. Ich ging neben Gärten hin, wo mich der balsamische Duft von tausend Blumen umfing, die Lichter erloschen nach und nach in den Häusern, die Hunde bellten mir allenthalben nach, ich ging vor [richtig: an] einer Wassermühle vorbei, deren schäumender Wasserfall wie Flammen in dem Strahl des Mondes flutete; alles war so schön, so abenteuerlich. Ich setzte mich oft nieder, die schönen Gegenden zu übersehen. Die Saale glänzte vor mir wie ein großer See, tausend kleine Sterne zitterten auf der ungewissen Oberfläche, ein leichter goldener Nebel ruhte über die ganze Gegend, die Wogen der Saale tönnten in der einsamen Nacht wie die Schritte eines Wanderers, bald wie Harfentöne, bald wie das Rudern eines Schiffes. O wie oft dachte ich [Wolfgang Goethe] an Dich [Ludwig Tieck], wie oft wünscht ich Dich an meine Seite. Endlich stieg ich auf die Felsen, die schönste Gegend bei Giebichenstein, wie alles romantisch vor mir lag, mir war, als lebt' ich in der fernsten Vergangenheit; die Ruinen des Ritterschlosses blickten so ernsthaft nach mir hin, die Felsen gegenüber, die Felsen über mir, die wankenden Bäume, das Hundebellen, alles war so schauerlich, alles stimmte die Phantasie so rein, so hoch. Oft saß ich halb im Traum, halb wachend, mit einem Auge süße Träume sehend, mit dem andern in die schöne Gegend blickend. - Rührend ist mir immer der Untergang des Mondes [siehe >„Nachtwachen“ von [des] Bonaventura, alias Goethe<]; er senkt sich so still, so bescheiden, einem Größern Platz zu machen, voll so ruhiger Scham, und doch ist es, als könnte man ihm die tiefe Kränkung ansehen, daß er weichen muß, daß er nicht mehr nicht heller glänzen kann - ach, verzeih! Du siehst, wie ich heut zum Schwärmen aufgelegt bin. - Das Heraufkommen des Tages ist mir immer so bang, so erwartungsvoll, die ganze Natur scheint aufmerksam. Jetzt steig' ich auf den höchsten Felsen. - Das Morgenrot glänzte um den ganzen Horizont, - kurz, diese Nacht [in der Nähe von Giebichenstein] gehört zu den schönsten Stunden meines [Wolfgang Goethes] Lebens; sie wird mir unvergeßlich sein, ich habe hier manches gelernt, manches empfunden, was ich vorher nicht wußte, nicht empfand.

Erinnerst Du Dich vielleicht noch, daß ich Dir einst in Berlin versprach, die Geschichte meiner Empfindungen und Ideen von meiner Kindheit an niederzuschreiben; ich bin jetzt sehr oft in einer Stimmung, die mich an dies Versprechen erinnert. Ich will Dir nächstens den Anfang davon schicken, wenn es Dich noch so interessiert, wie vordem.

[...] Reichardts ausgenommen, habe ich [Wolfgang Goethe] jetzt doch noch einen Menschen, zu dem ich mit Vergnügen gehe, und das ist - Burgsdorff; wir haben unsere alte Bekanntschaft erneuert ³², und leben jetzt auf einem recht vertrauten Fuß. Weil er reich ist, lebt er hier recht brillant, er wohnt auf dem Wege nach Giebichenstein in einem Garten, hört diesen Sommer keine Kollegia, sondern studiert bloß etwas für sich. Er ist sehr vernünftig, viel vernünftiger als in Berlin, ob er gleich eben nicht in der besten Gesellschaft lebt; ich halte ihn jetzt wirklich für einen großen Kopf, er kann gewiß alles, was er will. Gleich nach dem ersten Besuch mußte ich ihm durchaus etwas von meinen [Wolfgang Goethes] Sachen vorlesen, denn er wollte durchaus nicht glauben, daß ich nichts Poetisches geschrieben hätte; er hat [verzeih meine Schwachheit] die >Anna Boleyn< gehört, und ich bin mit mir selbst sehr zufrieden, daß ich sie ihm vorgelesen habe, denn er hat mir darüber sehr scharfsinnige und interessante Bemerkungen mitgeteilt, besonders über den Charakter Heinrichs, auch über den >Alla-Moddin< habe ich manches Gute von ihm gelernt; er besitzt sehr viel natürlichen Scharfsinn, wenn er diesen durch Studium ausbildet, kann er einst in jedem Fache viel leisten. ³³

- Vielleicht machen wir beide nächstens eine kleine Reise zusammen nach dem Harz, meine Gesundheit scheint wirklich eine Reise zu fordern. - Nächstens will ich auch auf dem Petersberg [in der Nähe von Halle] die Sonne aufgehn sehn, es soll eins der entzückendsten Schauspiele sein. -

Ich übersehe wieder Deinen Brief und freue mich, daß Du [Ludwig Tieck] so vergnügt gewesen bist; sei es oft, und auch ich bin es dadurch etwas mehr. Hüte Dich doch ja vor zu viel Arbeiten, Du kannst noch glücklich sein, aber bist Du einmal auf dem Punkt, auf dem ich [Wolfgang Goethe] stehe, dann ist jeder Wunsch vergebens; die wahre Melancholie ³⁴ läßt ihren Gefangenen so wenig wieder frei wie der Acheron.

Die Erscheinung des anmaßlichen Gespenstes [im >Genius<] hat auf Dich einen andern Eindruck gemacht, als sie auf mich gemacht haben würde; ich sehe, daß Du darin stärker bist als ich. So etwas versetzt mich jedesmal in ein wehmütiges Entsetzen [wie es der Verfasser des >Genius< sehr schön nennt]; ich würde

³² Burgsdorffs Vater war bis 1777 Geheimrat zu Weimar, daher kannte Goethe die Familie von Burgsdorff.

³³ Die >Anna Boleyn< und der >Alla-Moddin< könnten demnach ebenfalls Werke Goethes und nicht Tiecks sein.

³⁴ Siehe dazu das satirisch-autobiographische Werk >„Nachtwachen“ von Bonaventura, alias von Goethe<.

wirklich sehr geschaudert haben, ja ich hätte können krank davon werden, denn für mich [Wolfgang Goethe] sind oft Wirklichkeit und Nachbildung in Ansehung der Folgen einerlei. - Spillner [richtig: Reichardt oder Hensler?] hat eine sehr enge Kammer, worin gerade ein Bett und ein Stuhl Platz haben; die Tür hat ein Glasfenster; ich war neulich gerade da, als ihn Carow [?] und Köhler [?] besucht hatten. Spillner und Köhler setzten sich mit dem Lichte in diese enge Kammer, und ich [Wolfgang Goethe] schauderte so heftig, daß ich dadurch in eine Art von Wut versetzt ward, denn sie waren mir beide mit einem Male ganz fremd [eine Empfindung, die sich bei mir sehr leicht einstellt], und sahen wie wahnsinnig aus. Daß Wahnsinn ansteckt, wird mir immer deutlicher, und so glaube ich, muß man auch die Worte Hamlets verstehn: „Die Kerls werden mich noch wirklich verrückt machen!“ Denn ich glaube, daß auch der Mensch [wenn er schwache Nerven hat] wirklich wahnsinnig wird, wenn er sich einige Zeit wahnsinnig stellt; und Shakespeare macht also wieder zwei schöne Kontraste zwischen dem starken heldenmütigen Edgar und dem schwachen Hamlet. - Ob noch kein Schauspieler nach einer wahnsinnigen Rolle wirklich wahnsinnig geworden ist? [Analogon: siehe >„Nachtwachen“ von [des] Bonaventura, alias Goethe<.] Man hat von so etwas nur wenig Nachrichten. Von mir würde ich etwas Ähnliches befürchten. - Daß der Dichter, der einen Wahnsinnigen schildert, wirklich es indes sein müsse, davon bin ich überzeugt.

[...] Darf ich wohl auf diesen Brief schon [in] über acht Tage [heut ist Dienstag] Antwort erwarten? - Schreib mir doch recht oft, recht oft! hörst Du? - Du glaubst nicht, mit welcher Sehnsucht ich [Wolfgang Goethe] einem Brief von Dir entgegensehe. - Wenn Du Zeit und Lust hast, schreib mir öfter, auch wenn ich Dir nicht geschrieben haben sollte, denn alles was von Dir kommt, ist mir erfreulich. Herzlichen Dank noch dafür, daß Deine Briefe immer so lang sind, wenn ich kann, will ich es jederzeit erwidern. - Antworte mir bald!

Der Vorgang, von dem Du mir schreibst, ist nach meinem Urteil abgeschmackt, die Gefräßigkeit! - soll sie denn ein Gegenstand der Tragödie oder Komödie sein? - Die Geschichte Saturns und seiner Kinder wäre ein allerliebstes Sujet. - Dabei fällt mir Deine Aufgabe wegen der Allegorie ein, ich [Wolfgang Goethe] kann Dir diesmal nichts darüber schreiben, aber nächstens. - Du hast mich auch [zu]-letzt über die Wirkung des Erhabenen zur Verantwortung gezogen; ich möchte mich an *Dich*³⁵ rächen und Dir ein anderes Rätsel aufzulösen geben. Hast Du Zeit und Lust nachzudenken, so schreib mir doch nächstens Deine Gedanken über das Naive, es ist ein äußerst schwerer Gegenstand, von dem wir schon im Tiergarten [und/oder im Park zu Weimar] sprachen, und an den ich mich lange nicht habe wagen wollen, endlich aber glaube ich, etwas Festes darüber aufgefunden zu haben, darum schreib mir doch, ob sich hierüber auch unsere Gedanken, wie so oft, begegnen. Sollte es Dir nicht gelegen sein [denn oft tut der Zufall, der uns gerade auf eine Idee führt, hierin mehr als das schärfste Nachdenken], so will ich Dir nächstens einige Bemerkungen darüber schicken, die, soviel ich mich erinnern kann, neu sind. Urteile dann darüber.

[...] Die Reichardtsche Familie läßt *Dir*³⁶ vielmals grüßen. Hensler studiert jetzt in Kiel. Reichardt hat den >Theseus< von Rambach gelesen und sein Urteil ist fast das Deinige; er findet viele schöne Verse, aber ebenso viele Härten; die Szene im Garten zwischen Ariadne und Theseus findet er etwas frostig, und er sagt, ein Komponist, der es wüßte, was im Gesange auf dem Theater Effekt machte, würde ihm fast die Hälfte des Gesanges wegstreichen.

Lebe recht wohl

am 12. Juni [1792]

1. Erläuterung: ein typisches und unverwechselbares Goethesches Gleichnis ist das von den „wildem Pferden“, die des Schicksals Wagen vorantreiben. Goethe vergleicht also das Schicksal [den Schicksalswagen] des Menschen mit einer Quadriga, einem von vier Pferden gezogenen antiken Rennwagen.

1. Stelle: in einem Brief an Herder schrieb Goethe [WA IV.2, Brief Nr. 88, Zeit: ca Mitte Juli 1772]: „... Wenn du kühn im Wagen stehst, und vier neue [gemeint ist: frische] Pferde wild unordentlich sich an deinen Zügeln bäumen, du ihre Kraft lenkst, den austretenden herbei, den aufbäumenden hinabpeitschest, und jagst und lenkst, und wendest, peitschest, hältst, und wieder ausjagst, bis alle sechzehn Füße in einem Takt ans Ziel tragen - das ist Meisterschaft, Virtuosität ...“

2. Stelle: am Ende des IV. Buches von >Dichtung und Wahrheit< schrieb Goethe: „... Kind, Kind! nicht weiter! Wie von unsichtbaren Geistern gepeitscht, gehen die Sonnenpferde der Zeit mit unseres Schicksals leichtem Wagen durch, und uns bleibt nichts als, mutig gefaßt, die Zügel festzuhalten, und bald rechts, bald links, vom Steine hier, vom Sturze da, die Räder wegzulenken. Wohin es geht, wer weiß es? ...“

3. Stelle: im 8. Brief W. Goethes an seinen Sohn Ludwig Tieck: „... die große Schranke fiel donnernd ein, vor mir eine große, wüste Ebene, die Zügel entfielen meiner Hand, die Rosse rissen den Wagen unaufhaltsam mit sich ...“

³⁵ Eigentümliche Goethesche Grammatik! >Dich< anstatt >Dir<.

³⁶ Eigentümliche Goethesche Grammatik! >Dir< anstatt >Dich<.

4. Stelle: in dem Roman >William Lovell<, dessen wahrer Verfasser Wolfgang Goethe ist [siehe auch Kapitel IV.2 auf Seite 82]: „... Schon seh ich die wilden Pferde die Zügel zerreißen, rasselnd springen sie mit dem Wagen den schroffen Felsenweg hinunter, an den Klippen zerschmettert liegt das Fuhrwerk ...“

5. Stelle: in dem Werk >Diana von Montesclaros<, das Goethe im Jahre 1823 (zum 50sten Todesjahr Uranias) wiederum unter dem Pseudonym „Bonaventura“ veröffentlichen ließ, fand ich folgende Variante von den „wilden Pferden“, der absolute Beweis für Goethes Verfasserschaft:

„... Bin ich denn noch derselbe, der mit jugendlichem Mute den Wagen des eigenen Schicksals zu lenken gedachte; der ich wähnte, die Zügel der wilden Rosse in den starken Händen zu halten, bald hier bald dort ablenkend; der ich in reger Lust des Lebens die Bahnen rascher noch hinabzufliegen strebte, der Kraft gewiß, mit der ich nach eigenem Gefallen die Schritte aufhalten zu können glaubte? ...“

2. Erläuterung: Was Wolfgang Goethes schwere psychische Erkrankung betrifft, siehe auch weiter unten das IX. Kapitel >Wer ist der Verfasser - Tieck oder Goethe?< und das X. Kapitel >„Nachtwachen“ von [des] Bonaventura, alias J. W. Goethe<.

[9. Brief]

angeblich: W. an Tieck, richtig: W. [Goethe] an Tieck

[Der Anfang des Briefes Nummer 9 ist eine reine Erfindung Tiecks. Nicht er hatte einen Wahnsinnsanfall, sondern der 47jährige rastlose Schriftsteller Goethe. Im zweiten Teil stoßen wir wieder auf ein echtes Brieffragment Goethes, in welchem Goethe dem Sohn abzuraten versucht, die Universität zu wechseln. In Halle schien es Ludwig Tieck nicht zu gefallen und er wollte nach Erlangen gehen. Goethe riet eindringlich davon ab. Der Grund ist einleuchtend. Halle lag näher und zudem befand sich die Reichardtsche Familie in der Nähe, wo Ludwig Tieck jederzeit Unterstützung finden konnte.]

Sonnabend, den 19. Juni, Mittag

[...] Du würdest am Ende [...] nach Erlangen gehen. Bedenke genau, was Du tust; frage Dich selber sorgfältig um Rat, ehe Du hierüber etwas, vielleicht aus einer Übereilung, die Du späterhin bereuen möchtest, zu beschließen wagst. Zürne nicht, und [was noch tausendmal ärger wäre] mißverstehe mich [Deinen Vater] nicht, argwöhne nichts, was ich Dir verschwiege, unter dieser Vorsicht versteckt. Es ist dies ein Punkt, über den ich mit der nacktesten Offenheit mit Dir sprechen muß. Also noch einmal: bedenke zuvor, ehe Du Dich entschließt; und glaube nur um Gotteswillen nicht, daß ich aus einer gehässigen Kälte und aus Vernünftelei zu unrechter Zeit die Wirkung Deiner leidenschaftlichen Liebe zu mir stören will. Es ist zu Deinem Besten, was ich sage. Du wirst in Halle bis Ostern gewiß immer mehr Behagen fühlen, wirst in angenehme Verbindungen verkettet werden und manchen schönen Umgang ansinnen. Nun prüfe Dich selber ja mit Strenge, ob Du stark genug bist, alles dies aufzuopfern, um - einem einzigen Menschen zu gefallen, von dem Du doch nach einem oder eineinhalb Jahren alsdann wieder getrennt bist, 30 Meilen weiter in die Mitte von Deutschland hinein zu ziehen. Es würde nichts kränkender für mich sein, als wenn Du dies mißverständest, und nur auf einen Augenblick verleitet werden könntest zu glauben, meine Liebe zu Dir wäre um einen Gran verringert geworden. ... Vielleicht, daß es möglich wäre! - könnte meine [Goethes] Gegenwart die Wolken von Deiner Stirn scheuchen. Aber dann die Trennung wieder! Welch ein neuer Blitz für uns beide! - Nur keine Aufopferung von Deiner Seite, Tieck! Ich will keine Schuld auf mich geladen wissen! Und wenn ich künftig auch nur etwas weniger Deine Liebe verdienen sollte, und Du auch nur etwas von Deiner heißen Liebe nachgelassen hättest, - - doch, wo gerat' ich wieder hin. O, ist es denn nicht vergönnt, daß wir [Vater und Sohn] zusammen glücklich sein können? Nun - vielleicht! Die Hoffnung soll mich nie verlassen! Möchte sie Dir auch beistehen!

Vergib mir, wenn mein Brief heftig und sonderbar ist. Ich küsse Dich zärtlich, und - verspreche, wenn es nur irgend geht, Dir künftigen Posttag wieder zu schreiben. Gott sei mit Dir.

W., alias W[olfgang] Goethe

[10. Brief]

angeblich: W. an Tieck, richtig: W. [Goethe] an Tieck

[Weimar], den 18. Juni, Montag Abend

Da ich versprochen habe, Dir wieder zu schreiben, so kann ich unmöglich Deine Erwartung täuschen. Ich halte solch ein Versprechen, Dir getan, für das kräftigste Mittel, mich zu etwas zu zwingen, wenn das Geschäft, an Dich zu denken, das mir das süßeste ist, noch eines Zwanges bedürfte. Aber wahrlich, ich fühle es, ich hätte Dir ganz gewiß wenigstens ein paar Zeilen geschrieben, wenn ich auch die zeitraubendsten Abhaltungen gehabt hätte, denn ich weiß es selber gar zu gut, was es heißt, vergeblich [zu] warten, und seine sicheren Hoffnungen vereitelt sehn. Aber Abhaltungen und Zerstreungen habe ich [Goethe] jetzt doch bis

zum abscheulichsten Überdruß. Es ist ein großer Trost, den ich Dir geben kann, daß Du frei, nach Deiner eigenen Willkür, in schöner Unabhängigkeit Deiner Zeit genießen kannst; indeß ich [Goethe] durch Geschäftsgänge und durch überhäufte Vergnügungen durch meinen trägen Körper, der eines eisernen Schlafes gewohnt ist, und durch die inkonvenienten Verhältnisse mit manchen meiner Bekannten beständig nicht nur an Beschäftigungen, sondern auch an selbstgewählten Erholungen und an besserem Umgange gestört werde.

[...] Wenn Burgsdorff wieder solider geworden ist, so freut mich's sehr. Grüß ihn herzlich.

Bernhardi denkt, wenn er irgend kann, in den Hundstagsferien nach Halle zu reisen, und freut sich sehr zu Dir. Es hatte schon auf einen Brief von Dir [Ludwig Tieck] gewartet. Ich habe ihm Deinen gegeben [richtig: übersandt]; auch die an Deine liebe Schwester hab' ich abgegeben [richtig: übersandt]. Warum schreibst Du ihr nicht öfter? Versäume ja nicht, an sie [Sophie Tieck] und an Deine Eltern [richtig: Pflegeeltern] zu schreiben. Hörst Du? Deine Schwester [richtig: Ziehschwester Sophie Tieck] verrät ein so gutes, sanftes Gefühl, und so viel Liebe und Zärtlichkeit für Dich!

Kommentar: Diese übergroße „Liebe und Zärtlichkeit“ Sophie Tiecks für ihren Ziehbruder Ludwig sollte noch eine böse Krise heraufbeschwören.³⁷

[11. Brief]

angeblich: Tieck an W., richtig: u. a. Brieffragmente W. Goethes an Tieck

Mit der größten Freude habe ich Deine Briefe erhalten und vorzüglich aus dem ersten gesehn, wie sehr Du mich [Goethe] liebst. Daß man mich [Goethe] mißversteht, bin ich schon gewohnt, aber liebster W. [richtig: liebster Tieck], wir beide sollten uns nicht mißverstehen. Glaube ja nicht, daß ich mir den Schein geben wollte, besser zu sein als ich wirklich bin, ich kenne meine Fehler und Schwachheiten so ziemlich, aber diese Schwachheit habe ich wenigstens abgelegt. Du [Tieck] hältst mich also für einen Toren, für einen der größten Toren, für ein Kind, das sich erst mutwillig den Kopf an der Mauer [an-]stößt, und dann jedem entgegenläuft und ihm klagt, daß es Schmerzen empfinde? Daß ich krank wurde, war diesmal wahrlich ohne meine Schuld [geschehen], es war nicht der Trotz, den ich sonst wohl zuweilen an mir bemerkt habe, ich kannte mich noch nicht genug, ich traute mir mehrere [mehr] Kräfte zu als ich wirklich besaß, es war kein vorsätzlicher Fehler. Ich habe Dir und niemand anders meine Empfindungen vorgelegt, weil Aufrichtigkeit das erste Gesetz unseres Briefwechsels war. -

Ich [Wolfgang Goethe] hasse das Leben nicht mehr, seit ich Freunde habe, die mich mit den schönsten Fesseln zurückziehen; seit ich Dich [Ludwig Tieck] kenne, weiß ich, daß vielleicht ernste Pflichten auf mich [Deinen Vater] warten, daß ich Hoffnungen nicht als ein Boshafter ermorden darf, meine Eltern [richtig: meine Kinder?] lieben mich, mein Tod würde auch der ihrige sein, eben so [der Tod] meine[r] Schwester [richtig: meiner Mutter]. Vielleicht kann ich [Goethe] ihnen [meinen Kindern] einst wiederbezahlen, was ich Ihnen schuldig bin, und [es] gehört zu meinen schönsten Träumen, ihnen ihr hilfloses Alter [richtig: ihnen ihr weiteres Leben] zu erleichtern. Du siehst, wenn ich dies alles fühle, daß ich dann unmöglich der Leichtsinnige sein kann, für den Du mich wirklich hältst; der von einem Vermögen schwelge, was ihm nicht gehört. Wäre ich allein in der Welt, dann, ich gestehe es - doch wozu? ich will abrechnen, da ich heut' überdies einmal froh, sehr froh gewesen bin. [...]

[...] Weißt Du denn aber auch, von wo ich Dir diesen Brief schreibe? Aus einer Schenke in Waldeck auf dem Wege nach Gernrode, wo ich [Goethe] Burgsdorff besuchen will. Du wirst Dich erinnern, daß ich nach dem Harz eine kleine Reise verfertigen wollte [um dies gute alte Wort auch einmal wieder zu brauchen], eine Krankheit hielt mich acht Tage ab, heut bin ich aufgebrochen. Neben mir an ist Musik und Tanzen, und auf dies und die Schenke schiebe alle vorgefallenen Unrichtigkeiten [im Text des Briefes], das schlechte Papier usw. - Du wirst den Brief zwar jetzt nicht erhalten, aber ich will Dir denn doch immer schreiben.

Lieber W. [richtig: lieber Tieck], die Reise ist es, die mich so froh gemacht hat; die Bewegung hat mein Blut, die Gegenstände meinen Geist rascher umgetrieben.

Schlaf wohl, ich bin sehr müde. [...]

[12. Brief]

angeblich: W. an Tieck, richtig: W. Goethe an Tieck

Freitag, den 20. Juli [1792]

Mein zärtlich geliebter Tieck!

Endlich hör ich einmal wieder etwas von Dir. Gewiß hätt' ich schon lange, wirklich lange schon wieder an

³⁷ Siehe Baus, >Goethes und Uranias Sohn - Ludwig Tieck<, Seite 91.

Dich geschrieben, wenn ich nicht so viel Zerstreungen gehabt hätte. Ich habe in der Tat allen meinen Verstand und meine [innere] Überredung, d. h. mein Phlegma aufbieten müssen, um bei Deinem Stillschweigen, das mich so lange beunruhigt hat, nicht zu unruhig zu werden. Da ich Deine Harzreise ahndete, so war ich ungewiß, ob mein Brief Dich schon wieder in Halle antreffen würde; auch erwartete ich immer einen von Dir, heute aber am sichersten, und - ich bin inniglich froh, daß ich mich nicht getäuscht habe. Aber glaube es mir auf mein Wort, ich hätte, wenn Du auch noch längere Zeit geschwiegen hättest, es doch kaum übers Herz bringen können, Dir Vorwürfe darüber zu machen: ich hätte es wahrlich nicht getan.

Seit Deinem letzten Briefe habe ich oft mit sehr zärtlicher Rührung und reger Empfindsamkeit an Dich gedacht; und ich bin über alles glücklich, daß Du, wie ich sehe, auch an mich noch immer mit einer Innigkeit denkst, die ich erst seit Deiner Entfernung aus Deiner Schriftsprache recht erkenne.

Verzeihe es meiner Freundschaft, wenn ich in meinem vorletzten Briefe das demütige Gefühl der Hochschätzung, den meisternden Ton heftiger Vorwürfe angenommen hatte. [Wegen Tiecks Plan, die Universität zu wechseln.] Aber Du hast mir schon verziehen. Ich weiß es ja auch selbst, wie übel dieser Ton mir [Goethe] steht, und wie häßlich dabei meine Empfindungen verzerrt werden. Doch der Fall, der diese Diskursion veranlaßte, hatte mich zu gewaltsam erschüttert, als daß, - nun - möge ewige Vergessenheit darüber ruhn. Daß g'rade jenes Dein Übelbefinden nicht eine Frucht der Tollkühnheit war, die ich schon manchmal, wenigstens in Gedanken, an Dir gerügt habe, kann sein; daß Du aber die großscheinende Schwachheit [Selbstmordgedanken?] sonst gehabt hast, - (Tieck, verzeih' um's Himmels willen, daß ich es wieder Schwachheit nenne; in's Gesicht könnt' ich's Dir wahrlich nicht sagen; ich weiß nicht, warum ich's mir vergebe [es] zu schreiben? -) nun, das gestehst Du selber ein. Und davon [von den Selbstmordgedanken] Dich abzubringen, (wohl Dir, wenn Du Dich selbst schon geheilt hast), das allein war die Absicht meiner Invektive gegen Dich. Und o! wie erhaben dünkt ich mich als ein Glied der Kette, die Dich an diese Erde fesselt. Ich glaube, ich habe meine Bestimmung in der Welt genugsam erfüllt, wenn ich nur ein starkes Glied dieser Kette bin. Möchte sie nimmer zerreißen.

Du bestrafst mich mit der größten Belohnung, wenn Du zu meinem Einwand wegen Deiner Wahl von Erlangen bloß sagst, ich [Goethe] hätte Dich [Ludwig Tieck] mißverstanden. Wenn ich aber in einer Sache, wo Eigennutz [doch der edelste denk' ich], mit der Besorgnis für die Zufriedenheit des Freundes kämpft, nicht so nachsichtig wäre, wenn ich strengere Beweise von Deiner Seite fordern könnte, daß nicht das Glück, was mir zuteil werden soll, Dir abgehen würde, so würde ich in der Tat Deine Erklärung hierüber wenig befriedigend finden. Du hättest in Halle keine Verbindungen, deren Auflösung Dir wehe tun könnte? Hast Du nicht die Reichardt'sche Familie, Burgsdorff, und vielleicht noch andere? Hast Du nicht schöne Gegenden, die Dich kennen und die Du liebst, Flumina nota usw? Bist Du Deinen Eltern [richtig: Deinem väterlichen Freund Reichardt und Deinem wirklichen Vater] nicht näher? - Doch meine selbstsüchtige Seele hält mir den Mund zu, da meine liebende Seele mich fortfahren heißt.

Scheine ich Dir nicht einem Kinde ähnlich, das nur darum sich so lange nötigen läßt, ein Geschenk anzunehmen, um es nachher mit desto größerem Scheine des Rechts, mit desto begierigeren Händen ergreifen zu können? Ich will nicht entscheiden, in wie fern Du in dieser Vorstellung unrecht haben möchtest. Dennoch, - überlege: sieh auf Dich selbst. Wenn dann unser beiderseitiger sehnlichster Wunsch erfüllt werden kann, wenn wir an einem Orte die blumenreichsten Jahre des Lebens [richtig wohl: Deine [Ludwig Tiecks] blumenreichsten Jünglings-Jahre des Lebens] zusammen zubringen dürften: o welche unaussprechlich reizende Aussicht in die Zukunft! Zwei Wesen [Vater und Sohn], von dem traurigen Schwall und Wüste der Welt isoliert, in einer Freiheit, die Götter beneiden könnten, in einer Sorglosigkeit, die man vergeblich an andern Orten der Erde und in andern Zeitpunkten des menschlichen Lebens sucht, - durch nichts an die Menschen, bloß an einander mit den unauflöslichsten Banden gekettet: - so setzen wir uns dann mit Entzücken auf die Schaukel des Glückes, und lassen uns zusammen von unsern Freuden in herrlichem Schwunge bis an die Sterne schleudern: Coetusque vulgares udamque spernimus humum! - Aber ich schweife wieder aus! Ach! diese Seligkeit scheint mir zuweilen so groß, daß, - soll ich nach der bauerischen Einfalt meiner dunkeln, ahnungsvollen Empfindungen sprechen? - daß ich bange davor bin. Denn ich kann mich nicht überreden, wie das im Guten so haushälterische Schicksal, das so genaue Rechenbücher über die Freuden und Leiden hält, die es uns zuteilt, mich mit einem so großen Kapital beschenken könnte, ohne mir nachher dafür die drückendsten Zinsen abzufordern. Doch ich trage diese Beschwerden, wenn Du mich so glücklich machst. Und ich nehme Deine Wohlthat, die Du an mir tun willst, mit dem dankbarsten Gemüte an, wenn sie Dich nicht gar zu viel kostet. Dabei bleibt's. O ich habe heut schon herrliche Szenen aus uns'rer künftigen Gemeinschaft geträumt! -

[...]

Erläuterung: Diese „großscheinende Schwachheit“, die Goethe an dem Sohn Ludwig Tieck rügte, könnte durchaus mutlose Hoffnungslosigkeit, ja Verzweiflung gewesen sein, wegen seines Studiums. Tieck hatte offensichtlich Lernprobleme, schließlich kehrte er 1794 der Universität ohne Abschluß den Rücken.

[13. Brief]

angeblich: W. an Tieck, richtig: W. Goethe an Tieck

Montag [Datum absichtlich weggelassen?]

Wo bleibt mein Brief, den ich nun wohl bald erwarten dürfte? Wenn zu allen Deinen Fähigkeiten hinzukäme, Ordnung und Pünktlichkeit zu beobachten, so würdest Du ein ganz vollkommenes Wesen sein, - vielleicht zu vollkommen für diese Welt. Ich freue mich nur über mich selbst, daß ich jene Schreibträgheit und Nachlässigkeit im Korrespondieren bei mir nicht bemerke; doch ich habe freilich fast lauter angenehme Briefwechsel.

[...] Sie [die Herzoginmutter Anna Amalia?] wünscht mich nach Frankfurt zu ihrem Sohn [Herzog Karl August]. Ach! ich wünschte mich am ersten zu Dir! zu Dir, Du Freund meiner heiteren, entzückt frohen Stunden, und meiner trüben, launenvollen Apriltage! Wann werd' ich Dich wiedersehen? - Soll ich Dir einen kleinen Schreck einjagen? Ich kann Dich nicht langer täuschen und mit Vorbereitungen hintergehn. Kehr' um und lies die Antwort:

Künftigen Montag! -

Höre die Auflösung meines Rätsels. Ich bin vor Entzückung außer mir; ich taumle in der seligsten Hoffnung! [...] Ich sehe Dich - diesen [richtig: kommenden?] Montag - in Halle [richtig: in Gotha?!] Wer hätte gedacht, daß ich geboren wäre, um so glücklich zu sein!

Aber ich eile, Dir einige langweilige Betrachtungen vorzupredigen, die ein paar Tropfen Wassers in das Feuer meiner Entzückung tröpfeln. Es wird nicht angehn, daß wir länger als einen Tag in Halle [richtig: in Gotha] bleiben; denn unsere Zeit ist beschränkt. [...] Wen ich außer Dir in Halle sehen möchte? Keinen als Reichardts! Diese Familie liebe und schätze ich [Goethe] innig. - O ich sehe es schon im Geist, wie wir in ihrem romantischen Garten [in Giebichenstein] wandeln, und vom Giebichensteiner Felsen herab die Landschaft unter uns liegen sehen! Dann meinen Arm um den Deinen und meinen Mund auf Deine Lippen, - so kenn' ich nichts Höheres! An dem Tage wollen wir die Zeit mit unserm süßen Geschwätz so ausfüllen, daß kein Moment ungenutzt bleibt, - so wie in einem wohlgefüllten Raum von Menschen kein Apfel zur Erde kommen kann.

So lebe denn wohl, mein Teuerster! Ich brenne vor heißer Sehnsucht, Dir an den Busen zu fliegen! - Nur! - erwarte mich nicht zu ängstlich zu einer gewissen Stunde, - freue Dich nicht zu sehr auf einen vergänglichen Tag, - hörst Du? - Doch sei, wenn Du von meiner Hand berührt wirst, eben der gütige Freund, der Du in einer Entfernung von 20 Meilen geblieben bist.

Mit entzückungsvoller Hoffnung des Wiedersehns - Dein Freund

[und Vater] W. Goethe

Erläuterungen: Am 8. August 1792 reiste Goethe von Weimar ab, um den Herzog in den Rheinlanden zu treffen und ihn auf seinem „Frankreichfeldzug“ zu begleiten. Ich halte es für möglich, ja sogar für wahrscheinlich, daß Goethe die Gelegenheit seines Besuches bei der Mutter in Frankfurt nutzte, um ihr den Sohn der Urania, Ludwig Tieck, vorzustellen. Sieben „heilige Tage“ lang verlebten Vater und Sohn [Frau Ajas Sohn und Enkelsohn] in Frankfurt im Haus der Großmutter. Natürlich reiste Ludwig Tieck incognito, unter falschem Namen. Goethe gab ihn wohl als seinen Diener aus. Selbstverständlich besuchten die Beiden auch den Park des Schlosses in Homburg vor der Höh. Die versteckten Andeutungen im nächsten Brief, worin Goethe von sieben heiligen Tagen spricht, lassen es vermuten.

[14. Brief]

angeblich: W. an Tieck,

richtig: Goethe an Tieck [nach dem Wiedersehen geschrieben]

[Frankfurt, Zeit ca Mitte August 1792]

Mein liebster, mein bester Tieck!

O Wehe! da bin ich wieder von Dir gerissen, und muß mich in Gesellschaften [zu Frankfurt am Main] herumtreiben, die gegen die Deine so sehr abstechen, wie - die schöne Venus, die ich heute [...] gesehen habe, gegen den Kerl im Leipziger Garten, der mit dem Schlag 15 sich den Dolch in die Schulter stieß!

[...] Ich [Wolfgang Goethe] werde nicht die heiligen 7 Tage vergessen, die ich mit Dir verlebt habe! Empfange meinen feurigsten Dank für Deine Freundschaft, mein zärtlich geliebter Tieck!

[...] Bleib gesund: grüße Burgsdorff, Reichardts, und - die Giebichensteiner Felsen. Lebe wohl Du Teurer: Dein Bild steht mir ewig vor der Seele; und die 7 Tage, besonders den in Wörlitz [in Wahrheit: den Tag im Park von Bad Homburg, dem „tempe“ der Empfinsamen], vergesse ich nie.

Es wird mir schwer, mich von Dir zu trennen, aber die Zeit [gemeint ist: die Kriegezeit?] will's. Leb wohl.

Ewig

Dein Dich liebender [Vater]
W. alias W[olfgang] Goethe

[15. Brief]

Der 15. Brief ist wahrscheinlich [überwiegend] ein echter Brief des echten Wackenroders an Ludwig Tieck.

Am 16. Dezember 1792 kam Goethe erst wieder von seinem „Frankreichfeldzug“ in Weimar an. Die folgenden zwei Briefe [genauer gesagt: der 17. und 19. Brief] wurden demnach während seiner Rückreise an den Sohn, Ludwig Tieck, geschrieben.

[17. Brief]

angeblich: W. an Tieck, richtig: W. [Goethe] an Tieck

November 1792, Sonnabend Vormittag

Mein geliebter Tieck,

[...] Übrigens muß ich Dir in allem Ernst sagen, daß jedes kleine Geschöpf Deiner Muse [gemeint ist: jede kleine dichterische Produktion], es mag so roh sein als es will, mich doch immer leichter in den poetischen Humor stimmt, als sonst etwas. Aber überhaupt habe ich gemerkt, wenn ich von Dir nichts höre oder sehe, - so feiert meine Muse, ich vergesse sie. Ist's doch, als wäre Dein [Ludwig Tiecks] Geist ein Teil von ihr, als zöge sie aus ihm nur Nahrung, als wäre sie nichts ohne ihn. Es ist mir gar auffallend, daß, sobald ich was von Dir lese, oder, noch besser, mit Dir mündlich in das Feld der Poesie hineinschweife, mein Blut sich erwärmt, und ich meine lebhafteren Empfindungen in Rhythmen daher strömen zu lassen versucht werde. Jetzt habe ich wenig Zeit; allein sollte ich etwas dichten, so schick' ich's Dir. Doch zweifle ich, bald.

[...]

W. alias W. Goethe

[18. Brief]

Der 18. Brief, Tieck an Wackenroder, dürfte ebenfalls [größtenteils] echt sein. Er enthält einige Informationen über Tiecks Aufenthalt in Göttingen.

[19. Brief]

angeblich: W. an Tieck, richtig: W. Goethe an Tieck

[Ort unbekannt], den 27ten November 1792, Dienstag, Abends

Mein innigstgeliebter Tieck!

Es sieht zuweilen wohl so aus, als wenn ich ohne Dich eine Zeitlang so notdürftig vergnügt leben könnte; aber im Grunde ist's doch nicht wahr, und ich betrüge mich selbst, wenn ich mir so viel zutraue. Du kannst versichert sein, daß ich in dieser Stunde aus wahren Bedürfnis an Dich schreibe: es ist mir, um diesen Abend noch mit Ehren und guter Manier zu erleben, so notwendig [...] Wo sind die schönen Zeiten, da ich keinen Nachmittag oder Vormittag ruhig sein konnte, wenn ich Dich nicht gesehen hatte; da ich an jedem Tage mit Dir ein oder zwei Stunden zusammen genoß und unsere Seelen sich einander umarmten? Wie oft strichen wir gegen Mittag, wie oft zur Zeit der untergehenden Sonne im Tiergarten [und/oder im Park zu Weimar?] herum, den ich nun wohl über einen Monat [richtig: vier Monate] nicht gesehn habe! Und wenn wir Abschied nahmen, taten wir es nie, ohne voraus zu bestimmen, wann wir uns wiedersehen würden. [...]

Es wird Dich wohl nicht befremden, wenn ich von Schmohl's Briefen weiß. Gütiger Himmel, es ist eine traurige Erfahrung, daß sich Menschen so fürchterlich ändern und rätselhaft werden! Ich mag kein Wort weiter darüber verlieren. Aber das wünschte ich, dazu beitragen zu können, daß Du Dich beruhigest. Du kannst es Dir ja wohl vorstellen, daß Deine liebe gute Schwester Deine Eltern und sich selbst mit den natürlichsten Gründen gegen jene, mir unbegreiflichen, Niederträchtigkeiten besänftiget hat. Gottlob, daß Du fort aus Halle bist. Schreiben wirst Du ihm doch gewiß wohl nicht. Ich wünsche von ganzer Seele, und bitte Dich inniglich, ihn und seine schlechten Streiche so bald als möglich zu vergessen. Ich mag nichts mehr davon sagen, über diesen unerhörten Vorfall. Ich bitte Dich nur, Dich zu beruhigen, lieber Tieck! [Siehe 1. Erläuterung.]

Gestern war ich mit [...] in dem Konzert, wie gewöhnlich des Mittwochs. Weil ich da gewöhnlich sehr aufmerksam bin, so ist es mir besonders auffallend, wie müde die Musik mich immer macht: ich fühle es sehr, wie die Töne, wenn man sie mit ganzer Seele aufnimmt, die Nerven ausdehnen, spannen und erschlaffen.

[...] Wir wundern uns alle, aber nicht ohne herzliche Freude, über Deine Sorgfalt und Emsigkeit im Schreiben. Ich höre, Du bist so fleißig in Göttingen, und lebst vergnügt. Bleib gesund, arbeite nicht zu viel, damit ich Dich auf Ostern wohlauf sehe.

Du glaubst nicht, wie lebhaft ich gestern abend, am Ende des Konzerts, als ich im Winkel saß, an unsere herrlichen Tage auf der Reise, besonders an den in Wörlitz [richtig: Bad Homburg] dachte. Gott was war das für ein Vormittag! Idealerweise hab ich nie einen erlebt. Erinnerst Du Dich des halben Stündchens, da wir in dem Felsengemache auf den Steinen saßen, und durch die Öffnung auf den ruhigen Kanal heruntersahen? Wie lachte alles um uns her, wie milde leuchtete die Sonne, und in welch liebliches Blau hatte sich der Himmel gekleidet! Bei allem dem aber bin ich fast überzeugt, daß ich mir diesen Morgen jetzt noch schöner vorstelle, als er in der Tat war; und ich glaube, daß es mir [Wolfgang Goethe] mit allen meinen vergangenen angenehmen Schicksalen so geht. In der Erinnerung sondert die Phantasie alles Heterogene von selber ab, scheidet alles stillschweigend aus, was nicht in den Hauptcharakter des Bildes gehört, und gibt uns für das immer noch mangelhafte individuelle Bild ein Ideal. Noch eigentlicher ist dies das Geschäft der Hoffnung. Überhaupt glaub' ich, daß in der Welt nichts so schön sei, daß man sich's nicht noch schöner vorstellen könnte, und daß also der so gemeine Ausruf bei einer schönen Gegend: „man kann sie sich nicht schöner vorstellen“, grundfalsch ist. Einen Strauch hingesetzt, wo ein dürre Fleck, eine Lücke in der Landschaft war; eine hervorstehende Felsmasse, die eine reizende Aussicht verdeckt, weggenommen, und das Ganze gewinnt unter unserer schöpferischen Hand unendlich. Doch das ist wohl leicht einzusehen.

[...] Ich [Wolfgang Goethe] habe keine lebendige Aufmunterung; die Hälfte meiner Seele ist von mir gerissen! Und meine Zeit wird von oft nicht würdigen Dingen und Zerstreuungen besetzt. Ach! die Jurisprudenz! Wann werde ich mich überwinden können, nur mein Gedächtnis mit der Terminologie, Definition, Distinktion u.s.w. zu bemühen! Was ist das Römische Recht für ein seltsam Gewebe von Worten und Worten und Worten, womit die einfachsten Sachen umspinnen sind! Und was führt ein Richter für ein Amt! Eine Begebenheit, die Herzen zersprengen und Köpfe wahnsinnig machen kann, eine Sache der Leidenschaft, der menschlichen Seele, wie sieht er sie an? Er sucht unter den verschiedenen barbarischen Namen, welche die Römer den Klagen gegeben haben, den aus, der für den Fall paßt; und nun wird das Uhrwerk aufgezogen, es geht seinen Gang und läuft ab. [Analogon: siehe „Nachtwachen“ von [des] Bonaventura, alias J. W. Goethe] Es ist grade so, als wenn der Knabe, der rechnen lernt, auf seinen schematisch aufgesetzten Einmaleins oben 4, an der Seite 5 aufsucht, und mit beiden Fingern zusammenfährt, bis er auf 20 trifft. Ehe diese Sache zu Ende ist, sind schon 100 neue eingelaufen: das Räderwerk geht immer und ewig, - jene Menschen trotzen aller menschlichen Empfindung, nähren sich von Blut und Tränen; - o man kann sich das Bild sehr schrecklich machen! - Aber freilich sprech' ich wohl etwas einseitig. Ich selbst indeß mag nie Richter, nie ein großer Jurist sein. - -

Du bist von mir immer das aufrichtigste Urteil gewohnt gewesen. Dies und nichts mehr mag die Einleitung dazu sein, daß ich Dir gestehe, in Deinem „Adalbert und Emma“, das ich heut Abend durchgelesen habe, wenig Vortreffliches gefunden zu haben. Das meiste ist (ich spreche immer von Dir, und in Vergleichung mit dem, was Du vermagst) sehr gewöhnlich, und trägt die deutlichsten Spuren der Flüchtigkeit an sich. Warum müssen doch Leute wie Du so schnell schreiben! Die Züge, die Du an 10 verschiedenen Orten unter 100 weniger schönen hinwirfst, könnten, zusammengestellt, Meisterstücke geben! Wenn doch mehr vollkommene, wenigstens mehr ausgearbeitete Werke erschienen. - Doch dies paßt hier nicht. - Im Ganzen bleib' ich hartnäckig bei meinen Gedanken, daß das Charaktersistische des Ritterkostums im ganzen Geiste nicht so recht dargestellt ist. Aber darüber ein andermal. Dann kommt's mir so vor, als wenn nicht die einzelnen Umstände unter Deiner Hand sich Dir dargeboten und sich zu Deinem Zwecke hingeneigt hätten, sondern, als wenn Du sie immer selbst hättest zusammenholen und zum Ziele bringen müssen. Ich meine, man sieht zu sehr immer das Bedürfnis des Verfassers; es ist alles zu schwach. Auch sind Deine Schilderungen Dir zu häufig entfahnen. Ich könnte Dir viel Belege und Beispiele zeigen, aber das ist zu weitläufig. Die Schilderung, wie Emma ihren Adalbert nach und nach vergißt, und Friedrich hingegen das Gegenteil, ist sehr gut. Aber dadurch, daß Emma nachher gleich zwischen Wilhelm, den sie zum erstenmale sieht, und Adalbert, einen ehemaligen wahren Geliebten, dessen Gedächtnis in ihrer Seele schlummert, gleich eine so grelle Vergleichung anstellt, ist höchst widrig. Die einzige echt genievollte Stelle, die sich mir aufgedrungen hat, ist die Schilderung von Adalbert's Hinreiten zur Friedens - Burg, am Ende: diese ist sehr erschütternd. Die Idee in den letzten Versen am Ende ist sehr artig. Die Stelle: „Als er am Morgen aufwachte, war Adalbert und sein Versprechen, sein erster Gedanke“, ist ganz aus der menschlichen Seele

geschöpft.

Sonnabend: Gestern abend hab' ich Deiner Schwester den neuen Teil des Stücks ganz vorgelesen [richtig: mit der Post übersandt] und mich über ihre [briefliche] Urteile sehr gefreut. Sie stimmten fast durchaus mit den meinigen überein. Sie sagte sehr richtig bei jener widrigen Stelle: Eine neue heftige Leidenschaft verlischt gänzlich die Erinnerung der alten. [Eine satirische Spitze Ludwig Tiecks auf seine Schwester Sophie Tieck, die ihren Bruder so sehr liebte?] In Löwenaus Entschuldigung vor sich selbst sind auch viel wahre und schöne Stellen, nur zerstreut.

Meinen herzlichen Gruß an Deinen Burgsdorff. Wißmann [?] läßt Dich grüßen. Ich [Wolfgang Goethe] freue mich unendlich auf Ostern und auf die Zeit nach Ostern! Ich bestelle Dir noch eine Stube und eine Kammer? - Schreib mir bald, mein liebster, einziger Tieck und bleib' gesund.

1. Erläuterung: Der Studienfreund Schmohl benahm sich angeblich niederträchtig gegen Ludwig Tieck? Welche „Niederträchtigkeit“ könnte er begangen haben? Im 1. Brief steht: „Die Abschrift der >Anna Boleyn< hab' ich [Goethe] auch gesehen ... Schmohl's und Deine [Ludwig Tiecks] Hand [gemeint ist: Handschrift] wechselt auf eine kuriose Art ab. Einmal hat Schmohl nur ein paar Worte geschrieben: es ist viel, daß Du [Tieck] mehr Geduld [zum Abschreiben] hast als er [Schmohl].

Dies könnte bedeuten: Wolfgang Goethe rechnete es dem Sohn hoch an, daß er beim Abschreiben der >Anna Boleyn< mehr Geduld [d.h. Leistung] aufbrachte als Schmohl. Ich bin überzeugt, nicht Tieck oder Rambach ist der Verfasser der >Anna Boleyn<, sondern Wolfgang Goethe. Möglicherweise war der junge Tieck zu vertrauensselig zu dem Studienfreund Schmohl und gestand ihm, daß er gar nicht der Verfasser der >Anna Boleyn< sei, sondern Goethe. Das Werk sollte wohl an einen Verleger verkauft werden, um Tiecks Einkünfte aufzubessern. Tieck mußte daher das Stück zuerst einmal abschreiben, damit dem Verleger nichts auffiel. Vielleicht bot Tieck dem Freund Schmohl ein Honorar an, wenn er ihm bei der Abschrift der >Anna Boleyn< helfen würde. Die „Niederträchtigkeit“ Schmohls könnte gewesen sein, eine Indiskretion in Bezug auf die wahre Verfasserschaft der >Anna Boleyn< begangen zu haben.

[20. Brief]

angeblich: W. an Tieck, richtig: W. Goethe an Tieck

Dienstag

Mein lieber, bester Tieck!

Unsere Briefe haben sich begegnet, und mit ihnen unsre Seelen. Sollte mein etwas dickleibiges Schreiben ja das Unglück gehabt haben [von der Zensur], geöffnet zu werden? Nun, was tut's! Was wird man gelacht haben über meine gereimte Verzweiflung, die ich Dir geschickt habe!

Es trägt sehr viel zu meinem [Wolfgang Goethes] Vergnügen, ja zu meinem Leben bei, daß ich Dich in Göttingen so glücklich weiß. Möchte sich das nie ändern, so lange Du dort bist, und möchtest Du eine eben so schöne Zukunft erwarten und finden, wenn ich Dich in meine [väterliche] Arme wieder aufnehmen werde. Ich freue mich schon darauf, wie Du mir in Erlangen [siehe Pfingstreise Ludwig Tiecks mit W., alias W[olfgang] Goethe, die von Erlangen aus begann] den Shakespeare erklären wirst. Da ich wenig geistvollen Umgang habe, so tue ich itzt auch, so viel ich auf gute Weise kann. Du hast vielleicht schon aus meiner neulichen Anführung aus einem altdeutschen Gedichte ersehen, womit ich mich jetzt beschäftige. [...]

Ein paar Neuigkeiten. Im zweiten Stück des 110ten Bandes der >Allgemeinen deutschen Bibliothek< hab' ich ganz vor kurzem Rambach's >Theseus auf Kreta< rezensiert gelesen. Man hat ihm nur etwa 1 1/2 Seite gegönnt, und darauf stand weiter nichts, als: daß der Plan schlecht sei, daß man lange nicht so holprige, unmusikalische Verse gesehen, und daß die Schreibart in Prosa höchst affektiert sei. Die beiden letzten Punkte waren mit einigen Beispielen belegt. Wieder eine Bestätigung meines Urteils. - - Moritz hatte neulich geheiratet. Siede (der abscheuliche Mensch) ist mit Moritz' Frau davongegangen; aber man hat sie eingeholt, und Siede sitzt im Arrest. - Bei Moritz fällt mir noch eins ein. Sage mir, erkläre mir, wie kommt es, daß er, allem Anschein nach, jetzt einen so sonderbaren Charakter annimmt: schon seit einiger Zeit hab' ich von glaubwürdigen Leuten gehört, daß er sich gegen den Grafen Herzberg auf der Akademie mit der kriechendsten Schmeichelei bezeigen soll. Das ist mir doch noch ein wenig unerklärbarer, als daß er Grammatiken schreiben konnte. Erkläre mir, wenn Du kannst, ich bitte Dich recht sehr, diese rätselhafte Erscheinung an Deinem Zwillingsbruder. Das Fatum darfst Du in der Tat nicht bezweifeln.

Über >Adalbert und Emma< hast Du mein Urteil. Natürlich war's nur ein flüchtiger Aufsatz, wie Du nun auch sagst. Daß Emma verächtlich wird, scheint Dir also doch auch so fehlerhaft? Nun sind wir ja immer einig. Deine Schwester wußte mir, als ich' s ihr vorlas [richtig: nachdem ich es ihr geschickt hatte], zu meinem Vergnügen viele Parallelstellen aus Deinen älteren Gedichten anzuführen.

[...] Die übertriebene Reizbarkeit meiner [Goethes] Nerven, für die ich keinen Namen habe, und auf die ich

in der Tat nicht stolz sein darf, ist mir bei jenem Umgange auch sehr zur Last³⁸. Jedem anderen würde ich Rätsel [gemeint ist: Unverständliches] sprechen, aber Du [Ludwig Tieck] wirst in meine Seele eindringen, wenn ich Dir sage, daß der bloße Anblick eines Menschen wie [unbestimmt, wer gemeint ist] - mir im eigentlichen Verstande wehe tut, mir Schmerzen macht. Bloß ihn ansehen, macht meine Brust so beklemmt, daß ich nicht frei Atem holen kann. Ja was mehr ist, ich kann ihn kaum ansehen, ohne in mir die unbehaglichste Empfindung des Widerwillens und der Abneigung zu fühlen; eine Empfindung, die gewiß, öfter wiederholt, einen nachteiligen Einfluß hat, den Kopf abstumpft, und - das Herz verdirbt. Jede Fröhlichkeit, jede Liebe, jede Zuneigung veredelt uns, ist selber Tugend; jedes Gefühl, wovon Haß die Wurzel ist, verschlechtert und erniedrigt uns. Dies sind Grundsätze, von denen ich itzt vollkommen überzeugt bin. Auch verstehe ich itzt ungleich mehr als sonst, was Du mir einst sagtest: daß der Anblick eines schönen und ausdrucksvollen Gemäldes, ja der Genuß des Schönen in allen schönen Künsten, ganz unmittelbar das Herz veredelt und die Seele erhebt. Ich fühl' es so deutlich, wenn ich nur Dein Gesicht ansehe, so bin ich gut, aber sein [Moritz's?] Gesicht, das verstimmt ganz und gar die harmonischen Saiten meiner Seele.

Noch eine Probe meiner Reizbarkeit mußte ich neulich erfahren. Des Abends ward bei Tische aus einer neuen Seereise die rührende Geschichte eines Schiffskapitäns erzählt, der von seinen rebellierenden Leuten auf ein Boot ausgesetzt und mit der größten Lebensgefahr und unter allaugenblicklicher Furcht vor Hunger zu sterben mit wenigen seiner getreuen Gefährten von Otaheiti nach England zurückgekommen war. [Gemeint ist die Meuterei auf der Bounty.] Dies machte mich [Wolfgang Goethe] so mißmütig, daß ich gleich zu Bette ging. Ich hatte eine Empfindung, als wenn mir vor mir selber ekelte, daß ich hier so ruhig und glücklich säße; es war mir, als hätt' ich Unglück mit Gold erkaufen können, und meinen Körper geißeln und Kasteien. Dabei kam ich aber nachher auf die Idee, diese Empfindung in eine Ode zu bringen, und überhaupt, eine ganz eigne Art von Oden einzuführen: Eine Art, die ich lyrische Gedichte nennen würde, und die immer meine Lieblingsgattung gewesen sind. Es sollen treue Gemälde der Empfindung und Leidenschaft sein, ganz individuell und ganz nach der Natur gemalt. Sie sollen den echten, wahren Ausdruck der Leidenschaft darstellen, ihren Keim, ihre Quelle andeuten, auf ihre Folgen führen und so dazu dienen, Menschen und Menschenherzen kennen zu lehren [typischer Fehler Goethes: anstatt lernen - lehren], Menschen Menschen zu erklären und zu entdecken, und Menschen vor Menschen zu verteidigen. Sie sollen zeigen, wie der Glückliche und Unglückliche durch das Übermaß seiner Empfindungen zu Verbrechen geleitet werden kann; sie sollen den kältesten Hörer erwärmen und mit sich fortreißen, daß er am Ende selbst erschrickt, wohin er sich gestürzt sieht, aber eben dadurch auf's Fühlbarste lerne, wie er von empfindenden Menschen urteilen soll. Einige Oden von Stollberg sind ganz von diesem Charakter. Schillers Oden sind die unerreichbaren Muster dieser Gattung. Sieh dagegen Ramler'sche Oden an, und - Horazische! Der Leser ist immer außerhalb der Welt des Dichters, und kann nur Kritik des Plans anwenden. Wie anders ist das dort? Man mag nachher freilich auch den Dichter als Dichter betrachten und bewundern, man mag seinen Plan analysieren: allein, was ist dies auch für ein Plan? ein Plan! es ist der feurige Strom der Leidenschaft, der wie die Lava vom Aetna strömt, wo nicht die Frage ist, warum diese Welle auf jene folgt, warum jener größere alle kleineren vor sich verschlingt! wo in der Natur, im Original alles Beweisen der Vollkommenheit des Stückes liegt! Hier muß man ganz zur Person der Ode werden, ganz selbst empfinden, selbst Dichter sein. [...]

Erläuterung: die sogenannten Verseinlagen (Gedichte) in den angeblichen Werken Ludwig Tiecks ist wiederum eine typische und unverwechselbare Goethesche Creation.

[21. Brief]

angeblich: Tieck an W.

richtig: Bruchstücke von Briefen Goethes an Tieck

[Weimar, den] 28. Dezember 1792

[...] Du [Ludwig Tieck] sprichst ja gar nichts von den Franzosen [gemeint ist: von der französischen Revolution]. Ich [Wolfgang Goethe] will nicht hoffen, daß sie Dir gleichgültig geworden sind, daß Du wirklich Dich nicht dafür interessierst? Wenn ich [Goethe] itzt ein Franzose wäre! Dann wollt' ich nicht hier [am Schreibtisch] sitzen, dann - - -. Doch, leider, bin ich in einer Monarchie geboren [richtig: stamme ich von einem Monarchen ab: Goethes Erzeuger war Kaiser Karl VII.], die gegen die Freiheit kämpfte, [lebe] unter Menschen, die noch Barbaren genug sind, die Franzosen zu verachten. Ich [Wolfgang Goethe] habe mich sehr geändert, ich bin itzt nicht glücklich, wenn ich keine Zeitungen haben kann. O, in Frankreich zu sein, es muß doch ein groß Gefühl sein, unter Dumouriez zu fechten und Sklaven [die Heere der Adelspartei] in die Flucht zu schlagen, und auch zu fallen, - was ist ein Leben ohne Freiheit? Ich [Wolfgang Goethe] begrüße den Genius Griechenlands mit Entzücken, den ich über Gallien schweben sehe, Frankreich ist jetzt

³⁸ Diese „übertriebene Reizbarkeit“ von Goethes Nerven ist eine schwere Neurasthenie in Folge der Syphilis.

mein Gedanke Tag und Nacht, - ist Frankreich unglücklich, so verachte ich die ganze Welt und verzweifle an ihrer Kraft, dann ist für unser Jahrhundert der Traum zu schön, dann sind wir entartete, fremde Wesen, mit keiner Ader denen verwandt, die einst bei Themopylä [bei den Thermopylen] fielen, dann ist Europa bestimmt, ein Kerker zu sein.

[...] Dies ist ein großer Schade: das Studium der Psychologie, wenn es zu weit getrieben wird; der Mensch verliert alle Kraft zu handeln, aller Enthusiasmus wird in ihm erstickt, er verliert sich in trägen Spekulationen. Ich habe es daher schon seit langer Zeit aufgegeben. Wir werden nie das Rätsel von uns selbst auflösen, und es ist gut, daß wir es nicht können; sich unnötig verstricken, in eine finstre Nacht mit gespanntem Auge hineinsehen, tausend Sachen in dunkeln Gestalten vorüberschweben sehn, ohne sie zu durchschauen, - ist Torheit; - Menschenkenntnis, Kenntnis des Herzens, wird immer unser höchstes Studium bleiben, nur nicht auf diese Art getrieben. - Ein Mensch, der nicht schmeichelt, muß schon eine Art von Größe haben, und diese habe ich Moritzen nie zugetraut. - Ich [Goethe] sage mich nochmals von ihm [Moritz] los: meine Empfindungsart grenzt nahe an die seinige, aber nicht meine Art zu denken, d. h. meine Empfindungen anzuwenden. - M[oritz] wurde sonst wenig geschätzt, ein solcher Mensch verachtet sich gewöhnlich [selber], seit einiger Zeit ist er Hofrat und so etwas geworden, er ist nun klein genug, immer höher zu wollen.

>Anna Boleyn< hat lange geschlafen [gemeint ist: lange geruht], so lange, daß ich [Goethe] sie fast vergessen hatte; sie ist ein hundertmal erzähltes Märchen, so frostig für mich, ich habe indeß' meine Art zu denken und schreiben geändert, die andere Hälfte [des Werkes] wird [daher] der ersten ungleich werden. Und doch möcht' ich das Stück nicht von neuem anfangen. [...]

[22. Brief]

angeblich: W. an Tieck, richtig: W[olfgang] Goethe an Tieck

[Weimar], im Januar 1793

Lieber, bester Tieck!

[...] Ich [Wolfgang Goethe] spreche hier durchaus mit keinem Menschen von den Franzosen [und von der französischen Revolution]; und zwar darum, weil jeder von ihnen spricht, ihre größten Taten immer mit einem Lächeln erzählt, als wollte er sagen: Was die närrischen Leute nicht für Dinge tun! Und wer mit diesem Lächeln davon spricht, dem möcht ich gleich eine Ohrfeige geben. - Auch denk' ich sehr wenig über die Angelegenheiten nach: - ich weiß selbst nicht, wie's kommt. - Auch lese ich die Zeitungen nicht, weil ich nicht [gemeint ist: keine] Zeit habe, und alles von andern höre. - Endlich würd' ich, wenn ich Franzose wäre, so stolz ich auf mein Vaterland und meine Nation [auch] sein würde, doch gewiß nicht Soldat werden, und den Säbel oder das Gewehr in die Hand nehmen, weil ich mein Leben und meine Gesundheit zu sehr liebe, und zu wenig körperlichen Mut besitze. Ich weiß, daß Du Dich über meine Dreistigkeit, Dir meine krassesten Grundsätze so nackt darzustellen, wundern wirst; daß Du nicht wirst begreifen können, wie man in der Tat von dieser Sache [von der französischen Revolution und ihren Zielen] begeistert sein kann, ohne auch Mut genug in sich zu fühlen, dabei selbst mitzuwirken; ich weiß, daß ich [Wolfgang Goethe] durch mein offenes Geständnis, wenigstens auf ein paar Stunden, Deinen [Tiecks] Zorn auf mich lade. Allein bedenke nur: kannst Du von irgend einem Menschen Heldenmut und Tapferkeit verlangen, die er nicht hat? Ich bin sehr davon zurückgekommen, diese körperlichen Tugenden gering zu achten: aber - ich habe sie nicht; und es ist unmöglich, daß Du mir das zur Sünde machen kannst; ich tue Verzicht auf diese Größe. Auch bin ich einmal so eingerichtet, daß die idealische Kunstschönheit der Lieblingsgegenstand meines Geistes ist; ich kann mich unmöglich von lebhaftem Interesse hingerissen fühlen, wenn ich in den Zeitungen lese, daß die Preußen itzt diesen, die Franzosen itzt jenen Ort eingenommen haben, und was dergleichen Partikulara mehr sind; alles ist mir etwas zu fern, - zu wenig sichtbar, geht mir zu langsam, stimmt nicht mit dem idealischen Gange meiner Phantasie, macht mich unruhig, befriedigt mich nicht. Vieles können die ungewaschenen Urteile bei mir getan haben. Soviel itzt davon, mündlich mehr. Ich werde nur zu aufrichtig gegen Dich gewesen sein. [Siehe 1. Erläuterung.]

[...] Wie sehr freut es mich, daß Du froh, heiter und leichteren Blutes in Göttingen geworden bist. Wirklich noch von [richtig: vor] weniger als einem Jahre hab' ich das nicht von Dir erwartet. Und wenn Du Dich zurückerinnerst, wirst Du Dir von Dir selber ein Gleiches gestehen müssen. Wie der Mensch, - wie selbst ein Mensch wie Du sich doch ändern kann; - Himmel, ist es wahr, daß Du nicht mehr jener unglückselige Melancholische bist, den die Welt anekele, der Du doch an jenem traurigen Abend warst? Sieh, ich sagte Dir damals schon, es wäre unmöglich, daß Du es immer sein und bleiben könntest, und Du, mein lieber, mein bester Tieck, Du meinstest, daß all' Dein Frohsinn nur täuschender Überzug über schwarzen Mißmut sein könne. O Dank dem Himmel, Dank Dir, wenn Du es nicht mehr bist. Wohl mir, wohl! Der Erde ist ein Wesen wiedergegeben, das, mehr als irgendeins, Glückseligkeit verdient! Ein Engel, ein Gott hat Dich gewandelt! Dein Lächeln ist keine Grimasse mehr! Ich darf nicht mehr zittern, wenn Du froh bist, daß in

Deinem Herzen tausend Stacheln die Freude zerreißen. Wohl mir, Du wirst auch gegen mich künftig immer so nackt, so wahr erscheinen als Du bist, auch nicht eine Minute lang einen trüben Gedanken ersticken, eine Falte vom Gesicht wegzwingen. Die Welt hat Dich wieder. Dein Freund [und Vater] darf Dich als ein ihm gleiches Geschöpf, nicht als einen fremdartigen, der Erde nicht zugehörigen Geist, an seine Brust drücken, und mit Dir, an Deinem Arme alle Seligkeit genießen, die die Phantasie in diesem Leben uns vorzaubert. - Du siehst noch immer mit einem wehmütigen Lächeln meinen [Wolfgang Goethes] Freundschafts - Enthusiasmus an. So lange dieser Geist in mir atmet, wird er nicht erlöschen, oder ich müßte ein ganz anderer Mensch werden. Ich kann ihn nicht unterdrücken. - O wir wollen künftig zusammen wie im Himmel leben!

Schreib mir ja bald, wenn [richtig: wann] Du kommen wirst. Ich erwarte [Dich] 14 Tage vor Ostern. Das wäre vortrefflich.

Dein Freund W. Goethe

1. Erläuterung: Wolfgang Goethe gestand dem Sohn Ludwig Tieck offen und ehrlich ein, daß er sich zwar für die hohen Ziele der französischen Revolution [Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit] begeistern konnte, und sie demnach auch wünschte und als berechtigt anerkannte, er aber andererseits sein Leben und seine „Gesundheit“ zu sehr lieben würde, um aktiv dafür zu kämpfen. Die Ermordung Heinrich Mercks am 27. Juni 1792 auf Befehl der französischen Aristokraten, die die Gegenrevolution von der deutschen Rheinseite aus betrieben, war ein deutliches Warnsignal für Goethe und zeigte jedem, in welche Gefahr man sich begab, wenn man in einem deutschen Feudalstaat als ein Demokrat zu gelten beabsichtigte. Goethe war viel zu vorsichtig, um sich in den geringsten Verdacht einer demokratischen Gesinnung zu bringen. Voltaire gestand ja bekanntlich ebenfalls ein, daß er sich nicht zum Märtyrer eignen würde.

2. Erläuterung: „14 Tage vor Ostern“ [des Jahres 1793], in diesem Zeitraum lag Ludwig Tiecks tatsächlicher Geburtstag, sein zwanzigster!

[23. Brief]

angeblich: W. an Tieck, richtig: W. Goethe an Tieck

Berlin [richtig: Weimar], Januar 1793

Mein liebster Tieck!

[...] Du willst mich gern den Roßtrapp auf Ostern in Natura sehn lassen? [Gemeint ist: Du [Ludwig Tieck] willst, daß wir an Ostern zum Roßtrapp reisen?] Aber die Jahreszeit, das Wetter und unsere eingeschränkte Zeit! [Goethe lehnt den Plan ab.] Es ist wohl kaum möglich. Ich [Goethe] muß Verzicht darauf tun. Wir werden unsere Reise so simpel und aufenthaltslos als möglich machen müssen. Auch bitte ich Dich, so viel ich bitten kann, lieber Tieck, daß Du so schnell als möglich, auf dem kürzesten Weg, und so bald als möglich hier [in Weimar oder Gotha] bist: und es, wenn auch nur auf ein paar Tage [damit Du uns nicht wieder in Sorgen setzest] im voraus bestimmst, wann Du anzukommen gedenkst. Wie dringend wünschte ich Dich 14, oder Dich doch zwischen 8 und 14 Tage vor Ostern [dem letzten März] hier zu sehn!

Du wirst wohl sehen, lieber Tieck, daß ich bis hieher noch nicht Dein Trauerspiel „Der Abschied“ gelesen hatte; denn wovon hätte ich Dir sonst zuerst schreiben können, als hiervon? Und wie ist es möglich, daß in Deinen Briefen an mich nichts davon steht? Himmel, Du hast mir wieder eine sehr glückliche Stunde gemacht, hast mich ganz hineingezaubert in die Zeiten, da wir noch hier [in Weimar?] zusammen lebten und zusammen empfanden. O es ist nicht wahr, daß ich die Schönheiten hier nicht bis auf die allerfeinste fühlen sollte. Ich fühl' es, ich fühl' es, wie alles aus dem Strom der Empfindung eines vollen Herzens geschöpft ist. Wovon soll ich anfangen? Es hat mich gerührt, entzückt! Ganz in dem Goetheschen Geist des >Werthers< [richtig: ganz in dem Geist meines >Werthers<], [und] der >Stella< gedichtet! Ganz Gemälde, treuestes Gemälde der erhabenen, ätherischen und schwärmerischen Gefühle, die wir so manchenmal in den Stunden der Seligkeit mit einander wechseln. [...]

[24. Brief]

angeblich: W. an Tieck, richtig: W. Goethe an Tieck

Berlin [richtig: Weimar], Februar 1793

Mein liebster, bester Tieck!

Länger kann ich's kaum aushalten. Grade 3 bis höchstens 4 Wochen sind's noch hin, daß Du hier [in Weimar oder Gotha] sein wirst, und Du schreibst mir noch nicht, wann Du kommen wirst; lebst lustig und vergnügt in Göttingen oder in Kassel, wohin Du, wie Deine Schwester sagt [richtig: geschrieben hat], hast reisen wollen; indeß' ich hier in einer Qual lebe, von der Du keine Idee hast.

[...] Ich bitte Dich um unserer heiligen Freundschaft willen, schreib' mir doch nur mit ein paar Zeilen, ob Du nicht 14 oder spätestens 8 Tage vor Ostern hier [in meiner Nähe] sein kannst. Je länger ich in meiner

unglücklichen Lage hier eingezwängt bin, desto ungeduldiger und mißmütiger macht sie mich, und bringt mich zuweilen zur Verzweiflung. Ich schleppe manche Tage wie ein Esel hin. Mein aufschwellender Geist schrumpft ein, seine Flügel sind gelähmt, seine Schnellkraft erschläfft. Ich fühle nichts deutlicher als das: an Verstand und Herz bist du [Goethe meint sich selber] schwächer, du bist schlechter geworden; dies nagende Geständnis bringt mir jeder Pulsschlag. Aber ich schwör' es Dir bei den Seligkeiten, die ich je in den erhabensten Stunden von Deinen Lippen geküßt und aus Deinem Auge getrunken habe, ich schwöre es Dir: noch fühl' ich Kraft genug in mir, sobald nur ein paarmal die Sonne über uns an einem Orte auf- und untergegangen ist, so schwing' ich mich wieder ganz zu Dir hinauf, so hat der Zauberdruck Deiner Hand und der Zauberblick Deines Auges und der Zauberton Deiner Stimme mich [Wolfgang Goethe] wieder mit entzückender Begeisterung durchdrungen, und coetusque vulgares et udam sperno humum fugiente penna. -

Hätt' ich Zeit, so wollt ich Dir noch allerhand erzählen: [...] vornehmlich aber, wie ich von Reichardt's [Komposition zu meinem Singspiel] >Erwin und Elmire< im Konzert neulich bezaubert [worden] bin, wo jede, jede Arie den innigsten Ausdruck, jeder Ton Liebe oder erhabene Empfindung oder romantische Schwärmerei atmet.

[...] Aber schreib mir den Tag, wenn [wann] Du kommst; komm doch so bald als möglich - was hindern Kollegia [Vorlesungen] Dich? - Den ersten Posttag nach Ostern werden, müssen wir vermutlich reisen [gemeint ist die Pfingstreise, die Goethe mit seinem Sohn zusammen unternahm]; und Ostern ist [1793] [am] 31. März.

Schreib mir doch an demselben Tage, da Du diesen Brief bekommst, wenn's irgend angeht: - nur das Nötige, nur ein paar Zeilen.

Ich hoffe und wünsche, daß Du gesund und vergnügt bist.

Ewig Dein Freund W. [alias Goethe]

[25. Brief]

angeblich: W. an Tieck, richtig: W. Goethe an Tieck

Sonnabends, den 2ten März 1793

Mein bester Tieck.

Gottlob, daß ich doch wieder ein paar Zeilen von Dir am Montag erhielt. So wenig es war, so machte es mich doch ganz außerordentlich froh. Du bist nach Kassel gereist; deswegen schrieb ich Dir nicht am Dienstag; nun wirst Du wohl zurück sein. Deinen „Abdallah“ kann ich erst in den folgenden Tagen lesen; ich habe ihn Deiner Schwester geliehen gehabt.

Seit vorigen Ostern hab' ich Dich nie so vermißt, hab' ich nie so ungeduldig den herzerhebenden Umgang mit Dir zurückgewünscht, als in diesen letzten Monaten. Zuweilen habe ich indeß, ich muß es gestehen, einige sehr vergnügte Stunden [gehabt]; allein ich kann es mir nicht verbergen, daß ich bei Dir ein ganz and'res, höheres Vergnügen empfinden würde.

[...] Ich wiederhole meine dringenden Bitten, uns bald zu schreiben, wenn Du kannst, und - in ein paar Wochen zu kommen. [...] Komm nur in 14 Tagen. Ja?

Mit zärtlicher Sehnsucht sieht Deiner Ankunft entgegen

Dein Dich ewig liebender Freund [und Vater]

W. [alias Goethe]

[26. Brief]

angeblich: W. an Tieck, richtig: W. Goethe an Tieck

[Weimar] Dienstag, den 5ten März 1793

Lieber, bester Tieck.

[...]

- Die philosophischen Hypothesen des Omar [im >Abdallah<] sind meisterhaft dargestellt, und haben mich ganz in jenen wunderbaren und überirdischen Abend zurückgezaubert. Aber (und das wird wohl unsre beiderseitige Meinung sein) zerrüttet wird der Geist, für Freuden der Erde und angenehme Eindrücke verstimmt, selbst für Freundschaft und Liebe verdorben, zu ewigem Mißmut, zu trauriger Untätigkeit verdammt, wenn er sich diesen wunderbar fürchterlichen Träumereien überläßt, und sie nicht wenigstens im Gespräche mit dem Freunde des Herzens, im Mondschein, verbannt, daß sie am Morgen mit der milden Sonnenhelle aus seinem Busen verscheucht werden, und ihm als nichts mehr, als was sie sind, erscheinen - als Traum. Die Einsamkeit, die zu weit tröstlicheren, herzerhebenderen Gedanken und Phantasien inspirieren kann, und der Tag, der unsere Tätigkeit des Geistes für uns und unsere Nebenmenschen [gemeint ist: Mitmenschen] fordert; - bleibe von diesem verzehrenden Gifte frei, das unsere Seele vor der Auflösung des Körpers verwesen läßt. Aber, o wehe! diese felsenfeste Wahrheit ist Dir ja leider nur zu bekannt, - und der Himmel wird meinen sehnlichsten Wunsch erhören, - nicht vergebens bekannt. - Wir wollen froh mit

einander leben, Tieck; - froh, aber weise; froh, und nicht in eitler Melancholie vergraben. Nicht wahr? - O ja, o ja! und der Frohsinn, der weisere Frohsinn, wird allmählich in Dein Wesen übergehen! - Du bist noch immer der Alte, mein lieber bester Tieck! Auch ich bin, wie ich war! Wollte Gott, daß Du's nur hierin nicht mehr wärst. - Aber still davon, still!

[...] Du schreibst mir nie, wann Du kommst. Du setzt wohl wieder voraus: zu rechter Zeit?

Du mußt in 14 Tagen hier [in Weimar oder in Gotha] sein. Wir werden Mittwoch nach Ostern reisen müssen, dann bist du 14 Tage [später] etwa in Berlin. [...]

[27. Brieff]

angeblich: ein Brief W[ackenroders] an Sophie Tieck

richtig: ein Brief W[olfgang] Goethes an Sophie Tieck

Göttingen [richtig: Weimar], den 13ten Februar 1794 [richtig: 1793?]

Meine beste Freundin,

wie war es möglich, daß Sie sich im Ernst die Sorge machen konnten, die Sie mir [Goethe] in Ihrem neulichen Briefe zu erkennen geben? Wie? Bloß meine ungeschickte Entschuldigung einer Nachlässigkeit Ihres lieben Bruders [richtig: Ziehbruders], die ich freilich an mir selber ungern dulden würde, hat Sie auf Ideen gebracht, von denen der kleinste Rückblick auf den Charakter, auf das ganze Wesen Ihres Bruders, Sie ja im Augenblick zurückreißen mußte! Sie lassen sich durch die Betrübniß, von ihm [Ludwig Tieck] lange keinen Brief bekommen zu haben, so weit verführen, mit einemmal einen so groben Sinn, eine so trockene Kälte voraussetzen, als ich in einem ähnlichen Falle, selbst bei einem um viele Grade niedriger stehenden Freunde zu vermuten mich enthalten würde; - vorauszusetzen, daß, - ich kann es nicht nennen, was Sie als Ursache seiner Nachlässigkeit, und meines Schreibens angaben [wahrscheinlich glaubte Sophie Tieck, Ihr Ziehbruder Ludwig würde sie nicht mehr lieben!]: - und wohl mir! ich ahnde, Sie wissen beim Empfange dieses Briefes, selbst kaum mehr sich der verworrenen Ideen jenes trüben Traumes zu erinnern, in welchem Sie die Ursach einer körperlichen Trägheit der Hand, im Herzen, - ja in dem reinsten, edelsten, mit Ihnen durch einen ewigen, geweihten Bund verketteten Herzen, suchen konnten. Ein Traum, - die Geburt einer sorgenvollen Einsamkeit war es; - von dem es also auch jetzt Sie nicht kränken und beunruhigen kann, ihn gehabt zu haben, - eben weil es ein vorübergehender Traum war, der nie bei Ihnen Wurzel fassen konnte. - Ich beschwöre Sie: Ihr Bruder, und mein erster, einziger Freund [und Sohn], ist nicht um ein Haar breit anders als sonst; er zählt die Zeiten, da er mit Ihnen zusammen war, zu den glücklichsten, er genießt sie fortgesetzt in der Erinnerung, er freut sich auf ihre Wiederkehr. Aber wie seltsam kommt es mir vor, Sie noch deshalb zu beschwören, da Sie ihn [Ludwig Tieck] besser als irgend einer, kennen: - ich frage also Ihr Herz, ob es Ihnen möglich ist, eine plötzliche, [und worauf sich gründende?] Verwandlung von ihm zu glauben! Aber Sie müssen ihn ja wohl darin kennen, wie er täglich an eine Person, die ihn interessiert, lebhaft denken kann, und dennoch zu schreiben versäumt, weil er sich Geschäfte macht, die ihm wenig Zeit übrig lassen, oder weil ihm vier Wochen so schnell vergangen sind, daß er sie für eine hält, - genug aus einer Nachlässigkeit, von der ich mit aller Mühe ihn zu heilen suche, und die ich durch meine Briefe [an Sie [Sophie Tieck]] wenigstens einigermaßen gut zu machen suchte, um Sie nicht zu lange auf Nachrichten von seinem Wohlsein warten zu lassen. Es ist ein Widerspruch in der Natur, daß er Sie je vergessen sollte: ich kann nicht mehr sagen; und ich habe Ihnen schon so viele Dinge gesagt, die Sie sich selbst weit besser sagen können. Auf Ostern oder Pfingsten [noch ist es nicht genau bestimmt] sehen Sie Ihren Bruder [Ziehbruder Ludwig Tieck] zuverlässig, - und sehen es ihm an der ersten Miene an, daß er ist und bleibt, wie er war.

Ich soll Ihnen Nachricht von mir [Wolfgang Goethe] geben. Aber eine Nachricht von meiner hiesigen Lebensart, kann, meine Freundschaft mit Ihrem Bruder ausgenommen, nichts Anziehendes für Sie haben. Und mich dünkt, daraus, daß ich, aus voller, offener Seele, Sie von der ewigen Liebe Ihres Bruders zu überzeugen suche, so wenig es auch itzt noch meiner Bemühung bedurft haben mag, daß ich Sie zu beruhigen [ver-]suche, - ist der sicherste Beweis, wie sehr mir [Wolfgang Goethe] Ihre Zufriedenheit am Herzen liegt, und wie gern ich mich nenne

Ihren Freund: W. [alias W. Goethe]

Wenn man in dem chronologischen Werk >Goethes Leben von Tag zu Tag< (München und Zürich 1987), nachliest über Goethes Leben in den Tagen um Pfingsten des Jahres 1793, so könnte man anfangs an meiner These zweifeln, daß Wolfgang Goethe, anstatt nach Frankfurt zu reisen, mit dem Sohn Ludwig Tieck eine Pfingstreise ins Fichtelgebirge unternommen habe. Aber nur beim ersten flüchtigen Lesen. Meine folgenden Ausführungen zeigen die Schwächen des chronologischen Werkes >Goethes Leben von Tag zu Tag< deutlich auf.

Die Situation war folgende: Goethe hielt sein Treffen mit Ludwig Tieck und die nachfolgende Pfingstreise

vor allen Bekannten, selbst vor seinem „Bettschatz“ Christiane geheim. Er mußte sie demnach über seinen wirklichen Aufenthaltsort täuschen. Jedoch die Mutter in Frankfurt mußte eingeweiht werden, damit die Täuschung gelingen konnte.

Am 12. Mai 1793 begab sich Goethe von Weimar aus (angeblich) auf die Reise nach Frankfurt. Caroline Herder schrieb an F. H. Jacobi:

(Quelle: GG Nr. 1.086, Sonntag, 12. Mai [1793])

„Goethe ist endlich heute [am Sonntag] doch noch zum Herzog abgereist ...“

In Erfurt macht Goethe bereits erste Station. Am 13. Mai ist er bei Prinz August in Gotha und trifft dort auch Julie von Bechtolsheim. Goethe hat es offensichtlich nicht eilig mit seiner Reise nach Frankfurt. Kein Wunder, denn er wartet in Wirklichkeit insgeheim auf die Ankunft seines Sohnes Ludwig Tieck, der von Göttingen kommt. Am 16. oder 17. Mai trifft endlich Tieck in Gotha ein. Diener Paul Götze fährt am 17. Mai alleine weiter nach Frankfurt und nimmt mehrere vorbereitete Briefe Goethes mit, die von Frankfurt an die Freunde und an die Geliebte nach Weimar abgesandt werden. Am 19. Mai geht sogar ein Paket mit Geschenken für Christiane und Söhnchen August Walter von Frankfurt ab. Vom 17. bis 21. Mai gehen Briefe und Pakete Goethes von Frankfurt ab, obwohl er sich gar nicht in Frankfurt aufhält. Vom 22. bis 26. Mai, also für fünf Tage, finden wir sogar „leere Seiten“ in Goethes Leben.

Die Pfingstreise Wolfgang Goethes hat angeblich etwas mehr als eine Woche gedauert. Die eigentliche Reisebeschreibung, die von der Abreise von Erlangen bis zur Rückkehr nach Erlangen berichtet, umfaßt aber nur sechs Tage, siehe Zeitskala unten.

Die Begegnung Goethes mit Ludwig Tieck dauerte nach meinen Recherchen demnach vom 17. Mai (Abreise von Gotha nach Erlangen) bis zum 23. Mai (Rückkehr nach Erlangen und daselbst Übernachtung), bzw. bis zum Morgen des 24. Mai 1793, an welchem sie Abschied nahmen. Goethe reiste weiter in Richtung Frankfurt und Tieck in Richtung Berlin. Die eigentliche Pfingstreise dauerte sogar nur vom 18. bis zum 23. Mai.

17.	-	18.	-	19.	-	20.	-	21.	-	22.	-	23.	-	24.	-	25.	-	Mai 1793
1.	-	2.	-	3.	-	4.	-	5.	-	6.	-	7.	-	8.	-	9.	-	Tag des Zusammenseins
1.	-	2.	-	3.	-	4.	-	5.	-	6.	-	Tag der Pfingstreise						

Am 26. Mai schrieb Goethe den ersten wirklichen Brief von Frankfurt aus an F. H. Jacobi und berichtete, daß er morgen, am 27. Mai zur Armee und zu Herzog Carl August gehen wolle. Die Mutter, Frau Aja, sah Goethe daher nur ein paar Stunden. Aber er tröstete sie wohl auf seine Rückkehr. Eine durchaus denkbare Möglichkeit wäre, daß Ludwig Tieck den Vater auf seiner Reise nach Frankfurt begleitet haben könnte, um seine Großmutter, die Frau Aja, erneut zu besuchen.

Am 28. Mai traf Goethe nachweislich erst den Herzog von Weimar in dessen Feldlager.

Wie Goethe seine Zeitgenossen und selbst engste Familienangehörige über seine wirkliche Reiseziele und Aufenthaltsorte täuschte, das erfahren wir in dem Illuminaten-Roman >Bruchstücke aus den Begebenheiten eines unbekanntem Beherrschers der verborgenen Obern der höhern Illuminaten und höhern Propagande<, Seite 143: „Keinem Deiner Verwandten und Deiner Bekannten kann Deine viermonatige Abwesenheit auffallen, da sie Briefe von Deiner Hand in dieser Zeit aus dem ihnen von Dir bestimmten Ort [im Sinne von: angegebenen Ort Deines angeblichen Aufenthalts] erhalten haben.“

Der Goethesche Reisebericht sowie meine Analogiebeweise zu Goethes Verfasserschaft sind abgedruckt in meinem Buch >Goethes und Uranias Sohn - Ludwig Tieck<.

Kapitel X.2: Wer ist der Verfasser des >Peter Lebrecht<

Ludwig Tieck kehrte im Spätsommer des Jahres 1794 von den Universitäten ohne Examen nach Berlin zurück. Er besaß demnach keine abgeschlossene Berufsausbildung und konnte daher auch kaum eine Anstellung an einer fürstlichen Regierung erhoffen. Aber ausgerechnet Ludwig Tieck soll das „Kunststück“ fertiggebracht haben, von seinen Schriften leben zu können? Caroline Schelling berichtet ganz etwas anderes über Ludwig Tiecks finanzielle Verhältnisse. Sie schrieb (Briefe aus der Frühromantik, Brief Nr. 440, an Pauline Gotter, München, am 1sten März 1809):

„... [Ludwig Tieck und seine Schwester Sophie, verh. Bernhardt] leben 8 Wochen lang auf's splendideste im Wirtshaus, beziehen dann ein Privatquartier für 100 Florentiner monatlich, haben einen Bedienten und

sonst noch drei Domestiquen, einen Hofmeister für die Kinder der Bernhardi usw., zu dem allen aber keinen Heller eigenes Geld. Es ist bekannt, daß Tieck nie welches hatte, daß er stets auf Kosten seines Nächsten lebte, jetzt unterhielt ihn seine Schwester und sie wird vom Baron Knorring unterhalten ...“

Der Seilermeister Tieck konnte wohl kaum sich selber und noch drei erwachsene Kinder ernähren. Wer kam also höchstwahrscheinlich für den Unterhalt Ludwig Tiecks und seiner Ziehschwester Sophie auf, als sie im Jahre 1795 auf dem sogenannten Mollard'schen [nachher Wollank'schen] Weinberg vor dem Rosenthaler Tor eine gemeinsame Wohnung bezogen, um „ganz sich selbst“ und ihrer Kunst zu leben? Der Weimarerische Geheimrat von Goethe selbstverständlich, wer sonst?

Ludwig Tieck mußte aber doch auf irgendeine Art und Weise versuchen, zumindest „ein bißchen“ Geld zu verdienen. Zu damaliger Zeit gab es jedoch nicht viele Möglichkeiten der Schreibtischarbeit. So kam er oder sein Vater, Wolfgang Goethe, auf den Gedanken, Ludwig Tieck zu einem Schriftsteller zu „machen“. Die angeblichen Jugendwerke Tiecks, wie zum Beispiel >William Lovell< und >Peter Lebrecht< sind aber keine Werke Tiecks, sondern in Wirklichkeit Werke seines Vaters, Wolfgang Goethe.

Eine geradezu ideale Möglichkeit für Goethe, zweitklassige oder gar noch schlechtere Werke zu Geld zu machen, bot sich in der Weiterführung der „Straußfedern“ an, natürlich unter dem Namen des Sohnes, denn Goethe schrieb ja bekanntlich nur „erstklassige“ Werke. Bei den „Straußfedern - Geschichten“ wurden meiner Überzeugung nach keine französische Werke ins Deutsche übersetzt, dies ist ein Täuschungsmanöver Köpkes, der sich in seiner Tieck - Biographie selber widerspricht, sondern es wurden waschechte Werke Goethes gedruckt. Ich bin stark im Zweifel, ob Tieck der französischen Sprache so mächtig war, um Übersetzungen daraus anzufertigen. Ich habe jedenfalls keinen einzigen französisch geschriebenen Brief Tiecks gefunden.

Ich möchte und ich kann es auch nicht hundertprozentig ausschließen, daß bei dem einen oder anderen Jugendwerk es gerade umgekehrt ist: Tieck war der (hauptsächliche) Verfasser und Goethe nur der Lektor, bzw. der Redakteur. Jedoch die Werke >William Lovell<, >Peter Lebrecht<, die überwiegende Anzahl der >Volksmä(h)rchen< und auch einige der Straußfedern - Geschichten sind unverkennbare Werke Goethes.

Die Werke, die Ludwig Tieck in den Jahren von 1794 bis 1796 angeblich geschrieben haben soll (siehe Köpkes chronologisches Verzeichnis von Tiecks Werken nach ihrer Entstehungszeit) hätte Tieck in diesen drei Jahren nicht einmal abschreiben können, geschweige denn dichten!

Bei Goethe finden wir stattdessen eine ganz seltene Technik der künstlerischen Produktion. Goethe diktierte einem oder sogar (abwechselnd) mehreren Schreibern seine Gedanken, seine Dichtwerke, in die Feder! Der oder die Schreiber fertigten nach dem Diktat zuerst einmal eine Reinschrift an. Goethe verbesserte das Werk noch einmal und die Schreiber hatten dann die Arbeit, eine zweite Reinschrift anzufertigen. Kopisten schrieben das Werk dann zur Sicherheit wohl noch ein oder zweimal ab, um es Verlegern zum Druck anzubieten. Die Schriftstellerei war zu Goethes Zeit ein mühseliges „Handwerk“, bei dem man sich leicht die Finger wundschreiben konnte! Der reiche Geheimrat von Goethe besaß ein „Literaturbüro“, eine „Literaturwerkstatt“, die ihm erlaubte, in nur einem Monat, oder sogar in noch kürzerer Zeit, ein Werk zu produzieren, zu welchem andere Schriftsteller (für ein ähnlich geartetes Werk) ein halbes Jahr oder gar noch länger gebraucht hätten.

Der Erstdruck des >Peter Lebrecht< erschien 1795 (1. Teil) und 1796 (2. Teil) anonym, ohne Angabe des Verfassers. Vermutlich war es ein Test, um herauszufinden, ob die Zeitgenossen den wahren Verfasser aus dem Text des Werkes „herauslesen“ könnten. Aber der Gedanke, daß Goethe einem (scheinbar) fremden Mann (Ludwig Tieck) Werke „geschenkt“ haben könnte, lag den Zeitgenossen zu weit. Nur einer stand ganz dicht an der Wahrheit: August Wilhelm Schlegel. Er schrieb am 11. Dezember 1797 an Ludwig Tieck:

„ ... In dem >blonden Ekbert< fand ich (A. W. Schlegel) ganz die Erzählweise Goethes in seinem >Märchen<, im >Wilhelm Meister< usw. ... Man hätte mich mit einigen davon täuschen können, sie wären von Goethe. (...) Den >Lovell< lese ich mit großem Interesse, doch scheint mir von ihm bis zu einigen der >Volksmärchen< noch ein großer Schritt zu sein. Im >Berneck< und der >schönen Magelone< finde ich noch einige Erinnerungen an die frühere Manier. Jener hat mich überhaupt am wenigsten befriedigt. In der >Magelone< wurde mir die Schwierigkeit sichtbar, schwärmerische Regungen der Liebe in einem alten Kostüm ohne moderne Einmischungen darzustellen. Doch sind die Lieder (gemeint sind: die Gedichte) allerliebste, auch einige Stellen der Erzählung, z. B. den Traum S(eite) 185, 186 könnte Goethe eben so geschrieben haben ...“

A. W. Schlegel erhielt im Mai 1801 die Bestätigung, daß ihn sein Gefühl über den wirklichen Verfasser nicht betrogen hatte. (Siehe Brief vom 28. Mai 1801: A. W. Schlegel an Ludwig Tieck.) Spätestens jetzt erfuhr er von seiner Geliebten, Sophie Tieck, die ganze Wahrheit über Ludwig Tieck, der „nur“ ihr

Ziehbruder war.

Analogismen und Stileigentümlichkeiten, die für Goethes Verfasserschaft sprechen:
(Seitenangaben nach Marianne Thalmann (Hrsg): >Ludwig Tieck<, Werke in 4 Bänden, Bd I)

Seite 77: „ ... Ich (der Verfasser) heiße, wie Sie (der Leser) vielleicht schon werden gemerkt haben, Lebrecht; ich wohne auf einem kleinen Landhause, in einer ziemlich schönen Gegend. Ich schreibe diese Geschichte also nicht aus einem Gefängnisse, noch weniger den Tag vor meiner Hinrichtung, ob es Ihnen (der Leser ist gemeint) gleich vielleicht außerordentlich vielen Spaß machen würde. Ich (der Autor) bin nicht melancholisch, noch engbrüstig, ebensowenig bin ich verliebt (?), sondern meine gute junge Frau sitzt neben mir, und wir sprechen beständig ohne Enthusiasmus oder zärtliche Ausrufungen miteinander ...“

Analogon: die Bezeichnung „meine gute junge Frau“ bezieht sich eindeutig auf Goethes Liaison zu Christiane Vulpius. Für den zweiundzwanzigjährigen Ludwig Tieck wäre es selbstverständlich gewesen, daß seine „gute Frau“ auch noch „jung“ ist. Für den fünfzigjährigen Goethe war es keineswegs selbstverständlich, deswegen also: „meine gute junge Frau“!

Goethe wohnte von 1789 bis 1793 im sogenannten Jägerhaus vor den Stadtmauern Weimars, höchstwahrscheinlich wegen seiner Liebschaft mit dem Bürgermädchen Christiane. Deswegen lebte er mit dem Weimarer Adel in gesellschaftlichen Spannungen und deswegen könnte er auch vor die Toren Weimars „verwiesen“ worden sein.

Seite 78: typisch Goethesche Ausdrucksweise: „einen mäßigen Band“.

Analogon: >„Nachtwachen“ von [des] Bonaventura<: „ein mäßiges Honorar“.

Seite 80: „ ... Meine Mutter sagte mir nämlich, daß sie und mein Vater nicht meine wahren, sondern nur meine Pflegeeltern wären, daß sie mir aber den Namen meines wirklichen Vaters, verschiedener Ursachen wegen, nicht nennen könnte; dieser wünsche indessen, daß ich mich dem geistlichen Stande widme, und wolle mich daher studieren lassen ...“

Analogon: Diese versteckte Offenbarung der Wahrheit liebte der Autographomane Goethe. Ich halte es geradezu für einen Tick Goethes, irgendwo in einem Werk an ganz versteckter Stelle die Wahrheit über sich oder einen Mitmenschen niederzuschreiben.

Seite 83: „ ... „Ja“, rief ich in meinem Enthusiasmus aus - „die Menschen sind gut, wenn man ihnen nur mit Liebe entgegenkömmt, die Welt ist schön, wenn man nur zu leben versteht! - Ja, ich werde glücklich sein, mein Glück im Glücke meiner Brüder suchen. - O kommt an mein Herz, ihr Unglücklichen und Leidenden, hier findet ihr Trost und Hülfe; kommt an meine Brust, ihr Verfolgten und Verirrten, hier findet ihr keinen Haß und keine Unversöhnlichkeit! Die lauterste, reinste Menschenliebe springt für euch in diesem Herzen.“

... Wahrlich meine Phantasien haben mich (Goethe) mehr berauscht, als ihn (den Fuhrmann) der Branntwein, und in meiner (geistigen) Trunkenheit handle ich dreimal inkonsequenter als er.“ ...“

Analogon: Derartige Reflexionen hat auch nur ein alter Dichter und Enthusiast, nicht ein Jüngling von 22 Jahren!

Seite 91: „ ... Meine Frau hat mir über die Schulter gesehn, und mir jetzt eben lächelnd die Feder aus der Hand genommen; ich muß daher mit meiner Beschreibung aufhören ...“

Analogon: Goethe hatte eine Frau, bzw. eine Geliebte; Ludwig Tieck aber noch nicht!

Seite 98: typisch Goethesche Ausdrucksweise: „der offenbarste Unsinn“.

Seite 105: typisch Goethesche Ausdrucksweise: „überließ ich mich endlich einer dumpfen, trüben Gleichgültigkeit.“

Analogon: eins von Goethes Lieblingsworten ist „dumpf“.

Seite 111: „Ich bin schon so tief in der Schuld meiner Leser, daß ich dieser Abschweifung wegen gar nicht einmal um Verzeihung bitten mag.“

Analogon: eine typisch Goethesche Satire, siehe auch >„Nachtwachen“ von [des] Bonaventura<, alias Goethe.

Seite 112 (11. Kapitel: Rückerinnerungen): „... Dort stand die Windmühle vor mir, auf der ich so oft mit den Kindern des Müllers gespielt hatte, ich sahe durch die dichten Gebüsch den Fluß (den Main) im Schein der Sonne flimmern, der mir tausendmal zum Baden gedient. - Ich stand lange und sann in dieser Heimat meiner Jugend, meinem bisherigen Leben nach: so wenige Jahre auch verfließen waren, so wenig Abenteuer ich auch erfahren hatte, so war mein Sinn doch durch ein Leiden geprüft, das mein Herz zerrissen hatte (Liebestragödie mit Urania); ich hatte doch unterdeß' viele Resultate über mein Herz gesammelt, und den Schlüssel zu meinem innersten Selbst gefunden: manches, was mir sonst an mir groß und ehrwürdig erschienen war, kam mir nun wie Dunst und nichtiger Nebeldampf vor ... Sei mir begrüßt, du holde Zeit! Schon die Erinnerung jener goldenen Frühlingstage, wenn sie durch unsere Seele zieht, macht uns froher und besser ...“

Analogon: Am Untermainkai, in der Nähe des Loen'schen Gartenhauses, stand in Goethes Jugendzeit eine Windmühle. Ein zweiundzwanzigjähriger (junger) Mann, wie Ludwig Tieck, der seinen ersten Frühling der Liebe noch gar nicht erlebt hat, kann so etwas schwerlich denken und daher auch kaum schreiben. Goethe dachte an die goldenen Frühlingstage des Jahres 1772, als er Urania, Tiecks Mutter, umschwärmte und ihre Gegenliebe gewinnen konnte.

Seite 121: „... O armseliges Menschengeschlecht! (gemeint sind die Mönche) dachte, oder sagte ich meinem Innern: auserlesen, um die Liebe zum Leben wie eine Sünde zu betrachten. Ihr Elenden, die ihr hier lebendig eingegraben seid, auf immer von der Natur und allen ihren Freuden verstoßen! Losgerissen von allen Menschen, ist euch die Tätigkeit, das Wirken unmöglich, Gesänge sind eure Tugend, eine versäumte Hora euer Laster; wenn ihr euer eingesunkenes Auge in trübem Grübeln auf ein welches Blatt heftet, so bildet ihr euch ein, mehr getan zu haben, als ein Mann, der im Getümmel der Welt mit himmlischer Menschenfreundlichkeit seine sinkenden Brüder unterstützt. - Was ist bei euch Tugend? - Die Regeln eures Ordens. - Das geadelte Leben des Menschen ist die Ausbildung seiner Vernunft und seiner Gefühle, euch ist beides unnütz und unmöglich. Jedermann strebt aus dem dumpfen Schlaf zu erwachen, der ihn an die Tierheit fesselt, und euer Dasein ist ein einziges Bestreben, immer tiefer und tiefer in diesen Todesschlaf zu versinken ...“

Kommentar: Dies dokumentiert eindeutig Goethes weltoffene Lebensphilosophie.

Seite 123: „... In Italien hatte ich mancherlei Abenteuer, die aber zu weitläufig sind, als daß ich sie hier erzählen könnte. Von den Antiken habe ich viel gelitten; ich ließ mir zum Unglücke einfallen, ein Kunstkenner zu werden, und da bin ich um vieles Geld betrogen worden. Eine Menge ganz moderne Antiken stehen noch immer in meinem Studierzimmer und predigen mir unaufhörlich die Wahrheit: „Was deines Amtes nicht ist, da laß' deinen Fürwitz!“ - Indessen, was hätte ich auch Großes damit anfangen können, wenn alle die Onyxen und Carniole, die ich besitze, nun auch wirklich unter August(us) oder Tiber(ius) geschnitten wären? Sie kommen mir jedesmal, wenn ich sie betrachte, recht niedlich vor, und so habe ich ihnen denn den Fehler, für den sie gar nicht können, vergeben: daß nämlich das Altertum nicht an ihnen klebt. - Doch betrachte ich einen schön geschnittenen Käfer immer mit einer vorzüglichen Ehrfurcht, weil ich von diesem glaube, daß er echt ist: er hat vielleicht vor zweitausend Jahren einmal an einer ägyptischen Kinderklapper seine Rolle gespielt ...“

Analogon: Goethe war von 1786 bis 1788 in Italien. Er brachte eine Menge Statuen und sonstige (angeblich) antike „Kunstwerke“ mit. Sie stehen noch heute in seinem Haus am Frauenplan in Weimar. Ludwig Tieck hatte andere „Probleme“ als Goethe, als er sich fast zwanzig Jahre später in Italien aufhielt. Tieck besaß keinerlei Einkünfte, er ließ sich von seiner Halbschwester Sophie finanziell aushalten.

Seite 125: „... Die Ursache dieser Unterbrechung war ein allerliebtestes Bauermädchen, das sich auf die anmutigste Art von der Welt im Schatten des Baums gelagert hatte und dort unbefangen und sorglos schlief. Ihr blondes Haar hatte sich aufgelöst und wiegte sich im Grase, ihre weiße Brust hob sich ruhig, ihr Arm hing noch halb an einem Körbchen, das mit Früchten angefüllt neben ihr stand.

Ich blieb stehen und konnte von dem reizenden Schauspiel mein Auge gar nicht wieder wegwenden ... „Welch schönes Gesicht!“, sagte ich leise, „welche frischen Lippen! Welche Unschuld auf den Wangen! - Wenn in diesem Körper eine unbefangene Seele wohnt, ein gerader und richtiger Verstand, was könnte sich dann ein ehrlicher Mann wohl mehr an der Gefährtin seines Lebens wünschen? - Vielleicht Sprachen? - Damit sie sich in keiner natürlich ausdrücken könnte. - Musik? - Ein einfaches Mädchen hat gewöhnlich einen Instinkt zum Singen, wie die Vögel im Walde, und ihre Gespenstergeschichten und naiven Schäferlieder haben mehr Sinn, als die langweiligen und gedrechselten Arien und Rondos, mit denen die

Ohren in den Konzerten und Schauspielen so oft geplagt werden: triviale Allgemeinplätze in Poesie und Musik. - Feine Welt? - Ich liebe die ungekünstelte ungeschminkte Natur mehr. - Stand? (gemeint ist: ein Mädchen von Adel) - Ach guter Peter Lebrecht, von diesem Vorurteile hast du dich ja schon lange losgemacht.

Nun denn also, Freund, was hindert dich, so glücklich zu werden, als es ein Menschenkind auf dieser Welt nur werden kann? - Fühlst du nicht schon einen geheimen Zug, der dich an dieses Mädchen fesselt? - Lege, wenn sie erwacht, ihre Hand in die deinige, und lade in dieser schönen Gegend ein stilles, häusliches Glück bei dir zu Gaste! - Vergiß die ganz leere geräuschvolle Welt und lebe dir, der Liebe und der Menschenfreundlichkeit in einer gefühlvollen, lebendigen Einsamkeit!

Analogismen: Hier hat Goethe seine persönliche Gründe und Überlegungen niedergeschrieben, warum er das Bürgermädchen Christiane einem adeligen Fräulein vorzog. Ich kann mich aber des Gefühls nicht erwehren, daß eine große Portion Goethesche „Zweckphilosophie“ darunter gemischt ist, wenn er „der Liebe und der Menschenfreundlichkeit in einer gefühlvollen, lebendigen Einsamkeit“ leben will: denn Goethe war beim Weimarer Adel, wegen seiner Liaison mit einer Bürgerin, in gesellschaftliche „Ungnade“ gefallen.

Seite 128: „... Wohl ihm, wenn auf den Wink der Liebe sich die glänzenden Fittige aus ihm entwickeln, neue Sinne auftun und ihm neue Freuden brüderlich entgegenkommen; in der Liebe der Geliebten findet er sich verjüngt ...“

Analogon: Nur ein fünfzigjähriger Liebhaber, wie Wolfgang Goethe, kann sich „in der Liebe der Geliebten“ verjüngt fühlen, ein zweiundzwanzigjähriger Liebhaber hat dieses Gefühl jedoch nicht.

Seite 132: „... Keiner wird hoffentlich den moralischen Endzweck meiner Erzählung verfehlen; es ist nämlich kein anderer, als daß sich ja niemand soll trauen lassen, ohne vorher den Tauschein seiner (zukünftigen) Frau zu sehen. - Denn wie viel Unglück hätte daraus entstehen können, wenn ich meine leibliche Schwester geheiratet hätte? - - „

Kommentar: Eine typische (versteckte) Satire Goethes auf die doppelbödige Moral seiner Zeit. Unzählige Kinder von Adeligen beiderlei Geschlechts wurden bürgerlichen Pflegeeltern untergeschoben, die Tauscheine daher gefälscht. Es gab viele Familien, wo Bruder und Schwester gar keine Blutsverwandte, keine leibliche Geschwister, sondern nur Ziegeschwister waren. So auch im Falle unseres Goethesohns - Ludwig Tieck. Er war nicht blutsverwandt mit Sophie Tieck.

Seite 152: „... denn wem ist es unter den Deutschen gegeben, so wie Goethe zu schreiben? ...“

Kommentar: Dies ist weniger ein Eigenlob Goethes. Ein Autor, der ein Werk unter einem Pseudonym oder völlig anonym, ohne Verfasserangabe, veröffentlichen läßt, ist halbbewußt oder unbewußt in Versuchung, seinen Namen versteckt in diesem Werk anzubringen. Dies tat Goethe im >Peter Lebrecht< und auch in den >Nachtwachen<, wo er sogar über sich selber satirische Bemerkungen machte.

Seite 152 und folgende Seiten: (die Erzählung über die „unruhigen Tage“.)

Kommentar: Dies kann nur ein tiefsinniger und alter Denker, wie Wolfgang Goethe, geschrieben haben. Einem jungen Mann, wie Ludwig Tieck, sind solche Beobachtungen und Erkenntnisse einfach noch nicht gegeben.

Seite 171: „... Ich übergehe die Geschichte meiner Liebe, des schönsten Frühlings meines Lebens. Im Herbst macht die Erinnerung des holdseligen Mai's nur trübe Augenblicke ...“

Kommentar: Der „schönste Frühling“ in Goethes Leben war der des Jahres 1772. Aus den Reflexionen des Autors geht hervor, daß er bereits ein älterer Mann ist. Indiz: „Im Herbst (gemeint ist: im Herbst des Lebens) macht die Erinnerung des holdseligen Mai's (gemeint ist: die Erinnerung an den Lebensmai) nur trübe Augenblicke“.

Seite 185: „... Ein Lumpensammler betäubte mich mit seiner Pfeife so (sehr), daß ich beinahe aus dem Sattel in die Obstkörbe einiger Bäuerinnen fiel ...“

Analogon: Goethes starke Abneigung vor dem Rauchen ist bekannt.

Seite 186: (ein Brief an Peter Lebrecht, alias Wolfgang Goethe)

„... Es wird demselben (Peter Lebrecht, alias W. Goethe) bekannt sein, daß Ihre Lebensbeschreibung in Wien verboten ist, und da ich eigentlich nur die verbotenen Bücher lese, so war es gleich mein erstes

Geschäft, mir den ersten Teil des >Peter Lebrecht<, zugleich mit den >grauen Brüdern< und andern vortrefflichen Werken, kommen zu lassen. Ich ersah aus Dero Geschichte, daß Dieselben eigentlich ein Edelmann sind, ich war daher lange ungewiß, wie ich Sie anreden und titulieren sollte, doch, da Sie den Adel wieder abgelegt haben, und durch Ihre Mesalliance zeigen, daß Sie ihn fast nicht achten, so habe ich endlich doch nach vielem Bedenken die bürgerliche Anrede gewählt, wodurch ich aber Dieselben auf keine Weise habe beleidigen wollen ...“

Analogismen: Die Gleichheiten zu Goethes Leben sind wiederum verblüffend eindeutig und klar: Goethes „Lebensbeschreibung“, d. h. sein Briefroman >Werther< und andere Werke, z. B. der >William Lovell<, waren lange Zeit in Wien von der Zensur verboten. Durch seine Mesalliance mit Christiane Vulpius bewies er, daß er keinen Wert auf sein Adelsdiplom legte, das Herzog Carl August einst beim Kaiser in Wien für den Busenfreund gekauft hatte. Der Weimarer Adel war deshalb über Goethe empört. Weil Wolfgang „von“ Goethe seinen sogenannten „höheren Stand“ offensichtlich „fast nicht“ achtete, darum habe ich auch bewußt das Adelsattribut „von“ bei seinem Namen weggelassen.

Seite 187: „ ... Ja, es ist mit mir so weit gekommen, daß mich das eigentliche Ernsthafte oft am lächerlichsten dünkt, und daß ich in manchen Stunden unter der komischen und betrübten Darstellung keinen Unterschied zu machen vermöchte ...“

Analogon: siehe >„Nachtwachen“ von [des] Bonaventura<, alias Wolfgang Goethe.

Seite 188: „ ... meine Frau ist z. B. schwanger, ich erwarte in einigen Wochen ihre Entbindung ...“

Analogon: Goethes Geliebte, Christiane Vulpius, war in den neunziger Jahren mehrmals schwanger, offensichtlich auch im Zeitraum der Niederschrift des >Peter Lebrecht<.

Der dritte Teil des >Peter Lebrecht< ist angeblich nicht gedruckt worden. Vielleicht wurde er doch gedruckt, und später dann, gelinde gesagt, „unterdrückt“, weil er zu viele und zu offensichtliche Analogiebeweise für den wirklichen Verfasser, Wolfgang Goethe, enthielt? Es würde zumindest der Mühe wert sein, darüber Nachforschungen anzustellen.

Kapitel X:3: Interessante Auszüge aus dem >Peter Lebrecht<

Zehntes Kapitel

Eine Vorlesung

Der Amtmann Sintmal hatte jetzt gerade Zeit, und er blieb daher einige Tage bei mir. - Der Unbekannte war bei unserm Frühstücke gegenwärtig, wir hatten ihn vorher im Garten schreiben sehn, und er bat jetzt um die Erlaubnis, uns das Geschriebene vorlesen zu dürfen. Er las hierauf folgendes Gedicht:

Wo seid ihr hin, ihr schönen Ideale,
Ihr goldnen Spiele meiner Jugend Lust?
Sie ist geleert, die süße Nektarschale
Der Phantasie! und kalt ist meine Brust!

Ich tapp umher, und kann es nicht erlangen,
Was ich besaß - es schwebt mir wie im Traum: -
Ich irre, dumpf - von öder Nacht umfassen -
Und meine Freunde kennen mich noch kaum. -

Wer war ich einst? Wer bin ich jetzt? O Schande!
War ich's, der mein Gefühl im Dichter las?
Er spricht mir jetzt von einem fremden Lande -
O wehe, daß ich Mensch zu sein, vergaß! -

Ach! führe mich zu deiner Himmelsquelle,
Du, vormals meine Göttin, Phantasie,
Zu jener heitern, schönen Ruhestelle,
Die meine frohe Jugend mir verlieh.

Und mächtig greif in die verstummten Saiten,

Die einst Natur in meinen Busen zog -
Und schlieÙe wieder auf die Göttlichkeiten
In meiner Brust, um die ich mich betrog. -

Vergebens! ach! sie höret nicht den Armen,
Der einmal nur ihr Feenreich verlieÙ:
Nie wieder wird an ihrer Sonn erwärmen,
Wer sich von ihr in kalte Nacht verstieÙ. -

Es ist dahin! - Nun, Himmel! nun so türme
Mir Leid und Trübsal auf, die Herzen regt,
Und jage mich durch Ungewitterstürme,
Daß mein Gemüt nur endlich Wellen schlägt!

Ich fand die Arbeit sehr gut, und weil mir das gestrige Gespräch über den Fremden noch im Kopfe lag, übertrieb ich manches.

Sintmal stimmte mir im ganzen bei, nur mag er gern die Sachen so lange beschneiden und beschränken, aus Furcht zu viel zu sagen, daß er manchmal am Ende gar nichts sagt. - Mein Schwiegervater hatte gegen das Gedicht vieles einzuwenden.

„Es ist alles recht hübsch gesagt“, fing er an, „aber es sind am Ende doch mehr gereimte Worte, als ein eigentliches Gedicht.“

Ich: Aber warum wollen Sie es kein Gedicht nennen?

Martin: Ich kann es selbst nicht so eigentlich sagen, allein es ist mir ein gewisses gesuchtes Wesen, eine erzwungene Pracht darin. Die Empfindung ist vielleicht natürlich und ungesucht, allein die Ausdrücke sind so weit hergeholt. Ich kann es überhaupt gar nicht leiden, wenn man die Poesie immer nur für eine übersetzte, affektierte Prosa hält, sie müÙte so natürlich sein, daß man meinte, es könnte und müÙte gar nicht anders geschrieben werden. Aber da sitzt mein Sohn und zerbeiÙt sich oft die Finger, und statt lieber nicht zu schreiben, quält er sich so lange, bis er endlich ein Gedicht hervorgebracht hat, das denn doch wirklich in Versen abgesetzt ist.

Sintmal: Aber die Natur macht es doch nicht allein aus, es muß denn doch auch Kunst darin stecken.

Martin: Die Kunst kömmt mir immer gerade so vor, wie die Gedichte, die ich in einem ganz alten Buche in der Form von Weingläsern oder Holzäxten gesehn habe; es reimte sich alles auf eine wunderbare Weise, und die Worte brachten ordentlich die Figur heraus, aber es kam mir doch mehr albern, als kunstmäßig vor.

Sintmal: Man kann auch vielleicht die Natürlichkeit zu sehr lieben.

Martin: Das kann ich unmöglich glauben.

Sintmal: Und die Kunst muß am Ende von der Natur abweichen, um Kunst zu sein.

Martin: Es ist möglich, und dann bin ich kein Kunstfreund.

Ich: Ebensowenig ein Kritiker.

Martin: Ei bewahre, nur ein simpler Mensch, der gern etwas Gutes liest.

Ich: Aber eben den Begriff des Guten - wir drehen uns da in einem Zirkel.

Martin: Wir wollen lieber spazierengehn.

Wir durchstrichen hierauf den Garten und die schönen benachbarten Wiesen.

Eilftes Kapitel

Eine Gespenstergeschichte

Das Abendessen war schon vorüber, als wir noch beisammen saÙen, und uns über mancherlei Dinge unterredeten. Es war wieder Regenwetter eingefallen, und schwarze Wolken zogen über die Berge hinweg, der Wind winselte um die Ecke des Dorfes, kurz, es war eine schaurige Zeit, in der man sich gern in einem Winkel des Zimmers zusammenkrümmt, und entweder den Flug der Wolken betrachtet, oder liest, oder sich wunderbare Geschichten erzählt.

Ohne daß wir es bemerkten, wandte sich das Gespräch auf die Existenz der Geister; Sintmal und Martin schüttelten über den Gegenstand des Gesprächs die Köpfe. Mein Schwiegervater erzieht nämlich noch immer an meiner Frau, er sieht es daher ungern, wenn in ihrer Gegenwart von solchen Sachen gesprochen wird, weil er meint, es könnten ihr dadurch seltsame Vorurteile beigebracht werden, und weil er sich noch überdies bei Erzählungen von Gespenstergeschichten fürchtet, so sind sie ihm im höchsten Grade zuwider. Sintmal mag sie im Grunde sehr gerne anhören, aber wenn nach seiner Meinung vernünftige Leute zugegen sind, schämt er sich dieses Vergnügens. Als ich daher an diesem Gespräche lebhaften Anteil nahm, saÙen

beide, wie gesagt, mit dem Kopfe schüttelnd, da, und betrachteten mich mit einiger Verachtung von der Seite.

Der Fremde riß das Gespräch an sich, und da er durch meine Reden schon dreister geworden war, behauptete er, ohne Zurückhaltung, er sei vom Dasein der Geister überzeugt, und er habe das vollkommenste Recht zu dieser Überzeugung. Unsre Aufmerksamkeit ward gespannt, und er fing folgendergestalt an: „Als ich auf meiner Flucht mich an einem Abende einem Dorfe näherte, sah ich in einiger Entfernung einen alten Mann auf mich zukommen. Es dämmerte, und ich muß gestehn, daß mich diese seltsame Gestalt schon in der Entfernung erschreckte. Als ich näher kam, bemerkte ich, daß ihm ein großer grauer Bart über die Brust hinabfloß, der ihm ein äußerst ehrwürdiges Ansehn gab. Er fuhr mit den Händen in der Luft herum, und machte seltsame Gebärden, woraus ich schloß, daß er wahnsinnig sein mußte. Ich kam ihm ganz nahe, und, um meine Furcht zu verbergen, fragte ich ihn nach dem Wege. - „Ich habe keinen Weg“, antwortete er. - „Keinen Weg?“, fragte ich erstaunt. - „Niemand kennt seinen Weg; es ist Einbildung, daß wir vorwärts gehn.“ - „Einbildung?“ - „Nichts weiter.“ - „Wer bist du? Wie heißest du?“ - „Ich habe keinen Namen.“ - „Keinen Namen?“ - „Wozu? Ich glaube, ich bin ein Mensch, und daran ist es mir genug.“ - „Du erschreckst mich.“ - Der Alte lachte laut auf, und piffte dann eine bekannte Melodie. - „Entsetzlicher!“, rief ich aus. - „Narr!“, antwortete jener. - „Wo kommst du her?“ - „Ich weiß es nicht.“ - „Wohin gehst du?“ - „Das kümmert mich nicht.“ - Ich wollte fortgehn. - „Halt!“ rief er mir zu; „in dieser Nacht wirst du etwas Großes erfahren.“ - „Etwas Großes?“, fragte ich. - „Frage nicht“, antwortete er, „sondern sieh und denke.“ - „Wozu denken?“ - „Um nicht zu verzweifeln.“ - „Verzweifeln?“ - „Weil du ein Sterblicher bist.“ - Nach diesem seltsamen Gespräche trennten wir uns, das ich gern noch länger fortgesetzt hätte, um mehr von ihm zu erfahren.

Ich kam im Dorfe an: es war schon gegen Mitternacht. Man führte mich in ein schlechtes abgelegenes Zimmer, und ich fürchtete mich in der Einsamkeit. Ein feuchter Wind zog durch die Gebüsche und winselte um die Ecke des Hauses; ich konnte unmöglich schlafen, sondern öffnete das Fenster, und sah nach den Sternen und den ungeheuern Wolken, die durch den Himmel zogen. -

Auf einmal erblickte ich im nahe liegenden Walde etwas Weißes, das ich, trotz aller Anstrengung, nicht genauer unterscheiden konnte. Der Schimmer schwebte näher, und immer näher, es war wie ein Wolkenstreif; jetzt nahm er eine Gestalt an, wie die Bildung eines Menschen, und seine Bewegung ward immer schneller. Ein kaltes Entsetzen ergriff mich, und nun war mir die Gestalt so nahe, daß ich Adelaiden erkannte. Wie mit einer eiskalten Hand berührte es mein Gesicht, und seufzte in banger, gebrochenen Tönen: „Ich bin gestorben, folge mir bald nach.“ -

Ich stürzte zusammen, und erwachte nur erst spät am Morgen von meiner Betäubung. Daher bin ich überzeugt, daß sie tot ist, und es bleibt mir nun nichts weiter übrig, als auch zu sterben. Der Himmel möge mich bald diesem elenden, irdischen Getümmel entrücken!“

Als er mit diesem Stoßgebete seine wunderbare Geschichte beschlossen hatte, stand er auf, und ging mit einer feierlichen und langsamen Bewegung auf sein Zimmer, indes wir ihm alle, ohne ein Wort zu sprechen, nachsahen.

Zwölftes Kapitel Kritik des vorigen Kapitels

Es geschieht zuweilen, daß verschiedene Personen dasselbe tun, aber aus ganz verschiedenen Bewegungsgründen. Ich war still und nachdenkend, weil ich nun fand, daß man in der Geschichte des unbekanntenen Unglücklichen gar nichts einmal hinzuerfinden oder -lügen dürfe, um sie äußerst interessant zu machen. Es war alles so vortrefflich zugeschnitten, daß dem Leser fast gar nichts mehr zu wünschen übrigblieb: ich fand es überdies äußerst wahrscheinlich, daß, wenn der seltsame Fremde nur noch einige Zeit fortlebte, er ohne Zweifel noch mehrere Erscheinungen, so wie andre Unglücksfälle, erleben würde, denn er stand jetzt erst in der unentwickelten Mitte seiner Geschichte, sein Einkehren bei mir mußte etwa den zweiten Teil beschließen, dann mußte er ein Stück weiterleben, und sein Biograph mußte dann zur Fortsetzung nach einer neuen Feder greifen.

Hannchen war stumm, weil sie nicht wußte, was sie aus der Erzählung machen sollte. Sie überlegte den Zusammenhang der Geschichte, und dachte über den, der sie erzählt hatte, und sobald sie über etwas in Zweifel ist, ist es ihr unmöglich zu sprechen. Viele Leute sprechen in diesem Zustande am liebsten, weil sie dann eine recht dauerhafte Materie des Gespräches haben.

Sintmal hatte eben bei sich ausgemacht, daß man die ganze Erzählung des Fremden sehr gut psychologisch

erklären könne, ohne auch nur einen einzigen Umstand abzuleugnen: er glaubte, daß es eine recht interessante Abhandlung für die Erfahrungsseelenkunde werden könnte, wenn man sich die Mühe geben wollte, alles recht umständlich auseinanderzusetzen. Der Unglückliche sei auf der Reise voll von trüben Vorstellungen gewesen, ein Wahnsinniger sei ihm begegnet, und habe alles das wirklich zu ihm gesprochen, was er erzählt habe, dies habe ihn noch mehr erhitzt, die Vorstellung, seine Geliebte sei gestorben, sei nun bei ihm recht lebendig geworden, und so habe sich auf die natürlichste Art jene wunderbare Erscheinung erzeugt.

„Ach was!“, rief mein Schwiegervater aus; „wer wird sich hier noch mit einer vernünftigen Erklärung abquälen wollen: gewisse alberne Dinge sollte man niemals vernünftig anzusehen suchen, denn je mehr man sich diese Mühe gibt, je dummer werden sie. Weit kürzer ist es, daß ich alles für eine abgeschmackte Lüge halte, für ein schlechterfundenes Märchen, wie es schon in tausend und tausend schlechten Büchern steht. Dieser Mensch ist ein Kerl, der gern alles erlebt haben will, und weil das in dem Alter nicht möglich ist, so will er sich mit seiner Phantasie nachhelfen, so gut er kann, und weil ihm auch davon Gott nicht viel hat zukommen lassen, so versteht er es nicht einmal, seine Erfindungen wahrscheinlich zu machen. Weil wir ihn so geduldig anhören, wird er mit jedem Tage unverschämter werden, er wird unserm Verstande immer mehr bieten, weil der es sich bieten läßt; er hat das Sprichwort im Kopfe, auf einen groben Klotz gehört ein grober Keil.“

Sintmal: Sollte ein Mensch so unverschämt sein können?

Martin: Nichts natürlicher, denn wir sind es zu wenig: je blöder man mit Menschen von dem Schläge umgeht, je dreister werden sie selbst. Er wird uns nächstens erzählen, daß er Geister beschwören könne, und ich wette, daß wir alle wieder ganz still sitzen, und tun, als wenn wir es glauben; besonders hat mein Schwiegersohn immer einen verdammten Respekt vor solchen Windbeuteln; über Bücher, die so geschrieben sind, lacht er, und wenn ihm nun gar ein Mensch aus einem solchen abgeschmackten Buche in den Weg kömmt, so hält er ihn ordentlich für was Rechts.

Ich: Es ist sehr wahr, daß ich oft jemand zu sehr achte, bloß, um nicht in die Gefahr zu geraten, ihm Unrecht zu tun.

Martin: Aber das andere ist ja noch schlimmer, es ist gerade, wie viele Leute ihre Kinder erziehn.

Ich: Aber was soll ich tun?

Martin: Solchen Leuten zu verstehen geben, daß man sie nicht leiden kann, oder es ihnen geradezu ins Gesicht sagen. - Wenigstens ich muß meinem Ärger Platz machen, wenn er noch einmal mit solcher Geschichte angezogen kömmt; ich werde ihm dann sagen, daß wir das alles schon irgendwo gelesen haben.

Sintmal: Es scheint mir auch am Ende so ein Bücherwurm zu sein, der aus schlechten Romanen seine Nahrung zieht, und daraus seinen Charakter distilliert.

Martin: Ganz recht; nichts weiter ist er. Das ganze Gespräch mit dem Alten ist ja, als wenn es aus dem einen konfusen ägyptischen Buche abgeschrieben wäre; - ich kann mich nicht auf den Namen besinnen. -

Sintmal: Welches meinen Sie?

Martin: Wir fingen es einmal an zu lesen, weil uns der Prediger drüben gesagt hatte, es kämen so viele geheime und bedeutende Winke darin vor. - Je, es ist so ein gewisser wunderlicher Heiliger darin: - mich dünkt, es heißt, die Obelisken.

Sintmal: Ach, Sie meinen die Pyramiden.

Martin: Nun, Obelisken oder Pyramiden, ich habe nicht weit darin lesen können. - Da kommen viele solche interessante Gespräche vor, wo einer dem andern immer das Wort aus dem Munde nimmt, und man am Ende nicht weiß, was beide wollen. Solche Dialoge füllen die Seiten in den Büchern recht hübsch, und es liest sich wenigstens rasch weg.

Sintmal: Es ist eine gewisse neue Art zu sprechen, die man jetzt in vielen Büchern findet. Sie heißen's den kurzen, lebhaften Dialog. -

Es war indes schon spät geworden, und jedermann ging schlafen.

Dreizehntes Kapitel Bekenntnisse

Nachdem einige Tage verflossen waren, reiste mein Freund Sintmal wieder fort, weil ihn seine Geschäfte abriefen. Unser Abschied ist immer so zärtlich, als wenn wir uns in sehr langer Zeit nicht wiedersehen würden: er saß wieder auf seinem geliebten Pferde, und trat die Rückreise mit vieler Zufriedenheit an.

Bald darauf kam der Unbekannte auf mein Zimmer und bat mich um eine Stunde Gehör, weil er mir allein etwas zu eröffnen habe. Ich war auf seinen Vortrag begierig, und er fing auf folgende Art an:

„Sie haben doch ohne Zweifel die Confessions des Jean Jaques [Rousseau] gelesen?“

„O ja.“

„Und was sagen Sie dazu?“

„Das Kürzeste, was ich sagen könnte, wäre, daß ich nicht recht weiß, was ich dazu sagen soll.“

„Sie werden doch aber nicht zu jenen Elenden gehören, die nach diesen Bekenntnissen jenen großen Mann für einen Verworfenen halten? - Ich darf Ihnen also wohl gestehn, daß tausend unbeschreibliche Empfindungen, tausend qualvolle Erinnerungen und unwiderstehliche Ahnungen, ja das ganze Heer jener unbegreiflichen und unsichtbaren Wesen, die so oft unsre Handlungen gegen unsern Willen lenken, mich bewogen, Ihnen nicht meine Geschichte zu entdecken, sondern Sie mit einigen kleinen Erfindungen zu hintergehn.“

O Schwiegervater! Schwiegervater! seufzte ich aus tiefer Seele, und wagte es nicht, die Augen aufzuschlagen.

„Aber“, fuhr jener fort, „ich schäme mich jetzt selbst jener Kleinmütigkeit, und daß ich zu einem edlen Manne so wenig Zutrauen fassen konnte. Ich will mich daher selbst bestrafen, und Ihnen jetzt weitläufig meine wahre Geschichte erzählen. Wenn Sie unbillig sind, werden Sie mich vielleicht nach meinen Geständnissen noch mehr verachten, als Sie es jetzt schon tun; aber ich will es darauf wagen. - Ich komme von der Stadt - -“

„Halt!“, rief ich aus: „Ihre Geschichte, die Sie mir jetzt erzählen wollen, sei nun wahr, oder falsch, so mag ich sie nicht hören. Ich könnte Ihnen, wie Sie sagen, Unrecht tun, und darum verschonen Sie mich lieber damit.“

Ich drehte mich unwillig um; der Unbekannte machte noch einige Einwendungen, da er aber sah, daß sie nichts fruchteten, verließ er endlich mit einer tiefen Verbeugung das Zimmer.

„Bin ich nicht ein großer Mann!“, rief ich aus, und ging in der Stube auf und ab. - „Kann ich mich denn nicht von jener Sucht losmachen, alles immer anders finden zu wollen, als die übrigen Menschen? Muß ich immer bei den simplen Leuten in die Schule gehn, und so teures Lehrgeld bezahlen? - Wie wird mein Schwiegervater triumphieren! - Und nun weiß ich überdies nicht einmal, wie ich den fatalen Menschen loswerden soll. - So geht es, wenn man Bücher schreibt, und durchaus immer neue schreiben will: der Mensch wäre mir sonst gleich wie ein Narr vorgekommen, aber nun hat er mich zu einem weit größern gemacht, als er selber ist.“ -

Ich konnte mich gar nicht über mich selber zufriedengeben, ich war mir bis dahin edler und besser vorgekommen, als andre Menschen, weil ich einen unglücklichen Flüchtling in Schutz genommen hatte; ich bewunderte an mir die größere Toleranz, die zarte Fähigkeit, mich in jede fremdartige Seele zu versetzen: und nun erschien mir alles als eine Albernheit, als eine leere Großsprecherei vor mir selber; ich fand es am Ende nicht mehr so verächtlich, daß der Mensch mir so dummes Zeug vorgelogen hatte, weil ich mich selbst mit ähnlichen Abgeschmacktheiten getäuscht hatte.

Ist man erst einmal mit diesen Empfindungen im Gange, so treibt man auch die Feindschaft gegen sich selbst zu weit.

Nach zweien Tagen war der Unbekannte aus unserm Hause verschwunden, ohne von uns Abschied zu nehmen; auf seinem Tische lag ein Gedicht im freiesten Silbenmaße, worin er behauptete, daß ihn die Sterne weiterriefen, und er ihrer großen Gewalt nicht widerstehn könne.

Wir wunderten uns darüber, aber noch mehr, daß er meinem Schwiegervater eine ansehnliche Summe von harten Talern gegeben hatte, für die er sich von ihm Gold hatte wechseln lassen.

Vater Martin war voller Freude, daß er mit seiner Meinung doch recht gehabt hätte; er setzte sich noch an demselben Tage nieder, und berichtete den ganzen Vorfall sehr weitläufig seinem Freunde Sintmal.

Vierzehntes Kapitel

Ein äußerst unruhiger Tag

Ich ritt nach acht Tagen ohngefähr wieder nach der Stadt, von der ich schon einmal in diesem Teile gesprochen habe. Mein Schwiegervater war schon am vorigen Abende hingefahren, weil er mancherlei Geschäfte abzumachen hatte.

Kaum war ich in der Stadt angekommen, als ich zu meinem Leidwesen bemerkte, daß ich gerade einen sehr unglücklichen Tag ausgewählt hatte. Ich hatte unterdes meine Theorie von den unruhigen Tagen ganz vergessen, sie war mir als eine abenteuerliche Chimäre vorgekommen, und ich war daher ohne alle Vorsicht, ohne Nachdenken von meinem Hause abgerüst.

In allen Straßen ward ich gedrängt und gestoßen. Mein Pferd ward scheu, und die Wache wollte mich durchaus arretieren, weil es die Trommel vom Bock herunter und in die Gasse geworfen hatte. - Nachher ritt ich in einige Brauerwagen hinein, daß ich mich gar nicht wieder zurückfinden konnte. Ein Lumpensammler betäubte mich mit seiner Pfeife so, daß ich beinahe aus dem Sattel in die Obstkörbe einiger Bäuerinnen fiel.

Auf den öffentlichen Plätzen schlug sich der Nährstand mit dem Wehrstand; ersterer behauptete, letzterer

habe ihm etwas gestohlen: die Zuschauer waren teils für diesen, teils für jenen parteiisch, und auch ihre Händel wären bald in Tätlichkeiten ausgeartet.

Ich suchte in der Angst in einem Gasthofe einzukehren, aber alle öffentlichen Örter waren besetzt: zum Überfluß kam mir nun noch ein Zug von Seiltänzern und spanischen Reitern mit einer lauten Musik entgegen, unter welche mein Pferd hineinraste, und sie durchaus nicht eher wieder verlassen wollte, bis sie die ganze Stadt durchzogen hatten, und dann nach ihrem Gasthofe zurückkehrten. Hier fand ich noch ein kleines Zimmer, und ich glaubte nun, alle Mühseligkeiten überstanden zu haben.

Als ich nach dem Mittagessen wieder ausging, hörte ich auf den Straßen ein gewaltiges Geschrei. Eine Menge von Gassenjungen liefen umher, und konnten nicht laut genug jauchzen. Ich erkundigte mich, was es denn gäbe, und man schrie mir entgegen: „Sie haben ihn, sie haben den falschen Münzer!“ -

Ich sah jetzt die Wache aus der Ferne kommen, die von so unzähligen Leuten begleitet ward, daß ich den Missetäter gar nicht herausfinden konnte. – Der Zug ging nun an mir vorüber, und zu meinem größten Erstaunen sah ich meinen Schwiegervater Martin nach der Wache bringen.

Und hier muß ich nun vors erste die Geschichte dieses Teils beschließen; ich tue es bloß, um den Leser auf den folgenden desto neugieriger zu machen.

Funfzehntes Kapitel

Ein Brief

Ich will dem Leser nur noch einen Brief mitteilen, den ich vor einiger Zeit erhielt, damit er daraus sehe, welch ein bekannter und angesehener Mann aus mir wird. Ich habe schon mehr Leute gesehn, die Briefe, die sie von gekrönten Häuptern oder vornehmen Personen bekommen, unter Glas und Rahm fassen lassen, und zu jedermanns Erbauung in ihre Putzstube aufhängen. Ich habe mit nachfolgendem Briefe dasselbe getan, aber ich will ihn hier noch zum Überfluß abdrucken lassen, damit ihn auch alle diejenigen lesen können, die sich nicht die Mühe geben wollen, mich zu besuchen.

Hochedelgeborner Herr!

Ich bin sehr erfreut, daß ich durch Dero Buch die Bekanntschaft von Ew. Hochedlen gemacht habe. Ich muß Denenselben nämlich zu wissen tun, daß ich mich von Jugend auf einer vernünftigen Aufklärung beflissen habe, ich lese daher nicht alle Bücher ohne Ausnahme, sondern nur die guten. Es wird Denenselben bekannt sein, daß Ihre Lebensbeschreibung in Wien verboten ist, und da ich nun eigentlich nur die verbotenen Bücher lese, so war es gleich mein erstes Geschäft, mir den ersten Teil des Peter Lebrecht, zugleich mit den grauen Brüdern und andern vortrefflichen Werken, kommen zu lassen. Ich ersah aus Dero Geschichte, daß Dieselben eigentlich ein Edelmann sind, ich war daher lange ungewiß, wie ich Sie anreden und titulieren sollte, doch, da Sie den Adel wieder abgelegt haben, und durch Ihre Mesalliance zeigen, daß Sie ihn fast nicht achten, so habe ich endlich doch nach vielem Bedenken die bürgerliche Anrede gewählt, wodurch ich aber Dieselben auf keine Weise habe beleidigen wollen.

Ich will aber zum Zwecke meines Schreibens kommen. Ich habe aus Ihrem Buche gesehn, daß Sie ein Mann von ungemein großen Talenten sind, daß Sie vernünftig und aufgeklärt denken, und einen angenehmen und zugleich lehrreichen Stil in Ihrer Gewalt haben. Mich dünkt, die Nürnberger gelehrte Zeitung hat auch ein ähnliches Urteil gefällt, ich kann also um so sichrer sein, daß ich nicht auf falschen Irrwegen wandle. Neulich sah' ich hier ein Werk in Folio, mit sehr vielen ausgemalten Kupfern; ich glaube, es war eine sogenannte Flora oder Fauna, wo sich ein Gelehrter die Mühe gegeben hatte, von Blumen, ihren Geschlechtern und Vorfahren ein weitläuftiges Wesen zu beschreiben. Nun hätt ich gar zu gern eine solche Fauna mit ausgemalten Kupfern und Wappenschildern von meiner eigenen Familie; ich habe in meinem Schlosse ein großes Archiv, und ich wollte eben Dieselben ersuchen, hieherzukommen, und allhier einen ähnlichen Folianten zu schreiben. Unter meinen Ahnherren waren große und denkwürdige Männer. Nur müssen sich Dieselben in diesem Buche vor dem scherzhaften und niedlichen Stile sehr in acht nehmen, sondern immer tief ins Große und Ernsthafte hineinzugehn suchen: denn Lachen hat seine Zeit, und auch die Würde hat ihre Zeit. So könnten Ew. Hochedlen der Geschichtschreiber meiner Familie werden; das Buch müßte so eingerichtet werden, daß es in Wien verboten würde, damit auch ebenso aufgeklärte und vernünftige Männer, als ich, es läsen und beherzigten, und indem ich Ihre Antwort erwarte, verharre ich [...]

Sechzehntes Kapitel Antwort und Beschluß an den Leser

Hochwohlgeborner Herr!

Über das Zutrauen, das Dieselben zu mir haben, so wie über den Beifall, den Sie mir schenken, bin ich unendlich erfreut, nur tut es mir leid, daß ich nicht so glücklich sein kann, das gnädige Anerbieten des Herrn Barons anzunehmen, denn leider seh ich mich genötigt, zu erkennen, daß ich den großen und heroischen Stil nicht im mindesten in meiner Gewalt habe: ohne daß ich es bemerke, geht er oft ins Gemeine und Scherzhafte über. Ja, es ist mit mir so weit gekommen, daß mich das eigentliche Ernsthafte oft am allerlächerlichsten dünkt, und daß ich in manchen Stunden unter der komischen und betrübten Darstellung keinen Unterschied zu machen vermochte. Daß eine solche Lebensbeschreibung in Wien verboten würde, wäre sehr leicht zu bewerkstelligen, ja, es sollte mir selbst keine Mühe kosten, es dahin zu bringen, daß man es noch in manchen andern Ländern nicht lesen dürfte, so, daß dieses Werk dadurch ein äußerst kostbares und unvergleichliches Werk würde, aber, wie gesagt, der historiographische Stil steht nicht in meiner Macht. Dero Ahnherrn aber haben vielleicht manches Gute und Vortreffliche bewerkstelligt, Länder angebaut, und Tausende von Menschen glücklich gemacht: damit also diese Geschichten nicht verlorengingen, so möchte ich wohl so frei sein, mir manches davon als einen Beitrag zu meinen neuen Volksmärchen auszubitten. - Ich verharre in der tiefsten Ergebenheit

An den Leser

Hier schließe ich nun den zweiten Teil meiner Geschichte, wer von Ihnen den Fortgang erfahren will, wird sich wohl zum dritten hinüberbemühen müssen, in welchem man außer der Gefangenschaft meines Schwiegervaters noch die wahrhafte und äußerst interessante Historie antreffen wird, wie und auf welche Art sich mein Freund Sintmal verliebte. Ich hoffe auch, bis dahin manches Merkwürdige zu erleben, so, daß der dritte Teil ohne Zweifel sehr gelesen zu werden verdient.

Da ich noch so bald nicht zu sterben denke, so hatte ich erst, da ich um mich her so viele Journale aufwachsen sah, den Vorsatz, meine Geschichte in der Form eines Journals monatlich herauszugeben, so wie der Apollo nichts als Ritter- und Geistergeschichten enthält; ich hätte dann weit mehr in ein genaues und interessantes Detail gehn, und jeden Vorfall in meiner Familie sehr weitläufig und umständlich berichten können; es wäre dann ein recht eigentliches Journal für Hausväter, und überhaupt für Leser in allen Ständen geworden. Meine Frau ist jetzt z. B. schwanger, ich erwarte in einigen Wochen ihre Entbindung, und wenn ich im Brandenburgischen lebte, so würden sich die Herausgeber der Denkwürdigkeiten der Churmark sehr freuen, den Namen meines Kindes, so wie den von allen Gevattern, aufgezeichnet zu finden, meine Geschichte gehörte dann gewissermaßen zu den Urkunden von den Preußischen Ländern. Jedes Journal zehrt auf seine Art von den Vorfällen des Tages, und so würde ich es mit meiner Familie gemacht haben, und wenn auch manchmal nichts vorgefallen wäre, so hätte ich dann manche Lüge von meinem Schwiegervater unter die Leute gebracht, und sie nachher im folgenden Stücke widerrufen und weitläufig widerlegt. So hätte es mir gewiß am Stoffe nie gemangelt.

Ich wollte auch noch eine andre nützliche Einrichtung mit diesem Journale verbinden. Es fehlt den Deutschen bis jetzt immer noch an guten Satiren; ich tat mich daher mit einem gewissen Gottschalk Necker zusammen, der bis jetzt im Archiv des Berlinischen Geschmacks gearbeitet hat, und der sich seinen Lesern, ohne ihm zu schmeicheln, als einzig in der Kunst schlecht zu schreiben gezeigt haben muß. Er versprach mir viele Satiren, und in einem noch andern Silbenmaße, in dem er sich der Prosa noch mehr zu nähern bestreben wollte; er schrieb mir, daß er nun in seinen Satiren fast alle namhaften Männer in Berlin benannt hätte, er wollte nun auch zu andern Städten übergehn, so, daß seine Satiren zugleich als Namensregister berühmter Gelehrten gebraucht werden könnten. - Man kann sich einbilden, daß ich diesen Vorschlag mit beiden Händen ergriff, allein zu unserm Leidwesen wollte sich kein Verleger zu diesem Journale antreffen lassen, und so wird es dann wohl, hochgeehrte Leser, dabei bleiben müssen, daß Sie im dritten Teil die Fortsetzung meiner höchstwahrhaften Geschichte suchen müssen.

Ende des zweiten Teils
[Kein weiterer Teil mehr erschienen.]

Kapitel X.4: Wer ist der Verfasser des >William Lovell<?

Die Analogiebeweise im >William Lovell< sind, meiner Überzeugung nach, noch stärker als im >Peter Lebrecht<. Die Schilderungen über Italien, über das verführte Mädchen Rosaline und die Charakterzüge der beiden Geistesverwandten Lovell und Balder gleichen in frappierender Weise Goethes praktischer

Lebensphilosophie in Italien. Herder urteilte abfällig über ihn, er habe „wie ein Student“ in Rom gelebt. Goethes erster Eindruck über die klassischen Kunstwerke war Ernüchterung und Enttäuschung. Seine Liebschaft mit der „schönen Mailänderin“ ist in Rosaline wiederzuerkennen. Auch der Sturm auf dem Meer (Mittelmeer) war von Goethe tatsächlich erlebt. Ludwig Tieck reiste dagegen erst gut zehn Jahre nach Erscheinen des >Lovell< nach Italien.

Wie kam Goethe auf den Gedanken, den Briefroman >William Lovell< zu schreiben? Höchstwahrscheinlich hatte er, was der Germanist Karl Hassler herausfand, vorher den Roman >Paysan perversi< von Restif de la Bretonne gelesen.³⁹ Der >William Lovell< ist eine unverkennbare Nachahmung dieses Werkes. Goethe wußte von dem großen Erfolg des >Paysan perversi< in Frankreich. Er wollte ebenfalls einen spektakulären literarischen Erfolg erzielen, wahrscheinlich nicht für sich selber, sondern für seinen Sohn! Ludwig Tieck hätte den >Paysan perversi< im Original, d. h. in der französischen Sprache, lesen müssen. Aber ich zweifle stark, daß Tieck der französischen Sprache mächtig war. Wahrscheinlich wußte Tieck noch nicht einmal, daß sein Vater einen französischen Roman nachahmte, denn er spricht in der Vorrede zu einer späteren Auflage des >Lovell< davon, daß das Vorbild dazu ein Roman aus dem Englischen gewesen sei! Ein grandioser Irrtum Ludwig Tiecks und gleichzeitig ein sehr gewichtiges Indiz dafür, daß er gar nicht der Verfasser des >Lovell< ist, sondern sein Vater, Wolfgang Goethe!

Ein Indiz für den frühesten Beginn der Niederschrift des >Lovell< fand ich in dem Brief Goethes an Charlotte von Stein vom 10. September 1780:

„... früh hab' ich einige Briefe des großen Romans geschrieben ...“

Hat Goethe außer dem Briefroman >Werther< noch einen zweiten geschrieben? Ja, den „großen“, das heißt umfangreichen Briefroman >William Lovell<. Die Erstauflage des >Paysan perversi< erschien bereits im November 1775. Die zweite Ausgabe erschien im Januar 1776 und eine dritte erschien sogar im Jahr 1780, nach Karl Hasslers Inaugural - Dissertation.

Karl Hassler stellt sechs Thesen auf:

- I. These: Es ist nicht zufällig, daß Tieck (ich füge hinzu: in Wahrheit Goethe) in seinem (Jugend-) Roman >William Lovell< Restif de la Bretonne nachgeahmt hat.
- II. These: Tiecks >Denkwürdige Geschichtschronik der Schildbürger< ist eine bewußte Nachahmung der >Geschichte der Abderiten< Wielands.
- III. These: Tiecks >Gestiefelter Kater< ist das Vorbild zu E. T. A. Hoffmanns >Kater Murr<.
- IV. These: Novalis schöpfte aus Tiecks (ich füge hinzu: in Wirklichkeit aus Goethes) Allegorie >Der Traum< die Idee zu seiner „Blauen Blume“.
- V. These: Tiecks Novelle >Der Gelehrte< ist das Urbild von Freytags Roman >Die verlorene Handschrift<.
- VI. These: Heinrich Brand in Tiecks Novelle >Des Lebens Überfluß< ist keineswegs mit Heinrich Heine in Beziehung zu bringen.

Die Dissertation Karl Hasslers ist eine wahre Fundgrube für Analogismen, die für Goethes Verfasserschaft sprechen. Er beweist unbewußt und ohne es beabsichtigt zu haben in den Kapiteln B.d) „Streichungen aus formellen Gründen“, C.b) „Änderung anstößiger Stellen“ C.c) „Sonstige Änderungen aus inneren Gründen“, C.d) „Änderungen aus stilistischen Gründen“ und C.e) „Orthographische Verbesserungen“, daß Ludwig Tieck viel Arbeit und Mühe hatte, Goethes „Handschrift“ aus dem Briefroman zu tilgen! Typisch Goethesche Formulierungen und Orthographieschwächen wurden in dem Werk (weitgehend) ausgemerzt, nicht etwa, weil der >William Lovell< dadurch besser geworden wäre, sondern, aus dem hauptsächlichen Grund, um die Gefahr zu verringern, daß man seinen Vater Goethe in dem Werk erkennen könnte!

Seite 243 (ein Gedicht):

Schwarz war die Nacht und dunkle Sterne brannten,
Durch Wolkenschleier matt und bleich,
Die Flur durchstrich das Geisterreich,
Als feindlich sich die Parzen abwärts wandten
Und zorn'ge Götter mich ins Leben sandten.

³⁹ Hassler, Karl: >Ludwig Tiecks Jugendroman >William Lovell< und der >Paysan perversi< des Restif de la Bretonne<, Inaugural-Dissertation, Greifswald 1902.

Die Eule sang mir grause Wiegenlieder
Und schrie mir durch die stille Ruh
Ein gräßliches „Willkommen!“ zu.
Der bleiche Gram und Jammer sanken nieder
Und grüßten mich als längst gekannte Brüder.

Da sprach der Gram in banger Geisterstunde:
Du bist zu Qualen eingeweicht,
Ein Ziel des Schicksals Grausamkeit,
Die Bogen sind gespannt und jede Stunde
Schlägt grausam dir stets neue blut'ge Wunde.

Dich werden alle Menschenfreuden fliehen,
Dich spricht kein Wesen freundlich an,
Du gehst die wüste Felsenbahn,
Wo Klippen droh'n, wo keine Blumen blühen,
Der Sonne Strahlen heiß und heißer glühen.

Die Liebe, die der Schöpfung All durchklingt,
Der Schirm in Jammer und in Leiden,
Die Blüte aller Erdenfreuden,
Die unser Herz zum höchsten Himmel schwingt,
Wo Durst aus sel'gem Born Erquickung trinkt,

Die Liebe sei auf ewig dir versagt.
Das Tor ist hinter dir geschlossen,
Auf der Verzweiflung wilden Rossen
Wirst du durch's öde Leben hingejagt,
Wo keine Freude dir zu folgen wagt.

Dann sinkst du in die ew'ge Nacht zurück!
Sieh tausend Elend auf dich zielen,
Im Schmerz dein Dasein nur zu fühlen!
Ja erst im ausgelöschten Todesblick
Begrüßt voll Mitleid dich das erste Glück. -

Kommentar: Dieses Gedicht kann nur Goethe gedacht und geschrieben haben!

Seite 249: „... Mein Haar wird grau ...“

In der Erstauflage steht es noch deutlicher: „... Ich sah von ohngefähr (gemeint ist: zufällig) in den Spiegel, meine Haare fangen wirklich schon an grau zu werden ...“

Kommentar: In Ludwig Tiecks Alter (zur Zeit der Niederschrift des >Lovell<) beginnen die Haare noch lange nicht grau zu werden, wohl aber im Alter des wirklichen Verfassers: Wolfgang Goethe!

Seite 291: „... Ich erinnere mich lebhaft aus den wenigen goldenen Tagen meines Lebens, wie meine ganze Seele nur ein einziges Gefühl der Liebe ward, wie jeder andere Gedanke, jede andere Empfindung für mich in der Welt abgestorben war; in die finstern Gewölbe eines romantischen Haines war ich so tief verirrt, daß nur noch Dämmerung mich umschwebte, daß kein Ton der übrigen Welt an mein Ohr gelangte. Die ganze Natur wies auf meine Liebe hin, aus jedem Klange sprang mir der Geliebten holder Gruß entgegen. Sie starb und wie Meteore gingen alle meine Seligkeiten auf ewig unter, sie versanken wie hinter einem finstern fernen Walde, kein Schimmer aus jener Zeit hat mir seitdem zurückgeleuchtet.

Und auch nie wird ein Strahl zu mir zurückkehren! Ich sitze auf dem Grabmale meiner Freuden und mag selbst kein Almosen aus der Hand des Vorübergehenden nehmen, mein Elend ist mein Trost ...“

Analogismen: die „wenigen goldenen Tage meines Lebens“, damit meinte Goethe wiederum die „goldenen Tage“ des Jahres 1772. „Sie starb“, bezieht sich auf den Tod Uranias, seiner Geliebten, die im Kindbett starb. „Ich sitze auf dem Grabmal meiner Freuden“, bezieht sich auf Goethes weiteres Leben. Typisch

Goethescher Urania - Wortschatz ist die Bezeichnung „romantischer Hain“.

Seite 354: „... Geh' ich nicht wie ein Nachtwandler, der mit offenen Augen blind ist, durch dies Leben? Alles, was mir entgegenkommt, ist nur ein Phantom meiner innern Einbildung, meines innersten Geistes, der durch undurchdringliche Schranken von der äußern Welt zurückgehalten wird. Wüst und chaotisch liegt alles umher, unkenntlich und ohne Form für ein Wesen, dessen Körper und Seele anders als die meinigen organisiert wären: aber mein Verstand, dessen erstes Prinzip der Gedanke von Ordnung, Ursach und Wirkung ist, findet alles im genauesten Zusammenhange, weil er seinem Wesen nach das Chaos nicht bemerken kann ...

Willkommen, erhabenster Gedanke,
Der hoch zum Gotte mich erhebt!
Es öffnet sich die düst're Schranke,
Vom Tod genest der matte Kranke
Und sieht, da er zum ersten Male lebt,
Was das Gewebe seines Schicksals webt.

Die Wesen sind, weil wir sie dachten,
In trüber Ferne liegt die Welt,
Es fällt in ihre dunkeln Schachten
Ein Schimmer, den wir mit uns brachten:
Warum sie nicht in wilde Trümmer fällt?
Wir sind das Schicksal, das sie aufrecht hält!

Ich komme mir nur selbst entgegen
In einer leeren Wüstenei.
Ich lasse Welten sich bewegen,
Die Element' in Ordnung legen,
Der Wechsel kommt auf meinen Ruf herbei
Und wandelt stets die alten Dinge neu.

Den bangen Ketten froh entronnen,
Geh ich nun kühn durch's Leben hin,
Den harten Pflichten abgewonnen,
Von feigen Toren nur ersonnen.
Die Tugend ist nur, weil ich selber bin,
Ein Widerschein in meinem innern Sinn.

Was kümmern mich Gestalten, deren matten
Lichtglanz ich selbst hervorgebracht?
Mag Tugend sich und Laster gatten!
Sie sind nur Dunst und Nebelschatten!
Das Licht aus mir fällt in die finstre Nacht,
Die Tugend ist nur, weil ich sie gedacht.

So beherrscht mein äuß'rer Sinn die physische, mein innerer Sinn die moralische Welt. Alles unterwirft sich meiner Willkür, jede Erscheinung, jede Handlung kann ich nennen, wie es mir gefällt; die lebendige und leblose Welt hängt an den Ketten, die mein Geist regiert, mein ganzes Leben ist nur ein Traum, dessen mancherlei Gestalten sich nach meinem Willen formen. Ich selbst bin das einzige Gesetz in der ganzen Natur, diesem Gesetz gehorcht alles. Ich verliere mich in eine weite, unendliche Wüste - ich breche ab.“

Kommentar: Wer glaubt, daß diese Gedanken und dieses Gedicht von dem zweiundzwanzigjährigen Tieck stammen könnten, der glaubt gewiß auch noch an den Klapperstorch.

Seite 368: „... Schon seh ich die wilden Pferde die Zügel zerreißen, rasselnd springen sie mit dem Wagen den schroffen Felsenweg hinunter, an den Klippen zerschmettert liegt das Fuhrwerk da, und er steht und beweint den Verlust ...“

Kommentar: Dies ist ein typisch Goethesches Gleichnis. Siehe hierzu die fünf Varianten des Goetheschen Gleichnisses von dem „Schicksalswagen“, der von „wilden Rossen“ vorangetrieben wird.

Seite 371: „... alles ist maskiert, um die übrige Welt zu hintergehen, wer ohne Maske erscheint, wird ausgezischt ...“

Analogon: siehe >„Nachtwachen“ von [des] Bonaventura<, alias J. W. Goethe.

Seite 377: „... Bin ich denn in diesem Namen (Urania), in diesem Laut eingekerkert, daß meine Seele nach ihrem Besitz und (gleichzeitig?) nach Freiheit schmachtet? Weiß ich doch nicht, ob ich sie (Urania) durch den Besitz (gemeint ist: durch Heirat) nicht mehr verloren hätte als jetzt, denn meine schönsten Gefühle können sich mit den Erinnerungen dieses Namens (des Namens Urania) vermählen, ewig rein und klar kann sie mir im Herzen wohnen, da ich im Gegenteil oft genug wahrgenommen habe, daß die meisten Ehen nur eine Entweihung der Liebe sind ...“

In der Originalerstaufflage steht es noch deutlicher zur Realität: „Bin ich denn in diesem Namen [Urania], in diesem Laut eingekerkert, daß meine Seele nach ihrem Besitz und nach Freiheit schmachtet? Denn was ist unsre sogenannte Liebe anders, als diese nichtswürdige Einbildung, daß wir ein Wesen, das erste beste zu unsrer Gottheit stempeln, und alle Gebete und Gedanken nach ihm hinrichten? – Kannte ich denn Amaliens [alias Uraniens] *Seele* hinlänglich in den paar Wochen [richtig Monaten des Jahres 1772], in welchen ich sie sah, um ihre *Freundschaft* zu wünschen? – Und wenn ich nun auch ihr Freund bin, wenn mein Verstand auch ihre Vorzüge erkannt, - welcher Unsinn, daß ich mit kindischen Gefühlen diese Achtung zu sinnlicher Liebe ausdehne? – daß ich verlange, Amalie [Urania] soll meine *Frau* werden?“

Kommentar: Dies ist ein weiteres sehr gewichtiges Indiz für meine These, daß Urania, im wahrsten Sinne des Wortes, Goethes „Musengöttin“ war.

Seite 383: „... Ich weiß selbst nicht, warum ich (so viel) schreibe - aber ebensowenig weiß ich, warum ich Atem schöpfe. - Es ist alles nur um die Zeit auszufüllen und etwas zu tun, die elende Sucht, das Leben mit sogenannten Geschäften auszufüllen. - Länder erobern, Menschen bekehren, oder Seifenblasen (Dichtwerke) machen, eine Sucht, die bei der Geburt unserer Seele eingimpft ist - denn sonst würde schon der Knabe die Augen zumachen, sich vom langweiligen Schauspiel (des Lebens) entfernen und sterben; diese Wut also etwas zu tun, macht, daß ich Papier und Feder nehme, und Gedanken schreiben will - das Unsinnigste, was der Mensch sich vorsetzen kann ...“

Kommentar: In der Figur des Balder beschreibt der Verfasser, Wolfgang Goethe, seine eigenen Gedanken und Gefühle.

Seite 385: „... Könnst' ich nur Worte finden, um die Verachtung zu bezeichnen, in der mir alles erscheint, was *Mensch* heißt! - mein Arzt ist sehr für meine [psychische] Gesundheit besorgt, weil es sein Gewerbe mit sich bringt. Wenn ich nicht gern vom Wetter mit ihm spreche, findet er meine Umstände bedenklicher, will es mich aber nie merken lassen, daß er mich für wahnsinnig erklärt. Er gibt mir viele kühlende Mittel, und behandelt mich wie eine tote Maschine, ob er mir gleich selber so erscheint. Er schüttelt zu allen meinen verwirrten Gedanken den Kopf, weil er sie nicht in seinen Büchern gefunden hat, und im Grunde bin ich wahnsinnig, weil ich nicht dumm und phlegmatisch bin. Daß Gewohnheit und Dummheit die Menschen so wie ein dicker Nebel umgeben kann, aus dem sie nie herauszuschreiten vermögen! Lag es nicht von Jugend auf wie eine Gewitterwolke in mir, die ich mir selbst mit Armseligkeiten verdeckte, und mir log, ich sei froh? Kündigte sich nicht oft der innerste dunkle Genius durch einen Ton an, dem ich eigensinnig mein Ohr verstopfte? - Ich verstelle mich nicht mehr und bin wahnsinnig! - Wie vernünftig die Menschen doch sind!

O ich muß fort, fort; ich will in wilden Wäldern die Seelen suchen, die mich mehr verstehen; ich will Kinder erziehen, die mit mir sympathisieren; es ist nur nicht Mode, so zu denken wie ich, weil es nicht einträglich ist.

Ich spiele mit den Menschen, die zu mir kommen, wie mit bunten Bildern. Ich gab mir neulich die Mühe, mich zu dem dummen Geschwätze meines Arztes herunterzulassen; wir sprachen über Stadtneuigkeiten, über Anekdoten, die er ungemein lächerlich fand; ich lieh ihm meine Zunge zum Dreinklingen und er fand, daß ich mich ungemein bessere. Mit Selbstzufriedenheit verließ er mich, und ich konnte es nicht unterlassen, ihm nach unsrer feierlichen Unterhaltung ein so lautes Gelächter nachzuschicken, daß er sich erblassend umsah, und wieder alle Hoffnung verloren gab.“

Analogismen: siehe >„Nachtwachen“ von [des] Bonaventura< und der Briefwechsel Goethes mit dem

Sohn, Ludwig Tieck, in >Goethes und Uranias Sohn – Ludwig Tieck<.

Kommentar: Wegen seiner rastlosen Schreibtätigkeit stand Wolfgang Goethe (von ca 1792 bis 1805) zeitweilig an der Grenze des Wahnsinns.

Seite 441: „ ... Das Leben ist das Allerlustigste und Lächerlichste, was man sich denken kann; alle Menschen tummeln sich wie klappernde Marionetten durcheinander, werden an plumpen Drähten regiert und sprechen von ihrem freien Willen.“

Analogon: >„Nachtwachen“ von [des] Bonaventura<, alias J. W. Goethe.

Seite 467: „ ... so macht sich der eine die stoische, der andere die epikurische Philosophie zu eigen: aber alles sind nur die Außenwerke des Menschen, das Gefühl ist er selbst, das Gefühl ist die Seele, der Geist, die Philosophie der Buchstabe dieses Geistes; tote Zeichenschrift, wenn der Mensch sich nicht am Ende über alle Philosophie und Systeme, selbst über das System der Systemlosigkeit erhebt. Dieses Gefühl stößt so Zweifel als Gewißheit um, es sucht und bedarf keiner Worte, sondern befriedigt sich in sich selbst, und der Mensch, der auf diesen Punkt gekommen ist, kehrt zu irgendeinem Glauben zurück, denn Glaube und Gefühl ist eins: so wird selbst der wildeste Freigeist am Ende religiös, ja er kann selbst das werden, was die Menschen gewöhnlich einen Schwärmer nennen, und wobei sich die meisten, die das Wort aussprechen, nichts denken. Irgendein Glaube drängt sich der Seele auf, bei allen Menschen ein und derselbe, nur erscheint er verschieden, weil ihn die grobe, unbeholfene Sprache entstellt. - Und wenn es kein Gefühl in uns geben kann, das uns nicht auf Wirklichkeit hinweist, das nicht mit dem wirklichen Dinge gleichsam korrespondiert, so läßt sich aus dem Hange zum Wunderbaren gewiß weit mehr folgern, als man bisher getan hat. Das Bewußtsein uns'rer Seele und der tiefe innige Wunsch nach Unsterblichkeit, das Gefühl, das uns in ferne unbekannte Regionen hinüberdrängt, so daß wir uns eine Nichtexistenz gar nicht denken können, diese Gefühle sprechen am lautesten und innigsten für das Dasein der Seele, so wie für ihre Fortdauer.“

Kommentar: Solche Erkenntnisse sind einem zweiundzwanzigjährigen (jungen) Mann noch nicht gegeben.

Seite 491: (Beschreibung eines halbwahnsinnigen Zustands), „ ... Ich (Goethe) streckte meine Hand aus und berührte den Nächstsitzenden, und wie ins Reich der Vernichtung griff ich hinein und war ein Glied der zerbröckelnden Kette. Ich gehörte nun mit zum Haufen, und war mir selber fremd und armselig, so wie die übrigen ...

Töne schlugen das Ohr mit seltsamer Bedeutung, wie Arabeskengebilde fuhr es durch meinen Sinn; ich erwartete etwas Fremdgestaltetes und lechzte nach etwas Ungeheuerem. Und ich vergaß hinter mir zu sehn und stand unter meinen Freunden einsam, wie in einem Walde von verdorrten Bäumen.

Schatten fielen von oben herunter und sanken in den Boden. Dämpfe standen wie Säulen im Gemache, Dämmerung wankte hin und wider wie ein Vorhang. Die Seele vergaß sich selbst und ward ein Bild von dem, was sie umgab.

Es kreiste und wogte gewaltig durcheinander; wie ein Unding, das zum Entstehen reif wird, so kämpfte die Masse gegen sich selbst. - Es schritt näher und glich einer Nebelgestalt; vor mir vorüber wie ein pfeifender Wind - und oh - Rosaline (die tote Geliebte, alias Urania?)!

Sie war es, ganz, wie sie lebte. Sie warf einen Blick auf mich und wie ein Messer traf er meine Augen, wie ein Berg mein Herz. Ich sträubte mich gegen meine innerliche Empfindung und es zog mich ihr nach; - ich stürzte laut schreiend nach ihrem Gewande und stieß mit dem Kopfe an die Mauer.“

Analogon: siehe die Beschreibung des halbwahnsinnigen Zustand im 8. Brief (Briefe Goethes an Ludwig Tieck), außerdem das Werk >Nachtwachen<.

Seite 492: „ ... Wo steht die letzte Empfindung, daß ich zu ihr gehe? Wo wandeln die seltsamsten Gefühle, daß ich mich unter sie mische? Daß ich von diesem Traum erwache und einen andern noch fester träume!“

Analogon: siehe >„Nachtwachen“ von [des] Bonaventura<, alias J. W. Goethe.

Seite 567: „ ... Der Haß und die Liebe der Menschen ist mir (William Lovell, alias Wolfgang Goethe) jetzt in einem gleich hohen Grade zuwider, es soll sich keiner um mich kümmern, so wie ich nach keinem zurücksehe, um ihn mit einem freundlichen oder verdrießlichen Gesichte zu betrachten. Für mich gibt es nichts Widrigeres als das Aufdringen der Menschen, um mir ihre Freundschaft, ihre Liebe zu schenken; es sind Narren, die nicht wissen, was sie mit sich selber machen sollen, und daher andere Narren nötig haben, um mit ihnen aus Langeweile zu sympathisieren. Wie verächtlich ist die kindische Empfindsamkeit einer Emilie, die gleichsam seit Jahren darauf gewartet hat, um ihre tragische Aufopferung an den Mann zu

bringen. Sollte ich nun ein so großer Tor sein, und ihre theatralische Affektation für Ernst nehmen, und mich wunder! wie sehr gerührt fühlen? - Man kann wirklich etwas Besseres tun, als jede Narrheit der Menschen mitmachen, und der ist der verächtlichste Tor, der diese Narrheiten abgeschmackt findet, und sich dennoch scheut sie als Kindereien zu behandeln. Sie weint jetzt vielleicht, und bald trocknet sie aus Langeweile ihre Tränen, dann ist sie böse auf mich, dann schämt sie sich vor sich selber, und dann hat sie mich vergessen.“

Seite 578: „... Mir ist, als sollt' ich mit dem Messer dem siedenden Blute einen freien Ausweg machen ...“

Analogon: siehe vor allem Goethes >Werther<, der sich auch am liebsten das Messer ins Herz stoßen möchte, um dem „siedenden Blute“ einen Ausweg zu verschaffen.

Seite 598 und 599: „... hatten wir einen heftigen Sturm. Der Blitz zersplitterte den einen Mast und die Wogen donnerten und brausten fürchterlich. Wir alle kämpften mit der Furcht des Todes und dicke Nacht lag um uns her. Die Winde strichen pfeifend über das empörte einsame Meer hin, und beim Leuchten des Blitzes sahn wir den Aufruhr der Flut; das Geschrei der Matrosen dazwischen, das Wehklagen der Geängstigten - es waren fürchterliche Stunden! Nie hab' ich mich so verlassen gefühlt und dem blinden Ohngefähr so gänzlich preisgegeben. Mit der Kälte der Verzweiflung erwartete ich riesengroße Wogen, die das Schiff verschlängen; krachende Blitze, die es zerschmetterten; den Orkan, der es auf eine Klippe schleuderte. Eine fremde, bis dahin unbekannte Gewalt, die Liebe zum Leben, der Instinkt alles Lebendigen stand in meiner Brust auf und beherrschte mich und mein Bewußtsein. Ich lernte zum ersten Mal die Furcht, die Angst vor dem Tode kennen; ich klammerte mich an den Mast so fest, als wenn ich das Schiff durch meine eigne Kraft über den Fluten emporhalten wollte. Ich wünschte nur zu leben, und vergaß jedes andere Glück und Elend der Erde; der Tod war mir jetzt ein gräßliches, riesenmäßiges Ungeheuer, das seine Hand kalt und unerbittlich nach mir ausstreckte; von allen Seiten hatten mich seine Wächter eingesperrt und das Entrinnen war unmöglich! Wie lieb gewann ich in diesen Augenblicken den Arm, der mich an den gefühllosen Mast kettete, wie sehr liebt ich mich selbst! - ...“

Kommentar: Goethe geriet während seiner Italienreise auf dem Mittelmeer in einen Sturm. Ludwig Tieck befuhr erst zwei Jahrzehnte später den Ärmelkanal.

Seite 630 und 631: „... ich durchsuche heute meine Brieftasche und finde noch ein altes, uraltes Blatt darin; es ist ein Gedicht, das ich einst auf Amaliens [richtig: Uranias] Geburtstag machte. Das Papier ist schon gelb und abgerieben, die Worte kaum noch zu lesen: darin lag ihre [Uranias] Silhouette, die ich im Garten in Bondly [richtig: im Schloßpark zu Homburg vor der Höh, dem tempée des Landgrafen] an einem schönen Nachmittage schnitt. Mein ganzes Herz hat sich bei dieser Entdeckung umgewandt. Alles Ehemalige, Längstverflossene und Längstvergessene kömmt mir zurück, ich sehe sie [Urania] vor mir stehn, ich höre die Bäume im Garten von Bondly [von Homburg vor der Höh] rauschen, die ganze Landschaft zaubert sich vor meine Augen hin. - Ich will Ihnen die Phantasie hiehersetzen, die mich so innig gerührt hat:

Erster Genius

Wo find' ich wohl den Bruder?
Schwärmt er im Regenbogen?
Schwebt er auf jener Wolke?
Bald müssen wir uns finden,
Die Sonne sinkt schon unter.

Zweiter Genius

Hier bring' ich Tau von Blumen,
Den Duft von jungen Rosen,
Und aus der Abendröte
Die kleinen goldnen Punkte;
Nun laß uns fürder eilen
Und holden Abendschimmer
Ihr auf die Wangen streuen,
Den Mund ihr röter färben,
Mit lichter Ätherbläue
Die sanften Augen tränken,

Und in die blonden⁴⁰ Locken
Die goldnen Lichter streuen,
Die wir vom Regenbogen,
Vom Abendschein erbeutet.

Beide:

Wir schweben auf Blumen,
Wir tanzen auf Wolken
Vorüber dem Mond.
Es leuchten uns freundlich
Zum nächtlichen Tanze
Die Stern' und der Mond.
Dann sammeln wir Blumen,
Dann suchen wir Kräuter,
Von uns nur gekannt,
Und kehren zum Schutze
Der glücklichsten Menschen
Vom andern zurück.

Der Dichter (Wolfgang Goethe):

Schützende Genien, wenn ihr zu ihr flieget
Und die Schönste mit neuer Schönheit schmücket,
O so hört noch, höret die fromme Bitte:
Nehmet die Seufzer, nehmt die schönsten Tränen,
Tragt das treueste Herz als Gabe zu ihr,
Dann ach! wird sie meiner gewiß gedenken! -

Diese Verse sind schlecht und die ganze Idee ist gesucht, aber ich schrieb es damals mit der wärmsten Empfindung nieder; meine Spannung erlaubte mir es nicht, mich in die Schranken einer natürlichen und einfachen Empfindung zu halten. Jedes Wort dieses Gedichts bringt mir tausend süße und schmerzliche Erinnerungen zurück, die Vergangenheit zieht mir schadenfroh durch das Herz, noch schöner vielleicht, als sie damals war. -

Seid mir begrüßt, ihr frohen gold'nen Jahre,
Sosehr ihr auch mein Herz mit Wehmut füllt!
Ach! damals! damals! - immer strebt mein Geist zurück
In jenes schöne Land, das einst die Heimat war.
Das goldne, tiefgesenkte Abendrot,
Des Mondes zarter Schimmer, der Gesang
Der Nachtigallen, jede Schönheit gab
Mir freundlich stillen Gruß, es labte sich
Mein Geist an allen wechselnden Gestalten
Und sah im Spiegel frischer Phantasie
Die Schönheit schöner: Willig fand die Anmut
Zum Ungeheuren sich, und alles band sich stets
In reine Harmonie zusammen. - Doch
Entschwunden ist die Zeit, das eh'rne [eherne] Alter
Des Mannes trat in alle seine Rechte.
Mich kennt kein zartes, kindliches Gefühl,
Zerrissen alle Harmonie, das Chaos
Verwirrter Zweifel streckt sich vor mir aus.
(gekürzt)
Und in mir klopft ein ängstlich feiges Herz. -
Ihr alle richtet mich? verdammt mich alle?

⁴⁰ Adelige trugen auch blonde – goldene – Perücken.

Du selbst bist gegen dich? - O Tor, laß ja
Den Geist in dir, den frechen Dämon nie
Gebändigt werden! Laß das Schicksal zürnen,
Laß Lieb' und Freundschaft zu Verrätern werden,
Laß alles treulos von dir fallen: ha! was kümmern
Dich Luftgestalten? - sei dir selbst genug!“

Analogon: ein Lieblingswort Goethes für „Phantasieprodukte“ ist: Luftgestalten.

Seite 650: „ ... Ich weiß, daß mich ein unaufhörlicher, wunderbarer Traum umgab. Mein Bewußtsein lag gleichsam fernab in mir verborgen, die äußere Natur schimmerte nur dunkel in mich hinein, mein Auge startete vorwärts und die Gegenstände veränderten sich dem stieren, angestregten Blicke. Zu allen meinen Empfindungen und Ideen führten gleichsam keine Tasten mehr, die sie anschlagen konnten, sondern eine unbekannte Hand fuhr über den Resonanzboden auf den gespannten Saiten umher und gab nur dunkle, verworrene und einsilbige Töne an. Wie in Bergwerken eine Leuchte oft hin und wider geht und das Licht an den Quarzwänden und dem nassen Gestein wundersam zurückschimmert, so erschien mir der Gang meiner Vorstellungen in mir selber.“

Kommentar: Wieder eine Beschreibung von Goethes halbwahnsinnigem Geisteszustand zur Zeit der Niederschrift des >William Lovell<.

Seite 651: „ ... Ich [Balder, alias Wolfgang Goethe] hatte schon einst vor langer Zeit meine Henriette [Alexandrine von Roussillon] begraben, ich hatte viel auf ihrem Grabe geweint, und hier [in Rom?] fand ich sie [das Ebenbild Uranias?] nun ganz wieder und sie hieß Leonore. - Ach, wie glücklich war ich, als sie mich wiederliebte, als sie meine Göttin ward.“

Seite 652: „ ... Recht! rief er [Balder, alias Goethe] mit großer Bitterkeit, das Leben würde kein Leben sein, wenn es nicht nach dieser tyrannischen Vorschrift geführt würde. Wir sind nur darum auf kleine armselige Augenblicke glücklich, um unser Unglück nachher desto schärfer zu fühlen. Es ist der alte Fluch, Glück muß mit Unglück wechseln, und eben darin besteht unser Leben und unser Elend.“

Kapitel X.5: Interessante Auszüge aus dem >William Lovell<

Drittes Buch

1793 - 1794

William Lovell an Eduard Burton

Florenz.

[...]

Der fruchtbare und heitre Herbst⁴¹ gibt den Gegenden hier [in Italien] eine eigentümliche Schönheit; die üppige Natur prangt mit allen ihren Schätzen; das frische Grün, der blaue Himmel, erquicken das Auge und die Seele. Ich habe schon Vall' ombrosa gesehn, die reizendste Einsamkeit, ich bin oft oben auf Fiesola, und gehe über die Gebirge hinweg und zur lachenden Stadt hernieder; ich besuche die anmutigen Haine, oder ich durchwandle die Tempel und ergötze mich an den Denkmalen alter Kunst. Täglich fühl ich mich entzückt, alles ist mir schon bekannt und der Reiz des Fremdartigen verbindet sich mit dem Gefühl des Heimischen.

Aber was ist es, (o könntest Du es mir erklären!) daß ein Genuß nie unser Herz ganz ausfüllt? - Welche unnennbare, wehmütige Sehnsucht ist es, die mich zu neuen ungekannten Freuden drängt? - Im vollen Gefühle meines Glücks, auf der höchsten Stufe meiner Begeisterung ergreift mich kalt und gewaltsam eine Nüchternheit, eine dunkle Ahndung - wie soll ich es Dir beschreiben? - wie ein feuchter nüchterner Morgenwind auf der Spitze des Berges nach einer durchwachten Nacht, wie das Auffahren aus einem schönen Traume in einem engen trüben Zimmer. - Ehedem glaubt ich, dieses beklemmende Gefühl sei Sehnsucht nach Liebe, Drang der Seele, sich in Gegenliebe zu verjüngen - aber es ist nicht das, auch neben Amalien quälte mich diese tyrannische Empfindung, die, wenn sie Herrscherin in meiner Seele würde, mich

⁴¹ Goethe kam im Herbst 1786 nach Italien.

in einer ewigen Herzensleerheit von Pol zu Pol⁴² jagen könnte. Ein solches Wesen müßte das elendeste unter Gottes Himmel sein: jede Freude flieht heimtückisch zurück, indem er darnach greift, er steht, wie ein vom Schicksale verhöhnter Tantalus in der Natur da, wie Ixion wird er in einem unaufhörlichen martervollen Wirbel herumgejagt: auf einen solchen kann man den orientalischen Ausdruck anwenden, daß er vom bösen Feinde verfolgt wird. - Man fühlt sich gewissermaßen in eine solche Lage versetzt, wenn man seiner Phantasie erlaubt, zu weit auszuschweifen, wenn man alle Regionen der schwärmenden Begeisterung durchfliegt - wir geraten endlich in ein Gebiet so exzentrischer Gefühle - indem wir gleichsam an die letzte Grenze alles Empfindbaren gekommen sind, und die Phantasie sich durch hundertmalige Exaltationen erschöpft hat - daß die Seele endlich ermüdet zurückfällt: alles umher erscheint uns nun in einer schalen Trübheit, unsre schönsten Hoffnungen und Wünsche stehn da, von einem Nebel dunkel und verworren gemacht, wir suchen mißvergnügt den Rückweg nach jenen Extremen, aber die Bahn ist zugefallen, und so befällt uns endlich jene Leerheit der Seele, jene dumpfe Trägheit, die alle Federn unsers Wesens lahm macht. Man hüte sich daher vor jener Trunkenheit des Geistes, die uns zu lange von der Erde entrückt; wir kommen endlich als Fremdlinge wieder herab, die sich in eine unbekannte Welt versetzt glauben, und die doch die Schwingkraft verloren haben, sich wieder über die Wolken hinauszuhoben. Auch bei den poetischen Genüssen scheint mir eine gewisse Häuslichkeit notwendig; man muß nicht verschwenden, um nachher nicht zu darben - sonderbar! daß ich alles dies vor wenigen Monaten von Mortimer schon hörte und es doch damals nicht glauben wollte! Seit ich es aber selbst erfunden zu haben glaube, bin ich vollkommen davon überzeugt. - Ist dies nicht ein ziemlich kleinlicher Eigensinn?

Doch ich vermeide itzt jene hohen Spannungen der Einbildungskraft, und sie sind auch nicht immer die Ursache, die jenes niederschlagende Gefühl in mir erzeugen, das mich zuweilen wider meinen Willen verfolgt⁴³. Keiner, als Du Eduard, kennt so gut den seltsamen Hang meiner Seele, bei fröhlichen Gegenständen irgendeinen traurigen, melancholischen Zug aufzusuchen und ihn unvermerkt in das lachende Gemälde zu schieben; dies würzt die Wollust durch den Kontrast noch feiner, die Freude wird gemildert, aber ihre Wärme durchdringt uns um so inniger; es sind die Ruinen, die der Maler in seine muntre Landschaft wirft, um den Effekt zu erhöhen. Dieser Art von feinstem Epikureismus habe ich manche Stunden zu danken, die zu den schönsten meines Lebens gehören - aber itzt gewinnen die traurigen Vorstellungen zuweilen so sehr die Übermacht in meiner Seele, daß sich ein düstrer Flor über alle andere Gegenstände verbreitet. Die Reise von Lyon durch Frankreich war die reizendste; allenthalben frohe und singende Winzer, die ihre Schätze einsammelten - aber viele Meilen beschäftigte meine Phantasie ein weinender Bettler, den ich am Wege hatte sitzen sehn und dem ich im schnellen Vorüberfahren nichts hatte geben können. Mit welchen Gefühlen muß er den Frohsinn seiner glücklichen Brüder angesehen haben, da er gerade sein Elend so tief empfand! Mit welchem Herzen muß er dem schnell dahinrollenden Wagen nachgeseufzt haben! - Dann so manche kleine Szenen der Feindschaft und Verfolgung, einer kläglichen Eitelkeit, in der so viele Menschen den kleinen Winkel, in dem sie vegetieren, für den Mittelpunkt der Welt halten - ach, hundert so unbedeutende Sachen, die den meisten Reisenden gar nicht in die Augen fallen, haben mir in sehr vielen Stunden meine frohe Laune geraubt.

Wohl mag dies übertriebne Reizbarkeit sein, die Abspannung notwendig macht und wohl in Hypochondrie ausarten kann. So quälte mich in manchen Stunden auf der Reise eine andre seltsame Vorstellung. Es war mir nämlich oft, als hätte ich eine Gegend oder eine Stadt schon einmal und zwar mit ganz anderen Empfindungen und unter ganz verschiedenen Umständen gesehn; ich überließ mich dann dieser wunderlichen Träumerei und suchte die Erinnerungen deutlicher und haltbarer zu machen und mir jene Gefühle zurückzurufen, die ich ehemals in denselben Gegenden gehabt hatte. - Oft wehte mich wohl auch aus einem stillen Walde, oder aus einem Tale herauf das schreckliche Gefühl an: „daß ich eben hier wieder wandeln würde, aber elend und von der ganzen Welt verlassen, das Abendrot würde über die Berge ziehn, ohne daß ich auf die Umarmung eines Freundes hoffen dürfte - das Morgenrot würde wieder aufdämmern, ohne daß meine Tränen getrocknet würden.“⁴⁴ Ich betrachtete dann die Gegend genauer, um sie in diesem

⁴² Analogon in den >Nachtwachen<, Seite /13/: „Da fliegt der Geist von Pol zu Pol, glaubt das ganze Universum zu überflügeln und wenn er zuletzt zur Sprache kommt - so ist es kindisch Wort und die Hand zerreißt rasch das Papier.“

⁴³ Analogon in den >Nachtwachen, Seite /14/: „Ein rein Toller, wie ich, findet unter solchen Umständen kein Unterkommen. Ich gehe deshalb auch nur jetzt bloß noch um die Poesie herum, das heißt, ich bin ein Humorist geworden, wozu ich als Nachtwächter die meiste Muße habe. Meinen Beruf zum Humoristen müßte ich hier freilich wohl zuvor erst dartun, allein /15/ ich lasse mich nicht darauf ein, weil man es überhaupt jetzt mit dem Berufe selbst so genau nicht nimmt, und sich dagegen mit dem Rufe allein begnügt. Gibt es doch auch Dichter ohne Beruf, durch den bloßen Ruf - und somit ziehe ich mich aus dem Handel.“

⁴⁴ Offensichtlich ein Zitat. Welcher Dichter und welches Werk hier zitiert wird, ist mir unbekannt.

unglücklichen Zustände wiederzuerkennen und oft trat mir unwillkürlich eine Zähre ins Auge. -
Aber wie komme ich zu diesen Vorstellungen? Du hast recht, die Melancholie ist ein ansteckendes Übel und ich glaube, daß sie bei mir nur eine fremdartige Krankheit sei, die mir Balder mitgeteilt hat. Er macht mich itzt sehr besorgt, denn er ist verschlossener und trauriger als je; zuweilen begegne ich einem seiner verirrtten Blicke und ich erschrecke vor ihm. Ich habe schon einigemal in ihn gedrungen, mir deutlicher von der Ursache seines tiefen Grams zu sprechen, aber vergebens. Sollte die Freundschaft keinen Trost für seine Leiden haben? -
Lebe wohl, Du erhältst meinen nächsten Brief aus Rom. -

10

William Lovell an Eduard Burton

Rom.

Der italienische Winter kündigt sich schon durch häufige Regenschauer an. Ich verspare auf unser Wiedersehn alle meine Bemerkungen über die Kunstschatze und verweise Dich auf mein Tagebuch hierüber⁴⁵. Wie will ich mich freuen, wenn ich alle meine Papiere vor Dir in dem geliebten Bondly ausbreiten kann, und Du mich belehrst, und ich mit Dir streite. Ich will Dir lieber dafür von meinem Umgange und meinen Freunden erzählen. Rosa interessiert mich mit jedem Tage mehr; ohne daß er es selbst will, macht er mich auf manche Lücken in meinem Wesen aufmerksam, auf so viele Dinge, über die ich bisher nie nachgedacht habe und die doch vielleicht des Denkens am würdigsten sind, aber mein Verstand hatte sich bis itzt nie über eine gewisse Grenze hinausgewagt. Rosa ermuntert mich, meine Schüchternheit fahrenzulassen, und er selber ist mein Steuermann in manchen dunkeln Regionen. Balder zieht sich oft ganz von uns zurück, er träumt gern für sich in der Einsamkeit, meine Besorgnis für ihn nimmt mit jedem Tage zu, denn er ist sich oft selbst nicht ähnlich. Neulich war das Wetter schöner, als es gewöhnlich um diese Jahreszeit zu sein pflegt, wir gingen im Felde spazieren und ich suchte ihn auf die Schönheiten der Natur aufmerksam zu machen, aber er brütete düster in sich selber gekehrt. - „Worüber denkst du“, fragte ich ihn dringend; „du bist seit einiger Zeit verschlossen, du hast Geheimnisse vor deinem Freunde, gegen den du sonst immer so offenherzig warst. - Was fehlt dir?“

„Nichts“, antwortete er kalt und ging in seinem Tiefsinne weiter.

„Sieh die reizende Schöpfung umher“, redete ich ihn wieder an, „sieh wie sich die ganze Natur freut und glücklich ist!“

Balder: „Und alles stirbt und verwest; - vergissest du, daß wir über Leichen von Millionen mannigfaltiger Geschöpfe gehn - daß die Pracht der Natur ihren Stoff aus dem Moder nimmt - daß sie nichts als eine verkleidete Verwesung ist?“⁴⁶

„Du hast eine schreckliche Fähigkeit, allenthalben unter den lachendsten Farben ein trübes Bild zu finden.“

„Freude und Lachen?“, fuhr er auf, „was sind sie? Dies Grauen vor der Schönheit, ja vor mir selbst ist es, was mich verfolgt; vertilge dies in mir und ich werde dich und die übrigen Menschen nicht mehr abgeschmackt finden.“

„Warum aber“, fuhr ich fort, „willst du diese Art die Dinge zu sehn, die doch wahrlich nur eine Verwöhnung und kranke Willkür ist, nicht wieder fahrenlassen, und mit frohem Mut die wahre Gestalt der Welt wieder suchen?“

„Um so zu sehn, wie du siehst“, antwortete er; „ist aber dieser Anblick der wahre? Wer von uns hat recht? Oder werden wir alle getäuscht?“

„Mag es sein, aber so laß uns doch wenigstens den Betrug für wahr anerkennen, der uns glücklich macht.“

Balder: „Deine Täuschung macht mich nicht glücklich, die Farben sind für mich verbleicht, das verhüllende Gewand von der Natur abgefallen, ich sehe das weiße Gerippe in seiner fürchterlichen Nacktheit. - Was nennst du Freude, was nennst du Genuß? - Könnten wir der Natur ihre Verkleidung wieder abreißen - o wir würden weinen, wir würden ein Entsetzen finden, statt Freude und Lust.“

„Und warum? - Mögen wir doch zwischen Rätsel und Unbegreiflichkeiten einhergehn, ich will die frohe Empfindung meines Daseins genießen, dann wieder verschwinden, wie ich entstand - genug, im Leben liegt

⁴⁵ Wiederum wie in der Realität: Goethe schrieb für Charlotte von Stein eine Tagebuch seiner Reise von Karlsbad bis Rom.

⁴⁶ Siehe >„Nachtwachen“ von [des] Bonaventura, alias Goethe<, VIII. Nachtwache: „Der Totenkopf fehlt nie hinter der liebäugelnden Larve und das Leben ist nur das Schellenkleid, das das Nichts umgehängt hat, um damit zu klingeln und es zuletzt grimmig zu zerreißen und von sich zu schleudern. Es ist Alles Nichts und würgt sich selbst auf und schlingt sich gierig hinunter und eben dieses Selbstverschlingen ist die tückische Spiegelfechtereie als gäbe es Etwas, da doch, wenn das Würgen einmal inne halten wollte, eben das Nichts recht deutlich zur Erscheinung käme, daß sie davor erschrecken müßten; Thoren verstehen unter diesem Innehalten die Ewigkeit, es ist aber das eigentliche Nichts und der absolute Tod, da das Leben im Gegenteile nur durch ein fortlaufendes Sterben entsteht.“

meine Freude. - Deine Gedanken können dich zum Wahnsinn führen.“

Balder: „Vielleicht.“

„Vielleicht? - Und das sagst du mit dieser schrecklichen Kälte?“

Balder: „Warum nicht? - Der Mensch und sein Wesen sind mir in sich selbst so unbegreiflich, daß mir jene Zufälligkeiten, unter welchen er so, oder anders erscheint, sehr gleichgültig sind.“

„Gleichgültig? - Du bist mir fürchterlich, Balder.“

Balder: „Dieses Gedankens wegen? - Es ist immer noch die Frage, ob ich beim Wahnsinne gewinnen oder verlieren würde.“

„Diese dumpfe Unempfindlichkeit, jenes Dasein, das unter der Existenz des Wurmes steht, diese wilde Zwittergattung zwischen Leben und Nichtsein wirst du doch für kein Glück ausgeben wollen?“

Balder: „Wenn du dich glücklich fühlst, warum soll es der Wahnsinnige nicht sein dürfen? - Er empfindet ebensowenig die Leiden der Natur, sein Sinn ist ebenso für das, was mich betrübt, verschlossen, als der deinige; warum soll er elend sein? - und sein Verstand -“

„Und dieses göttliche Kennzeichen des Menschen ist in ihm ausgelöscht? - Oder findest du auch in der Sinnlosigkeit eine Wollust?“

Balder: „Seine Vernunft! - O William, was nennen wir Vernunft? – Schon viele wurden wahnsinnig, weil sie ihre Vernunft anbeteten und sich unermüdet ihren Forschungen überließen. Unsre Vernunft, die vom Himmel stammt, darf nur auf der Erde wandeln; noch keinem ist es gelungen, über Ewigkeit, Gott und Bestimmung der Welt eine feste Wahrheit aufzufinden, wir irren in einem großen Gefängnisse umher, wir winseln nach Freiheit und schreien nach Tageslicht, unsre Hand klopft an hundert eiserne Tore, aber alle sind verschlossen und ein hohler Widerhall antwortet uns. - Wie wenn nun der, den wir wahnsinnig nennen ...“

„Ich verstehe dich, Balder: weil unsre Vernunft nicht das Unmögliche erschwingen kann, so sollen wir sie geringschätzen und ganz aufgeben dürfen.“

Balder: „Nein, William, du verstehst mich nicht. - Statt einer weitläufigen Auseinandersetzung meiner Meinung will ich dir eine kurze Geschichte erzählen. - Ich hatte einen Freund in Deutschland, einen Offizier, einen Mann von gesetztem Jahren und kaltblütigem Temperamente; er hatte nie viel gelesen oder viel gedacht, sondern hatte vierzig Jahre so verlebt, wie sie die meisten Menschen erleben; die wenigen Bücher, die er kannte, hatten seinen Verstand gerade so weit ausgebildet, daß er eine große Abneigung gegen jede Art des Aberglaubens hatte; er sprach oft mit Hitze gegen die Gespensterfurcht und andre ähnliche Schwachheiten des Menschen. Diese Aufklärungssucht ward nach und nach sein herrschender Fehler, und seine Kameraden, die ihn von dieser Seite kannten, neckten ihn oft mit einem verstellten Wunderglauben, und so entstanden häufig hitzige und hartnäckige Streitigkeiten; in diesen zeichnete sich gewöhnlich ein Herr von Friedheim durch seinen Widerspruch am meisten aus; er war ein Freund von Wildberg (so hieß der andre Offizier), aber er suchte ihm auf diese Art seinen lächerlichen Fehler am auffallendsten zu machen. Ein Fall, der oft bei Disputen eintritt, die gewöhnlich mit einem Gelächter endigen, ereignete sich auch hier. Friedheim sagte einst nach vielen Debatten, und wenn seinem Freunde auch kein anderer Geist erschiene, so wünsche er selbst bald zu sterben, um bei ihm die Rolle eines Gespenstes zu spielen. Das Gelächter ward allgemein und der Streit in eben dem Augenblicke hitziger und empfindlicher. Wildberg fühlte sich bald aufs heftigste beleidigt, Friedheim war zornig geworden, die Gesellschaft trennte sich, und Friedheim ward von dem erhitzten Wildberg gefordert. - Die Sache ward sehr in der Stille getrieben, ich war der Sekundant Wildbergs, ein anderer Freund begleitete seinen Gegner, wir taten alles, um eine Aussöhnung zu bewirken, aber die beleidigte Ehre machte unsre Versuche vergebens. Der Platz ward ausgemessen, die Pistolen geladen, Friedheim fehlte, Wildberg schoß, Friedheim fiel nieder, eine Kugel durch den Kopf hatte ihm das Leben geraubt. - Mehrere günstige Umstände trafen zusammen, so daß der Vorfall halb verheimlicht blieb; Wildberg hatte nicht nötig zu entfliehen. – Alle seine Freunde waren über die glückliche Wendung seines Schicksals vergnügt, nur er selber versank in eine tiefe Melancholie. Alle schoben dies natürlich auf den Tod seines Freundes, den er selber auf eine gewaltsame Art verursacht hatte; da sich aber sein Gram nicht wieder zerstreute, da jeder Versuch, ihn wieder fröhlich zu machen, vergeblich war, da er endlich manche unverständliche Winke fallenließ, so drang man in ihn, die Ursache seines Tiefsinns zu entdecken. Itzt gestand er nun, erst einem, dann mehreren, daß sein Freund Friedheim allerdings Wort halte, ihn nach seinem Tode zu besuchen; er komme zwar nicht selbst, aber in jeder Mitternacht rolle ein Totenkopf, von einer Kugel durchbohrt, durch die Mitte seines Schlafzimmers, stehe vor seinem Bette stille, als wenn er ihn mahnend mit den leeren Augenhöhlen ansehen wolle, und verschwinde dann wieder; diese schreckliche Erscheinung raube ihm den Schlaf und die Munterkeit, er könne seitdem keinen frohen Gedanken fassen. - Von den meisten ward diese Erzählung für eine unglückliche Phantasie, von wenigen nur, und gerade von den einfältigsten, für Wahrheit gehalten. - Wildbergs Krankheit aber nahm indessen zu; er fing itzt an, häufiger und öffentlicher seine Vision zu erzählen, er bestritt den Aberglauben nicht mehr, sondern ließ sich im Gegenteile gern von Gespenstern vorsprechen, und so kam es bald dahin, daß man ihm den Namen eines

Geistersehers beilegte und ihn für einen sonst ziemlich vernünftigen Mann hielt, der nur eine unglückliche Verrückung habe. - Wildberg bat itzt zuweilen einige seiner Freunde zu sich, um in der Nacht mit ihm zu wachen, weil seine Angst und sein Schauer bei jeder Erscheinung höher stieg; auch ich leistete ihm einigemal Gesellschaft.

Gegen Mitternacht ward er jedesmal unruhig - wenn es zwölf schlug, fuhr er auf und rief: ‚Horch! itzt rasselt es an der Tür!‘ - Wir hörten nichts. - Dann richtete Wildberg seine Augen starr auf den Boden: ‚Sieh‘, sprach er leise, ‚wie er zu mir heranschleicht! O vergib, vergib mir, mein lieber Freund, ängstige mich nicht öfter, ich habe genug gelitten.‘ - Nachher ward er ruhiger und sagte uns, der Kopf sei verschwunden; wir hatten nichts gesehn. - Es ward allen seinen Freunden stets wahrscheinlicher, daß alles dies nichts weiter, als eine unglückliche hypochondrische Einbildung sei, heftige Reue über den Tod seines Freundes, die in eine Art von Wahnsinn ausgeartet sei; wir suchten ein Mittel, ihn von der Nichtigkeit seiner Vorstellung zu überführen und ihm so seine Ruhe wiederzugeben. Viele Hypochondristen sind schon dadurch geheilt, daß man ihre Einbildung ihnen wirklich dargestellt und sie nachher auf irgendeine Art vom Betrüge unterrichtet hat; auf eben diese Art beschlossen wir, sollte Wildberg geheilt werden. - Wir verschafften uns also einen Totenkopf, durch dessen Stirn wir ein Loch bohrten, wo den unglücklichen Friedheim die Kugel seines Freundes getroffen hatte, wir befestigten ihn an einen Faden, um ihn in der Mitternacht durch das Zimmer zu schleifen, Wildberg dann zu beobachten und ihn nachher zu unterrichten, wie er von uns hintergangen sei. - Wir versprachen uns von diesem Betrüge die glücklichste Wirkung; alle Anstalten waren getroffen und wir erwarteten mit Ungeduld den Augenblick, in welchem es vom Kirchturme zwölf Uhr schlagen würde. Itzt verhallte der letzte Schlag und Wildberg rief wieder: ‚Horch! da rasselt er an der Tür!‘ In eben dem Augenblicke ward von einem in der Gesellschaft unser Totenkopf hineingezogen, und bis in die Mitte des Zimmers geschleift. Wildberg hatte bis itzt die Augen geschlossen, er schlug sie auf, und bleich, zitternd, und fast in ein Gespenst verwandelt sprang er aus dem Bette; mit einem entsetzlichen Tone rief er aus: ‚Heiliger Gott, zwei Totenköpfe! Was wollt ihr von mir?‘ “

Balder hielt hier inne. - Ich muß gestehn, der unerwartete Schluß der Erzählung hatte mich frappiert, und beschäftigte itzt meine Phantasie; ich war nur noch begierig, welche Anwendung er daraus auf seine vorigen Gedanken ziehen wollte; nach einigem Stillschweigen fuhr er fort: „Jeder Denker, der über jene großen Gegenstände forschen will, die ihm am wichtigsten sind, über Unsterblichkeit, Gott und Ewigkeit, über Geister und den Stoff und Endzweck der Welt, fühlt sich wie mit eisernen Banden von seinem Ziele zurückgerissen, die menschliche Seele zittert scheu vor der schwarzen Tafel zurück, auf der die ewigen Wahrheiten darüber geschrieben stehn. Wenn die Vernunft alle ihre Kräfte aufbietet, so fühlt sie endlich, wie sie fürchterlich auf einer schmalen Spitze schwankt und im Begriffe ist, in das Gebiet des Wahnsinns zu stürzen. Um sich zu retten, wirft sich der erschrockene Mensch wieder zur Erde - aber wenige haben den raschen frechen Schritt vorwärts getan, mit einem lauten Klang zerspringen die Ketten hinter ihnen, sie stürzen unaufhaltsam vorwärts, sie sind dem Blicke der Sterblichen entrückt. Das Geisterreich tut sich ihnen auf, sie durchschauen die geheimen Gesetze der Natur, ihr Sinn faßt das Ungedachte, in flammenden Ozeanen wühlt ihr nimmermüder Geist - sie stehn jenseit der sterblichen Natur, sie sind im Menschengeschlechte untergegangen - sie sind der Gottheit näher gerückt, sie vergessen der Rückkehr zur Erde - und der verschlossene Sinn brandmarkt mit kühner Willkür ihre Weisheit Wahnsinn, ihre Entzückung Raserei!“

Balder sahe mich hier mit einem verwegenen Blicke an. - Er fuhr fort: „Mein Freund Wildberg sah, trotz aller Täuschung, etwas, was wir nicht sahen - können wir wissen, was jene erblicken? Die Geschichte ist wahr, aber wäre sie auch nichts als ein guterfundenes Märchen, so würde sie mir doch sehr wert sein, da sie für mich einen so tiefen Sinn enthält.“

„Und wo steht denn“, fragte ich, „bei dir die Grenze zwischen Wahrheit und Irrtum?“ -

„Laß das“, indem er abbrach, „ich bin heut wider meinen Willen ein Schwätzer gewesen; da wir aber einmal davon sprachen, wollt ich dir diese seltsame Idee nicht zurückhalten.“

Wir gingen itzt wieder zur Stadt zurück und Balder war wieder tief in sich gekehrt.

Ich habe Dir, mein Eduard, dies Gespräch, so gut ich konnte, niedergeschrieben, Du kannst daraus die wunderbare Wendung kennenlernen, die der Geist meines Freundes genommen hat. - Ich will itzt schließen. Lebe wohl. -

Und doch, lieber Freund, ergreif ich die Feder noch einmal, um Dir einen Vorfall zu melden, der seltsam genug ist, so geringfügig er auch sein mag. Vielleicht daß mich heut das oben niedergeschriebene Gespräch sonderbar gestimmt hat, oder daß es eine Schwachheit ist, weil ich seit einigen Nächten fast nicht geschlafen habe, genug, ich will Dir die Sache erzählen, wie sie ist, Du wirst über Deinen Freund lächeln - aber, was ist es denn mehr? der Fall wird noch oft vorkommen. - Damit Du mich aber ganz verstehst, muß ich etwas weit ausholen.

Mein Vater hat eine kleine Gemäldesammlung, die nur sehr wenige historische Stücke und Landschaften

enthält, sondern meistens aus Porträten seiner Verwandten, oder andern, ihm merkwürdigen Personen besteht. Ich ging als Knabe nie gern in dieses Zimmer, weil mir immer war, als wenn die Menge von fremden Gesichtern mit einem Male lebendig würde: vorzüglich aber fiel mir ein Bild darunter stets auf eine unangenehme Art auf. Der Kamin des Zimmers ist in einem Winkel angebracht, wo ein starker Schatten fiel und ein Gemälde, das darüber hing, fast ganz verdunkelte. Es war ein Kopf, Eduard, ich weiß nicht, wie ich ihn Dir beschreiben soll - ich möchte sagen, mit eisernen Zügen. Ein Mann von einigen vierzig Jahren, blaß und hager, sein Auge vorwärts stierend, indem das eine in einer kleinen Richtung nach dem andern schielt, ein Mund, der zu lächeln scheint, der aber, wenn man ihn genauer betrachtet, soeben die Zähne flitschen will; - eine beständige Dämmerung schwebte um dieses Gemälde und ein heimliches Grauen befiel mich, sooft ich es betrachtete, und doch heftete sich mein Blick jedesmal unwillkürlich darauf, sooft ich durch dies Zimmer ging, daher hat meine Phantasie bis itzt dies Bild so treu und fest aufbewahrt. Ich habe auch nie jene kindische Furcht vor diesem Kopfe ganz ablegen können: mein Vater sagte mir, es wäre kein Porträt, sondern die Idee eines sehr geschickten Malers.

Ich hatte den Brief an Dich geendigt; ich gehe durch die Stadt, die Sonne war schon untergegangen und ein roter Dämmerchein flimmerte nur noch um die Dächer und auf den freien Plätzen. So will ich mich nach Hause wenden, eile vor den einsamen Weinbergen und dem alten Tempel des heiligen Theodor vorüber, gehe dann weiter nach dem Bogen des Janus, um in die belebte Stadt zurückzukehren, als ich hinter der Mauer ein Wesen auf mich zuwanken sehe; als es etwas mehr auf mich zukam, zweifelte ich, ob es ein Mensch sei, ich hielt es für einen Geist, so alt, zerfallen, bleich und unkenntlich schlich es einher - itzt stand es mir gegenüber und - - Eduard, Du errätst es vielleicht - es war jenes grauenhafte Bild meines Vaters! - Alle Gefühle meiner frühesten Kindheit kamen mir plötzlich zurück, ich glaubte in Ohnmacht zu sinken. - Es war ganz derselbe, nur itzt um dreißig Jahre älter, aber alle jene schrecklichen Grundlinien, jenes unerklärliche Furchtbare, jenes verdammnisvolle Schreckliche. - Er hatte mein Erschrecken bemerkt - er sah mich an - und lächelte - und ging fort! - Eduard, ich kann keine Worte finden, Dir diesen Blick und dieses Lächeln zu beschreiben. Mir war's, als stände mein böser Engel in sichtbarlicher Gestalt vor mir, als hört ich in diesem Augenblicke alle glücklichen Blätter aus dem Buche meines Lebens reißen, wie ein Prolog zu einem langen unglückseligen Lebenslauf fiel dieser Blick, dieses Lächeln auf mich - o Eduard, es hat mich erschüttert, darum verzeih mir, wenn ich zu ernsthaft davon spreche. Wer mag es sein? frag ich mich itzt unaufhörlich - und wie hat mein Vater ein ihm so ähnliches Bild erhalten? -

16

William Lovell an Rosa
Tivoli.

Sie haben recht, Rosa, ich fange erst itzt an, Sie zu verstehn, Was mir seit unsrer Bekanntschaft dunkel und rätselhaft war, tritt nun wie aus einem Nebel allgemach hervor; die Täler, die zwischen den Bergen liegen, werden sichtbar, mein Blick umfängt die ganze Landschaft. - Ihr Geist zieht den meinigen zu sich hinüber; eben da, wo ich mich einst mit einer zu jugendlichen Voreiligkeit (ich darf es Ihnen nun wohl gestehn) über Ihnen erhaben fühlte, seh ich mich itzt um so mehr gedemütigt.

Was machen Sie und Balder in Neapel? Seit Ihrer Abreise fühl ich mich hier einsam und verlassen; es scheint, als wenn mir stets ein Freund zur Unterstützung notwendig wäre. Kommen Sie bald zurück! Aber dennoch hab ich Ihnen, nur Ihnen allein jene Selbstständigkeit zu danken, die mir noch vor kurzem so fremd war. Sie haben mich aus jenen Wesen hervorgehoben, die in einer bejammernswürdigen Feigheit ihr Leben nicht zu genießen wagen, die sich von unaufhörlichen Zweifeln tyrannisieren lassen und wie Tantalus mitten im Überflusse schmachten; oder die sich von den Schätzen der lebendigen Natur mit Verachtung hinwegwenden, um eine dürre Klippe zu besteigen, wo sie sich dem Himmel näher dünken. Aber dort oben stehn sie verlassen; Felsenwände, die kein sterblicher Arm hinwegrücken wird, begrenzen ihre Aussicht; - um den Göttern ähnlich zu werden, sterben sie, ohne gelebt zu haben. - Nein, Rosa, hinweg mit diesem trostlosen Stolze! - Ich begnüge mich mit der Empfindung, ein Mensch zu sein; rasch entflieht das Leben, wehe dem, der vom irdischen Schlafe erwacht, ohne angenehm geträumt zu haben, denn wüste und dunkel ist die Zukunft.

Seit ich an diesem Glauben hange, lacht mir der Himmel freundlicher, jede Blume duftet mir süßer, jeder Ton klingt melodischer; die ganze Welt betrachte ich als mein Eigentum, jede Schönheit gehört mir, indem ich sie verstehe. So muß der freie Mensch durch die Natur wandeln, ein König der Schöpfung, das edelste geschaffene Wesen, indem er am edelsten zu genießen weiß. - Ich höre auf, nach Weisheit zu ringen, der sich kein Sterblicher nähern kann - warum läßt Sisyphus seinen boshafte Stein nicht endlich liegen? Warum werden die Danaiden ihrer unglückseligen Arbeit nicht überdrüssig? - Warum schaffen sich Tausende aus dieser schönen Welt freiwillig eine Hölle? -

Gönnen Sie mir diesen poetischen Enthusiasmus, denn in einer schönen Stunde schreibe ich Ihnen, in dem Garten, der schon oft die Szene unsrer Freuden war. Die Luft ist durch ein Gewitter abgekühlt, und die

schwarzen Wolken ziehn itzt hinweg, ein schmaler Strahl bricht aus der Dunkelheit hervor und wirft einen roten Streif über die grüne Wiese, golden stehn die Spitzen der Hügel da, wie elysäische Inseln in einem trüben Ozean, in der Ferne wandelt ein Regenbogen durch den grünen Wald, die Natur ist wieder frisch, die Wiesen duften; nur Ihre Freundschaft fehlt dem glücklichen Lovell.

17

Rosa an William Lovell

Neapel.

Seitdem ich Ihren Brief erhalten habe, tut es mir mehr leid als je, daß ich mit dem melancholischen Balder hiehergereist bin; ich werde so schnell als möglich zurückkommen. Er wird mit jedem Tage finsterner und verschlossener, eine seltsame Art von Schwärmerei scheint seinen Geist in einer unaufhörlichen Spannung zu erhalten. Sie werden wissen, daß bei ihm die gewöhnlichen Zerstreuungen und Freuden des Lebens übel angebracht sind, sie dienen nur, seiner Laune einen noch finstern Anstrich zu geben. - Ist es nicht kindisch, sich selbst und der ganzen Natur deswegen zu fluchen, weil nicht alles so ist, wie wir es mit unsern beschränkten Sinnen fordern? - Aber ich kenne auch die Reize, die diese Schwärmerei uns anfangs gewährt, wir ahnden eine Vertraulichkeit mit Geistern, die uns entzückt, die Seele badet sich im reinsten Glanze des Äthers und vergißt zur Erde zurückzukehren; aber die Kraft, die die Welt nach dem innern Bilde der erhitzten Phantasie umwandelt, stirbt bald, die Sinnlichkeit, (denn was ist ein solcher Zustand anders) ist auf einen so hohen Grad exaltiert, daß sie die wirkliche Welt leer und nüchtern findet; je weniger Nahrung sie von außen erhält, je mehr erglüht sie in sich selbst; sie erschafft sich neue Welten und läßt sie wieder untergehn: bis endlich der zu sehr gespannte Bogen bricht und eine völlige Schläffheit den Geist lähmt und uns für alle Freuden unempfänglich macht; alles verdorrt, ein ewiger Winter umgibt uns.

Welche Gottheit soll dann den Frühling zurückbringen? - Wohl Ihnen, daß Sie diesem Zustande entflohen sind! - Sie wissen es itzt, welche Forderungen Sie an das Leben zu machen haben. Der Schwärmer kennt sich selbst und seine dunkeln Wünsche nicht, er verlangt Genüsse aus einer fremden Welt, Gefühle, für die er keine Sinne hat, Sonne und Mond sind ihm zu irdisch: - wir, William, wollen hier unten bleiben, nicht nach Wolken und Nebeldünsten haschen, Mond und Sterne hoch über uns sollen uns nicht kümmern - und so rasch mit dem Wagen ins Leben hinein, fort über die Berge und durch die Täler mit den unermüdeten Rossen⁴⁷, bis wir endlich angehalten werden und aussteigen müssen. - Bald bin ich wieder in Rom; leben Sie wohl.

Rosa.

⁴⁷ Ein wirklich eindeutiges und durchschlagendes Beispiel für ein mehrmals von Goethe verwendetes Gleichnis, ist das von den wilden Pferden, die des Schicksals Wagen vorantreiben. Goethe verglich sein Schicksal, seinen Schicksalswagen, mit einer Quadriga, einem von vier Pferden gezogenen antiken Rennwagen.

1. Stelle: In einem Brief an Herder schrieb der junge Goethe (WA IV.2, Brief Nr. 88, Zeit: ca Mitte Juli 1772): „ ... Wenn du kühn im Wagen stehst, und vier neue [gemeint ist: frische] Pferde wild unordentlich sich an deinen Zügeln bäumen, du ihre Kraft lenkst, den austretenden herbei, den aufbäumenden hinabpeitschest, und jagst und lenkst, und wendest, peitschest, hältst, und wieder ausjagst, bis alle sechzehn Füße in einem Takt ans Ziel tragen - das ist Meisterschaft, Virtuosität ... “

2. Stelle: Am Ende des IV. Buches von >Dichtung und Wahrheit< schrieb Goethe: „ ... Kind, Kind! nicht weiter! Wie von unsichtbaren Geistern gepeitscht, gehen die Sonnenpferde der Zeit mit unseres Schicksals leichtem Wagen durch, und uns bleibt nichts als, mutig gefaßt, die Zügel festzuhalten, und bald rechts, bald links, vom Steine hier, vom Sturze da, die Räder wegzulenken. Wohin es geht, wer weiß es? ... “

3. Stelle: In einem Brief an den Sohn Ludwig Tieck schrieb Goethe (siehe mein Buch >Goethes und Uranias Sohn - Ludwig Tieck<, Seite 37): „ ... die große Schranke fiel donnernd ein, vor mir eine große wüste Ebene, die Zügel entfielen meiner Hand, die Rosse rissen den Wagen unaufhaltsam mit sich ... “

4. Stelle: Im Roman >William Lovell<, dessen wirklicher Verfasser nicht Ludwig Tieck, sondern dessen Vater Wolfgang Goethe ist, lesen wir: „ ... Schon seh ich die wilden Pferde die Zügel zerreißen, rasselnd springen sie mit dem Wagen den schroffen Felsenweg hinunter, an den Klippen zerschmettert liegt das Fuhrwerk ... “

5. Stelle: Im Roman >Diana von Montesclaros<, I. Band, Seite 208, fand ich folgende Variante von den „wilden Pferden“, die so leicht mit unseres „Schicksals leichtem Wagen durchgehen“, der absolute Beweis für Goethes Verfasserschaft: „ ... Bin ich denn noch derselbe, der mit jugendlichem Mute den Wagen des eigenen Schicksals zu lenken gedachte; der ich wähnte, die Zügel der wilden Rosse in den starken Händen zu halten, bald hier bald dort ablenkend; der ich in reger Lust des Lebens die Bahnen rascher noch hinabzufliegen strebte ... “

6. Stelle: im vorliegenden >William Lovell<.

Balder an William Lovell

Neapel.

Ich versprach mir manche Freuden von dieser Reise und itzt bin ich verdrüßlich, daß ich Rom verlassen habe: ja fast bin ich unzufrieden, daß ich mich je über den kleinen unbekanntem Winkel meines Vaterlandes hinauswünschte. Der Geist dürstet nach Neuem, ein Gegenstand soll den andern drängen - wie süß träumt man sich die Reise durch das schöne Italien - ach und was ist es nun am Ende weiter, als das langweilige Wiederholen einer und eben der Sache? was war es nun, daß ich zwischen Rom und Neapel, Berge, Meere und blauen Himmel sah? - Alles gleitet vor meiner Seele kalt und freudenleer vorüber.

Warum ist doch der Mensch dazu bestimmt, keine Ruhe in sich selber zu finden? - Itzt denke ich es mir so erquickend, in einer kleinen Hütte am Saume eines einsamen Waldes zu leben, die ganze Welt vergessend und auf ewig von ihr vergessen, nur mit der Erde bekannt, so weit mein Auge sieht, von keinem Menschen aufgefunden, nur vom Morgenwinde und dem Säuseln der Gesträuche begrüßt - eine kleine Herde, ein kleines Feld - was braucht der Mensch zu seinem Glücke weiter? - Und doch, wenn mich eine Gottheit nun plötzlich dorthin versetzte, würd ich nicht wieder nach der Ferne jammern? Würde sich mein Blick nicht wieder wie ehemals an des Abends goldenes Gewölk hängen, um mit ihm unterzusinken und zauberreiche, mir unbekannte Fluren zu besuchen? Würd ich nicht unter der Last einer dumpfen Einsamkeit erliegen und nach Mitteilung, nach Liebe, nach dem Händedruck eines Freundes schmachten? - Das Leben liegt wie ein langer verwickelter Faden vor mir, den auseinanderzuknüpfen mich ein boshaftes Schicksal zwingt; hundertmal werf ich die lästige Arbeit aus der Hand, hundertmal beginn ich sie von neuem, ohne weiterzukommen; o wenn mich doch ein mitleidiger Schlaf überraschte! -

Ein Fieber hat mir die Reise hieher völlig verdorben, Rosa ist mir zur Last, ich selber bin mir unerträglich. - In der Einsamkeit, unter abenteuerlichen Phantomen, schrecklichen Gemälden meiner Phantasie und trübseligen Ideen ist mir noch am besten - aber wenn ich an einen Ort komme, wo Menschen stehn und sich freuen! - wo vielleicht Musik ist und getanzt wird! - o William, es will mir die Seele zerschneiden. Ich darf nur einen verlorren Blick unter den jauchzenden Haufen fallen lassen, und er findet in allen sogleich die nackten Gerippe heraus, die Beute der Vernichtung. - Ich komme mir vor wie ein verlarvtes⁴⁸ Gespenst, das ungekannt und düster, still und verschlossen durch die Menschen hingeht: sie sind mir ein fremdes Geschlecht.

Antworte mir, wenn Du mich noch nicht ganz vergessen hast, wenn Du nicht zu jenen Menschen gehörst, die sich wie die Schnecke ganz in sich selber zurückziehn, unbekümmert um das Wohl oder Weh ihres Bruders. - Doch weiß ich nicht, daß ihr alle Egoisten seid und sein müßt? -

William Lovell an Balder

Rom.

Der Schluß Deines Briefes zwingt mich zu dieser Antwort, ob ich Dir gleich dadurch unmöglich beweisen kann, daß ich nicht zu jenen Egoisten gehöre, von denen Du sprichst. Dieser Beweis dürfte bei Dir schwer zu führen sein, so wie der, daß Du alles in der Welt aus einem unrichtigen Gesichtspunkte betrachtest und daher nichts als Elend und Jammer findest. Deinetwegen wünscht ich ein tiefsinniger Philosoph zu sein, um Dich zu überzeugen. - Ich kann Dir freilich nichts sagen, was Du nicht schon ebensogut wüßtest - aber lieber Balder, laß doch jene Grübeleien fahren, die Deinen Körper und Geist verderben; genieße und sei froh. - Das heißt, wirst Du antworten, so viel, als wenn Du zum Blinden sagen wolltest: tue die Augen auf und sieh! - Aber Du hast mich noch nie überführt, daß der Wille über diesen Zustand nicht alles vermöchte; ich halte ihn für keine physische Krankheit allein, und selbst diese wäre gewiß zu heilen. - Wenn Du aufrichtig sein willst, so wirst Du eingestehn, daß es jene unbegreifliche heimliche Wollust ist, die Dich unter Schaudern und

⁴⁸ Analogon in den >Nachtwachen<, Seite /187/: „Und die Larven drehen sich im tollen, raschen Tanze um mich her - um mich, der ich Mensch heiße. - Und ich taumle mitten im Kreise umher, schwindelnd von dem Anblicke und mich vergeblich bemühend, eine der Masken zu umarmen und ihr die Larve vom wahren Antlitze wegzureißen; aber sie tanzen und tanzen nur - und ich - was soll ich denn im Kreise? Wer bin ich denn, wenn die Larven verschwinden sollten? Gebt mir einen Spiegel, ihr Fastnachtsspieler, daß ich mich selbst einmal erblicke. - Es wird mir überdrüssig, nur immer /188/ eure wechselnden Gesichter anzuschauen. Ihr schüttelt [die Köpfe] - wie? Steht kein Ich im Spiegel, wenn ich davortrete? - Bin ich nur der Gedanke eines Gedankens, der Traum eines Traumes? - Könnt ihr mir nicht zu meinem Leibe verhelfen? Und schüttelt ihr nur immer eure Schellen, wenn ich denke, es sind die meinigen? - Hu! Das ist ja schrecklich einsam hier im Ich, wenn ich euch zuhalte, ihr Masken, und ich mich selbst anschauen will. - Alles verhallender Schall ohne den verschwundenen Ton. - Nirgends Gegenstand; und ich sehe doch. - - Das ist wohl das Nichts, das ich sehe! - Weg, weg vom Ich! - Tanzt nur wieder fort ihr Larven!“

Grausen so freundlich grüßt; jene wilde Freude, jene Entzückungen des Wahnsinns, die Dich in Deinen unterirdischen Wohnungen so fest halten. - Wenn Du dies zugibst, so sind wir beide wenigstens gleich große Egoisten. - Aber laß diese Genüsse der abenteuerlichen Phantasie fahren, die Dich zugrunde richten, kehre zur Welt und zu den Menschen zurück, vereinige Dich mit dem brüderlichen Kreise und nimm die Blumen, die Dir die mütterliche Natur mit freundlichem Lächeln hinreicht. - O könnt ich den bösen Geist beschwören, der in Dir wohnt, damit nach wenigen Wochen der glückliche Lovell den glücklichen Balder wieder in seine Arme schließen könnte.

20

Balder an William Lovell
Neapel.

Meine Lage hat sich seit meinem neulichen Briefe sehr geändert. Mein Fieber nimmt mit jedem Tage zu, so wie mein Widerwille gegen die ganze Welt. - Unter allen Menschen, die ich bisher habe kennen lernen, hat noch keiner meine Erwartungen befriedigt; auch über Dich, William, kann ich mich mit Recht beklagen, aber doch entsprichst Du noch dem, was ich von einem Menschen und meinem Freunde fordere, am meisten: darum höre itzt die Bitte Deines kranken Freundes, und erfülle Dein halb im Scherze gegebenes Versprechen, mich hier in Neapel zu besuchen. Auf eine wunderbare Weise fühl ich mich einsam, ein Schatten, ein Laut kann mich erschrecken, die Fibern meines Körpers erzittern bei jedem Anstoße auf eine schmerzhaftige Art; ich weiß nicht, welches seltsame Grausen mich umgibt, meine Brust ist beklemmt, wie von fremden unsichtbaren Wesen umgeben fühl ich mich fürchterlich beschränkt; komm, vielleicht kannst Du mich trösten. - Wenn ich nach und nach der Welt wie ein verdorrter Baum absterbe, so möcht ich gern in den Armen eines Freundes verscheiden; wenn Du der bist, so laß mich nicht zu lange nach Deiner Gegenwart schmachten.

Shakespeares Hamlet⁴⁹ ist meine tägliche Lektüre; hier finde ich mich wieder, hier ist es gesagt, wie nüchtern, arm und unersprißlich das Leben sei, wie Wahnsinn und Vernunft ineinandergehn und sich einander vernichten, wie der nackte Schädel endlich über sich selber grinset und hohnlacht, und von aller Schönheit und Lust, von allem Ernst und aller Affektation nichts mehr als diese weiße widerwärtige Kugel übrigbleibt. - O meine Phantasie sieht Gestalten! - Oder war es mehr als Phantasie, was mich in der gestrigen Mitternacht so sehr erschreckte? - Wenn es etwas mehr wäre! - Und doch kann es nicht sein. - Doch welcher Sterbliche wagt es, die Grenze zu ziehn, wo die Wirklichkeit aufhören soll? Wir vertrauen unserm aus Staube gebildeten Gehirne zu viel, wenn wir nach eben den Maßen, die wir hier unten gebrauchen, auch eine Welt messen wollen, die mit der hiesigen keine Ähnlichkeit hat - voll Scham über seine Anmaßung sinkt einst der Geist vielleicht zu Boden, wenn die körperliche Hülle von ihm genommen wird.

Es war gegen Mitternacht, mein Bedienter schlief und das Nachtlicht warf nur matte Strahlen durch das Zimmer; alles war still, eine Grille zirpte im Kamine ihre einförmige Melodie ununterbrochen fort. - Ein wunderbares Ideenspiel begann in meinem Kopfe als ich zu lesen anfing. Ich sah die abenteuerliche Nacht, den Stern oben, der durch den Wipfel eines Baumes flimmerte, große Schatten vom Palaste her, und Lichter in der Ferne, Horatio in der Spannung, der der seltsamen Erzählung seines Freundes zuhört - und nun tritt plötzlich der Geist auf, langsam und leise schwebt er her, ein schwarzer Schatten, um den ein bleicher Schimmer fließt, matt wie das blaue Licht einer auslöschenden Lampe. - Ich fühlte, wie mir ein Grauen mit kalter Hand über den Nacken hinab zum Rücken fuhr, die Stille um mich her ward immer toter, ich selber ging immer weiter in meinem Innern zurück, und betrachtete in meiner innersten Phantasie mit grauendem Wohlbehagen die Erscheinung, aus der umgebenden Welt verloren.

Plötzlich hört ich einen langen, leise gezogenen Schritt durch das Zimmer, ich blickte wieder auf - und ein Mann ging hinter mir, nach der Tür meines Schlafzimmers zu, sein Auge begegnete mir, als ich mich umsa; ein unwillkürlicher Ausruf entfuhr mir - er ging unbefangen in mein Schlafzimmer, ich sah ganz deutlich die

⁴⁹ Analogon in den >Nachtwachen<, ab Seite /231/: Ich spielte einst aus Ingrim über die Menschheit auf einem Hoftheater den Hamlet als Gastrolle (siehe dazu Goethes Roman >Wilhelm Meisters Lehrjahr<, WA I.21, ab Seite 289), um Gelegenheit zu haben, mich gegen das schweigend dasitzende Parterre eines Teils meiner Galle zu entledigen. An diesem Abend trug es sich zu, daß die Ophelia (alias Corona Schröter) aus ihrem Vexierwahnsinn Ernst machte und /232/ förmlich toll vom Theater abließ. Es gab gewaltigen Lärm und wie andere Direktoren sich mit dem Einstudieren der Rollen zu beschäftigen pflegen, so bemühte sich dagegen der anwesende, seine Prima Donna mit aller Anstrengung aus der gespielten [Rolle] herauszustudieren; - doch vergeblich. Die mächtige Hand des Shakespeare, dieses zweiten Schöpfers, hatte sie zu heftig ergriffen und ließ sie zum Schrecken aller Gegenwärtigen nicht wieder los. Für mich war es ein interessantes Schauspiel, dieses gewaltige Eingreifen einer Riesenhand in ein fremdes Leben, dieses Umschaffen der wirklichen Person zu einer poetischen, die jetzt, vor den Augen aller Vernünftigen, auf Kothurnen ernsthaft auf- und abging und abgerissene Gesänge, wie wunderbare Geistersprüche, hören ließ. So sehr man auch mit den bündigsten Gründen in sie drang, zur Vernunft zurückzukehren, so heftig protestierte sie dagegen; und es blieb zuletzt kein anderes Mittel übrig, als sie ins Tollhaus zu schicken.

weißen Haare auf seinem Kopfe; der Schatten an der Wand folgte ihm nach, auf eine fürchterliche Art verzogen. -

Es ist mir selber unbegreiflich, warum ich im ganzen so kalt und fast ruhig blieb, da ich doch einen Schauer in meinen innersten Gebeinen fühlte; in dem Entsetzen lag eine Art von wütender Freude, ein Genuß, der vielleicht außerhalb den Grenzen des Menschen liegt. - Ich kann mir nichts Fürchterlicheres denken, als diese Erscheinung zum zweiten Male zu sehn; und doch wiederhol ich mir vorsätzlich den Schreck, das starrende Grausen

dieses Augenblicks. -

Ich rief meinen Bedienten; er hatte nichts gehört, in der Kammer war keine Spur, ich hatte sogar den Schlüssel noch auf dem Tische liegen, und sie war verschlossen. Ich ließ Rosa kommen, er kannte mich nicht wieder, er blieb bei mir, ich habe die ganze Nacht nicht geschlafen, stets sah ich den fremden Mann mit dem leisen bedächtlichen Schritte durch das Zimmer schleichen.

Wenn es nicht Phantasie war - und mein Bewußtsein kämpft gegen diese Meinung - was war es denn? - War dies keine Wirklichkeit, so steh ich im Begriffe, alle Erscheinungen der Dinge außer mir für Täuschung meiner Sinne zu erklären; und fällt dann nicht alles zusammen? Wunder und Alltäglichkeit? - und wer bin ich dann?

Dann sitz ich hier in einer weiten milden ausgestorbenen Leere, bilde mir ein, einen Brief zu schreiben, an ein Wesen, das sich nur meine Phantasie erschaffen hat - o ich muß aufhören, auf diesem Wege kann man wahnsinnig werden; - und wenn ich es würde? Vielleicht wäre dann die Schranke durchbrochen, die meinen Geist jetzt noch von allem trennt, was ihm unbegreiflich ist. -

23

William Lovell an Rosa

Rom.

Nein, Rosa, Ihre Ideen sind dem Freunde nicht unverständlich. Ist es nicht endlich einmal Zeit, daß ich Sie und Ihre Meinung ganz fasse? Freilich kann alles, was ich außer mir wahrzunehmen glaube, nur in mir selber existieren. Meine äußern Sinne modifizieren die Erscheinungen, und mein innerer Sinn ordnet sie, und gibt ihnen Zusammenhang. Dieser innere Sinn gleicht einem künstlich geschliffenen Spiegel, der zerstreute und unkenntliche Formen in ein geordnetes Gemälde zusammenzieht.

Geh ich nicht wie ein Nachtwandler, der mit offenen Augen blind ist, durch dies Leben? Alles, was mir entgegenkommt, ist nur ein Phantom meiner innern Einbildung, meines innersten Geistes, der durch undurchdringliche Schranken von der äußern Welt zurückgehalten wird. Wüst und chaotisch liegt alles umher, unkenntlich und ohne Form für ein Wesen, dessen Körper und Seele anders, als die meinigen organisiert wären: aber mein Verstand, dessen erstes Prinzip der Gedanke von Ordnung, Ursach und Wirkung ist, findet alles im genauesten Zusammenhange, weil er seinem Wesen nach das Chaos nicht bemerken kann. Wie mit einem Zauberstabe schlägt der Mensch in die Wüste hinein und plötzlich springen die feindseligen Elemente zusammen, alles fließt zu einem hellen Bilde ineinander - er geht hindurch und sein Blick, der nicht zurücke kann, nimmt nicht wahr, wie sich hinter ihm alles von neuem trennt und auseinanderfliegt.

Willkommen, erhabenster Gedanke,
Der hoch zum Gotte mich erhebt!
Es öffnet sich die düstre Schranke,
Vom Tod genest der matte Kranke
Und sieht, da er zum ersten Male lebt,
Was das Gewebe seines Schicksals webt.

Die Wesen sind, weil wir sie dachten,
In trüber Ferne liegt die Welt,
Es fällt in ihre dunkeln Schachten
Ein Schimmer, den wir mit uns brachten:
Warum sie nicht in wilde Trümmer fällt?
Wir sind das Schicksal, das sie aufrecht hält!

Ich komme mir nur selbst entgegen
In einer leeren Wüstenei.
Ich lasse Welten sich bewegen,
Die Element' in Ordnung legen,

Der Wechsel kommt auf meinen Ruf herbei
Und wandelt stets die alten Dinge neu.

Den bangen Ketten froh entronnen,
Geh ich nun kühn durchs Leben hin,
Den harten Pflichten abgewonnen,
Von feigen Toren nur ersonnen.
Die Tugend ist nur, weil ich selber bin,
Ein Widerschein in meinem innern Sinn.

Was kümmern mich Gestalten, deren matten
Lichtglanz ich selbst hervorgebracht?
Mag Tugend sich und Laster gatten!
Sie sind nur Dunst und Nebelschatten!
Das Licht aus mir fällt in die finstre Nacht,
Die Tugend *ist* nur, weil ich sie *gedacht*.

So beherrscht mein äußerer Sinn die physische, mein innerer Sinn die moralische Welt. Alles unterwirft sich meiner Willkür, jede Erscheinung, jede Handlung kann ich nennen, wie es mir gefällt; die lebendige und leblose Welt hängt an den Ketten, die mein Geist regiert, mein ganzes Leben ist nur ein Traum, dessen mancherlei Gestalten sich nach meinem Willen formen. Ich selbst bin das einzige Gesetz in der ganzen Natur, diesem Gesetz gehorcht alles. Ich verliere mich in eine weite, unendliche Wüste - ich breche ab.

25

Balder an William Lovell

Neapel.

Rosa will nach Rom zurückreisen; wenn Du noch einiges Mitleids fähig bist, so leiste mir einige Tage über Gesellschaft. Ich bin in einer fürchterlichen Lage, meine Krankheit, (wenn ich es so nennen kann) nimmt mit jedem Tage zu, alle Freuden und Hoffnungen verlassen mich, in einem kalten Trübsinne sehe ich der Leere jedes folgenden Tages entgegen. Mein Gehirn ist wüst, eine heiße Trockenheit brennt in meinem Kopfe, alles flieht, ich kann keinen Gedanken festhalten: alles saust mir vorüber, kein Ton dringt mehr in meine Seele.

Mir ist zuweilen, als stehe ich auf dem Scheidewege, um vom Leben Abschied zu nehmen, oft ist mir sogar zumute, als wenn schon alles in einer weiten, weiten Ferne läge, wie von der Spitze eines Turmes seh ich mit trübem Auge in die Welt hinunter und vermag keinen Gegenstand deutlich zu unterscheiden. Zuweilen aber werde ich wieder zurückgerissen, meine Sinne tun sich den Eindrücken wieder auf, und die Seele kömmt zu ihrem Körper zurück. - Komm doch zu mir, William, in Deiner Gegenwart gewinne ich vielleicht eine bestimmtere Existenz, entweder ich komme ganz wieder zu den Menschen hinüber, oder ich werde jenseits in ein dunkles, chaotisches Gebiet geschleudert, das sich dann vielleicht meinem Geiste entwickelt: daß ich dann mit der Seele einheimisch bin, wohin mir kein Gedanke der übrigen Sterblichen folgt.

Ja, Lovell, ich bin immer noch in Zweifel darüber, was aus mir werden würde, wenn die Leute mich wahnsinnig nennen; o ich fühle es, daß ich in vielen Augenblicken diesem Zustande so nahe bin, daß ich nur noch einen einzigen kleinen Schritt vorwärts zu tun brauche, um nicht wieder zurückzukehren. Ich brüte oft mit anhaltendem Nachdenken über mir⁵⁰ selber; zuweilen ist's, als risse sich eine Spalte auf, daß ich mit meinem Blicke in mein innerstes Wesen und in die Zukunft dringen könnte; aber sie fällt wieder zu, und alles, was ich fesseln wollte, entflieht treulos meinen Händen. - Als Kind stand ich oft mit Ehrfurcht und ahnender Seele vor dem Klavier meiner Eltern und betrachtete stumm und unverwandt den künstlich ausgeschnitzten Stern des Resonanzbodens; ich sahe scheu durch ihn in die Dunkelheit hinein, weil ich wähnte, dort unten wohne der Genius des Gesanges, der leise mit den Flügeln rausche, wenn die Tasten angeschlagen wurden. Ich sah ihn oft in meinen Gedanken emporsteigen, wie er leise schwebend von seinen süßen Tönen getragen wird und immer höher und höher steigt und ein glänzendes Gewimmel von Harmonieen sich um ihn versammelt, dann wieder still und langsam in seine Tiefe hinabsinkt und schweigend unten wohnt. - Als ich älter ward, dachte ich oft mit Lächeln an diese seltsame Idee meiner Kindheit und fühlte mich, wunder wie klug! - Aber verstand ich darum die Entstehung und seltsame Wirkung der Töne?

So kommen mir itzt mehr Ideen aus meinen frühesten Jahren wieder; ich sehe ein, daß ich itzt ebenso mit ahndender, ungewisser Seele vor dem Rätsel meiner Bestimmung und der Beschaffenheit meines Wesens

⁵⁰ Eigentümliche Grammatik Goethes: >mir< anstatt >mich<.

stehe. - Vielleicht, daß das Kind, das im ersten Augenblicke den Lichtstrahl des Tages erblickte, klüger ist als wir alle. Die Seele weiß noch nicht die ihr aufgeladenen Sinne und Organe zu gebrauchen, die Erinnerung ihres vorigen Zustandes steht ihr noch ganz nahe, sie tritt in eine Welt, die sie nicht kennt und die ihrer Kenntnis unwürdig ist; sie muß ihren höhern eigentümlichen Verstand vergessen, um sich mühsam in vielen Jahren in die bunte Vermischung von Irrtümern einzulernen, die die Menschen Vernunft nennen. - Vielleicht, daß ich wieder dahin zurückkommen kann, wo ich war, als ich geboren ward.

Vergib mir mein Geschwätz, das Dir vielleicht überdies unverständlich ist; aber komm zu mir, komm! o laß mich nicht vergebens bitten.

Ich habe schreckliche Träume, die mir alle Kräfte rauben, und fürchterlich ist es, daß ich auch im Wachen träume. Heere von Ungeheuern ziehn mir vorüber und grinsen mich an, wie ein heulender Wassersturz fallen Gräßlichkeiten auf mich herab und zermalmen mich. Ich schlafe nicht und kann nicht wachen; wenn ich schlafe, ängstigt mich meine boshafte Phantasie, ich wache dann auf und kann nicht erwachen, sondern setze meine Träume fort. - Heulende Orkane jagen hinter mir her, und betäuben mich mit ihrem Brausen; ich fahre erbleichend zusammen, wenn ich meine Hand aufhebe: wer ist der Fremdling, frage ich erschrocken, der mir den Arm zum Gruße entgegenstreckt? - Ich greife ängstlich darnach und ergreife schauernd meine eigne, leichenkalte Hand, wie ein fremdartiges Stück, das mir nicht zugehört. - Phantome jagen sich mir vorüber, die all mein Blut in Eis verwandeln. Fürchterliche Gesichter drängen sich aus der Mauer, und wenn ich hinter mich sehe, streckt sich mir ein schneebleiches Antlitz entgegen, und begrüßt mich mit wehmütig entsetzlichem Lächeln. - Komm, William, und rette mich - je nun, so komm, komm doch! hörst Du nicht das ängstliche Geschrei Deines armen Freundes? - Du lachst? O wehe Dir und mir, wenn Du mich verspottest; dann schicke ich Dir einst alle Gespenster zu, daß sie Dir auch den Schlaf und die Ruhe wegquälen. - Vergib mir, aber komm.

Eine blinde Wut könnte mich ergreifen, wenn ich das armselige Geschwätz der Ärzte von Fieberhitze und Paroxysmus höre. Die Narren! weil ihre Sinnen erblindet und betäubt sind, so halten sie den für töricht, der mehr sieht, als sie. - O ich höre recht gut das leise schauerliche Rauschen, von den Flügeln meines Schutzgeistes, ich sehe recht gut die Hand, die mich ernst hinüberwinkt. - Lebe wohl, William! Ich folge, und werde nie zu Dir zurückkehren.

3

William Lovell an Rosa
Rom.

Warum schwärmen Sie schon wieder in Neapel herum, und verlassen Ihren Freund? - Ich mag nicht Ihr Begleiter sein, weil ich Baldern fürchte, sein Anblick und seine Art des Wahnsinns schneiden durch mein Herz. Ich fühle mich hier in manchen Stunden außerordentlich einsam, ich gehe aus, um Sie zu sehen und vergesse, daß Sie nicht in Rom sind. Ich habe soeben einen Brief an meinen Freund Eduard gesiegelt und die Tränen stehen mir noch heiß in den Augen; alles, was ich je empfand, kam ungestüm, wie ein Waldstrom in meine Seele zurück; ich unterdrückte dies Gefühl, das immer heftiger in mir emporquoll, und schrieb endlich in einer Angst, in der ich mir selber trotzte, mich einer blinden Sucht zu übertreiben ergab, mußte aber den Brief plötzlich abbrechen, weil die Tränen endlich ihrer Fesseln ledig wurden und ich laut schluchzend und klagend in meinen Sessel sank. Wie aus den Wolken schwindelte ich herunter, alles, was mich aufrecht erhielt, verließ mich treulos; - der Mensch ist ein elendes Geschöpf!

Ja das Blendwerk der jugendlichen Phantasie ist jetzt von meinen Augen genommen⁵¹, ich habe mich über meine Empfindungen belehrt, und verachte mich jetzt eben da, wo ich mir einst als ein Gott erschien - aber ach, Rosa, ich wünsche mir jetzt in manchen Stunden dies kindische Blendwerk zurück. Was ist aller Genuß der Welt am Ende, und warum wollen wir die Täuschung nicht beibehalten, die uns auf jedem Felsen einen Garten finden läßt? -

Und ist denn meine jetzige Meinung nicht vielleicht ebensowohl Täuschung, als meine vorhergehende? - Mir fällt es erst jetzt ein, daß beide Ansichten der Welt und ihrer Schätze einseitig sind, und es sein müssen - alles liegt dunkel und rätselhaft vor unsern Füßen; wer steht mir dafür ein, daß ich nicht einen weit größeren Irrtum gegen einen kleineren eingetauscht habe?

Als ich mich so meiner vorigen Existenz erinnerte, als ich alle Szenen, die mich sonst entzückten, meinen Augen vorübergehen ließ, als ich an die Aussichten des Lebens dachte, wie sie damals vor mir lagen - o Rosa, wie eine untergehende Sonne beschien mich der blasse Strahl, ohne mich zu erwärmen; es fiel eine seltsame, rätselhafte Ahnung meine schwankende Seele an - ich kann Ihnen meinen Zustand unmöglich deutlich machen. - Mir war's, als käme es wie eine göttliche Offenbarung auf mich herab, es gingen die verschlossenen Türen in meinem Innersten auf, und ich schaute in die seltsame verworrene Werkstatt meiner

⁵¹ Buddha lehrte: Die Jugendlichen und jungen Erwachsenen sind Träumende. Nur der Weise ist ein Erwachter, ein Buddha; oder ein vollkommen Erwachter, ein Samma Sambuddha.

Seele. Wie wüst und ungeordnet lag alles umher, was ich so schön und zierlich aufgepackt glaubte, in allen Gedanken fand ich ungeheure Klüfte, die ich aus trunknem Leichtsinn vorher übersehen hatte, das ganze Gebäude meiner Ideen fiel zusammen, und ich erschrak vor der leeren Ebene, die sich durch mein Gehirn ausstreckte. Nun stiegen alle Erinnerungen noch schöner und goldener in mir auf, die Vergangenheit stand noch frischer und lebendiger vor mir, und ich sah nur, wie viel ich verloren hatte, und konnte keinen Gewinn entdecken.

Ist in jeglichem Lebenslaufe nicht vielleicht eine schöne blumenreiche Stelle, aus der sich ein Bach ergießt, und dem Wanderer durch sein ganzes Dasein frisch und erquickend nachfolgt? Hier muß er dann anfangen, sein Glück zu gründen; Liebe, Freundschaft und Wohlwollen wandeln in dieser schönen Gegend, und warten nur darauf, daß er ihre Hand ergreife, um ihn zu begleiten. Wenn nun der Mensch hindurchgeht und nicht auf den Gesang der Vögel horcht, die ihn anrufen, daß er hier verweilen solle - wenn er wie ein nüchterner Träumer einen öden Pfad sucht, und der Quelle vorübergeht - wenn ihm Liebe und Freundschaft, alle zarten Empfindungen vergebens nachwinken, und er lieber nach dem Gekrächze des heisern Raben hinhorcht - ach, so verliert er sich endlich in Wüsten von Sand, in verdorrte Gegenden des Waldes; alles hinter ihm ist zugefallen, und er kann den Rückweg nicht entdecken; er erwacht endlich, und fühlt die Einsamkeit um sich her. -

Lieber Rosa, was sagen Sie zu diesem Briefe und zu Ihrem Freunde? - so weit hatte ich geschrieben, als ich unwillig die Feder niederwarf, und im roten Abendschein durch die Straßen ging. Bald floß mein Blut schneller durch meine Adern, als mir so manche von den bekannten Gesichtern begegneten, als ich unsre Donna Bianca an ihrem Fenster sah. Die Einsamkeit, die engen Wände sind es, die uns verdrüßlich und melancholisch machen; mit der freieren Luft atmet der Mensch eine freiere Seele ein, und fühlt sich wie der Adler, der sich mit regerem Flügelschlag über die finstern Wolken hinaushebt. - Ich komme jetzt eben von der schönen Bianca zurück, und mein Brief ist mir unverständlich. Ich bin oft darauf gefallen, daß man nur immer suchen sollte, recht viele Menschen und ihre Gemütsart und Ansicht der Dinge kennenzulernen, wir verlieren uns sonst gar zu leicht in klägliche Träumereien: aber jedes neue Gesicht und jedes fremde Wort eröffnet uns die Augen über unsre Irrtümer. Ich kann oft einem einfältigen Menschen wie einem Orakel zuhören, weil er mich durch seine Reden in einen ganz neuen Gesichtspunkt stellt, weil ich mich so in ihn hineindenken kann, und dabei zugleich meine eigene Gemütsstimmung vergleiche, daß ich selbst in seinem einfältigsten Geschwätz einen tiefen, gedankenreichen Sinn entdeckte. Bei Weibern vorzüglich habe ich aus jedem gesprochenen Worte, selbst aus dem unbedeutendsten, etwas gelernt.

Bianca läßt grüßen; sie ist ein liebenswürdiges Geschöpf. Wir sprachen heute lange darüber, wie ich sie zuerst durch Sie hätte kennen lernen; ich finde sie jetzt noch schöner als damals, ihr großes feuriges Auge hat einen Strahl in seiner Gewalt, der bis ins innerste des Herzens dringt, sie hat alle meine Sinne in Aufruhr gesetzt, und ich habe sie verlassen, auf die schönste glücklichste Art beruhigt.

Ich werde von ihr und von Ihnen träumen; antworten Sie mir bald.

4

Rosa an William Lovell
Neapel.

Ihr Brief hat mich sehr amüsiert, lieber Freund; er macht so ein wahres Gemälde des Menschen aus, daß ich ihn oft gelesen habe. - Vorzüglich lustig ist die Schwermut, mit der er anhebt; und der Übergang aus diesem Adagio in das gesetzte und feste Andante ist so überraschend und doch so natürlich, daß mir alles so deutlich war, als hätte ich es selbst geschrieben. Ich denke, Sie werden noch öfter ähnliche Erfahrungen an sich machen, und die Klagen werden sich, wenn Sie sonst wollen, ebenso kalt und philosophisch schließen, wie dieser Brief es tut. Es ist leider ebenso demütigend als wahr, daß bei Ihrer Melancholie nicht die philosophische, sondern die medizinische Untersuchung die richtigere war. Bianca hat Sie von einer Krankheit geheilt, die kein Weiser, kein Dichter, kein Spaziergang, kein Gemälde, keine Musik heilen konnte.

Die klemmende unbekanntete Sehnsucht, die so oft den Busen des Jünglings und des aufkeimenden Mädchens zusammenzieht, was ist sie anders, als das Vorgefühl der Liebe? Und was ist die Liebe mit allen ihren fröhlichen Qualen und ihren peinigenden Freuden weiter, als das Drängen nach dem Genusse, dem Ziele, nach welchem jeder rennt, ohne es zu glauben? Meinen Sie nicht, daß wenn man den Petrarka in seine Muttersprache übersetzte, seine langweiligen Gedichte die lustigste Lektüre von der Welt sein müßten?

Grüßen Sie Bianca von mir und weihen Sie ihr eine Ihrer feurigsten Oden, denn sie hat es um Sie verdient. Diese Mädchen verdienen nicht nur mit dem Rosenkranze der Liebe, sondern auch mit der eichenlaubigen Bürgerkrone geschmückt zu werden. Dante war gewiß ebenso enthaltsam, als Sie, sonst hätte er sein finsternes Gedicht nicht geschrieben, an dessen Existenz wir nichts gewonnen haben: folgen Sie meinem Rate, denn nur der Phlegmatische wird nicht - bei einer ähnlichen Art zu leben - düster und melancholisch.

Ich sehe die Gegenden um Neapel und die Mädchen der Stadt mehr, als den finstern Balder, der wie eine Mumie in einer Katakombe in seinem Zimmer liegt, und selbst das Licht der Sonne verachtet, weil es ihm ein Bild der Fröhlichkeit ist. - Ich möchte, wenn ich ein Dichter wäre, nichts als lachende Satiren schreiben, ohne Bitterkeit und schiefe Spitzen; wenn man die Menschen genauer ansieht, so gibt es keinen, den man bemitleiden kann, sie erschüttern nur das Zwerchfell und die Tränen sind bei den Menschen nur eine andre Art zu lachen, ebenso wollüstig, ohne traurig zu machen. Beides Schwäche, aber liebenswürdige Schwäche der Muskeln, ein Krampf, ohne den die Gesichter ganz ihre Mannigfaltigkeit verlieren würden. Ihr Shakespeare hat nie so etwas Wahres gesagt, als wenn er den Puck zum Oberon sagen läßt: Lord, what fools these mortals be!

Lesen Sie die Stelle und den ganzen Zusammenhang im >Midsummernight's dream<, sie ist der beste Kommentar über meine Meinung.

5

Balder an William Lovell
Neapel.

Ich will Worte schreiben, William, Worte - das, was die Menschen sagen und denken, Freundschaft und Haß, Unsterblichkeit und Tod - sind auch nur Worte. - Wir leben jeder einsam für sich, und keiner vernimmt den andern, antwortet aber wieder Zeichen aus sich heraus, die der Fragende ebensowenig versteht; - aber so wie unser ganzes Leben ein unnützes Treiben und Drängen ist, das elendeste und verächtlichste Possenspiel, ohne Sinn und Bedeutung, so will ich Dir in einer schwermütig lustigen Stimmung einen Brief schreiben, über den Du lachen sollst.

Ich weiß selbst nicht, warum ich schreibe - aber ebensowenig weiß ich, warum ich Atem schöpfe. - Es ist alles nur um die Zeit auszufüllen und etwas zu tun, die elende Sucht, das Leben mit sogenannten Geschäften auszufüllen - Länder erobern, Menschen bekehren, oder Seifenblasen machen, eine Sucht, die bei der Geburt unserer Seele eingimpft ist - denn sonst würde schon der Knabe die Augen zumachen, sich vom langweiligen Schauspiel entfernen und sterben; diese Wut also etwas zu tun, macht, daß ich Papier und Feder nehme, und Gedanken schreiben will - das Unsinnigste, was der Mensch sich vorsetzen kann.

Ich wette, Du lachst schon jetzt, so wie ich über den Anfang meines Briefes gelacht habe, daß mich die Brust schmerzt. - Du liesest den ganzen Brief nämlich nur aus Dir heraus, und ich schreibe Dir im Grunde keinen Buchstaben. Aber mag's sein. Bin ich doch auch wohl ehemals ein Tor gewesen, ganze Bücher mit Vergnügen durchzulesen, und mir einzubilden, daß ich den Geist des Verfassers dicht vor meinen Augen habe. Mein Bedienter ist gutwillig genug und so geschäftig, mir Papier, Dinte, Feder und alles übrige zu besorgen, als wenn von diesem meinem Schreiben das Heil ganzer Länder abhinge. Daß es noch Menschen gibt, die das, was man Geschäfte nennt, ernsthaft treiben können, ist das Wunderbarste in der Welt: - oder, ob sie noch gar nicht darauf gefallen sind, sich selbst und andre näher zu betrachten, wie lächerlich, possenhaft und weinerlich alles, alles, selbst Sterben und Verwesen ist? -

Manche von den Menschen, die mich besuchen, geben sich viele Mühe, sich zu meinem kranken Verstande herabzulassen, wenn sie von ihren wichtigen Armseligkeiten sprechen. Sie glauben, ich verstehe sie nicht, wenn ich über dem düstern Abgrunde meiner Seele brüte, und setzen mir dann auf eine ekelhafte Art ihre Zwerggedanken auseinander. Ich höre sie in meiner Spannung⁵² zuweilen wie aus einer tiefen Ferne in meine Seele hineinreden, wie ein unartikulierter Wasserfall, der gegen die Ufer schlägt, ich antworte ihnen mit Worten, ohne sie zu überlegen, und sie verlassen mich mit tiefem Bedauern und halten mich für höchst unglücklich, weil ich ihre tiefe Ideen nicht verstehe.

Neulich war ich in einer Gesellschaft von einigen Menschen, die sich untereinander Freunde nannten. Es waren Künstler, und zwei darunter hielten sich für Dichter. Man hatte mich aus Mitleid gebeten, um mich zu zerstreuen und meinen trüben Geist aufzuheitern. Ich saß wie eine Statue unter ihnen, und hörte dabei jedes Wort, das sie sprachen. Man machte sich gegenseitige Komplimente, einer sprach von den ungeheuern Talenten des andern, ließ aber dabei doch seinen Neid ziemlich deutlich hervorblicken. Der eine sprach von seinen Idyllen, die einer seiner Feinde in einer gelehrten Schrift heruntergesetzt habe, weil er ihm seinen großen Ruhm beneide; er bat den andern Dichter, eine Satire auf diese Zurücksetzung zu schreiben, und man sprach mit einem Eifer und Feuer von der ganzen Kinderei, als wenn das Wohl der Welt darauf beruhe. Der Dichter sprach immer langsam und akzentuierte jedes Wort hart und feierlich; der andere bildete sich wieder ein, lebhafter zu sein, und schrie und sprach schneller, jeder hielt es für notwendig, irgend etwas Charakteristisches an sich zu haben, damit nicht die großen Seelen so leicht miteinander verwechselt würden. Ach das Brausen von Mühlrädern ist verständiger und angenehmer als das Klappern der menschlichen Kinnbacken; der Mensch steht unter dem Affen, eben deswegen, weil er die Sprache hat, denn sie ist die kläglichste und unsinnigste Spielerei: mir gingen hundert wilde Gedanken mit harten Tritten durch

⁵² Offensichtlich handelt es sich um eine pathologisch-psychische Spannung.

den Kopf, alle diese Menschen wurden plötzlich so weit von mir weggerückt, daß ich sie nur noch wie Larven in einem fernen Nebel dämmern sah, daß ich ihr Gekreisich wie Sumsen von Grillen hörte; ich stand in einer fernen Welt und gebot herrschend über die niedrigen Schwatztiere, tief unter mir. – Ich ward begeistert und stand prophetisch auf, und rief den Fleischmassen zu: „O ihr Armseligen! - ihr Verblendeten! - Merkt ihr denn nicht auf eure Nichtigkeit⁵³ und bedenkt nicht, was ihr seid? - Klumpen von toter Erde, die über kurzem wieder in Staub verwehen; deren Andenken wie Schatten von Wolken vorüberfliegen - euer Leben fährt wie ein Rauch dahin und euer Ruhm ist eine halbe Stunde, in der ein müßiger Schwätzer von euch spricht und euch verachtet. Und ihr steht, als wenn ihr Erde und Himmel beherrschtet; du hältst dich für Gott und betest dich selber an, weil du jämmerliche Verse gezimmert hast! - Ihr werdet sterben, sterben: - die Verwesung empfängt euch und fragt nicht nach eurem überirdischen Genie! die Hunde wühlen einst eure Gebeine aus, und fragen nicht darnach, ob das derselbe Kopf war, der einst Stanzen schrieb! - O Eitelkeit, du nichtswürdigster Teil des Menschen! - Tiere und Bäume sind in ihrer Unschuld verehrungswürdiger, als die verächtliche Sammlung von Staub, die wir Mensch nennen!“

Ich kann mich nicht erinnern, was ich ohngefähr weiter gesagt haben mag; aber ich verachtete sie so tief, daß ich sie mit den Füßen hätte zertreten können, daß ich es für eine Wohltat an ihnen selbst hielt, sie zu vernichten. - Als ich zum gewöhnlichen Leben zurückkehrte, fand ich mich von ihren Armen festgehalten, man hatte meine Wut gefürchtet, und man schaffte den überlästigen Redner nach Hause.

Könnt ich nur Worte finden, um die Verachtung zu bezeichnen, in der mir alles erscheint, was Mensch heißt! - mein Arzt ist sehr für meine Gesundheit besorgt, weil es sein Gewerbe mit sich bringt. Wenn ich nicht gern vom Wetter mit ihm spreche, findet er meine Umstände bedenklicher, will es mich aber nie merken lassen, daß er mich für wahnsinnig erklärt. Er gibt mir viele kühlende Mittel, und behandelt mich wie eine tote Maschine, ob er mir gleich selber so erscheint. Er schüttelt zu allen meinen verwirrten Gedanken den Kopf, weil er sie nicht in seinen Büchern gefunden hat, und im Grunde bin ich wahnsinnig, weil ich nicht dumm und phlegmatisch bin. Daß Gewohnheit und Dummheit die Menschen so wie ein dicker Nebel umgeben kann, aus dem sie nie herauszuschreiten vermögen! Lag es nicht von Jugend auf wie eine Gewitterwolke in mir, die ich mir selbst mit Armseligkeiten verdeckte, und mir log, ich sei froh? Kündigte sich nicht oft der innerste dunkle Genius durch einen Ton an, dem ich eigensinnig mein Ohr verstopfte? - Ich verstelle mich nicht mehr und bin wahnsinnig! – Wie vernünftig die Menschen doch sind!⁵⁴

O ich muß fort, fort, ich will in wilden Wäldern die Seelen suchen, die mich mehr verstehn, ich will Kinder erziehen, die mit mir sympathisieren: es ist nur nicht Mode so zu denken, wie ich, weil es nicht einträglich ist. Ich spiele mit den Menschen, die zu mir kommen, wie mit bunten Bildern. Ich gab mir neulich die Mühe, mich zu dem dummen Geschwätze meines Arztes herunterzulassen; wir sprachen über Stadtneuigkeiten, über Anekdoten, die er ungemein lächerlich fand; ich lieh ihm meine Zunge zum Dreinklingen und er fand, daß ich mich ungemein bessere. Mit Selbstzufriedenheit verließ er mich, und ich konnt es nicht unterlassen, ihm nach unsrer feierlichen Unterhaltung ein so lautes Gelächter nachzuschicken, daß er sich erblassend umsah, und wieder alle Hoffnung verloren gab.

Ich habe ehemals einen Menschen gekannt, der taub, stumm und blind war. Keine Seele schien sich in ihm zu offenbaren, und er war vielleicht der Weiseste unter den Sterblichen.

Rosa hält sich für sehr klug, und sieht mich immer mit Mitleid an, und ich möchte nicht er sein; ein Narr, den jeder Blick eines Mädchens entzückt, der immer, wenn er spricht, Epigramme drechselt und seine Worte nur für ein dankbares Lächeln verkauft; dessen Lebenslauf kleine Zirkel sind, die er unaufhörlich von neuem durchläuft. Wenn er stirbt, wird ihm die Scham gewiß am meisten weh tun, daß er ordentlich verwesen muß.

Ich wohne jetzt in einem Garten vor dem Tore. Wie auf der See treiben meine Gedanken ungestüm hin und wider, ich fürchte mich vor dem blauen gewölbten Himmel über mir, der dort gebogen wie ein Schild über der Erde steht, unter welchem wir Gewürme wie gefangene Mücken sumsen, und nichts sehen und nichts kennen und fühlen. - Ich mag auch gar nichts mehr denken und ersinnen. - Es geht ein Sturm durch die Wölbung und die fernen Wälder zittern rauschend, die See fürchtet sich und murmelt leise und verdrossen, es donnert fernab im Himmel, als wenn ein Gewitter zurechtgelegt wird, und der Werkmeister unachtsam

⁵³ Im Sinne von: Endlichkeit.

⁵⁴ Analogon in den >Nachwachen<, ab Seite 112: „Dieser verdammte Widerspruch in mir geht so weit, daß z. B. der Papst selbst beim Beten nicht andächtiger sein kann als ich beim Blasphemieren, da ich hingegen, wenn ich recht gute erbauliche Werke durchlese, mich der boshaftesten Gedanken dabei durchaus nicht erwehren kann. Wenn andere verständige und gefühlvolle Leute in die Natur hinauswandern, /113/ um sich dort poetische Stifts- und Thaborshütten zu errichten, so trage ich vielmehr dauerhafte und auserlesene Baumaterialien zu einem allgemeinen Narrenhause zusammen, worin ich Prosaisten und Dichter beieinander einsperren möchte. Ein paarmal jagte man mich aus den Kirchen, weil ich dort lachte, und eben so oft aus Freudenhäusern, weil ich d'rin beten wollte.

Eins ist nur möglich: Entweder stehen die Menschen verkehrt oder ich. Wenn die Stimmenmehrheit hier entscheiden soll, so bin ich rein verloren.“

den Donner zu früh aus der Hand fallen läßt. - -

Ich schreibe beim heftigsten Gewitter. - Es braust mit Hagel und Regengüssen und der Sturmwind und Donner⁵⁵ stimmen sich, und einer singt dem andern den tobenden Wechselgesang nach. Wie fliehende Heere jagen Wolken Wolken, und die Sonne flimmert bleich auf fernen Inseln, die ganz weit weg wie goldene Kinderjahre in der Sturmfinsternis dastehen; das Meer schlägt hohe Wogen und donnert in seinem eigentümlichen Ton. - Ich lache und wünsche das Wetter immer lauter und lauter, und schreie dazwischen und schelte den Donner furchtsam: - brause du und stürme wirbelnd, und reiße die Erde und ihre Gebilde zusammen, damit ein andres Geschlecht aus ihren Ruinen hervorgehe!! -

Die Alltäglichkeit kömmt wieder, und das Wetter fliegt weiter. Wie eine reisende Komödiantentruppe spielen die Wolken in einer andern Gegend nun dasselbe Schauspiel; dort zittern andre Menschen jetzt, wie vor kurzem hier viele bebten - und alles verfliegt und verschwindet und kehrt wieder, ohne Absicht und Zusammenhang - Ich fürchte mich des Nachts nicht mehr. - Als ich neulich allein um Mitternacht in meinem Zimmer stand und aus dem Fenster den Zug der trüben Wolken sah, und mir alles wie Menschengedanken und Empfindungen am Himmel dahinzog, als ich sichtbarlich in Dunstgestalt manche Erinnerung vor mir fliegen sah - und ich zu ruhen und zu sterben wünschte - da drehte ich mich plötzlich leise um, wie wenn mich ein Wind anders stellte. Und alle meine Vorfahren saßen still und in Mänteln eingehüllt an meinem Tische, sie bemerkten mich nicht und aßen mit den nackten Gebissen von den Speisen, heimlich reckten sie die dünnen Totenarme aus den schwarzen Gewändern hervor, um kein Geräusch zu machen, und nickten gegenseitig mit den Schädeln. Ich kannte sie alle, aber ich weiß nicht woran. Als ich meinen Vater bemerkte und daran dachte, wie vielen Kummer, wie vielen Verdruß ich ihm gemacht hätte, mußte ich weinen, daß er jetzt so abgehärmt und jämmerlich aussah, und verschämt das nackte Gerippe mehr verdeckte als die andern. Sie hörten mich schluchzen und gingen still, wie mit bösem Gewissen zur Tür hinaus, aber doch so langsam und gesetzt, daß sie glauben mußten, ich hätte sie nicht bemerkt. - Wenn wir ohne Schauer unter unsern Möbeln sitzen, warum wollen wir uns denn vor Totengerippen fürchten? Aus den Knochen der Tiere arbeiten sich die Menschen Putz heraus, und entsetzen sich vor den näher verwandten Gebeinen.

Ich durchstrich noch in derselben Mitternacht das tote Gefilde [richtig: das Totengefilde = Friedhof] und rief alle Gespenster⁵⁶ herbei und gab ihnen Gewalt über mich. Ich rief es in alle Winde, aber ich ward nicht gehört. - Die Glocken schlugen aus der Ferne, und sprachen so langsam und feierlich wie betende Priester; Wälder und Winde sangen Grabgesang, und prophezeiten allem, was da lebt, den unausbleiblichen Tod, aber alle Geschöpfe schliefen fest und hörten nichts davon, der Mond sah weinend in die verschleierte Welt hinein; - es gibt nichts mehr, das mich entsetzt; und das macht mich betrübt. Der menschliche Geist kann alle Ideen sehr schnell erschöpfen, weil er nur wenige fassen kann. Er hat wie ein Monochord nur sehr wenige Töne.

Lebe wohl, wenn es in dieser Welt möglich ist; sei recht glücklich, mag ich nicht hinzufügen, weil es kein Glück gibt, als zu sterben, und ich weiß, daß Du den Tod fürchtest. - Ich habe schon oft heimliche Verwünschungen ausgestoßen und gräßliche Sprüche versucht, um die Gegenstände um mich her in andre zu verwandeln. Aber noch hat sich mir kein Geheimnis enthüllt, noch hat die Natur nicht meinen Bezauberungen geantwortet: es ist gräßlich, nichts mehr zu lernen, und keine neue Erfahrung zu machen; ich muß fort - in die Wildnisse der Apenninen und Pyrenäen hinein - oder einen noch kürzern Weg in das kalte wüermervolle Grab.

10

Adriano an Rosa

Florenz.

Sie irren, Rosa, wenn Sie vielleicht glaubten, daß Ihre Spötterei mich aufbringen würde, noch mehr aber, wenn Sie der Meinung waren, mich dadurch zu überzeugen. Ich mag und kann Ihnen hier meine Gründe nicht weitläufig auseinandersetzen, warum ich jetzt noch nicht nach Rom zurückkehren werde. Ich wünschte durch mein ganzes Leben einen geraden Weg vor mir zu haben, den ich übersehn kann, von dem ich weiß, wohin er mich führt. Ich mag lieber nicht weit kommen, als mich aufs Ungewisse einem unbekanntem Fußsteige vertrauen.

Das Gleichnis wird Ihnen vielleicht lächerlich dünken - aber mag's! Es ist vielleicht notwendig, daß manche Menschen uns verachten, damit uns andre wieder schätzen. - Ich besitze freilich nicht jene Fähigkeit, jede

⁵⁵ Analogon in den >Nachtwachen<, ab Seite //: da führte plötzlich der Sturmwind hoch oben in /19/ den Lüften die Gewitterwolke wie ein nächtliches Schreckbild herüber und bald hatte sie ihr Grabtuch am ganzen Himmel ausgebreitet. Die Kerzen um den Sarg verlöschten, der Donner brüllte zürnend wie eine aufrührerische Macht herunter und rief die festen Schläfer auf, und die Wolke spie Flamme auf Flamme aus, wodurch das starre blasse Antlitz des Toten allein grell und periodisch beleuchtet wurde.

⁵⁶ Siehe in den >Nachtwachen<, 16. Nachtwache, das Kapitel >Der Geisterseher<.

Meinung sogleich zu verstehn und in ihr zu Hause zu sein, ich bin ungelenk genug, manches für Unsinn zu halten, weil ich es nicht begreifen kann, aber verzeihen Sie mir meine Schwäche so wie ich Ihre Größe bewundre. – Ich spotte jetzt nicht, Rosa, sondern es ist mein völliger Ernst; ich habe über mich selbst nachgedacht und gefunden, daß alle meine Schwächen mit meinen bessern Seiten zusammenhängen, wie es vielleicht bei jedem Menschen ist: die gewaltsamen Änderungen sind auf jeden Fall immer ein sehr mißliches Unternehmen, es gibt keine so geschickte Hand, die mit dem Unkraute nicht zugleich die guten Pflanzen ausraufte. Lassen Sie mich darum lieber so, wie ich bin, Sie möchten mich sonst ganz verderben.

Auch daß ich dies fürchte, ist eins von den Vorurteilen, die Sie verlachen. Aber, lieber Freund, entkleiden Sie den Menschen von allen Vorurteilen, und sehn Sie dann, was Ihnen übrigbleibt. Die Sucht, ganz als freier Mensch zu handeln, führt am Ende wieder den schlimmsten Vorurteilen, oder dem Wahnsinne entgegen. Ich will lieber manches glauben, um nur mit mir selbst zur Ruhe zu kommen. Sagen Sie mir aufrichtig, ob es auf Ihrem Wege möglich ist?

Doch lassen Sie mich lieber die ganze Untersuchung abbrechen, denn sie führt doch zu nichts.

13

William Lovell an Rosa

Paris.

Ich weiß nicht, warum ich immer noch hier bin. Ich sollte endlich zurückkehren. Es ist unbegreifliche Trägheit von mir, daß ich noch nicht in Rom bin. Wie kann man so ganz von aller Kraft, von aller innern Stärke verlassen sein!

Mein Glück im Spiele hat aufgehört und doch bin ich an den Tisch wie festgezaubert. Wenn ich Karten sehe, läuft mein Blut lebendiger, und ich träume nur von glücklichen oder unglücklichen Spielen. Ich verstehe jetzt, was man unter der Leidenschaft des Spiels sagen will. Ich habe schon ansehnlich verloren, das Geld, was ich aus England mitbrachte und einen großen Teil von Burtons Wechsell: ich ärgre mich darüber nicht, aber über die platte Freude der jämmerlichen Menschen, die von mir gewinnen. Sie halten das blinde Glück für einen Vorzug, der ihnen eigentümlich ist, sie verachten mich, indem ich verliere. Ich lerne jetzt zuerst den Wert des Geldes empfinden, und kann doch nicht zurück, wenn ich die verdammten Bilder sehe. – Raten Sie mir, was ich tun soll. Und weiß ich nicht alles im voraus, was Sie sagen werden? Oh, es ist um toll zu werden, daß man so närrisch ist!

Der Begriff von Zeit ist mir jetzt fürchterlich. Wenn ich einen Tag vor mir habe, ohne zu wissen, was ich mit ihm anfangen soll – oh, und dann den Blick über die leere Wüste von langweiligen Wochen hinaus! Und wieder eine Stunde nach der andern von der Zeit zu betteln, sich vor dem Gedanken des Todes zu entsetzen! Wie elend ist der Mensch, daß er sterben muß, und wie höchst unglücklich müßte er sein, wenn er ewig lebte! Wie toll und unsinnig ist unser Leben durch diese unaufhörlichen Widersprüche!

Wie verächtlich ist alles um mich her durch unsre Sinnlichkeit, die uns unerbittlich an Nichtswürdigkeiten fesselt. Alles, was Freude, Schönheit, Genuß und Witz heißt, bezieht sich unmittelbar auf die gröbste Sinnlichkeit; das Menschengeschlecht ermüdet nicht bei denselben frostigen Späßen, die Phantasie bekommt keinen Ekel vor sich selber. Oh, mir zittert oft das Herz, wenn ich die Menschen um mich her lachen sehe, wenn ich junge Leute betrachte, die sich in ihrer Verächtlichkeit so glücklich fühlen. Kein Gedanke hebt dies Geschlecht über seine jämmerliche Eingeschränktheit hinaus. Ach, wenn ich dann aus ihrer Gesellschaft unter den freien Himmel trete, und die ewige Schar der unendlichen Welten über meinem Haupte funkeln, wenn ich mich mit Schwindeln in die Millionen dieser Erden verliere und andre und noch höhere ahnde, wenn ich den Mond betrachte und Städte, Berge und Wälder auf seiner Scheibe entdecken möchte – und ich komme dann zu mir und zur gewöhnlichen Heimat meiner Gedanken zurück! Karten, Würfel und unzüchtige Gespräche. Die Seele leugnet sich selbst ihre Schwingen ab und wohnt mit Wohlbehagen in einem schmutzigen Kerker, weil der Äther und die Sonne und jede freie und glänzende Bahn eine strenge Rechenschaft von ihr fordert.

O Rosa! Wie oft erwachen jetzt kindliche Gefühle in meiner Brust, die wie unvermutete, längstvergessene Freunde bei mir einkehren und den Hauch des ehemaligen Frühlings mit sich bringen. Bilder von Gegenden, die mich sonst schwermütig entzückten, kommen in mein Gemüt und machen mich von neuem melancholisch: es reichen süße Stimmen über alle Abgründe zu mir herüber und nennen sehnsuchtsvoll und anlockend meinen Namen. Ach, wie unaussprechlich unglücklich macht mich alles! – Und dann kehre ich zu den Karten und zu meinen gemeinen Gesellschaftern zurück.

Oft, wenn ich mich in wüste Träume verliere und die Erde mit allen ihren Schätzen wie ausgebrannte Schlacken vor mir lieget, geht Amalians⁵⁷ Name wie die erste Blume nach dem Winter in meinem Herzen auf. Wie von vorüberfliegenden Engeln werd ich dann begrüßt, wie Morgenrot umgibt es mich, das mühsam nach mir hinüberklimmt. Dann möcht ich die unendlichen Gefilde des Himmels vergessen und zur Erde, wie

⁵⁷ alias Urania.

zu einer lieben Hütte zurückkehren. - Ach, meine Träume sind mehr wert, als die Wirklichkeit! Und muß ich erst die Wirklichkeit so kennenlernen, um auf diese Art träumen zu können?

XI. Kapitel

>Rhapsodien über die Anwendung der psychischen Curmethode auf Geisteszerrüttungen<

Kapitel XI.1: Wer ist der Verfasser: Reil oder Goethe?

Im Jahre 1803 erschien in der Curt'schen Buchhandlung zu Halle die >Rhapsodien über die Anwendung der psychischen Curmethode auf Geisteszerrüttungen< mit der Verfasserangabe J. C. Reil. Ausgehend von der Hypothese, daß Goethe ein sehr starkes Interesse an psychischen Lehrbüchern besaß, um seine eigenen psychischen Schwankungen besser zu verstehen, ja um sich selber heilen zu können, wurde ich auch auf den Arzt Johann Christian Reil (1759 – 1813) und auf dessen wissenschaftliche Publikationen aufmerksam.

Die erste freudige Überraschung, die ich beim Sammeln von biographischen Informationen über Johann Christian Reil⁵⁸ erlebte, ist die offensichtliche Tatsache, daß Reil ein überzeugter Materialist war. Hierdurch steht er in engster Geistesverwandtschaft mit – Goethe.

Zuerst zwei Stellen aus Reils Werk >Von der Lebenskraft<, die seine existentialistische Weltanschauung dokumentieren.

In § 1 mit Titel >Die Erscheinungen belebter Körper haben vorzüglich in der Materie ihren Grund< lesen wir: „*Nie muß der empirische Physiologe thierische Erscheinungen von Vorstellungen ableiten, wenn keine da sind, oder wenn sie mit den beobachteten Erscheinungen keine erfahrungsgemäße Gemeinschaft haben. Von einer Seele, als einer übersinnlichen unerwiesenen Substanz, darf er gar keine thierische Erscheinungen ableiten, weil er sonst aus einem hypothetischen Prinzip erklären würde. Wir sind sehr bald mit der Naturlehre belebter Körper fertig, wenn wir ihre Erscheinungen geradezu den über alle Erforschung erhabenen Geistern zuschreiben. [...] Ärzte und Philosophen sind von jeher geneigt gewesen, die Erscheinungen der belebten Natur, eben wegen ihrer vorzüglichen Vollkommenheit, von Geistern abzuleiten, die erst dadurch, daß sie der Materie beiwohnen, dieselbe beleben. Die Alten nahmen in den Bäumen Nymphen, van Helmont einen Archaeus und Stahl eine Seele als Prinzip der Erscheinungen belebter Wesen an. Allein für die Existenz der Geister haben wir durch die Erfahrung keinen Beweis. [...] Eine überall im Körper verteilte Seele ist der Materie gleich ...*“

In § 5 mit Titel >Unterschied der feinen und groben thierischen Materie< steht: „*Es ist eine alte Meinung, die Platner (>Antropologie<, Seite 46) und Herder (>Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit<, Bd. I, Seite 170) erneuert haben, daß ein allgemeiner Weltgeist alles in der Natur belebe. Besonders hat man dieses feine Wesen als Prinzip der Erscheinungen in der organischen Natur angenommen. Ärzte haben wegen der vorzüglichen Wirksamkeit der Nerven dieses feine Wesen in die Nerven als Nervengeist versetzt. Die grobe und sichtbare Masse der Nerven, sagen sie, kann nicht das sein, was die Wirkungen der Nerven hervorbringt; sie ist nur das Behältnis und Leitungsmittel der eigentlichen Nervenkraft. Allein hierin irren sie.*“

Die zweite Überraschung, die ich beim Lesen der beiden Werke >Rhapsodien< und >Von der Lebenskraft< erlebte, ist die offensichtliche Tatsache, daß beide Autoren, Goethe und Reil, die psychischen Krankheiten auf ganz unterschiedlichen Wegen behandeln wollen.

Reil schrieb in § 20 seiner >Lebenskraft<: „*Besonders scheint in der Hysterie, Hypochondrie und in den Nervenkrankheiten überhaupt dieser regelmäßige Wechsel der Temperatur gestört zu sein. In Nervenkrankheiten ändert sich die Reizbarkeit zur unrechten Zeit, im unrechten Organ, zu stark, durch zu leichte Reize, und von dieser Unordnung in der Temperatur rühren sehr viele Symptome dieser Krankheit her.*“

Und in § 24: „*Außer den groben Stoffen sind in der lebendigen thierischen Materie⁵⁹ noch feine Stoffe*

⁵⁸ Nova Acta Leopoldina – Abhandlungen zur Deutschen Akademie der Naturforscher Leopoldina, hrsg. von Kurt Mothes, Präsident der Akademie, neue Folge, Nr. 144, Band 22: Johann Christian Reil (1759 – 1813), Leipzig 1960.

⁵⁹ Johann Christian Reil spricht von „thierischen Erscheinungen“ und von „thierischer Materie“, auch beim Menschen. Der Körper ist eine Maschine, der Mensch ein Tier, das Tier Mensch. Reil war ein Existentialist.

vorhanden, die der groben Materie in verschiedenen Verhältnissen zugemengt und zugemischt sind.⁶⁰ Besonders scheint die Stimmung der Lebenskraft von der Quantität und Qualität dieser feinen Stoffe abzuhängen. Mißstimmung der Lebenskraft im ganzen Körper oder in seinen einzelnen Teilen ist aber eine der häufigsten Krankheitsursachen. Die Stimmung der Lebenskraft ist veränderlich und muß es sein, wenn der Mensch und die Organe, aus welchen er besteht, gesund sein sollen. Allein die Stimmung muß sich ändern nach gewissen Regeln und jede Änderung ihrer Temperatur, die von diesen Regeln abweicht, ist Krankheit. Auf diese feinen Stoffe können wir aber wirken, und dadurch eine falsche Stimmung der Lebenskraft, die häufigste aller Krankheitsursachen, heben und zwar auf verschiedene Art:
 [...] c: Durch Nahrungsmittel, Luft, Arzneien usw. kann die Stimmung der Reizbarkeit abgeändert werden, indem wahrscheinlich diese Dinge den tierischen Organen entweder etwas zusetzen, oder ihnen etwas entziehen. Allein jedes Organ hat seine eigene Mischung und Affinität zu den feinen Stoffen in der Natur. Daher erfordert jede besonders gemischte Art von Organen spezifische Arzneimittel, durch welche ihre Tätigkeit erhöht, erniedrigt, oder anders gestimmt werden soll.“

Goethe dagegen bevorzugt in seinen >Rhapsodien< die Psychotherapie, ja er verlangt das Einfühlen in die Gedanken des psychisch Kranken und öffnet damit einen schmalen Spalt der Tür zur Psychoanalyse. Diese „Curmethoden“ sind jedoch nur für Reiche erschwinglich. Ein durchschnittlicher Bürger oder ein unvermögender Lohnarbeiter kann sich diese kostenaufwendige Pflege und Behandlung gar nicht leisten. Reil dachte dagegen praktisch und ökonomisch. Er wollte Arzneien entwickeln, die sich auch ein finanziell wenig Bemittelter leisten kann.⁶¹

Johann Christian Reil ist Materialist und Physiologe. Er glaubt unter anderem auch an Einwirkungen von chemischen Prozessen auf die tierische Maschine, d. h. auf lebende Organismen. Daher will er die psychisch Kranken durch spezielle Nahrungsmittel, durch gesunde Luft und auch durch Verabreichung von Medikamenten, sozusagen durch „Psychopharmaka“, heilen. Noch in seinem Buch >Entwurf einer allgemeinen Therapie<, herausgegeben von seinem Schwiegersohn P. Krukenberg, Halle 1816, ist das elfte Kapitel der >Arzneiheilkunde in [der] Psychiatrie< gewidmet. Goethe ist zeitweilig, zumindest nach außen und als Verfasser der >Rhapsodien<, wieder einmal ein Immaterialist und ein Anhänger von Schellings pantheistischer Naturphilosophie, was aus der Inhaltsangabe zu den >Rhapsodien< hervorgeht: § 1: „Das Tollhaus ist im Kleinen, was die Welt im Großen ist; schwächt unsern Glauben an Immaterialität der Seele.“ Er will psychisch Kranke hauptsächlich durch aufwendige und daher kostenintensive Betreuung und Pflege, sozusagen durch „Psychotherapie“, heilen.

Der absolute Beweis für Goethes Verfasserschaft an den >Rhapsodien über die Anwendung der psychischen Curmethode auf Geisteszerrüttungen<, das sind die Invektiven des Autor gegen die Naturwissenschaftler Isaak Newton und Johannes Kepler! Ich frage: was in Dreiteufelsnamen haben die Astronomen und Physiker Newton und Kepler mit der Heilung von psychisch Kranken gemeinsam? Das ist der absolute Wahnsinn, im wahrsten Sinne des Wortes. Ein sehr starkes Indiz dafür, daß Goethe tatsächlich psychisch krank war. (Lesen Sie dazu ausführlich das Kapitel weiter unten: >Goethes Farbenlehre oder das Unveränderlichste und Unangreifbarste<.)

Die drei Stellen in den >Rhapsodien< sind:

1. Stelle: Ab Seite 7: „Es ist eine sonderbare Erscheinung, wenn man aus dem Gewühle einer großen Stadt auf einmal in ihr Tollhaus tritt. Man findet sie hier noch einmal, im Geschmack des Vaudeville's vorgestellt, und irgendwo in diesem Narrensystem ein bequemes Genus für sich selbst. Das Tollhaus hat seine Usurpateurs, Tyrannen, Sklaven, Frevler und wehrlose Dulder. Thoren, die ohne Grund lachen, und Thoren, die sich ohne Grund selbst quälen. Ahnenstolz, Egoismus, Eitelkeit, Habsucht und andere Idole der menschlichen Schwäche führen auch auf diesem Strudel das Ruder, wie auf dem Ocean der grossen Welt. Doch sind jene Narren in Bicetre und Bedlam offener und unschädlicher, als die aus dem grossen Narren-Hause. Der Rachsüchtige gebeut, dass Feuer vom Himmel falle, und der eingebildete Heerführer glaubt, nach einem tollkühnen Plan, den halben Erdball mit dem Schwerdt zu zerstören. Doch rauchen keine Dörfer, und keine Menschen winseln in ihrem Blute.

Wie wird uns beim Anblick dieser Horde vernunftloser Wesen, deren einige vielleicht ehemals einen

⁶⁰ Dies scheint mir eine Vorahnung Reils in Bezug auf die Hormone und Transmitter im Blut zu sein.

⁶¹ Das gleiche Problem stellte sich den Ärzten zu Goethes Zeit bei der Behandlung der an Syphilis Erkrankten. Die Armen konnten sich nur eine billige Quecksilbersalbe leisten, wodurch sie oft das Leben einbüßten bei einer zu hohen Dosierung, während die Reichen sich einer sechs- bis achtwöchigen Diät- und Schwitzkur unterziehen konnten; und dies noch zweimal im Jahr!

[richtig: einem] *Newton, Leibnitz oder Sterne zur Seite standen?* [Nach der Leibnitzschen Monadenlehre und nach der Lehre der Seelenwanderung.] *Wo bleibt unser Glaube an unsern ätherischen Ursprung, an die Immaterialität und Selbständigkeit unseres Geistes ...*“

2. Stelle: Eine unrühmliche Anekdote, wodurch Goethe offensichtlich Newton als zerstreuten Trottel hinzustellen versucht, Seite 105: „*Der große Weltweise Newton sass in einer Gesellschaft neben einem Frauenzimmer und ergriff, in Gedanken vertieft, den Finger derselben, um sich den brennenden Taback in seiner Pfeife fest zu stopfen. Erst als das Frauenzimmer vor Schmerz zu schreien anfang, entdeckte er seinen Irrthum.*“

3. Stelle: Am Ende der >Rhapsodien<, Seite 490: „*Man nahm Enzian wider das Fieber, so lange man die China [Chinarinde] nicht kannte, zog Zähne und Staare, ehe Newton und Keppler waren; Newton und Keppler waren im Besitz der höheren Mechanik, wer aber Zähne und Staare zu ziehen hatte, ging zu Pfaff und Casaamata.*“

Ein weiterer sehr deutlicher Beweis, der gegen eine Verfasserschaft Reils spricht, ist diese Stelle in den >Rhapsodien<:

Seite 300: „*Es ist hier nicht der Ort, mich auf eine Kritik der Eintheilungsgründe [Fußnote mit zwei Sternchen] einzulassen ... Bloß Herrn Hoffbauers [Fußbote mit vier Kreuzen] Eintheilung der Seelenkrankheiten will ich mit ein paar Worten erwähnen ...*“

Fußnote mit zwei Sternchen: *Reil's Fieberlehre, 4 B. § 57.*

Fußnote mit vier Kreuzchen: *Reil's Archiv, 5. B. 448 S. Untersuchungen über die Krankheiten der Seele, 1. Th. 286 S.*

Der Verfasser der >Rhapsodien< - Goethe - kennt die Einteilung der Seelenkrankheiten von Dr. Hoffbauer nur aus Reils >Archiv für die Physiologie< 5. Band, Seite 448. Wäre Reil der Autor der >Rhapsodien< gewesen, so hätte er mit Sicherheit die direkte Quelle in dem betreffenden Werk Hoffbauers angegeben.

Außerdem scheint es so, als wenn Goethe der Einteilung der Seelenkrankheiten von Hoffbauer den Vorzug gegenüber der Einteilung Reils gegeben habe, wie sie in dessen >Fieberlehre< (richtiger Titel: >Ueber die Erkenntniß und Cur der Fieber<) 4. Band, § 57 aufgestellt wurde.

Das Buch >Rhapsodien über die Anwendung der psychischen Curmethode auf Geisteszerrüttungen< ist meiner Überzeugung nach nur ein halbwissenschaftliches Werk. Es stellt genau genommen nur ein Kompendium von verschiedenen Publikationen von Medizinern dar, die sich bis zum Jahr 1802 mit der Heilung von psychisch Kranken beschäftigt haben. Die wenigen „Praxisfälle“, die der Autor – Goethe – in seinem Werk erwähnt, könnte er in seiner Umgebung persönlich erlebt haben.

Weitere eindeutige Indizien, die für Goethes Verfasserschaft sprechen, sind folgende Goethesche Idiotismen, Stil- und Orthographieeigentümlichkeiten und Analogismen zu Werken Goethes:

Goethesche Idiotismen, Stil- und Orthographieeigentümlichkeiten

(Seitenzahlen nach der Originalerstaufflage der >Rhapsodien< von 1803.)

Seite 10: „und beschränkt von Zeit und Raum, durch Bastard-Vorstellungen geäff[f]t, in welchen wir das Ich und Nichtich, wie die Grundfarben in der Grünen, verlieren.“

Kommentar: Goethes Beschäftigung mit Fichtes Philosophie (Ich und Nichtich) und mit der Farbenlehre (wie die Grundfarben in der Grünen verlieren) tritt deutlich zutage.

Seite 11: „das in der Menschheit selbst gegründet [richtig: begründet] ist“

Seite 12: Analogismen zu dem Werk >Die Reisenden<, siehe weiter unten ausführlich.

Seite 13: „grössesten Vortheile“

Seite 14: „Welcher Wahnsinn kann ihm [richtig: ihn] wohl anwandeln ...“

„mehrereentheils“
„zu allem diesen Verderben“
„aus der rohen Vorzeit auf uns übertragen [richtig: überkommen] ist“

Seite 15: „die Plane“ [richtig: die Pläne]
„Der gescheuteste Arzt“

Seite 16: „Schmetterlingssüssigkeiten“
„segnen seine Feder, die aus Menschheit [richtig: Menschlichkeit] für die Menschheit schreibt“

Seite 16: „Dass er die Verrückten an der Thür vorbey gieng“ [richtig: Dass er **an** den Verrückten ...]

Seite 17: „Jene schwarzen Patienten gehören freilich allein für den schwarzen Rock“ [gemeint sind: die Priester], Invektive des Autors gegen die Theisten.

„ankömmt“
„der sinnlose Kranke“ [richtig: der wahnsinnige oder irrsinnige Kranke]

Seite 18: „scheussliche Larve“ [Lieblingswort Goethes: Larve. Siehe auch >Nachtwachen<]

Seite 26: „eine endliche mechanische Veränderung“

Seite 33: „kömmt uns der Patient zu Hülfe“

Seite 37: „Hülfswissenschaft“

Seite 66: „Luftgebilde“ [Lieblingswort Goethes: Luftgestalten]

Seite 73: Analogon in den >Nachtwachen<, siehe weiter unten >Analogismen zu Goethes Leben und Werk<.

Seite 92: „Er hält seine Gesichte [richtig: Einbildungen] für reale Objekte,“

Seite 187: „ahndet“ anstatt: ahnt oder wähnt.

Seite 206: „Seine Empfindungen verglich er mit Bebugen [richtig: Erbebungen] oder Stößen, und sagte, dass ihm diese besonders von dem Buchstaben >R< bis zur Beängstigung empfindlich wären.“

Analogon: GG Nr. 1882: G. Moltke: >Goethe-Reminiszenzen<

Goethe konnte das >T< nicht aussprechen. Er sagte zu dem jungen Moltke: „Kleiner Molke!“ – „Das >T< in meinem [Moltkes] Namen war ihm [Goethe] eine grausame Härte.“

Seite 221: „Grillen“ [Lieblingswort Goethes]
„Ungrund“

Seite 222: „ungegründetes Misstrauen“

Seite 225: Metapher vom Gemälde: „Man verzeihe es mir, wenn ich in der Erfindung der Mittel für diesen hypothetischen Fall der Phantasie freien Lauf lasse. Das aufgestellte Gemälde soll eine blosser Idee seyn, wie ohngefähr gehandelt werden könnte, die in der Wirklichkeit unendlicher Variationen fähig ist.“

Kommentar: Ein Arzt und Wissenschaftler wird in einem medizinischen Lehrbuch niemals „der Phantasie freien Lauf lassen“.

Seite 229: „wenn der Kranke sinnlos [richtig: wahnsinnig oder nicht bei Bewußtsein] ist“

Seite 238: „verborgene Sprützen verfolgen ihn mit Wassergüssen“

Seite 241: „Irrenhäuser sind wie die Schauspielhäuser nicht zum [Geld-] Erwerb geeignet.“

Kommentar: Hier spricht der Theaterdirektor Goethe.

Seite 269: „Man setze [nehme an] einen Hypochondristen, dem sein krankes Gemeingefühl

Knochenschmerzen vorstellt. Er sucht die Ursache derselben in einem versteckten venerischen Gift [gemeint ist: in der Syphilis]. Die Idee wird habituell; er beschäftigt sich unaufhörlich mit ihr und ist deswegen taub für die Gründe des Gegentheils. Dem fixen Wahn folgen absurde Handlungen, unzeitiger Gebrauch des Quecksilbers, Selbstmord [im Sinne von: er begeht praktisch Selbstmord, wenn er zu häufig Quecksilber zur Heilung gebraucht].“

Kommentar: Diese Stelle werde ich als ein eindeutiges Indiz dafür, daß Goethe ein Syphilitiker war und daß er alles in seiner Macht Stehende versucht hat, um den furchtbaren Spätfolgen einer Syphilis zu entgehen. Die Niederschrift der >Rhapsodien< ist ebenfalls ein Beweis für eine Syphiliskrankheit Goethes und für den Versuch einer Selbstheilung durch Studium aller verfügbaren Literatur zum Thema Psychopathologie, denn Goethe stand wegen einer leichten Präparalyse zumindest zeitweise sehr nahe an der Grenze zum Wahnsinn.

Seite 275: „Ein sechszigjähriger [sechzigjähriger] Mann, erzählt Dufour, bekam einen grauen Star, der ihn am Gesicht [am Sehen] hinderte ...“

Seite 276 – 279: „Allein der Verrückte, welcher des Verstandes ermangelt, der hier unterscheiden muss, hält seine Gesichte [im Sinne von: Phantasmen] für Wahrheit, verliert sich auf den Grenzen der Subjektivität und Objektivität, und lebt in einer idealischen Welt, in welcher sein Ich beides, den Zuschauer und den Schauspieler macht.“

Seite 285: „Hypochondristen haben ein reizbares Gemeingefühl. Sie empfinden in allen Punkten, worin sie die Aufmerksamkeit ihrer Seele richten. Sie bilden sich daher ein, alle Krankheiten zu haben, von welchen sie hören. Besonders quält sie der Gedanke verlarvter venerischer Krankheiten, wenn sie sich nicht sicher wissen.“

Kommentar: Wiederholung des bereits auf Seite 269 Gesagten. Beliebter Goethescher Ausdruck: „verlarvt“ für „versteckte“ venerische Krankheiten, gleich Syphilis.

Seite 286: „geahndet“ für gewußt.

Seite 287: „Schauspieler Pylades“.

Seite 301: „Entwicklung“ [anstatt: Entwicklung].

Seite 309: Wiederholung von Seite 269 und Seite 285: „Eben so geht es dem Hypochondristen. Ihn quälen fixe Ideen in Beziehung auf seinen körperlichen Zustand. Allein er will und kann sich derselben [nicht] entschlagen, wünscht von ihnen befreit zu seyn, wechselt mit seinen Grillen, glaubt heute an einem Leberschaden und morgen an einer versteckten Lustseuche [Syphilis] zu leiden, kurz seine fixen Ideen bestimmen ihn noch nicht völlig und nothwendig in seiner Handlungsweise. Er ist also hypochondrisch, aber noch nicht wahnsinnig. Dies Vermögen, den Ungrund [richtig: Nichtgrund] der fixen Idee einzusehen, stirbt in unmerklichen Graden ab.“

Seite 310 (Fußnote): „Armer Wichmann, wie weit bleiben deine Ideen zur Diagnostik gegen diese sublimen Gedanken zurück! Dass doch Hogarths Pinsel [englischer Maler] dem Erfinder dieses Probierkabinetts neben Lichtenbergs Vorschlag, die Aerzte durch einen Strick Hunde zu sekundiren, ein Ehrendenkmal stiften möge, das seiner würdig ist.“

Seite 315: „Grille“ für Laune oder Tollheit [Lieblingsausdruck Goethes]

Seite 321: „Ich habe einen alten Mann gekannt, der den grössten Theil seines Lebens mit Korrekturen zugebracht hatte. Er dachte an nichts als an diesen Gegenstand, träumte des Nachts und phantasierte im Fieber davon.“

Kommentar: Goethe korrigierte seine Werke höchst selten und nur sehr nachlässig. Korrekturarbeiten waren ihm ein Greuel.

Seite 327: „Grille“ für Tollheit oder Marotte [Lieblingsausdruck Goethes].

Seite 352: „Die Melancholie der Engländer charakterisirt sich durch Selbstmord aus Lebensüberdruss ohne zureichende Ursache. Der Kranke weiss sich über nichts zu beklagen, aber nichts kann ihn auf der Welt fröhlich machen.“

Analogon: In >Dichtung und Wahrheit< möchte Goethe uns ebenfalls weißmachen, er habe wie die Engländer Selbstmordgedanken aus „Lebensüberdruß“ gehabt. Seine Selbstmordabsichten stammten jedoch aus einem sehr realen Grund: wegen seiner Liebestragödie mit Urania. Die Geliebte starb im Kindbett und er, Goethe, gab sich die moralische Schuld an ihrem Tod.

Seite 361: „In dem dumpfen Wahnsinn ...“ [Lieblingwort Goethes: dumpf].

Seite 383: „Eine sanfte Manipulation der Haut, eine Musik, die mit seinen Gehirnschwingungen einerley Ton hat, beruhigen zuweilen.“

Analogon: Es ist mehrmals belegt, daß Goethe sich Musiker rief, die ihm ganz allein vorspielen mußten. Offensichtlich versuchte er damit seine psychische Stimmungslage aufzubessern.

Seite 441 – 442: „Ein Wärter führte in einem Tollhause die Fremden herum, und erzählte denselben mit vieler Vernunft die Narrheiten jedes Kranken. Erst an der letzten Zelle erfuhr man, daß er auch zu den Merkwürdigkeiten des Tollhauses gehörte. Hier, sagte er, sitzt ein Mann, der ein Narr ist, weil er sich für Gott den Sohn hält, ohne es zu seyn. Denn ich müßte es wissen, da ich Gott der Vater bin.“

Analogon: Diese Szene verwendet Goethe auch in der neunten Nachtwache seines satirisch-autobiographischen Werkes >Nachtwachen von [des] Bonaventura<.

Seite 443: Die hellen Zwischenräume sind periodisch oder erratisch, kürzer oder länger, reiner oder weniger rein. Doch bleibt immer noch, auch in den reinsten Intervallen, eine Abweichung von dem Einklang der Seelenkräfte zur Einheit der Vernunft übrig. Das Zusammenfassen des Organismus zur Individualität und das klare Bewusstseyn der Persönlichkeit kehren am spätesten in die zerrissene Seele zurück. Der Kranke ist im scheinbar vollen Gebrauch der Vernunft, doch nicht unglücklich. Denn er hat von dem Umfang seines Seelenzustandes keine deutliche Vorstellung. Dadurch unterscheidet sich der helle Zwischenraum von der Genesung.

Meistens laufen dem wiederkehrenden Anfall Zufälle [im Sinne von: Anzeichen] vor, die seine Annäherung anmelden. Der Kranke klagt [über] Zusammenschnürungen und ein Brennen in der Magengegend und den Gedärmen, durstet deswegen sehr, hat aber Abneigung gegen Speisen, ist verstopft, unruhig, schlaflos, fährt im Schlaf schrecklich zusammen. Die Wangen färben sich, das Gesicht glüht, die Halsadern klopfen stärker, das Auge wird roth, die Blicke funkeln. Seine Geberden, die Haltung und Bewegung seines Körpers sind ungewöhnlich. Er heftet seine Blicke gen Himmel, spricht mit sich, läuft schneller, steht still, nimmt die Mine des Nachsinnens oder einer bedächtigen Ueberlegung an. Einige sind ausgelassen lustig, schwatzhaft und brechen ohne Grund in ein lautes Gelächter aus; andere hingegen weinen ohne Ursache, starren auf einen Punkt, und sind versunken in ein düsteres Stillschweigen. Der Phantast hat Visionen, dem Verliebten erscheint seine Psyche im Traume in einer himmlischen Gestalt.“

Kommentar: Hier beschreibt der Verfasser der >Rhapsodien< unverkennbar euphorisch-paralytische Halluzinationen, hervorgerufen durch die Syphilis. Er weiß sogar durch bestimmte wiederkehrende körperliche Veränderungen und Anzeichen, wann ein neuer paralytischer Schub bevorsteht.

Seite 446 bis 447: „Man suche ihm [dem Syphilitiker?] seine Krankheit in den gefälligsten Umrissen als ein hitziges Fieber oder als eine schwere Nervenerkrankung vorzustellen. Ihr wahres Bild würde ihn mit Schauer und namenlose Traurigkeit erfüllen. Besonders verwahre man ihn, dass er nicht solche Epochen seiner Krankheit erfahre, die nach seinem Dafürhalten seine politische Existenz zernichten. Schon der Gedanke im Tollhause gewesen zu seyn, ist dem besonnenen Manne schrecklich! Doch ist ohne Tollhaus die Heilung schwierig, unmöglich. Wie soll diese Kollision vermittelt werden?“

Kommentar: Genau dies war Goethes Problem. Er mußte seine Syphiliserkrankung unter allen Umständen geheimhalten versuchen. Da sie ihm mit Sicherheit seine politische Existenz - seinen Ministerposten und damit sein Ministergehalt - und auch sein Ansehen als ein großer deutscher Dichter „zernichtet“ hätte.

Seite 450: „kömmt“

Seite 489: „das Gall'sche Schimpfforgan“ [gemeint ist: das Gehirn des Menschen]

Kommentar: Goethe war ein Gegner Galls. Siehe auch die >Nachtwachen<.

Analogismen zu Goethes Leben und Werk

Erstes Analogon in der Erzählung >Die Reisenden<

Goethe, nicht Ludwig Tieck, ist der Verfasser der Novelle >Die Reisenden<. Siehe weiter unten. Mit den >Reisenden< sind mehr oder weniger psychisch Kranke oder Irrenhusler assoziiert, die sowohl in Narrenhuser eingesperrt als auch in Freiheit anzutreffen sind, wegen ihrer unschädlichen Narrheit. Durch das Werk >Rhapsodien< wissen wir jetzt, wie und warum Goethe auf den Einfall kam, die Novelle ausgerechnet mit „Die Reisenden“ zu betiteln. Und zwar las er zuvor >Flights of Fancy<, Poems by the Rev. Thomas Penrose (1742 – 1779). Darin steht: „Heil dir, mächtige Tollheit! Heil dir! dein Reich breitet sich aus, deine Macht besiegt alles. – Wohin das schwellende Segel den **Reisenden** trägt, ist nicht der klügste, nicht der beste Mann vor dir frey.“

Und Goethe fügt in den >Rhapsodien< resignierend hinzu: „So viele göttliche Anlagen zu hohen und edlen Thaten, als die Natur in uns gelegt hat, Trieb nach Ruhm, nach eigener Vollendung, Kraft zur Selbstbestimmung und Beharrlichkeit; und Leidenschaften, die durch ihren Sturm für [vor] tödliche[r] Schlafsucht sichern; eben so viele Keime zur Narrheit hat sie uns auch zugleich durch dieselben mitgeteilt. Wir [meint Goethe sich selber?] rücken Schritt vor Schritt dem Tollhause näher, so wie wir auf dem Wege unserer sinnlichen und intellectuellen Cultur fortschreiten.“

Zweites Analogon in der Erzählung >Die Reisenden<

>Rhapsodien<, Seite 225: „In der Absicht hat man es auch bereits wirklich vorgeschlagen, die Kranken bey Nacht, oder in verdeckten Wagen, und durch Umwege in die Irrenanstalt zu fahren, um sie dadurch zu täuschen, als würden sie in ferne Gegenden fortgeschafft. Man bringt sie in ein Tollhaus, das sie als Gesunde nie gesehen haben, und schneidet ihnen in demselben alle Verbindung mit ihren Bekannten ab.“

Analogon in >Die Reisenden<: Der junge Baron von Wolfsberg wird auch des Nachts entführt und in ein weit entferntes Tollhaus gebracht, weil man ihn für geisteskrank hält.

in >„Nachtwachen“ von [des] Bonaventura, alias Goethe<

Goethe ist der Verfasser der >Nachtwachen von [des] Bonaventura<. Die folgende Stelle in den >Rhapsodien< hat große Ähnlichkeit mit einer Stelle in den >Nachtwachen<:

>Rhapsodien<, Seite 73: „Ein Candidat, der erst aus dem Irrenhause entlassen war, sass an einem schönen Fruhlingsabend am Abhange des Ufers. [...] Es schien als beobachtete er seinen Schatten, den der glatte Spiegel des Stroms im Widerschein der Sonne zuruckwarf. „Sie scheinen in tiefes Nachdenken versunken!“, so redete ein Vorübergehender ihn an. – „Ich weiss nicht“, sagte er, mit langsam abgemessenem Tone, den Zeigefinger an die Nase haltend, „bin ich das in dem Strome dort, oder das (indem er auf sich deutete) was hier in den Strom sieht?“ – „Was Sie dort sehen“, antwortete ihm der Vorübergehende, „scheinen Sie zu seyn: was hier sitzt, sind Sie. Nicht so?“ – „Scheinen Sie zu sein“, fiel er ein. „Ja wohl, scheinen: Scheinen, das ists! Ich scheine mir zu seyn! Wer doch wüsste, ob, und was er wäre!“ – „Sind Sie nicht“, fuhr der Vorübergehende fort, „wenn ich fragen darf, Herr *“. – „Sie nennen mich so: Ja es gab eine Zeit, wo ich war, wo ich ganz innig, so wahr, so lebendig mich fühlte. Ich war (jetzt fuhr er auf) der Geist der Welt, einmal der Verderbende. Ich ballte den Donner in meiner Faust, Kraft des Sturms ging vor mir her, mein Athem war Flamme und die Elemente rüttelte ich zusammen in wilder Zerstörung.“ Hier zogen sich seine Muskeln krampfhaft zusammen, seine Augen rollten fürchterlich. „Dann“, fuhr er mit anderer Stimme und andern Geberden fort, „dann war ich der gute, der freundliche Geist, mein Leben Eine Melodie, mein ganzes Wesen aufgelöst in unaussprechliches Gefühl süsser, stiller, uberschwenglicher Ruhe und Seligkeit. Alle Segnungen des Himmels und der Erde flutheten sanft in mir, aus mir, in mich zurück. Aber nun“, so endete er, „nun ists vorbei; nun bin ich der Schatten eines Traumes, verlohren in der Unendlichkeit, suche mich, und finde mich nirgends. O! über den Wahn des Daseyns.“

Analogon in den >Nachtwachen<:

Ophelia an Hamlet

Liebe und Haß steht in meiner Rolle und zuletzt auch Wahnsinn - aber sage mir, was ist das alles eigentlich an sich, daß ich wählen kann? Gibt es etwas an sich oder ist alles nur Wort und Hauch und viel Phantasie? - Sieh, da kann ich mich nimmer herausfinden/244/den, ob ich ein Traum [bin] - ob es nur Spiel [ist] oder Wahrheit? Und ob die Wahrheit wieder mehr als [ein] Spiel [ist]? - Eine Hülse sitzt über der andern und ich bin oft auf dem Punkte, den Verstand darüber zu verlieren.

Hilf mir nur meine Rolle zurucklesen, bis zu mir selbst. Ob ich denn selbst wohl noch außer meiner Rolle wandle oder ob alles nur Rolle [ist] und ich selbst eine dazu? Die Alten hatten Götter und auch einen darunter, den sie Traum nannten; es muß ihm sonderbar zu Mute sein, wenn es ihm etwa einfiel, sich für

wirklich halten zu wollen und er doch immer nur Traum blieb? Fast glaube ich, der Mensch ist auch solch ein Gott. Ich möchte gern mich auf einen Augenblick mit mir selbst unterreden, um zu erfahren, ob ich selbst liebe oder nur mein Name Ophelia? - Und ob die Liebe selbst etwas ist oder nur ein Name? - Sieh, da suche ich mich zu ereilen, aber ich lauf immer vor mir her und mein Name hin/245/terdrein, und nun sage ich wieder die Rolle auf - aber die Rolle ist nicht [mein] Ich. - Bring' mich nur einmal zu meinem Ich, so will ich es fragen, ob es dich liebt.

Ophelia.

Hamlet an Ophelia

Grübele dergleichen Dingen nicht so tief nach, Teure, denn sie sind so verworrener Natur, daß sie leicht zum Tollhause führen könnten!⁶² Es ist alles Rolle, die Rolle selbst und der Schauspieler, der darin steckt, und in ihm wieder seine Gedanken und Plane und Begeisterungen und Possen - alles gehört dem Momente an und entflieht rasch, wie das Wort von den Lippen des Komödianten. - Alles ist auch nur Theater, mag der Komödiant auf der Erde selbst spielen oder zwei Schritte höher, auf den Brettern, oder zwei Schritte tiefer, in dem Boden, wo die Würmer das Stichwort des abgegangenen Königs /246/ aufgreifen; mag Frühling, Winter, Sommer oder Herbst die Bühne dekorieren und der Theatermeister Sonne oder Mond hineinhängen oder hinter den Koulissen donnern und stürmen - alles verfliegt doch wieder und löscht aus und verwandelt sich - bis auf den Frühling in dem Menschenherzen; und wenn die Koulissen ganz weggezogen sind, steht nur ein seltsames, nacktes Gerippe dahinter, ohne Farbe und Leben, und das Gerippe grinsset die anderen noch herumlaufenden Komödianten an.

Willst du aus der Rolle dich herauslesen bis zum Ich? - Sieh, dort steht das Gerippe und wirft eine Handvoll Staub in die Luft und fällt jetzt selbst zusammen - aber hinterdrein wird höhnisch gelacht. Das ist der Weltgeist oder der Teufel - oder das Nichts im Widerhalle!

Sein oder Nichtsein! Wie einfältig war ich damals, als ich mit dem Finger an der /247/ Nase diese Frage aufwarf, wie noch einfältiger diejenigen, die es mir nachfragten und Wunder glaubten, was hinter dem Ganzen stecke. Ich hätte das Sein erst um das Sein selbst befragen sollen, dann ließe sich nachher auch über das Nichtsein etwas Gescheites ausmitteln. Ich brachte damals noch die Unsterblichkeitstheorie von der hohen Schule mit und führte sie durch alle Kategorien. Ja, ich fürchtete wahrlich den Tod der Unsterblichkeit halber - und beim Himmel mit Recht, wenn hinter dieser langweiligen comedia larmoyante noch eine zweite folgen sollte.⁶³ - - Ich denke, es hat damit nichts zu sagen! Darum, teure Ophelia, schlag dir das alles aus dem Sinne; und laß uns lieben und fortpflanzen und alle die Possen mitreiben - bloß aus Rache, damit nach uns noch Rollen auftreten müssen, die alle diese Langweiligkeiten von neuem ausweiten, bis auf einen letzten Schauspieler, der grimmig das /248/ Papier zerreißt und aus der Rolle fällt, um nicht mehr vor einem unsichtbar dasitzenden Parterre spielen zu müssen.

Liebe mich, kurz und gut, ohne weiteres Grübeln!

Hamlet.

Diese Goetheschen Idiotismen, Stil- und Orthographieeigentümlichkeiten und Analogismen zu anderen Werken sind der eindeutige Beweis für Goethes Verfasserschaft an den >Rhapsodien über die Anwendung der psychischen Curmethode auf Geisteszerrüttungen<. Wie und warum kam Goethe auf den Einfall, als Verfasser des Werkes Reil anzugeben? Eine von zwei denkbaren Möglichkeiten stehen uns zur Auswahl: Goethe veröffentlichte entweder das Werk ohne Wissen seines Arztes und Freundes Johann Christian Reil unter dessen Namen oder sogar mit dessen Einverständnis und Wissen. Für das letztere spricht folgendes Briefkonzept:

WA, Brief Nr. 16/4694.

Brief-Konzept an Johann Christian Reil

Das von Ew. Wohlgeb. mir übersandte bedeutende Werk [gemeint ist höchstwahrscheinlich das Werk >Rhapsodien<] habe ich mit vielem Antheil und zu meiner Belehrung durchlesen, es war mir um so willkommener indem Sie darin die wichtigsten Punkte der Naturforschung berühren und Ihre eigne Überzeugung dabey an den Tag legen. Führt mich das Glück wieder in Ihre Nähe, so wird durch eine solche vorläufige Bekanntschaft das Gespräch schneller eingeleitet und belebt. Worauf ich mich im voraus freue.

Erlauben Sie daß ich einen Versuch beylege, wie ich das was Sie p. 58 ff. so schön vortragen, poetisch

⁶² Die Beiden befinden sich ja bereits im Tollhaus! Eine gelungene satirische Spitze Goethes auf das große Tollhaus: die Erde. Wozu die Menschen die Erde gemacht haben: zum Tollhaus.

⁶³ Gemeint ist: Goethe fürchtete in jungen Jahren zu sterben, bevor er als Dichter berühmt und damit „unsterblich“ geworden wäre.

auszusprechen gewagt habe.

Der ich mit vorzüglichster Hochachtung ...

Goethe könnte das Werk >Rhapsodien über die Anwendung der psychischen Curmethode auf Geisteszerrüttungen< wiederum „verschenkt“ haben, wie er bereits in früheren Zeiten seinen Dichterfreunden und seinem Sohn Ludwig Tieck zu literarischen Werken und Einkünften verhalf. Reil besorgte den Druck bei seinem Verlag, der Curtschen Buchhandlung in Halle, und übersandte nach Drucklegung Goethe ein Exemplar zur Rezension in der Jenaer Allgemeinen Literaturzeitung. Das Autorenhonorar durfte Reil selbstverständlich für sich verbuchen, bzw. er konnte es als eine Spende für Hilfsbedürftige verwenden. Dies war wahrscheinlich der ausschlaggebende Beweggrund für Reil, sich auf diesen Literaturschwindel einzulassen. Möglicherweise läßt sich im literarischen und brieflichen Nachlaß von Johann Christian Reil noch die Wahrheit herausfinden. Die letztendlich zu klärende Frage ist nur diese: wurden die >Rhapsodien< mit Reils Wissen oder ohne sein Wissen unter seinem Namen publiziert?

Kapitel XI.2: Textauszug aus den

>Rhapsodien über die Anwendung der psychischen Curmethode auf Geisteszerrüttungen<

De impossibilitate ita statuo: ea omnia possible et
praestabilia censenda, quae ab aliquibus persici
possunt, licet non a quibusvis, et quae a multis
conjunctim, licet non ab uno, et quae in succes-
sione saeculorum, licet non eodem aevo, et de-
nique, quae publica cura et sumptu, licet non
opibus et industria singulorum. B a c o.

§ 1.

Es ist eine sonderbare Empfindung, wenn man aus dem Gewühle einer grossen Stadt auf einmal in ihr Tollhaus tritt. Man findet sie hier noch einmal, im Geschmack des Vaudeville's vorgestellt, und irgendwo in diesem Narrensystem ein bequemes Genus für sich selbst. Das Tollhaus hat seine Usurpateurs, Tyrannen, Sklaven, Frevler und wehrlose Dulder, Thoren, die ohne Grund lachen, und Thoren, die sich ohne Grund selbst quälen. Ahnenstolz, Egoismus, Eitelkeit, /8/ Habsucht und andere Idole der menschlichen Schwäche führen auch auf diesem Strudel das Ruder, wie auf dem Ocean der grossen Welt. Doch sind jene Narren, in Bicetre und Bedlam offener und unschädlicher, als die aus dem grossen Narren - Hause. Der Rachsüchtige gebeut, dass Feuer vom Himmel falle, und der eingebildete Heerführer glaubt, nach einem tollkühnen Plan, den halben Erdball mit dem Schwerdt zu zerstören. Doch rauchen keine Dörfer, und keine Menschen winseln in ihrem Blute.

Wie wird uns beim Anblick dieser Horde vernunftloser Wesen, deren einige vielleicht ehemals einen Newton, Leibnitz oder Sterne zur Seite standen? Wo bleibt unser Glaube an unsern ätherischen Ursprung, an die Immaterialität und Selbstständigkeit unseres Geistes und an andere Hyperbeln des Dichtungs-Vermögens, die im Drang zwischen Hoffen und Fürchten erfunden sind? Wie kann die nemliche Kraft in dem Verkehrten anders seyn und anders wirken? Wie kann sie, deren Wesen Thätigkeit ist, in dem Cretin Jahre lang schlummern? Wie kann sie mit jedem wechselnden Mond, gleich einem kalten Fieber, bald rasen, bald vernünftig seyn? Wie kann ein unvernünftiges Thier, das wie der Mensch toll, närrisch und dumm wird, durch ein zerbrochenes Rad seiner Organisation eine Vernunft verlieren, die es nie gehabt hat? Mit jedem Gliede, mit jedem Sinnwerkzeuge des Körpers, wird ein /9/ Theil der Seele amputirt. Ein Meer von Ideen in den Archiven der Dichtkunst, die feinsten Spiele des Witzes, die sinnreichsten Erfindungen, die zartesten Gefühle, die brennendsten Bilder der Phantasie, die heftigsten Triebe, die die Seele unaufhaltbar zum Handeln fortreissen, wären nicht, wenn der Theil des Körpers nicht wäre, der seine Art fortpflanzt. Ein Faser im Gehirn erschläfft, und der in uns wohnende Götterfunke ist zu einem Feen-Mährchen geworden.

Die grosse Welt spielt immerhin auf die kleine nach ihrer zufälligen Verbindung mit derselben. Die empfangenen Eindrücke werden vorgestellt und im Selbstbewusstseyn als Eigenthum aufgenommen. Sie dringen vorwärts an die Leitschnüre des Nervensystems, bis zum Hauptbrennpunkt der Organisation, und werden von da nach aussen, oder nach andern Regionen, innerhalb ihrer Grenzen, reflectirt. Die Aussendinge wechseln, es wechseln die Reflectionspunkte in der Organisation. Diese werden nemlich nach Maassgabe der Thätigkeiten, die jene ehemals erregt haben, immerhin nach andern Orten verlegt. Es construirt sich durch

sich selbst unvermerkt ein anderes Instrument. So entstehen meandrische Züge und unvorhergesehene Impulse zur Thätigkeit, die uns als Spontaneität blenden, weil wir ihre Causalität, und daher auch ihre bedingte Nothwendigkeit nicht kennen. Es ist sogar nicht un/10/wahrscheinlich, dass durch eine eigenthümliche Locomotivität aetherisch-gasförmiger Substanzen, und durch den Wechsel ihrer + [plus] und – [minus] Natur, die entgegengesetzten Pole im Microcosmus umgetauscht und das Innere der Organisation gleichsam nach aussen gekehrt werden könne. Der Nachtwandler producirt die nemlichen Handlungen, die wir am Tage nach den Gesetzen der Willensfreiheit bewirken, unter einer anderer Vorzeichnung im Schlaf, und in einer illüstrten Grösse, die uns in Erstaunen setzt. Er producirt sie gezwungen, als Automat, ohne klares Bewusstseyn und Spontaneität, durch die abgemessenen Reflectionspunkte seiner Nerven-Organisation.

Wir stellen die Veränderungen in den Vorhöfen unseres Tempels als Lust und Schmerz, und die feinern Spiele im Allerheiligsten als Anschauungen und Imaginationen vor, knüpfen sie, als uns angehörig, in unserem Selbstbewusstseyn zusammen, und werden dadurch instinctmässig zum Begehren und Verabscheuen getrieben, und beschränkt von Zeit und Raum, [werden wir] durch Bastard-Vorstellungen geäff[ft], in welchen wir das Ich und Nichtich, wie die Grundfarben in der Grünen, verlieren.

Eine andere Reflection! Ist unser Verhalten gegen diese Unglücklichsten unserer Mitbrüder der Gesetzgebung der Vernunft gemäss? Leider nein! Indolenz, Habsucht, Eigennutz, Intrigue und kalte Barbarey liegen auch hier, wie überall, /11/ im Hintergrunde versteckt und speien die Maximen aus, nach welchen die übertünchten Menschen-Gruppen gegenseitig auf einander wirken. Doch verstösst diese Handlungs-Weise nicht allein gegen die Pflichten, die wir Andern schuldig sind, sondern sogar gegen unser eignes Interesse. Verrückte, die sich nicht selbst rathen und dem Betrüge Betrug entgegen stellen können leiden an einem Gebrechen, das in der Menschheit selbst gegründet ist, dem wir also alle, mehr als jedem anderen, offen liegen, und das wir, weder durch Verstand, noch durch Rang und Reichthum abhalten können. Moralische und physische Potenzen, der Anfall eines hitzigen Fiebers und ein unvermeidlicher Stoss des Verhängnisses, der einzelne Familien oder ganze Staaten erschüttert, können uns für immer einen Platz im Tollhause anweisen. Wunderlich treibt das Glück sein Spiel mit dem Menschen. Es windet ihn zum Diadem hinauf, und pflöpft denn darauf, wie auf der Kutte des Bettlers, dies Extrem des Missgeschicks. So greifen auch hier Kopf und Schwanz dieser Schlange zusammen. Erst im Jahre 1772, sagt Langermann *⁶⁴, sind die Stellen für Wahnsinnige in den öffentlichen Häusern zu Torgau und Waldheim verdoppelt, und zwanzig Jahre nachher fehlte es schon wieder an Raum, alle zuströmen/12/den Narren aus Chursachsen aufzunehmen,

„Heil dir, mächtige Tollheit! Heil dir! dein Reich breitet sich aus, deine Macht besiegt alles. Wohin das schwellige Seegel den Reisenden trägt, ist nicht der klügste, nicht der beste Mann vor dir frey“*)⁶⁵. So viele göttliche Anlagen zu hohen und edlen Thaten, als die Natur in uns gelegt hat, Trieb nach Ruhm, nach eigener Vollendung, Kraft zur Selbstbestimmung und Beharrlichkeit, und Leidenschaften, die durch ihren Sturm für tödliche Schlagsucht sichern, eben so viele Keime zur Narrheit hat sie uns auch zugleich durch dieselben mitgetheilt. Wir rücken Schritt vor Schritt dem Tollhause näher, so wie wir auf dem Wege unserer sinnlichen und intellectuellen Cultur fortschreiten. Erst muss der physische Mensch krank gemacht werden, damit beginnt die Entbindung des intellectuellen. Eine absolute Macrobiothik übt der Nomade am Kupferfluss aus. Wollt ihr diese, so geht hin, und thut desgleichen. Allein unendlich mehr Geist erfordert die Kunst, den Menschen mit sich selbst einig zu machen und die Widersprüche auszugleichen, in welche die Erhaltung des Individuums durch den Anbau der Seele geräth. Sie ist der natürliche Parasit des Körpers und verzehrt in dem nemlichen Verhältniss das Oehl des Lebens stärker, welches sie nicht erworben hat, als die Grenzen /13/ ihres Wirkungskreises erweitert werden *)⁶⁶. Im Zustande der Natur, sagt Kant***)⁶⁷, kann der Mensch nur wenig Thorheiten begehen, und schwerlich der Narrheit unterworfen seyn. Seine Bedürfnisse halten ihn jederzeit nahe an der Erfahrung und geben seinem gesunden Verstande eine so leichte Beschäftigung, dass er kaum bemerkt, er habe zu seinen Handlungen Verstand nöthig. Seinen groben und gemeinen Begierden giebt die Trägheit eine Mässigung, welche der wenigen Urtheilskraft, die er bedarf, Macht genug lässt, über sie, seinem grössesten Vortheile gemäss, zu herrschen. Wo sollte er wol zur Narrheit Stoff hernehmen, da er, um Anderer Urtheil unbekümmert, weder eitel noch aufgeblasen seyn kann? Indem er von dem Werthe ungenossener Güter gar keine Vorstellung hat, so ist er für die Ungereimtheit der filzigen Habsucht gesichert, und weil in seinem Kopfe niemals einiger Witz Eingang findet, so ist er eben deswegen gegen allen Aberwitz verwahrt. Gleichergestalt kann die Störung des Gemüths in diesem Stande der Einfalt nur selten Statt finden. Wenn das Gehirn des Wilden einigen Anstoss erlitten hat, so weiss /14/ ich nicht, wo die

⁶⁴ *) Diss. de Methodo cognoscendi curandique animi morbos stabilienda; Jenae 1797. p. 3.

⁶⁵ *) Penrose's Flights of Fancy p.16.

⁶⁶ *) Reil, Über die Erkenntniss und Cur der Fieber, 4. Bd. §. 25.

⁶⁷ **) Sammlung einiger bisher unbekannt gebliebener Schriften von Immanuel Kant , herausgegeben von Rink. Königsberg 1800. S. 50.

Phantasterey herkommen sollte, um die gewöhnlichen Empfindungen, die ihn allein unablässig beschäftigen, zu verdrängen. Welcher Wahnsinn kann ihm wol anwandeln, da er niemals Ursache hat, sich in seinem Urtheile weit zu versteigen? Der Wahnwitz liegt ganz über seine Fähigkeit. Er wird, wenn er im Kopfe krank ist, entweder blödsinnig oder toll seyn, und auch dieses muss höchst selten geschehen, denn er ist mehrentheils gesund, weil er frey ist, und Bewegung hat. In der bürgerlichen Verfassung finden sich eigentlich die Gährungsmittel zu allem diesen Verderben, die, wenn sie es gleich nicht hervorbringen, gleichwohl es zu unterhalten und zu vergrössern dienen.

Dies sind Gründe, die uns Milde gegen Irrende gebieten, aus Eigenliebe, ohne Nächstenliebe. Dennoch perennirt die Barbarey, wie sie aus der rohen Vorzeit auf uns übergetragen ist: Wir sperren diese unglücklichen Geschöpfe gleich Verbrechern in Tollkoben, ausgestorbne Gefängnisse, neben den Schlupflöchern der Eulen in öde Klüfte [Höhen] über den Stadthoren, oder in die feuchten Kellergeschosse der Zuchthäuser ein, wohin nie ein mitleidiger Blick des Menschenfreundes dringt, und lassen sie daselbst, angeschmiedet an Ketten, in ihrem eigenen Unrath verfaulen. Ihre Fesseln haben ihr Fleisch bis auf die Knochen abgerieben, und ihre hohlen und bleichen Gesichter harren des nahen Grabes, das ihren Jammer und unsere /15/ Schande zudeckt. Man giebt sie der Neugierde des Pöbels Preis, und der gewinnsüchtige Wärter zerrt sie, wie seltene Bestien, um den müssigen Zuschauer zu belustigen. Sie sind wie die Pandekten ohne System, oder confus, wie die Ideen ihrer Köpfe, in den Irrhäusern geordnet. Fallsüchtige, Blödsinnige, Schwätzer und düstre Misanthropen schwimmen in der schönsten Verwirrung durch einander. Die Erhaltung der Ruhe und Ordnung beruht auf terroristische Principien. Peitschen, Ketten und Gefängnisse sind an der Tagesordnung. Die Officianten sind meistens gefühllose, pflichtvergessene, oder barbarische Menschen, die selten in der Kunst, Irrende zu lenken, über den Zirkel hinausgetreten sind, den sie mit ihrem Prügel beschreiben. Sie können die Plane des Arztes nicht ausführen, weil sie zu dumm, oder sie wollen es nicht, weil sie niederträchtig genug sind, ihren Wucher der Genesung ihrer fetten Pensionaire vorzuziehen. Der gescheuteste Arzt ist gelähmt, wie der Handwerker ohne Werkzeug *)⁶⁸. In den meisten Irrhäusern sind die Stuben eng, dumpf, finster, überfüllt, im Winter kalt wie die Höhlen der Eisbären am Nordpol, und im Sommer dem Brande des krankmachenden Syrius ausgesetzt. Es fehlt an geräumigen Plätzen zur Bewegung, an Anstal/16/ten zum Feldbau. Die ganze Verfassung dieser tollen Tollhäuser entspricht nicht dem Zweck der erträglichsten Aufbewahrung, und noch weniger der Heilung der Irrenden. Der bunte Haufe ist zu sehr an Schmetterlingssüssigkeiten gewöhnt, um diese Orte des Jammers zu besuchen, und begnügt sich mit einigen Anekdoten aus seiner Heimath, die der Reisende am Spieltisch debütirt. Der Geschäftsmann hat wichtigere Dinge zu betreiben, und der Staat geht, wie der Pharisäer, kalt und fühllos vorüber. Indess man die Kraft auf die Grenzen stellt und die Schaale deckt, modert im Inneren der Kern. Wo sind die Früchte unserer gerühmten Cultur, Menschenliebe, Gemeingeist, ächter Bürgersinn und edle Resignation auf eigenes Interesse, wenn es auf Rettung Anderer ankommt? Man muss warlich in der Jugend ein warmer Freund der Menschen gewesen seyn, um sie im Alter wie die Sünde zu hassen, wenn man sie kennen gelernt hat.

Herrn Wagnitz danken daher alle Edle, denen die Rettung der Nothleidenden in dem Kellergeschoss unseres Zuchthauses am Herzen liegt, und segnen seine Feder, die aus Menschheit für die Menschheit schreibt. Vergebens regt sich die Scheelsucht, wenn sie auf Nebenabsichten hinwinckt, und kehrt den Stachel gegen sich selbst. Das Verdienst steigt in gleichen Verhältnissen, als es mehrere Zwecke durch einerley Mittel zu realisiren im Stande ist. Dass er die Verrückten an /17/ der Thür vorbey gieng, um nach einem Decennium von den Verbrechern da zurückzukehren, wo er bequem hätte anfangen können, halten wir gern seiner Kunstliebe für die Heilung moralischer Krankheiten zu Gute. Jene schwarzen Patienten gehören freilich allein für den schwarzen Rock, der ihre Laster und seine fruchtlosen Bemühungen betrauert. Allein hier thut er wohl, ein Hülfskorps unter seine Fahne zu nehmen, das er zu Streifzügen und in gefährliche Defilees mit Vortheil gebrauchen kann. Dazu empfehle ich ihm die Zunft der Aerzte. Sie haben Muth und Kraft, weil jeder ihrer bedarf. Sie sind Zöglinge aus der Schule der grossen Natur, die den Menschen vom Menschen nicht trennt, und sehn daher den Kränkungen seiner Rechte mit Unwillen zu. Sie werden grau im Jammer, den sie täglich in seinen grellsten Farben anschauen und sind daher zum Handeln bereit, wenn es auf Beistand der leidenden Menschheit ankömmt. Sie kennen endlich den Menschen, den sie leider zu oft hinter dem Vorhang schau, wenn er es im Drange der Umstände vergisst, die Maske fest zu halten. Der Betrogne entlarvt den Betrüger; der Sünder beichtet seine eigne Schande, wenn ihm dadurch geholfen werden muss; und der Barbar entblödet sich nicht, selbst in dem Angesicht des Todes, zu seyn, was er nicht scheinen mag, sobald der sinnlose Kranke die Härte seines Herzens zu brandmarken ausser Stande ist. So ist leider meistens /18/ jene gleissnerische Moralität in dem offenen Gewühle der Welt nichts Inneres, sondern ein Kunstgetriebe äusserer Verhältnisse. Man schildere daher zum Besten der Irrenden ihrer Nächsten scheussliche Larve, damit sie in diesem Spiegel erröthen, und nothgedrungen thun, was sie aus innerem Triebe nicht haben thun wollen. Doch genug zur Empfehlung meiner Collegen. Sie möchten sonst auch über

⁶⁸ *) Reil über die Erkenntniss und Cur der Fieber. Halle 1799. 4. Bd. §. 92.

die Schnur springen, und den General en Chef zu dieser Unternehmung aus ihrer Mitte wählen wollen. Ich werde, um mich für alle Zunftfehden bestens zu verwalten, mich streng an meinen Leisten halten, und bloss solche Fehler der Irrenanstalten rügen, die dem Aesculap Herzweh machen.
[...]

§ 16

Ich komme nun zum schwersten Theil, nemlich zur Heilkunde der Geisteszerrüttungen durch psychische Mittel, d. h. zu den Regeln, nach welchen obenbenannte Mittel den in der Erfahrung vorkommenden individuellen Krankheitsfällen angepasst werden /218/ müssen. Wir stellen die Kräfte der Mittel und die concrete Krankheit mit ihren sämtlichen innern und äussern Verhältnissen neben einander und gewinnen dadurch die Anzeigen und Gegenanzeigen. In der That eine missliche Arbeit, da uns die Kräfte der Mittel, das Wesen der Krankheit, ihre Zusammensetzung, ihr Verhältniss zu den entfernten Ursachen und ihre Modifikationen durch die Individualität so oft unbekannt sind. Ich werde daher nur Versuche machen und einige Grundrisse entwerfen, die von der Zukunft erst ihre Vollendung erwarten. Wir sind noch zu arm an Erfahrungen in diesem Fache, um durch sie zu den allgemeinsten Resultaten zu gelangen. Von den vorhandenen habe ich, so viele und so allgemeine Regeln abgezogen, als es mir möglich war, und diese durch Beispiele zu erläutern gesucht.

§ 17

Vorläufig einige allgemeine Regeln, die auf die psychische Curmethode des Wahnsinns überhaupt Bezug habe.

1) Ein zuverlässiges Heilverfahren dieser Krankheit ist nach dem jetzigem Stand unseres Wissens nicht möglich. Die Natur derselben und ihre Causalverhältnisse sind uns wenig bekannt und die Wirkungen der psychischen Mittel so relativ, dass wir auf nichts Bestimmtes rechnen können. Weder die Art der Erregung der Seele, /219/ wie sie unsern Absichten entspricht, noch die Stärke, Dauer und Ausbreitung derselben steht durch sie in unserer Gewalt. Wir müssen uns daher jetzt noch mit ganz allgemeinen Anweisungen begnügen und auf das Talent des Künstlers⁶⁹ rechnen, diese den concreten Fällen anzupassen. Daher sollte man vorerst gute Köpfe, die Genie, Scharfsinn, Erfindungsgeist und Philosophie haben, durch Uebung zu einer geläuterten Empirie ausbilden: Diese würden mit Behutsamkeit das Bekannte auf die vorkommenden Fälle anwenden, ihren Irrthum bald einsehen, dadurch zu entgegengesetzten Methoden geleitet werden und nach und nach von ihren gemachten Erfahrungen allgemeine Ideen absondern, die als künftiges Regulativ in der Behandlungsart der Irrenden dienen könnten.

2) Eine Hauptsache ist es, dass der Kranke gleich beim ersten Ausbruch seiner Geisteszerrüttung in die Hände eines geschickten Arztes falle. Die Krankheit schreitet fort, ändert ihre Gestalt wird schwerer heilbar mit ihrem Alter und ein Fehlgriff bey den ersten Versuchen kann den Kranken für jeden künftigen Plan unempfänglich machen. Mittel, die in der Frühzeit zuverlässig gewirkt hätten, sind fruchtlos in der Folge. Der Curplan richtet sich also nach dem Gang, Alter, den Metamorphosen der Krankheit und der Heilmethode, die bereits wider dieselbe angewandt ist. Psychische Versuche, die nichts mehr wir/220/ken, lässt man fahren und vertauscht sie mit anderen.

3) Alle zum Behuf des Curplans erfundenen psychischen Mittel, Zerstreungen, Ableitungen u. s. w. müssen dem Kranken als durch Zufall herbeigeführt erscheinen und daher mit Klugheit und Behutsamkeit ausgeführt werden, damit er nichts von Absicht oder Betrug ahnde. In dieser Rücksicht rechne man nicht zuviel auf seinen Stumpfsinn. Er ist gewöhnlich schlauer, als wir es vermuthen, und unterscheidet das Natürliche von dem Künstlichen richtig genug. Sind wir einmal auf Betrug ertappt, so ist das Zutrauen für immer verlohren und jeder künftige Versuch misslingt aus Verdacht eines ähnlichen Betrugtes.

4) Verliert derjenige, welcher die Cur des Kranken vorzüglich handhabet, das Zutrauen desselben durch irgend einen Fehlgriff in der Methode, so gelingt ihm schwerlich irgend ein künftiger Versuch. Er gehe ab⁷⁰ und überlasse seinen Platz einem andern Arzt, den sein Irrthum auf einen entgegengesetzten besseren Weg leiten kann. In der Regel wird es gerathen seyn, solche Kranke ganz in eine andere Anstalt abzuliefern. Eben dies gilt auch von dem Fall, wo der Kranke, wegen einer unbekanntes Idiosyncrasie, seinen Arzt nicht leiden kann.

5) Den Kranken, der sich ermannt hat, muss man zu halten suchen. In dem Moment, wo er /221/ zurücksinken will, setze man ihm gleich eine Stütze. An Mannichfaltigkeit der Mittel darf es daher denn

⁶⁹ Der Arzt Reil hätte gewiß geschrieben: „auf das Talent des Arztes“.

⁷⁰ Das ist wiederum typisches Theater-Vokabular: „Er gehe (von der Bühne ab“.

psychischen Arzt nicht fehlen. Jeder wiederkehrende Anfall hinterlässt eine neue Zerrüttung des Gehirns. Wie niederschlagend ist es daher für den Arzt, sein angefangenes Werk so oft durch Irrthum und Nachlässigkeit anderer wieder zerstört zu sehn, wie nachtheilig sind die Besuche bey Privat-Kranken. Das bunte und zwecklose Gewäsch entkräftet das Gehirn derselben und eröffnet seiner Tendenz zur Anomalie neue Schlupfwege. Wie sehr wäre es zu wünschen, das der Arzt immer um den Kranken seyn könnte und hinlängliche Gehülfen hätte, die mit ihm in ein Ganzes harmonisch zusammenfassten.

§ 18.

Der erste Angriff auf Geisteszerrüttete muss wahrscheinlich der seyn, sie vorzubereiten, dass in der Folge mit Vortheil psychisch auf sie gewirkt werden könne. Es ist hier, wie bey moralischen Gebrechen, meistens eine geringe Kunst, abstrakte Hülfen für abstrakte Uebel anzugeben. Manche Geisteszerrüttungen, die auf Chimären und vorgefasste Urtheile beruhn, würden auf der Stelle geheilt seyn, wenn der Kranke unsern Vorschlägen Gehör leistete, sich zerstreute, seine Grillen⁷¹ bey Seite setzte und ihren Ungrund ernstlich prüfte. Allein ebendann, wenn er dies wollte und könnte, /222/ würden seine Irrthümer keine Seelenkrankheiten seyn. Er ist entweder nicht zu überzeugen, dass er wirklich leide, oder doch unvermögend, sich durch Mittel zu helfen, die gesunden Menschen in ähnlichen Fällen zur Seite stehn. Der Starrsüchtige ist taub für alles, was mit seiner fixen Idee nicht zusammenhängt, der Flatterhafte kann an kein Mittel gehalten werden, das ihn retten könnte. Es wird sogar dem gesunden Menschen oft schwer, seinen Geist durch die Macht des Vorsatzes zu halten, Furcht, Traurigkeit und ungegründetes Misstrauen durch Vernunftgründe zu bekämpfen, die üppige Phantasie von ihren habituellen Zügen abzuleiten und in ihre Grenzen zurückzuweisen. Wie unendlich schwerer muss dies Kranken seyn, denen entweder aller Vorsatz sich zu helfen fehlt, oder welche nicht einmal überzeugt werden können, dass sie krank sind. Diese muss man durch Zwang nöthigen, sich einer Cur zu unterwerfen, wie man Kinder zum Einnehmen der Arzneien zwingt. Eben dies, die allgemeinen Regeln der Individualität anzugaffen und den Curplan mit den mannichfaltigsten Verhältnissen des bedingten Falls in eine solche Verknüpfung zu stellen, dass sein Zweck erreicht wird, erfordert einen Scharfsinn und eine Fertigkeit, durch welche das Genie von dem Kunstprodukte und der praktische Arzt von dem theoretischen sich unterscheidet.

/223/ Die Vorbereitung zur psychischen Cur muss durchgehends auch durch psychische Mittel veranstaltet werden. Durch sie beabsichtigen wir einen doppelten Zweck. Theils soll sie die Besonnenheit des Kranken wecken, theils denselben zum Gehorsam nöthigen. Beides erreichen wir, mit geringen Modifikationen, meistens durch einerley Mittel und auf dem nemlichen Wege. Durch starke und schmerzhaft Eindrücke erzwingen wir des Kranken Aufmerksamkeit, gewöhnen ihn an unbedingten Gehorsam und prägen seinem Herzen das Gefühl der Nothwendigkeit unauslöschlich ein. Der Wille seiner Vorgesetzten muss ein so festes und unabänderliches Gesetz für ihn seyn, dass es ihm, eben so wenig einfällt, sich demselben zu widersetzen, als wider die Elemente zu kämpfen. Die Vortheile dieser Vorbereitung zur Erreichung des Zwecks der Cur sind ausnehmend gross. Durch Gehorsam und wiedergeweckte Besonnenheit muss der Kranke erst empfänglich für alle künftige Operationen gemacht werden. Sie sind also gleichsam die Grundlage des gesammten Heilgeschäfts.

Die Mittel zur Erreichung beider Zwecke, Besonnenheit zu wecken und Gehorsam zu erzwingen, richten sich nach der Individualität des Kranken, dem Grad und der Art seiner Krankheit, nach seiner Erziehung, seinen Gefühlen, kurz nach seinen sämtlichen inneren Bestimmungen.

/224/ Jeder Kranke ist ein Subject eigner Art, das wie jedes Kind nach seiner Weise gezogen seyn will. Unbedingte Regeln giebt es daher auch hier, wie überall nicht. Der Arzt muss sie mit Hülfe seiner praktischen Fertigkeit dem individuellen Fall anpassen. Der rohe Naturmensch und der an Druck gewöhnte Sklave kann durch eine harte, der Mann von Bildung und Ehrgefühl durch eine sanftere Behandlung, zum Gehorsam gebracht, der gebeugte Menschenhasser durch Güte und Nachgiebigkeit, der trotzige Wüthrig durch Ernst und unnachlässige Strenge gewonnen werden. Im Anfang führen meistens Mittel, die Furcht machen, am schnellsten zum Ziel. Selbst solche Kranke, die durch Güte gezogen werden müssen, fodern in dieser Periode eine ernsthafte Behandlung, um ihnen Achtung für ihre Vorgesetzte einzuflöszen. Sie ähneln den Kindern, die es versuchen, ihren Willen durchzusetzen, aber bald einlenken, wenn ihrem Vorsatze ein schmerzhaftes Hinderniss in den Weg gestellt wird.

Ich will einen Kranken setzen, der in einem hohen Grade faselt oder kataleptisch und unverwandt auf einen Gegenstand hinstarrt und daher der Besonnenheit und alles Bewusstseyns äusserer Nothwendigkeit beraubt ist. Denselben will ich von dieser äussersten Grenze durch alle Stufen der wiederkehrenden Vernunft bis zum ungebundenen Gebrauch derselben aufwärts führen und für jede Periode die Mittel anzeigen, die derselben ange/225/ messen zu seyn scheinen. Man verzeihe es mir, wenn ich in der Erfindung der Mittel für

⁷¹ Lieblingsausdruck Goethes: >Grillen<.

diesen hypothetischen Fall der Phantasie freien Lauf lasse. Das aufgestellte Gemählde⁷² soll eine blosser Idee seyn, wie ohngefähr gehandelt werden könnte, die in der Wirklichkeit unendlicher Variationen fähig ist.

Um den Kranken zu unterjochen muss man ihm zuvörderst jede Stütze rauben, damit er sich durchaus hilflos fühle. Man entferne ihn von seinen Verwandten, dem Gesinde, das ihm gehorchen muss, von seinem Hause und aus seiner Vaterstadt, bringe ihn in ein Tollhaus in welchem ihm weder das Lokal noch die Menschen bekannt sind. Dies spannt seine Erwartung, und um desto mehr, wenn seine Einführung in dasselbe mit feierlichen und schauerhaften Szenen verknüpft ist. Er hört bey seiner Annäherung Trommelschlag, Kanonendonner, fährt über Brücken, die in Ketten liegen, Mohren empfangen ihn. Ein Eintritt unter so ominösen Vorbedeutungen kann auf der Stelle jeden Vorsatz zur Widerspenstigkeit vernichten. In der Absicht hat man es auch bereits wirklich vorgeschlagen die Kranken bey Nacht, oder in verdeckten Wagen und durch Umwege in die Irrenanstalt zu fahren, um sie dadurch zu täuschen, als würden sie in ferne Gegenden fortgeschafft. Man bringt sie in ein Tollhaus, das sie als Gesunde nie gesehen haben, und schneidet ihnen in demselben alle Ver/226/bindung mit ihren Bekannten ab. Schon deswegen sollte man es nicht verstaten, dass auch die Tollhäuser der Neugierde zum Tummelplatz und dem Müssiggang zum Zeitvertreib dienen müssen. Die Officianten könnten eine unbekante und sonore Sprache reden. Der Kranke glaubt dann, unter fremde Nationen gerathen zu seyn. Dies macht ihn muthloser. Er wird die Blößen derselben nicht so leicht gewahr, die er zu entdecken meistens noch schlaue genug ist, und vermuthet hinter unverständlichen Tönen mehr Weisheit, als sie wirklich andeuten. Daher, sagt Willis, werden Fremde, die auch nicht einmal die Sprache des Tollhauses verstehn, unter gleichen Umftänden leichter geheilt als Einländer, weil sie vollkommener isolirt sind. Ferner kommt sehr viel auf Körperbau, Gang, Geberden, Stimme und auf den festen und durchdringenden Blick der Vorgesetzten an. Des D. Willis Miene soll gewöhnlich freundlich und leutseelig seyn, aber sich augenblicklich verändern, wenn er einen Kranken zum erstenmale ansichtig wird. Er gebietet demselben Ehrfurcht durch sein Ansehn, und fasst ihn scharf ins Auge, als könnte er alle Geheimnisse aus dem Herzen desselben ans Tageslicht hervorlocken. So gewinnt er augenblicklich eine Herrschaft über den Kranken, die er hernach mit Vortheil zu seiner Heilung gebraucht. In der Folge lenkt er ein, vertauscht seinen Ernst mit Leutseeligkeit, die Strenge mit Güte und zieht /227/ dadurch den Kranken wieder an sich, den er zuvor gleichsam von sich abstieß.

In der Regel müssen wir, wenigstens im Anfang, kurz befehlen und auf eine augenblickliche und pünktliche Befolgung des Befehls dringen, Raisonnements und Ueberredungen durch Gründe sind zweckwidrig. Man befiehlt bloss das, was man bey Widerspenstigkeit durch Gewalt erzwingen kann oder verpönt die Befehle und vollzieht dann die Strafe richtig, wenn sie nicht befolgt werden. Andere Dinge, die zu erzwingen nicht in unserer Gewalt stehn, müssen entweder gar nicht oder nur bittweise verlangt werden. Ist es dem Verrückten einmal gelungen, unseren Befehlen auszuweichen, so macht dies ihn kühn zu neuen Versuchen und hartnäckig für die Folge. In der Erziehung der Kinder befolgen wir die nemlichen Maximen. Pargeter*)⁷³ wurde zu einem wahnsinnigen Jüngling gerufen, der mit den Kleidern im Bette lag und sich nicht ausziehen liess. Er ging allein zu ihm, setzte sich in seiner Nähe und sah die Gelegenheit ab, ihn fest ins Auge zu fassen. Nun gab er ein verabredetes Zeichen mit dem Fuss. Zwey Weiber traten herein, die Befehl zum Ausziehen bekamen und es ohne Widerrede verrichteten.

Einige Kranke haben von dem exaltirten Zustand ihrer Kräfte ein so lebhaftes Gefühl, dass /228/ sie des Wahns leben, als könne ihnen nichts widerstehn. Diese überzeugt man vom Gegentheil. Man ergreift sie mit hinlänglicher Kraft, ohne Rücksicht auf ihr Widerstreben, taucht sie in kaltes Wasser, oder stürzt sie in einen reissenden Strom. Andere zarte und furchtsame Subjekte können durch ein rauhes Anfahren, durch Drohungen oder durch den blossen Anblick einer schauerhaften Scene zum Gehorsam gebracht werden. Ein gewisser Monarch wurde wahnsinnig. Man nahm ihm allen eitelen Prunk, trennte ihn von seiner Familie und sperrte ihn in einem einsamen Pallast ein. Dann erklärte ihm derjenige, der die Behandlung leitete, dass er kein Souverain mehr, sondern zu gehorchen jetzt an ihm die Reihe sey. Man gab ihm zwey Pagen, die ihn theils bedienen, theils durch ihre Ueberlegenheit an Kräften ihn überzeugen sollten, dass er ganz von ihnen abhängt. Eines Tages empfing er seinen Arzt hart, und sich hatte er mit Koth besudelt. Gleich trat einer der Pagen ins Zimmer, ergriff ihn mit drohender Miene um die Mitte des Leibes, warf ihn mit Kraft auf eine Matratze, entkleidete ihn, wusch ihn, zog ihn frisch an, und trat dann wieder auf seinen Posten zurück. Durch dergleichen wiederholte Warnungen wurde der Kranke bald folgsam, unterwarf sich der Cur und genas durch dieselbe bald völlig *)⁷⁴.

/229/ Den gefesselten Kranken soll man durch Eindrücke, die auf das Gefühl und die Sinne wirken, den, der noch einigen Gebrauch des Verstandes hat, durch moralische Mittel zum Gehorsam nöthigen. Die sinnlichen Eindrücke müssen bloss rührend, z. B. donnernde Töne seyn, wenn der Kranke sinnlos ist, sie

⁷² Eigentümlichkeit Goethes: Anstatt >Beispiel< verwendet Goethe lieber die Bezeichnung >Gemählde<.

⁷³ *) I. c. 41 S.

⁷⁴ *) Pinell. c. 205 S.

müssen schmerzhaft seyn, wenn er Energie und Widerstand äussert, sie müssen endlich in der Form von Strafen angewandt werden, wenn er hartnäckig und boshaft ist. Bey Narren, sagt Lichtenberg, helfen die Stockschläge oft mehr als alle andere Mittel. Durch sie wird die Seele genöthiget, sich wieder an diejenige Welt anzuschliessen, aus der die Prügel kommen. Oft ist es schon genug, zu drohen oder der Phantasie Bilder vorzuhalten die schrecken. In solchen Fällen, sagt Langermann soll man nach Wintringham's*)⁷⁵ Rath, die Drohungen nicht geradezu an die Kranken richten, sondern sie lieber mit den Umstehenden verabreden. Sie hören doch darauf, argwöhnen keine leere Drohung und thun was man wünscht. Langermann **)⁷⁶ hatte eine unfolgsame und rasende Kranke, die keine Arznei nehmen wollte. Er wandte sich an die Umstehenden, erklärte denen, dass er genöthiget sey, die Marter des glühenden Eisens an der Kranken zu versuchen, da gelindere Mittel nichts mehr fruchteten. Er befahl dem Wärter, das Eisen ins Feuer zu legen und ihn zu rufen, wenn sie sich abermals widersetzen sollte. Sie hatte dies still mit angehört und verweigerte nicht weiter den Gehorsam. Eine andere eitle, stolze und eifersüchtige Närrin folgte in keinem Stücke dem Arzt, tyrannisirte alle Hausgenossen, legte sich nicht zu Bette, sondern tobte des Nachts überall im Hause herum. Langermann liess ihr die demüthigende Wahl, entweder zu gehorchen, oder sich in eine entfernte Irrenanstalt führen zu lassen. Dann befahl er ihr, gleich ihren koketten Anzug wegzuthun, sich am Abend ins Bette zu legen und wenigstens ruhig zu liegen, wenn sie auch nicht schlafen könne. Dies, sagte er ihr, solle die erste Probe seyn, die sie im Gehorsam zu bestehen hätte. Beides geschah.

Endlich müssen oft die Mittel, den Kranken zum Gehorsam zu bringen, nach den Umständen improvisirt werden. Das Glück, mit welchem dies geschieht, hängt von dem Genie des Künstlers ab. Einige Proben der Art gebe ich als Beispiele. Pussins Frau kam einst zum Zank dreier Verrückten, die sich sämmtlich für Ludwig den XVI.ten hielten und sich über Rechte zum Königthum stritten. Sie nahm einen derselben bey Seite, und fragte ihn in einem ernsthaften Tone wie er sich mit Menschen streiten könne, die nicht klug wären. Es sey ja bekannt genug, dass er Lud/231/wig der XVI. te sey. Diese Schmeicheley bewog ihn, die andern mit Verachtung zu verlassen, und der Streit hatte ein Ende. Ein anderes mal wurde ein junger Mensch, der mehrere Monate ruhig gewesen war, plötzlich von einem Anfall seiner Raserey befallen. Er schlich sich in die Küche, nahm das Hackemesser, sprang auf einen Tisch, und drohete jedem den Kopf einzuschlagen, der sich ihm nähern würde. Die Pussin nahm auf der Stelle folgende Wendung: sie schalt ihre Leute, dass sie den Kranken hinderten, mit ihr zu arbeiten, redete ihm sanft zu, zu ihr zu kommen, und zeigte ihm, wie er sein Instrument gebrauchen müsste. In diesem Augenblick griffen die Anwesenden zu, entwaffneten ihn, und brachten ihn in Verwahrung *)⁷⁷. Ein wahnsinniger Soldat in Bicetre wurde wild, weil man ihn nicht, wie es ihm träumte, zur Armee zurückgehen lassen wollte: Er zerriss alles und musste in Banden gelegt werden. Man liess ihn acht Tage lang in dieser Lage seine Wuth ausschrauben. Nun kehrte er in sich und sahe ein, dass er zu ohnmächtig sey, seinem Eigensinn zu folgen. Eines Morgens, als der Vorsteher die Runde machte, bat er denselben in einem demüthigen Ton, ihn loszulassen, wenn er ruhig seyn würde. Dies geschah und der Kranke genas **)⁷⁸. Ein anderer wollte keine Nahrungsmittel zu sich nehmen. Herr Pussin näherte /232/ sich ihm des Abends in einem schreckenden Aufzug, von seinen Dienstleuten begleitet, die mit Ketten klirrten, liess ihm eine Suppe vorsetzen, und sagte ihm mit feurigen Augen und einer donnernden Stimme, dass wenn er sie in der bevorstehenden Nacht nicht würde verzehrt haben, am andern Tage die grausamsten Martern seiner warteten. Der Kranke ass nach einem innern Kampf von mehreren Stunden, bekam Schlaf und Kräfte und genas von seinem Wahnsinn. In der Reconvalescenz gestand er die Unruhe und Angst, in welcher er diese Probenacht zugebracht hatte.

Sobald der Kranke gehorsam ist, muss jeder Zwang aufhören. Er würde nun zwecklos seyn, Widerspenstigkeit, Hass, Rachsucht und andere gehässige Leidenschaften erregen, zu welchen Wahnsinnige an sich schon geneigt sind. Man geht jetzt allmählig zu dem entgegengesetzten Betragen über, handelt offen und freundschaftlich, und belohnt das Wohlverhalten des Kranken durch Dinge, die ihm angenehm sind.

Ausserdem, dass man durch den erzwungenen Gehorsam gleichsam den Grund zur gesammten Cur legt, gewinnt man durch ihn noch einen anderen bedeutenden Vortheil. Man ist jetzt nemlich in Stande, die Handlungen des Kranken in ein System von Regelmässigkeit zu bringen. Er wird angehalten, zu bestimmten Zeiten zu schlafen, aufzustehen, sich zu reinigen, zu kleiden und zu arbeiten. Es /233/ scheint zwar, als könne bey einer Verkehrtheit der Seelenkräfte keine Regelmässigkeit der Handlungen zu Stande kommen. Allein dies ist blosser Schein. Denn sie sind nicht unbedingt abhängig von den eigenmächtigen Entschlüssen der Seele, sondern können durch Zwangsmittel gleichsam ausser Verbindung mit dem eignen Willen gesetzt werden. In der Folge wird die ursprünglich erzwungene Ordnung durch Gewohnheit zur mechanischen Fertigkeit. Der Verstand ist verkehrt; das Handeln regelmässig. Zum Behuf dieses Zwecks muss man,

⁷⁵*) Samml. auserl. Abhandl. für pr. Aerzte. 8 B. 282 S.

⁷⁶**) d. c. 62 S.

⁷⁷*) Pinel I. c. 101 S.

⁷⁸**) Pinel I. c. 63 S.

nachdem vorher der Kranke unterjocht ist, streng auf die gegebenen Vorschriften halten, und nie, selbst in den unbedeutendsten Kleinigkeiten, eine Ausnahme verstatten. Im Spital muss Regel, Reinlichkeit, Gerechtigkeit und Sittlichkeit herrschen. Dies Vorbild wirkt auf den Kranken und macht es ihm leicht, sich an die nemliche Ordnung zu gewöhnen, die er überall um sich verbreitet sieht. Und welche Vortheile gewinnen wir dadurch? In der That keine geringen. Der Kranke bleibt gesund, sein Gehorsam wird zur Gewohnheit, die Wärter können ihn leichter pflegen und die Ordnung des Spitals erhalten. Sollte man ihn endlich als unheilbar an die Aufbewahrungsanstalt abgeben müssen: so ist er für dieselbe vortrefflich vorbereitet. Denn kein Anblick ist empörender als die chaotische Verwirrung, in welcher die Kranken in den meisten Tollhäusern durcheinander schwir/234/ren. Man hat genug daran, um nach nichts weiter fragen zu dürfen. Doch hiervon künftig einmal bey einer anderen Gelegenheit.

Diese Mittel, durch welche wir Gehorsam erzwingen, wirken zugleich auch auf das Selbstbewusstseyn, die Besonnenheit und Aufmerksamkeit des Kranken. Aus Furcht beachtet er die Wiederkehr der Dinge, die ihn einmal zur Furcht brachten. Allein wenn er bereits zum Gehorsam gebracht ist, so versuchen wir es durch eigene Mittel, ihn auf dem Wege der Besonnenheit weiter zu fördern. Diese Mittel, zur Weckung der Aufmerksamkeit, deren absolutes Vermögen wir nach einer allgemeinen Idee aufgefasst haben, müssen ebenfalls der Empfänglichkeit des in Anfrage stehenden Individuums entsprechen, mit seiner Seelen-Kultur überhaupt, dem Verhältniss der Sinnlichkeit zu den Verstandeskraften, den hervorstechenden Neigungen desselben und mit der Natur seiner Verrücktheit in ein richtiges Gleichgewicht gesetzt seyn.

In der Regel divergirt die Aufmerksamkeit nur in zwey Richtungen, als Vertiefung im fixen Wahnsinn, und als Flatterhaftigkeit in der Narrheit. Ihre Verhältnisse zum Blödsinn und zur Raserey werde ich unten noch besonders anheben. Beide Anomalieen werden durch einerley Mittel behandelt, die nemlich Eindruck machen. Eindrücke fixiren den Flatterhaften und locken den Fixirten von dem Gegenstand ab, auf welchen /235/ er hinstarrt. Die Eindrücke müssen in der Regel anfänglich aufs Gefühl wirken, weil dies Körper und Seele am innigsten verwebt, und das meiste Interesse für den Menschen hat. Sie müssen gerade so stark seyn, dass sie den Kranken nöthigen, das durch sie erregte Gefühl und dessen Objekt zu beachten. Dadurch können wir die Seele eine Zeit lang auf eine neue Art beschäftigen, und in ihr Ideenreihen erregen, die ganz ausser der Sphäre der Verrücktheit liegen. Und damit ist in der That schon viel gewonnen. Indem die zu reizbaren Hirnfasern zur Ruhe gebracht, die trägen erregt werden, kehrt die normale Proportion in der Dynamik des Seelenorgans zurück und der hervorstechende Wahn schwindet. Ist der Kranke beides, gehorsam und aufmerksam, so ist die Bahn gebrochen, zur Uebung der einzelnen Kräfte der Seele und ihrer höheren Vermögen. Einige der Mittel, die wir Behufs der Weckung der Besonnenheit und Aufmerksamkeit anwenden, sind unschädlich, z. B. angenehme Gefühle, gleichgültige Sinnesanschauungen, Arbeiten, Beschäftigungen der Seele und des Körpers, aber in hartnäckigen Fällen nicht zureichend. Dann wählt man stärkere, die aber eben deswegen auch schaden können, und daher mit Vorsicht und nur am rechten Ort angewandt werden dürfen.

Wenn der Kranke auf den äussersten Grad sinnlos ist, so müssen erst einige rohe Züge durchs Nervensystem gewagt werden: Er werde durch /236/ körperliche Gefühle, starke Sinneseindrücke und durch erschütternde Stösse auf die Phantasie gleichsam aus seinem Taumel geweckt. Man ziehe ihn mit einem Flaschenzug an ein hohes Gewölbe auf, dass er wie Absalom zwischen Himmel und Erde schwebt, löse Kanonen neben ihm, nahe sich ihm, unter schreckenden Anstalten, mit glühenden Eisen, stürze ihn in reisende Ströme, gebe ihn scheinbar wilden Thieren, den Neckereien der Popanze und Unholde Preis, oder lasse ihn auf feuerspeienden Drachen durch die Lüfte seegeln*)⁷⁹. Bald kann eine unterirdische Gruft, die alles Schreckende enthält, was je das Reich des Höllengottes sah, bald ein magischer Tempel angezeigt seyn, in welchen unter einer feierlichen Musik die Zauberkraft einer reizenden Hulda eine prachtvolle Erscheinung nach der andern aus dem Nichts hervorruft. Diese und andere starke Reizmittel des Gefühls, der Sinne und der Phantasie werden den Kranken zum Aufmerken /237/ nöthigen, wenn er nicht ganz gefesselt ist. Bey diesem ganzen Vorgang betrachten wir ihn zur Zeit als blossen passiven Zuschauer.

Der erste Schritt ist gethan, wir rücken einen weiter vorwärts. Wir wählen andere Reizmittel, die immer noch so stark seyn müssen, dass sie den Kranken nicht in seine Unbesonnenheit zurück fallen lassen, aber dabey ihn zur eignen Thätigkeit nöthigen. Er darf jetzt nicht mehr blosser passiver Zuschauer bleiben, sondern muss handelndes Subject werden. Dadurch wird nicht allein die äussere sondern auch die innere Besonnenheit und das Selbstbewusstseyn geweckt. Die Mittel dazu sind theils der Art, dass sie ohne Leidenschaft, theils der Art, dass sie durch erregte heftige Leidenschaften zur Thätigkeit treiben. Die letzten

⁷⁹ *) Si vero consilium insanientem fallit, tormentis quibusdam optime curatur. Ubi perperam aliquid dixit aut fecit; fame, vinculis, plagis coercendus est. Cogendus est et attendere et ediscere aliquid et meminisse. Sie enim fiet, „ut paulatim metu cogatur confiderare, quid faciat. Subito etiam terreri et expavescere in hoc morbo prodest; et fere, quidquid animum vehementer perturbat. Potest enim quaedam fieri mutatio, cum ab eo statu mens, in quo fuerat, abducta est. Celsus L. II, c. 18.

Mittel passen nur für Kranke, die durch gelindere nicht zu halten sind, können empfindlichen Personen schaden und müssen daher anfangs in geringen Gaben und mit Behutsamkeit angewandt werden.

Man trifft eine Veranstaltung, die den Kranken nöthiget mit scheinbaren Gefahren zu kämpfen. Dies beschäftigt seine Einbildungskraft, erregt seine Leidenschaften, nöthiget seinen Verstand, Mittel zur Rettung für sich zu erfinden und dieselben zweckmässig auszuführen. Ich werde bloss einige Phantasieen hinwerfen, die dem praktischen Arzt als Regula/238/tiv zur Erfindung ähnlicher Mittel in concreten Fällen dienen mögen. Man bringe den Kranken in ein geschlossenes Terrain, wo dem Auge die Uebersicht des Ganzen überall durch Hecken und Irrgänge verrennt ist. In demselben droht jede Partie Gefahr. Hier fällt eine Traufe auf ihn, er sucht zu entrinnen, aber umsonst, verborgene Sprützen verfolgen ihn mit Wassergüssen. In der Nähe verspricht ein anmuthiges Plätzchen Ruhe und Schutz, er sucht es zu gewinnen, aber ein scheinbar reissendes Thier empfängt ihn, das ihn ängstiget, ohne ihm zu schaden. Er bemüht sich über einen Hügel zu entfliehn, von dessen Spitze er wieder herunter rollt, wenn er sie kaum erreicht hat. An einem anderen Ort sinkt der Grund, er fällt in eine Grube, aus welcher er nur mit Mühe einen Ausgang findet. Kurz alle Punkte des Lokals sind so eingerichtet, dass sie überall scheinbare Gefahren drohen, die gerade den Grad von Stärke haben, der zur Erhaltung der Aufmerksamkeit zureicht. Sie müssen den Kranken weder verwirrt noch muthlos machen, sondern ihm Hoffnung zu Rettung anbieten und durch dieselbe seine Vermögen in Thätigkeit setzen. Sie müssen ihm Ruhepunkte zur Erholung lassen, wenn er ermüdet ist, mit gelindern wechseln und in dem Maasse an Intensität des Eindrucks abnehmen, als die Besonnenheit zugenommen hat.

/239/ Sobald durch jene Lection die Besonnenheit des Kranken abermals um einen Grad gesteigert ist, wählt man zur Weckung seiner Thätigkeit mildere Reize, die durch keinen zweideutigen Schock, weder auf die Phantasie noch auf die Leidenschaften, gefährlich werden können. Er muss zu Uebungen angehalten werden, die augenblicklich einige Gefahren bey sich führen, sobald die Aufmerksamkeit entweicht. Man stellt ihn an, Wasser aus einer Grube zu pumpen, in welcher gerade soviel zufließt, als er fördern kann. Es steigt ihm an die Kehle, wenn er nicht fleissig ist: Er muss über schmale Stiege gehn, in einem Kahn sich fahren, reiten. Durch alle diese Uebungen, sofern sie nicht ohne Richtung der Aufmerksamkeit auf dieselben möglich sind, wird dem inneren Feinde Abbruch gethan. In der Folge wählt man furchtsame und widerspenstige Pferde, krumme Wege und bergigte Gegenden. Das Reiten nutzt zugleich noch durch Zerstreung und Erschütterung des Unterleibes. Man unterrichtet den Kranken in Künsten, die für ihn erlernbar sind und wozu er durch Zwang angehalten werden kann. Ich will nur ein Paar Ideen ab Beispiel anführen. Das Schwimmen wirkt als Bad, als Bewegung des Körpers, allein ausserdem hat es den grossen psychischen Nutzen, dass es durch seine Gefahr aufmerksam macht. Man kann sich desselben wider den anfangenden fixen Wahn, wider den Trübsinn und endlich in der /240/ Reconvalescenz mit Vortheil bedienen. Eben so würde ein gemeinschaftliches Exercitium der Wahnsinnigen, wie es ihrer Fassung angemessen ist, zu einer bestimmten Stunde des Tages, wahrscheinlich auf ihre Correction einen heilsamen Einfluss haben. Es beschäftigt sie, leitet sie ab, erhält sie gesund, stärkt ihren Gehorsam, weckt ihre Besonnenheit, und gewöhnt sie an Regel und Ordnung. Zu dem Ende würden sie in verschiedene Classen, nach ihren Fähigkeiten, abgetheilt, zum Gehorchen oder zum Befehlen bestimmt und angehalten in dem Maasse schwerere Evolutionen zu erlernen, als ihre Besonnenheit wiederkehrte. Oben *)⁸⁰ habe ich auch schon Uebungen in der Aufmerksamkeit vorgeschlagen, die man durch Objekte erzwingen kann, welche dem äusseren Sinn dargeboten werden und in Rücksicht ihres Zwecks den benannten nahe verwandt sind. Von denselben kann man bey schwächeren Personen und in den Intervallen zwischen heftigeren Anstrengungen Gebrauch machen.

In allen Irrenhäuser müssen die Kranken zur Arbeit angehalten werden, welches man durch einen leichten Zwang bewerkstelligen kann, wenn sie erst unterjocht sind**) ⁸¹. Dadurch wird die /241/ die körperliche Gesundheit, mit derselben frohe Laune und in dem Tollhause Regel und Ordnung erhalten. Allein ausserdem ist die Arbeit noch ein treffliches Mittel den Irrsinn selbst zu heilen. Sie muss gesund, wo möglich in freier Luft und mit Bewegung und Abwechselung verbunden seyn. Das letzte ist wenigstens in Beziehung auf fixes Wahn nothwendig. Sie muss den Kräften des Kranken und seinen Neigungen angemessen seyn, ihn durch ihr Interesse anziehen und ein so leichtes Spiel der Seelenkräfte unterhalten, dass es gerade zureicht, von der fixen Idee abzuleiten und den faselnden Narren anzuheften. Daher sollte in den Irrenhäusern oder in ihrer Nähe für allerhand Arten von Professionen gesorgt seyn, damit jeder Kranke nach seinen Kräften und nach seiner Neigung beschäftigt werden könnte. Wahrscheinlich ist es uns möglich, solche Abstufungen verschiedener Arbeiten zu erfinden, dass fast alle Wahnsinnige, ihren Fähigkeiten gemäss, in Thätigkeit gesetzt werden können. Nur muss der engherzige Finanzier uns nicht ins Tollhaus verfolgen, mit nassen Augen jeden Zopf Wolle ansehen, den der Verrückte verdirbt, oder wol gar den steigenden Ertrag der Anstalt zum Maassstab ihres steigenden Flors setzen wollen. Irrenhäuser sind wie die Schauspielhäuser nicht zum

⁸⁰ *) S. oben S. 200.

⁸¹ **) Illa communia sunt, insanientes vehementer exerceri debere, multa frictione uti. Celsus Lib. III. c. 18.

Erwerb geeignet.⁸² Für beide muss die Masse aufopfern. Endlich müssen die Arbeiten noch in dem Verhältniss abgeändert werden, als der Kranke /242/ in der Cur fortschreitet. Anfangs beschäftigt man bloss den Körper, nachher auch die Seele, man schreitet von Handarbeiten zu Kunstarbeiten, und von da zu Geistesarbeiten fort. Ein Uhrmacher, dessen ich oben schon erwähnt habe, kam durch anhaltendes Nachsinnen über die Erfindung eines Perpetuum mobile um seinen Verstand, und bildete sich ein, sein Kopf sei ihm vertauscht. Man gab ihm Uhrmacher - Werkzeug und Materialien zur Verarbeitung. Dies leitete ihn von seiner fixen Idee ab, und führte ihn wieder auf seine ursprüngliche Narrheit, ein Perpetuum mobile zu erfinden, zurück, von der er nachher auch geheilt wurde *)⁸³. In einer spanischen Stadt Saragossa besteht für Kranke und vorzüglich für Wahnsinnige aller Länder und Religionen ein offener Zufluchtsort mit der einfachen Inschrift: Urbis et Orbis. Die Stifter derselben suchten nicht bloss durch mechanische Arbeiten, sondern vorzüglich durch das Anlockende des Feldbaues den Verirrungen des Geistes ein Gegenmittel entgegen zu stellen. Am Morgen sieht man, wie einige Kranke die Dienste des Hauses versehn, andere sich in ihre Werkstätte begeben. Die meisten derselben vertheilen sich, mit Frohsinn, in verschiedene Haufen, unter der Leitung verständiger Aufseher ins Feld, das zum Hospital gehört und übernehmen mit /243/ einer Art von Wettstreit die Arbeiten, die jeder Jahreszeit angemessen sind. Sie bauen Waizen, Hülsenfrüchte, Kräuter, besorgen die Erndte, das Dreschen, die Wein- und Olivenlese. Davon haben sie den Vortheil, dass sie am Abend, in ihrem glücklichen Asyl, der Ruhe und des Schlafs geniessen, und viele sollen bloss durch diese einfache Einrichtung wieder zur Vernunft gelangen *)⁸⁴. In der Nachbarschaft der Stadt York ist eine Irrenanstalt auf die nemlichen Grundsätze gegründet. Alle Kranke müssen, sobald sie dazu hinlänglich vorbereitet sind, arbeiten. Die Weiber spinnen, die Männer machen Geräthe von Stroh und Weidenruthen. Dann versuchte der Oberaufseher es auch, ein zum Hause gehöriges Feld durch seine Kranken bearbeiten zu lassen, und legte jedem ein seinen Kräften angemessenes Tagewerk auf. Er bemerkte, dass sie an dieser Beschäftigung Wohlgefallen hatten, und sich nach derselben am Abend besser befanden, als wenn sie zu Hause geblieben wären. Delarive sah sie arbeiten. Es waren deren zwölf bis funfzehn⁸⁵ an der Zahl, die so vergnügt und zufrieden zu seyn schienen, als es nach ihrem Zustand möglich war **)⁸⁶ Diese Idee, Verrückte zum Feldbau anzuwenden, um sie dadurch zu /244/ heilen, ist nicht neu. D. Gregory *)⁸⁷ erzählt, dass ein Pächter im nördlichen Schottland sich einen grossen Namen in der Kunst, Narren heilen zu können, erworben habe. Doch verstand er nichts von der Medicin, sondern war ein Mann von gesundem Verstande, brutal und hatte den Körperbau eines Riesen. Seine Methode bestand darin, dass er die Kranken zum Ackerbau anhielt. Einige dienten ihm als Domestiken, andere als Lastthiere. Er spannte sie vor die Egge und vor den Pflug, nachdem er sie vorher durch eine Tracht Schläge, mit denen er sie bey der ersten Widerspenstigkeit bediente, zum Gehorsam gebracht hatte. Auch in andern Gegenden Schottlands soll diese Methode, die Irrenden zum Ackerbau anzuhalten, nur auf eine sanftere Art, von den Aerzten mit vielem Glück angewandt werden.

Von den körperlichen und mechanischen Arbeiten schreiten wir, in abgemessenen Verhältnissen mit der Zunahme der Aufmerksamkeit und der Wiederkehr der Vernunft zu Uebungen des Kranken in Kunst- und Geistesarbeiten fort. Einige derselben sind bereits bemerkt, andere sollen noch angezeigt werden. Diese Uebungen beziehn sich mehr oder weniger auf einzelne Seelenvermögen und dienen daher zugleich zur besonderen Cultur derselben/245/ben. Der Seelenvermögen werde ich unten noch einmal in einer andern Rücksicht erwähnen. Hier spreche ich von ihren Uebungen Behufs ihrer Cultur überhaupt, dort erwähne ich ihrer, sofern ihre Anomalieen entfernte Ursache des Wahnsinns sind, und zeige die Mittel an, durch welche ihren Gebrechen in dieser Beziehung begegnet werden muss. Uebrigens dürfen wir uns die einzelnen Seelenvermögen nicht als abgesonderte Grössen denken. Uebungen des einen Vermögens fliessen auf das andere ein, Uebungen der Aufmerksamkeit erregen zugleich die Einbildungskraft.

Ich erwähne der Aufmerksamkeit, von der bis jetzt im Allgemeinen die Rede war, hier noch besonders, weil ihr Zustand einen so bedeutenden Einfluss auf das Heilgeschäfft im Wahnsinn hat. Zur Uebung dieses Seelenvermögens wähle man anfangs einzelne Gegenstände, diese von einfacher Art. Die Mannichfaltigkeit verwirrt den Kranken, seine schwachen Kräfte reichen nicht zu, dieselbe zu beachten. Doch wechsele man mit den Objecten, damit das Einerley ihm nicht gleichgültig werde. Beschäftigungen durch Baukasten, Zusammensetzungen zerschnittener Landschaften, Uebungen der Sinne durch Vorhaltung einer Folge von Objecten sind schon bemerkt. Man halte ihn zum Schwimmen, Tanzen, Balanciren, Exerciren, Voltigiren, zum Ringwerfen, Strickspringen und zu andern gym/246/nastischen Uebungen an. Sie stärken beides, die

⁸² Hier spricht der Theaterdirektor Goethe.

⁸³ *)Pinel I. c. 71 S.

⁸⁴ *) Pinel I. c. 240 S.

⁸⁵ Eigentümliche Goethesche Orthographie: funfzehn.

⁸⁶ **) Pinel I. c. 406 S.

⁸⁷ *) Pinel I. c. 407 S.

Kräfte der Seele und des Körpers. In der That verdiente dieser Gegenstand einer eignen Beherzigung. Eine Gymnastik für Wahnsinnige, die nach ihren Bedürfnissen besonders eingerichtet wäre, würde wahrscheinlich viel Gutes stiften: Schade dass sie hier, wie in der Erziehung der Kinder, so wenig benutzt wird*)⁸⁸. Man unterrichte den Kranken im Mahlen, Zeichnen, Singen, in der Musik und in anderen Kunstfertigkeiten, zu welchen er Anlage hat. Besonders würde ein Concert die Aufmerksamkeit auf einem Punkt zusammenhalten. Hier mag noch eine Idee ihren Platz finden. Könnten nicht eigne Schauspiele fürs Tollhaus angefertigt werden?⁸⁹ Die Besonnensten führten sie auf, die übrigen sähen sie an. Zuverlässig erfordert dies Spiel die pünktlichste Aufmerksamkeit. Dann könnte man durch die Vertheilung der Rollen noch Andere Vortheile erreichen, jeden Narren seine eignen Thorheiten lächerlich machen lassen. Man lässt die Kranken abschreiben, rechnen, auswendig lernen, Correcturen lesen. Sie müssen anfangs mechanisch, in der Folge mit Ausdruck vorlesen und zuletzt über den Inhalt dessen, was sie gelesen haben, aus /247/ dem Gedächtniss referiren. In Gesprächen halte man sie an, immer bestimmt zu antworten. Man veranlasse sie, irgend etwas selbst vorzutragen, Scenen ihres vorigen Lebens bloss geschichtlich oder pragmatisch zu erzählen: In der Folge müssen sie verwickeltere Proben der Aufmerksamkeit bestehn, Bestellungen ausrichten, im Gewühle abstrahiren. Man nöthige sie, in ein Tagebuch alle Vorfälle einzutragen, die ihnen begegnen und veranstalte nun heimliche Ereignisse, um sie auf die Probe zu stellen, ob dieselben von ihnen beobachtet sind. Alle diese und andere Uebungen der Aufmerksamkeit und Besonnenheit müssen den Kräften des Kranken angemessen seyn, ihn nicht ermüden, Veränderungen haben und mit Pflege des Körpers, Bädern, Bewegungen, Salbungen u. s. w. abwechseln *)⁹⁰.

/248/ Mit den Uebungen in der äusseren Besonnenheit steht die Erregung der Thätigkeit des inneren Sinns in einer engen Verbindung. Ist der Kranke erst gewöhnt, die Eindrücke der Welt richtig aufzufassen, so haben wir ihn da/249/durch vorbereitet, sich als das Subject seiner Anschauungen und Gefühle zu beachten. Anfangs üben wir sein Selbstbewusstseyn durch convulsivische Erschütterungen, durch heftige Gefühle, imponirende Sinnesanschauungen, und durch kraftvolle Stösse auf die Phantasie, die ihn nöthigen, auf diese Vorgänge in sich, also auf sich zu reflektiren. Dann veranlassen wir ihn zu feineren Uebungen. Er muss seine inneren Regungen beobachten, sie vortragen, in seinen Anschauungen sein Subject von den Objekten trennen. Das normale Bewusstseyn der Persönlichkeit ist vorzüglich im Wahnsinn angegriffen. Meistens kehrt es am spätesten zurück und bestätigt daher durch seine Wiederkehr die vollkommene Heilung der Verrücktheit. Die Kranken können lange schon vernünftig reden und handeln, äussern aber keine Betrübniß über ihren vergangenen Zustand und sind solange sich aller Verhältniss ihres Ichs nicht vollkommen bewusst.

Auf die Einbildungskraft beziehn sich viele der bereits oben benannten Mittel, die sie /250/ erwecken, anstrengen, ihre Flucht anhalten, sie beweglich machen, wenn sie starrsüchtig ist, und ihren habituellen Gängen eine andere Richtung mittheilen. Anfangs muss der Kranke durch Zwangsmittel, durch Arbeit und Beschäftigung, durch erregte Gefühle und Sinneseindrücke, die in sein Interesse eingreifen, zu ihrer Uebung angehalten werden. In der Folge erst, wenn der Vernunftgebrauch wiederkehrt, kann er eigenmächtig, und

⁸⁸ *) Vortreffliche hier zu benutzende Ideen s. Gutschmuths Gymnastik für die Jugend, Schnepfenthal 1793. Ejus dem Spiele zur Uebung und Erholung für die Jugend, Schnepfenthal 1796. Vieth über den nemlichen Gegenstand.

⁸⁹ Auch auf diese Idee konnte nur ein Dichter und Theaterdirektor kommen!

⁹⁰ *) - et vocis exercitium, quod cuique convenerit. Num literalis enim lectio adhibenda est, quae sit aliqua salsitate culpata, quo interius mentem exercent aegrotantes. Quapropter interrogationibus quoque erunt satigandi, ut nunc mendacii causa, nunc promendi quod quaerimus exerceri videantur: tum sibi dimittendi, data lectione, quae non sit intellectua difficilis, ne plurimo labore venterent. Hae enim, si supra vires fuerint, non minus afficiunt quam corporis immodicae gestationes. Item, post lectionem aliqua composita vel mimica sunt offerenda, si moestitudine surentes laborent, aut rursus tristitiam vel tragicum timorem habentia, si puerili lusu surentes afficiantur. Oportet enim contrarietate quadam alienationis corrigere qualitatem, quo animi quoque habitus sanitatis mediocritatem agnoscat. Tunc proficiente curatione erunt pro possibilitate meditationes adhibendae, vel disputationes: sed tunc quoque similiter ordinatae, ut principia levi voce promantur: narratio vero et demonstrationes extenta atque majora: tum epius, us dimissa et indulgenti, sicut ii volunt, qui de exercenda voce, quare Graeci voeant, tradiderunt. Adhibendi denique auditores sunt aegrotanti confueti, qui favore quodam auf laude dicta profequentes dicentis animum laxant. Etenim jucunda exercitamenta corporis adjuvane ianitatem. Tunc post meditationem vel disputationem deducendus mox est atque perungendus leviter aegrotans, et deambulatione levi movendus. Ei autem, qui literas nescit, immittendae duaestiones erunt, quae sint ejus artis propriae, ut rustico rusticationis, gubernatori navigationis ac si ex omni parte fuerit curandus, erunt vulgaria quaedam quaestionibus tradenda, vel calculorum ludus. Habet enim quiddam quod animum exerceat, et magis si peritior aegrotanti colludat. Et, si quidem philosophorum disputationes audire voluerit, erunt adhibendae. Etenim timor, erit, vel moestitudinem, auf iracundiam fuis amputant dictis, ex quibus non parvus profectus corpori commodatur. - Utendum etiam peregrinatione terrena atque maritima, et, animi avocamentis, quibus mentis laxatio fiat. Caelius Aurelianus; artis med. princ. T. XI. p. 82. Interdum etiam elicienda ipsius intentio: ut sit in hominibus studiosis literarum, quibus liber legitur, aut recte, si delectantur; aut perperam, si id ipsum eos ossendit. Emendando enim advertre animum incipiunt. Quin, etiam recitare, si qua meminerunt, cogendi sunt. Celsus L. II: c. 18.

dann mit weit mehrerem Nachdruck, zu ihrer Cultur mitwirken. Vortreffliche Anweisungen dazu hat Diaetophilus*)⁹¹ gegeben.

Uebungen des Gefühlsvermögens, besonders in Beziehung auf die edleren Gefühle, an welchen bald die Einbildungskraft, bald der Verstand mehr Antheil hat, setzen zuvörderst eine genaue Kenntniss der Seelenstimmung des Kranken und der mit seiner Zerrüttung in Verbindung stehenden Triebe und Leidenschaften voraus. Wir fördern seine Absichten und Zwecke, nach ihrem mannichfaltigen Inhalt, oder thun das Gegentheil, rufen Dinge herbey, die er begehrt, entfernen andere, die er verabscheut. Wir stellen Hindernisse seinen Wünschen entgegen, die gerade so gross sind, dass er sie nach seiner Meinung beseitigen kann. Dies reizt ihn zur Thätigkeit, die Erreichung des Zwecks macht ihm Vergnügen.

Durch Erinnerungen an seine Vollkommenheiten, an seinen Verstand, seine Schönheit und Gelehrsamkeit, an Aussenverhältnisse, die seinen Neigungen entsprechen, werden angenehme, durch das Gegentheil unangenehme Gefühle geweckt. Auch das Ehrgefühl des Kranken kann auf verschiedene Art geübt werden. Man bemerkt ihn nicht, behandelt ihn gleichgültig und verachtet ihn, wenn er sich unartig beträgt, zieht ihn den andern vor, wenn er gut handelt. In einem Narrenhause, sagt Erhard*)⁹² wurden die Unreinlichen an eine Säule gestellt. Dies wirkte; sie fürchteten sich sehr vor dieser Schmach. Wir halten dem Kranken Muster grosser Tugenden vor, aus der alten und neuen Geschichte, machen ihn aufmerksam auf Abschnitte seines eignen Lebens, wo er vernünftig war, bringen ihn mit Menschen zusammen, die seine guten Handlungen loben, seine Narrenstreiche verachten. Andere, die noch viel moralisches Gefühl für Gutes und Böses haben, müssen mit Schonung und Weisheit behandelt, und für die Ansicht solcher Handlungen gehütet werden, die sie für unsittlich halten. Dies ist besonders in Beziehung auf Religionsschwärmer wichtig.

Uebungen des Verstandes werden der Fassungskraft des Kranken gemäss eingerichtet. Er muss anfangs leichte Versuche im Bilden der Begriffe, Urtheile und Schlüsse machen, Vorstellungen in ihre Theile auflösen, diese unter sich und mit andern vergleichen, gleichartige Merkmale absondern und sie zu neuen Begriffen zusammenfassen. Allmählig schreitet man zu schwereren Aufgaben. Anfangs wird der Verstand in Beziehung auf Gegenstände geübt, die gleichgültig sind, in der Folge müssen seine besondern Schwächen aufgesucht, Vorurtheile bekämpft, falsche Begriffe von Ehre, Habe, Liebe, Religion u. s. w. berichtigt werden, die mit der obwaltenden Verrücktheit in Verbindung stehn. Zuletzt muss der Kranke zur Selbstthätigkeit in der Cultur seines Verstandes angereizt werden, das Verhältniss seiner Seelenkräfte ausspähn und diejenigen anbauen, die am meisten zurück sind. Hier hat der Psychologe des Tollhauses abermals ein weites Feld vor sich, das zu bearbeiten ihm besonders obliegt.

Zur Cultur des Begehrungsvermögens gelangen wir endlich durch die Cultur der obigen Seelenkräfte. Wir machen rohe Züge durchs Gemeingefühl, die Hang nach Dingen, welche Lust, und Abscheu gegen andere wecken, welche Schmerz verursachen. Wir stellen dem Kranken Objekte vor, die er nach seinen erforschten Neigungen begehren oder verabscheuen muss. Entfernung des Gegenstandes schwächt die Begierde, wenn sie schwach, entflammt dieselbe, wenn sie stark ist. Endlich suchen wir durch den Anbau der Vernunft die Freiheit des Willens wieder herzustellen, setzen ihr anfangs Gefühle der Lust und Unlust zur Stütze, bis sie das Ruder der Regierung, allein zu übernehmen stark genug ist.

So gängeln wir den Kranken, von der untersten Stufe der Sinnlosigkeit, durch eine Kette von Seelenreizen, aufwärts zum vollen Vernunftgebrauch. Durch die ersten, rohen und körperlichen Eindrücke aufs Gemeingefühl wecken wir ihn aus seinem Taumel und nöthigen ihn zum Gehorsam. Die mechanischen, mit Bewegung verbundenen Beschäftigungen erhalten ihn gesund, bey Laune, gewöhnen ihn zur Ordnung und zerstreuen ihn durch ein leichtes Spiel der Seelenkräfte. In der Folge wird sein Geist vorzüglich in Anspruch genommen. Seinen Sinnen und der Phantasie werden Anschauungen aufgedrungen, die er als passiver Zuschauer beachten muss. Dann nöthigt man ihn zur eignen Thätigkeit und übt endlich diejenigen Seelenvermögen besonders, die es am meisten bedürfen. Diese nach bestimmten Zwecken erregte Thätigkeit in den verschiedenen Getrieben des Seelenorgans assimilirt sich allmählig die Kräfte, die ursprünglich gleichsam mit Gewalt durch die Stärke der Reize geweckt wurden und stellt das Verhältniss in der Dynamik der Seele wieder her, von welchem der gesunde Menschenverstand abhängig ist.

/254/

§ 19

Was hat der Arzt in Beziehung auf die entfernten Ursachen der Geisteszerrüttungen zu thun? Es versteht sich, dass auch hier nur von einem Wirken durch psychische Mittel die Rede seyn kann. Dies sey die erste Aufgabe, die bey der eigentlichen Curmethode der Geisteszerrüttungen zu erörtern ist.

Dann es giebt, wie bereits oben (§ 7) bemerkt ist, überhaupt nur zwey Wege, Krankheiten, also auch Geisteszerrüttungen zu heilen, der eine sie selbst, als bestimmte Objekte, zu tilgen, der andere, die Ursachen

⁹¹ *) Geschichte einer siebenjährigen Epilepsie u. s. w. 2. Theil 368 – 378 S.

⁹² *) Wagner's Beiträge etc. 1. Bd. 137 S.

wegzunehmen, durch welche sie hervorgebracht werden. Im ersten Fall heilen wir sie direct, im anderen indirect. Alle andern Curregeln sind Beziehungen auf diese Hauptindikationen und denselben untergeordnet.

Alle Ursachen. der Geisteszerrüttungen sind entweder Dinge, die zum äusseren Zustand des Menschen gehören, oder sie sind innere Zustände desselben, mit Ausnahme desjenigen, in welchem die Phänomene der Geisteszerrüttungen unmittelbar gegründet sind. Beide bewirken einerley, sie verletzen die normale Funktion des Seelenorgans auf eine bestimmte Art. Man betrachtet sie als Anlagen oder als Gelegenheitsursachen, je nachdem sie langsam zu Geisteszerrüttungen vorbereiten, oder /255/ dieselben unmittelbar erregen, ihre Entstehung begünstigen, oder dieselbe direct bewirken.

Die absolut äusseren Potenzen, welche Wahnsinn verursachen, übergehe ich. Ihr Verhältniss zum Wahnsinn ist so einfach und die Mittel, ihnen zu begegnen, sind so leicht zu finden, dass dieser Gegenstand keiner weiteren Erörterung bedarf. Schwieriger und verwickelter sind die Beziehungen der inneren Zustände des Menschen auf Geisteszerrüttungen. Wir können sie als Affectionen des physischen, sinnlichen, moralischen und intellectuellen Menschen betrachten. In der letzten Beziehung gehören auch die psychigischen Entwicklungen des Wahnsinns, nach der Einrichtung der sinnlichen, intellectuellen und moralischen Natur des Menschen, hierher. Alle relativ inneren Ursachen des Wahnsinns sind Krankheiten des Körpers, die der Seele durchs Gemeingefühl vorgestellt werden, überspannte Reizbarkeit der ganzen Organisation, die meistens mit einer überwiegenden Sinnlichkeit verknüpft ist, Krankheiten der Sinne, anomalische Instinkte und Triebe, Mangel oder schiefe Cultur des Verstandes, Aberglaube, Unglaube, Schwärmerey, Bigotterie u. s. w., die den Menschen von der Bahn des gesunden Verstandes wegrücken.

Alle entfernten Ursachen der Geisteszerrüttungen, sie mögen absolut äussere Dinge oder Zustände der Organisation seyn, sind entweder /256/ Zustände des Nervensystems selbst, oder müssen wenigstens durch dasselbe zum Seelenorgan gelangen. Das Nervensystem ist gleichsam als Aussenwerk des Seelenorgans anzusehn, ist Instrument der Sinnlichkeit, Modifikationsmittel unserer moralischen Fertigkeiten, und Gehülfe der Seele. Daher müssen abnorme Einflüsse auf dasselbe oder Krankheiten in demselben die Vermögen der Seele mehr oder weniger verletzen. In dieser Rücksicht dürfen wir es weder überhaupt noch in seinen besonderen Verhältnissen aus dem Auge verlieren, wenn wir in der Erörterung und Behandlung der entfernten Ursachen des Wahnsinns glücklich seyn wollen.

Zur gründlichen Erkenntniss und Cur der entfernten Ursachen des Wahnsinns würde es nöthig seyn, dass theils der Zusammenhang der absolut äusseren Potenzen mit dem Gehirn, durch die Vermittelung der Nerven, theils die specifisch eigenthümlichen Krankheiten der Organisation, die die Seelenvermögen verletzen, bestimmt angegeben würden. Allein beides ist uns in den meisten Fällen unmöglich. Wir sind daher genöthiget, uns an die Verletzungen der Seelenkräfte zu halten, durch welche sie sichtbar werden, und die Produkte statt der Ursachen aufzufassen. Allein nach dem Befund jener können wir diese nicht mit Zuverlässigkeit bestimmen. Denn den Seelenvermögen sind keine abgemessenen Grenzen im Nervensystem angewiesen. Die gemeinen Ner/257/ven dienen als Organe des Gemeingefühls und der Bewegung. Einige derselben scheinen ausserdem noch einen bedeutenden Einfluss auf die Erregung der Triebe und Instinkte zu haben. Das Gehirn ist eigentliche Werkstätte des Denkens und verständigen Wollens, das ganze System Organ des Gefühls. Die Funktionen kreuzen sie also überall, selten kommen isolirte Störungen vor, und wo es geschieht, können wir aus denselben nicht auf eine bestimmte Natur derjenigen Krankheit schliessen, von welcher sie Product sind.

Die Seele, als vorstellende Kraft, stellt sich den Zustand ihres Körpers durch den Inbegriff des ganzen Nervensystems, die Welt durch die Sinnorgane vor, und reproducirt in einer mannichfaltigen Ordnung diese Vorstellungen des Gemeingefühls und der Sinnorgane, ohne äusseres Object, vorzüglich wol durch die Mitwirkung des Gehirns. Nach Maassgabe dieser verschiedenen Organe entstehn Vorstellungen des Gemeingefühls, der Sinnorgane und der Imagination. Durch dieselben wird sie sich ihres dreifachen Zustandes, ihrer Verbindung mit ihrem Körper, als mit dem ihrigen, mit der Welt, und ihrer eignen Veränderungen bewusst, sofern sie nervlich obige Vorstellungen als subjektive Zustände in sich zu denken genöthigt ist. Es entstehn innere Gründe, die zum Handeln nöthigen, theils im Gefolge obiger Vorstellungen, theils ohne dieselben, von bloss thierischen, oft /258/

lokalen Impulsen des Nervensystems. Während dieser Vorgänge im Nervensystem schaut die Seele ihr Werkzeug, in seinen Operationen, als taugliches oder untaugliches Werkzeug an, dies mit Wohlgefallen oder mit Missvergnügen.

Dass Krankheiten des Körpers überhaupt, Krankheiten der Nerven und besonders Krankheiten derjenigen Organe, die zunächst zur Hervorbringung der Vorstellungen mitwirken, die Funktionen der Seele auf verschiedene Art stören, ja gar Verrücktheit veranlassen können, ist Resultat der Erfahrung. Wem sind nicht die auffallenden Gemüthsveränderungen bekannt, die bey dem Eintritt der Pubertät erscheinen? Wer kennt nicht die wechselnden Launen hypochondrischer Personen? Die schüchterne Niedergeschlagenheit der

Onanisten, die zum Selbstmord führt? Den Trieb, der mit dem Pelagra Behafteten, sich ins Wasser zu stürzen? Reize im Unterleibe, Krankheiten der Eingeweide dieser Höhle, eine anomalische Vitalität der splanchnischen Nerven, erregen ungewöhnliche Appetite, ängstliche Spiele der Phantasie, Hang zu traurigen Leidenschaften, umnebeln den Verstand und bestimmen den Willen, nach dunklen Gefühlen zu handeln. Noch mehr Einfluss auf die Seele haben Krankheiten des Gemeingefühls und der Sinnorgane. Diese Zustände sind für sich im Stande, Wahnsinn zu erregen. Und gesetzt sie haben ihn nicht hervorgebracht, so unterhalten sie ihn, wenn er einmal entstanden /259/ ist, erregen einzelne Parthieen desselben, oder geben ihm eine bestimmte Form.

Ich erwähne zuerst der Krankheiten des Gemeingefühls als Ursachen der Verrücktheit. Die im ganzen Körper zerstreuten Nerven erhalten durch die Eindrücke von ihm immerhin eine Thätigkeit im Gehirn, auf welche sich das Urtheil der Seele über den Zustand ihres Körpers gründet. Das Gemeingefühl stellt den gewöhnlichen Vorgang des Lebens, die Funktionen, durch welche dasselbe wirklich wird, die progressive Entwicklung und nachherige Decrescenz der einzelnen Organe und des ganzen Körpers der Seele vor. Sein Organ ist zugleich das Hauptorgan unserer Sinnlichkeit, sofern die durch dasselbe bewirkten Erregungen in der Seele fast ohne Ausnahme immer mit dem Gefühle körperlicher Lust oder Unlust verbunden sind. Deswegen schliessen sich auch die Instinkte, Appetite und überhaupt das untere Begehungsvermögen an dasselbe an, sofern nemlich diese Triebe entweder blindlings oder durch eine vorausgesehene Lust oder Unlust uns zum Begehren und Handeln bestimmen.

Das ganze Nervensystem, und besonders die Aeste desselben, welche sich im Innern der Organisation enden, sind Organ des Gemeingefühls, der eigne Körper ist der Reiz, welcher durch seine Eindrücke auf dies Organ wirkt. Hier sollten zuvörderst die allgemeinen Differenzen der /260/ Organisation überhaupt berücksichtigt werden. Allein in Betreff dieses Gegenstandes fehlt es noch zu sehr an genauen Beobachtungen. Ich führe nur eine derselben an, die sich, soweit wir es einsehn, auf eine Abstufung in der Zartheit derselben bezieht. Es giebt Menschen, die meistens ein blondes Haar, ein grosses blaues Auge und eine sanfte Haut haben, welche so delikate organisirt sind, dass sie schon Sugillationen bekommen, wenn man sie nur derb anfasst. Andere, die meistens eine harte Haut, ein festes Fleisch und schwarzes Haar haben, sind von entgegengesetzter Natur. Zwischen beiden findet eine analoge Verschiedenheit statt, wie zwischen dem Fleisch einer Pfirsche und eines Apfels. Diese haben einen starren Sinn, jene sind biegsam, empfänglich für das Leiden der Menschheit und mit einer sanft schwärmenden Phantasie begabt. Beide Arten haben ihre eignen Anlagen zu Geisteskrankheiten. Dann sind einige Nerven des Systems, in Rücksicht ihres Einflusses auf das Seelenorgan, von vorzüglicher Dignität und besonders dazu geeignet, diese oder jene Triebe und Leidenschaften zu erregen. Es giebt nemlich Heerde in demselben, welche als untergeordnete Brennpunkte die zum Gehirn eilenden Eindrücke erst in sich sammeln und sie dann verbunden zu demselben fortschicken. Vielleicht reflektiren sie auch einige Eindrücke, ohne sie dem Gehirn und dem Bewusstseyn mitzutheilen. Endlich /261/ wirken sie zuverlässig mit bey der Begründung der Sympathie in der Organisation, und mögen daher oft Ursache der anomalen Beziehungen seyn, die in Krankheiten sichtbar werden.

Ein solcher Heerd liegt im Generationssystem, das dem Gehirn gegenüber steht, nebst demselben die Pole der Organisation bestimmt, von welchen die Gliedmaassen als Strahlen ausgehn. Beide Endpunkte stehn mit einander in mannichfaltigen Beziehungen. Je vollständiger die Generationstheile ausgeprägt sind, desto unwirksamer pflegt das Gehirn zu seyn. Wo sie sich in den Individuen ausbilden, entstehn neue Gefühle, Triebe, Spiele der Phantasie. Sie wirken auf Unkosten des Gehirns, Saamenergiessungen erregen die Anfälle des Alps und der Fallsucht. Welche nahe Beziehung sie auf die Seelenvermögen haben, lehrt die Brunft einiger Thiere, die mit Wuth verbunden ist, der Saamenkoller der Pferde, die Nymphomanie des weiblichen und die Satyriasis des männlichen Geschlechts. Fast nie entsteht der Wahnsinn vor der Pubertät. Daher hat man auch die Castration wider denselben*)⁹³ ja sogar wider moralische Krankheiten der Seele in Vorschlag gebracht. In England sollten nemlich die Diebe castrirt werden, um ihnen das Stehlen abzugewöhnen**) ⁹⁴. Eine besondere Be/262/ziehung hat dieser Heerd noch auf die Haare, Federn, Nägel, Hörner und andere hornartige Organe. Der Hirsch bekömmt kein Geweih, wenn er vor, wirft es nicht ab, wenn er nach der Pubertät castrirt wird. Es verkrüppelt sich auf der nemlichen Seite, wo man ihm einen Testikel nimmt. Metamorphosen der Geschlechtstheile, ihre Ausbildung in der Pubertät, ihre Decrescenz im Alter, Steigerungen ihrer Reizbarkeit in der Brunft, Veränderungen ihrer Zustände in der Schwangerschaft und endlich die mannichfaltigen Krankheiten derselben erregen die sonderbarsten Erscheinungen, besondere Launen, Idiosyncrasieen, Spannungen der Phantasie, eigne Triebe und Gelüste, die um so heftiger sind, je weniger sie dem Verstande unterworfen werden können. Mit der Pubertät entsteht erst die Geschlechtsliebe, Sucht zu gefallen und das Gefühl der Schaam, wovon der Mensch vorher nichts wusste. Das weibliche Geschlecht beharrt mit einer Standhaftigkeit auf seine Entschlüsse, die ihm sonst ungewöhnlich ist. Es

⁹³ *) Cabanis rapports du Physique et du Moral de l'homme, à. paris 1802. T. I. p. 369.

⁹⁴ **) Lichtenbergs verm. Schr. 2. Bd. 447 S.

ereignen sich merkwürdige Reactionen im Gehirn, die sich als Irresinn, Raserey, Exstasen, Zuckungen u. s. w. äussern und meistens das Eigenthümliche haben, dass die Kranken schnell, mit lachender Miene von ihrer Geistesabwesenheit wieder zum vollen Bewusstseyn gelangen. Zuverlässig sind diese Zustände Symptome grosser Evolutionen im Körper, die meistens nach einigen Wochen und Monaten /263/ von selbst verschwinden und durchgehends durch Arzneien, wenigstens nicht direct, geheilt werden können. Ein Mädchen von funfzehn Jahren, erzählt Dörner*)⁹⁵, sang in einem Anfall ihrer Krankheit Lieder auswendig und melodisch, deren sie sich ausser demselben nicht erinnerte, und sie noch weniger nach der Melodie singen konnte, denn sie sang schlecht. In einem andern Anfall las sie aus bekannten und unbekanntem Büchern mit der richtigsten Deklamation, welches sie sonst nicht konnte. Endlich sagte sie es zuweilen vorher, wer eben in ihr Haus treten würde, ohne sich zu irren. Kurz ihre Seelenkräfte waren in einem Grade erhöht, wie bei einer Clairvoyante. Endlich bestätigen die Weiber, welche in der Schwangerschaft schwermüthig und im Wochenbette rasend werden, den Einfluss des Generationssystems auf das Gehirn. Doch davon unten mehr.

Zwischen beiden Endpunkten der Organisation liegen zwey andere merkwürdige Heerde, die phrenische Gegend und das Sonnengeflecht.

Zur phrenischen Gegend rechne ich das Herz, das Zwergfell, den obern Magenmund und den Magen, welche ihre Nerven vom achten Paar, den Zwergfellsnerven und den grossen sympathischen Nerven bekommen. Bey ihrem /264/ Leiden erschlaft das Muskelsystem, es entstehn Mattigkeit, Ohnmacht und Schwere des Kopfs, der Seele fehlt es an Aufmerksamkeit, Denkkraft, Festigkeit in ihren Entschlüssen, sie ist wie in einen Nebel gehüllt.

Noch grösser scheint der Einfluss des Sonnengeflechts aufs Gehirn zu seyn. Es eutsteht durch zwey halbmondförmige Bogen des Oberbauchgeflechts und des oberen Gekrösgeflechts, in deren Mitte mehrere Knoten liegen, die es gleich einer strahligten Sonne umgiebt. In ihm verweben sich die Stimmnerven, die splanchnischen Nerven und Aeste des Intercostalnerven. Leidet diese Gegend, das Gallen-Organ, das System der Pfortader, Leber, Milz und Darmkanal an dynamischen oder organischen Krankheiten, so wechselt die Laune ohne äussere Veranlassung. Der Kranke ist niedergeschlagen, unmuthig, haftet auf Kleinigkeiten, besonders in Rücksicht des eignen Körpers, schwankt zwischen Muth und Muthlosigkeit, Furcht und Hoffnung. Die Phantasie klebt an fixe Ideen, ängstliche Bilder und heckt die sonderbarsten Missgeburten aus. Die Seele ist scheu, düster, versteckt, hartnäckig in ihnen Entschlüssen und mit ganzer Kraft angeheftet an einzelne Gegenstände, bis sie erschöpft sind. Auch scheint diese Gegend auf das Temperament der Menschen und dies auf die Con/265/stitution ihrer sinnlichen, geistigen und moralischen Bestimmungen einzufließen *)⁹⁶.

Endlich beschreibt das Nervensystem noch einige merkwürdige, mit besondern Polaritäten begabte Kreise in der Organisation, die vielleicht als Conductoren inponderabler Flüssigkeiten durch ihre Anastomosen und Geflechte das Strömen derselben aufs mannichfaltigste modificiren können. In dieser Beziehung sind der Stimmnerve, der Zwergfellsnerve und der grosse sympathische Nerve merkwürdig. Der erste steigt mit einem geschlossenen Bogen an seinem Ursprungsort im Gehirn nieder, bildet in der Brusthöhle mehrere merkwürdige Geflechte, die das Herz, die Lungen, die grossen Gefässe, den Schlund und den obern Magenmund mit Nerven versehen, und vereinigen sich dann wieder an einem entgegengesetzten Endpunkt im Sonnengeflecht. Er ist in Ansehung seiner Entstehung, Verbreitung und Endigung das im Kleinen, was die sympathischen Nerven im Grossen sind. Der Zwergfellsnerve schliesst oberwärts durch seinen Ursprung vom Zungenfleischnerven und den Cervicalnerven den Bogen und verbindet sich am entgegengesetzten Pol im Zwergfell und im Sonnengeflecht. Endlich beschreibet der grosse sympathische Nerve den Hauptkreis von einem Pol der Organisation zum andern, vom Kopf bis zum Steiss/266/beine. Die Kette ist im Gehirn durch Fäden des fünften und sechsten Paares geschlossen, dann gehn die Schenkel des Bogens auf jeder Seite des Rückgrats am Halse, in der Brust und dem Bauch fort, bilden überall Knoten, anastomosiren über die Wirbelbeine hin von beiden Seiten, erzeugen die splanchnischen Nerven, beschreiben überall kleine Bogen mit den Rückenmarksnerven, verweben sich mit den grossen Geflechten der Brust- und Bauchhöhle und enden endlich auf eine merkwürdige Art, theils durch anastomosirende Aeste von beiden Seiten, theils durch das Steissknötchen auf dem Steissbeine, in welchem beide sympathische Nerven am entgegengesetzten Pol der Organisation in der Axe des Körpers zusammen stossen. Von dem Steissknoten gehn dann noch einige Fäden aus, die strahlenförmig gegen die Grenze divergiren.

Wenn in diesem vasten Umfang des Nervensystems, sofern es sich in die Theile des Körpers verliert, und dem Gemeingefühl zum Organe dient, kranke Theile auf dasselbe wirken oder die Nerven selbst, einzeln oder in ihrem Inbegriff, erkranken, so entstehn davon die seltsamsten Erschütterungen des Gehirns,

⁹⁵ *) Mauchart I. c. 5. Bd. 75 S.

⁹⁶ *) Cabanis I. c. T. 398 – 484 p.

mancherley Störungen der Seelen-Funktionen, ein unangenehmes Lebensgefühl und Geneigtheit zur Verrücktheit. Sind die Nerven selbst krank, so stellen sie nicht mehr den Zustand des Körpers, sondern ihre eigene Krankheit vor. Die Seele wird betrogen, /267/ sofern sie gewöhnt ist, den Zustand ihres Körpers nach der Leitung des Gemeingefühls zu beurtheilen und kann unter günstigen Umständen in eine Geisteszerrüttung verfallen. Wenn ein Mensch eine Geschwulst im Unterleibe hat, so wirkt dieselbe als Reiz auf die splanchnischen Nerven und erregt auf diesem Wege im Gehirn irgend ein widriges Gefühl, von dem die Geschwulst Object ist. Allein das nemliche Gefühl kann auch von bloss kranken Nerven, ohne Geschwulst entstehn, wenn in ihnen durch Krankheit die nervlichen Zustände wirklich werden, durch welche eine Geschwulst im Gehirn angekündigt wird. In der Regel werden freilich dergleichen Vorgänge uns nicht immer und augenblicklich um den Verstand bringen, solange nur einzelne Reize aufs Gemeingefühl wirken, oder einzelne Nerven krank sind, und die Seele nicht zu ängstlich auf alle Eindrücke des Körpers achtet. Wir sind im Stande, durch den Gebrauch der Sinne und des Verstandes, die kranken Spiele des Gemeingefühls zu berichtigen, seine Ursachen aufzuklären oder das Gefühl als etwas uns nicht Angehöriges bey Seite zu setzen und darüber zur Ordnung des Tages fortzuschreiten. Allein es giebt andere Verhältnisse, die die Entstehung der Geisteszerrüttungen durch ein krankes Gemeingefühl begünstigen. An sich stellt es die Objekte des Gefühls dunkel und verworren dar, weil sie verdeckt liegen, nicht nach Willkühr verändert und durch die Beihülfe der Sinne /268/ berichtet werden können*)⁹⁷. Daher bleibt der Phantasie ein freier Spielraum übrig, den Gefühlen eine erdichtete Ursache unterzuschieben. Die ursprünglich örtliche Krankheit wirkt ferner als eine schädliche Potenz auf die Reizbarkeit des ganzen Systems, erhöht sie, und macht sie unstät in Rücksicht ihrer Temperatur. Auf diese Art veranlasst eine scirröse Gebärmutter Hysterie, ein gereizter Nerve, durch die Dazwischenkunft des epileptischen Hauchs, Fallsucht. Dann zieht die fortdauernde Erregung des Gehirns durchs Gemeingefühl die Aufmerksamkeit des Kranken, besonders wenn er mit hypochondrischer Aengstlichkeit auf jeden Zufall seines Körpers achtet, in dem Grade an, dass er für alles andere, also auch für die Gründe taub ist, die ihn von seinem Wahn überzeugen können. Dem Gefühle, in welchem das Object nicht klar enthalten ist, werden falsche Ursachen, Geschwüre, Geschwülste, Kröten, Eidechsen, Verwandlungen des Stoffs und der Structur untergeschoben. Diese erschlichenen Urtheile, als Produkte einer kranken Seele, wirken auf sie als Krankheits-Ursache zurück und bestürmen sie, mit ihren eignen Geburten. Die herrschende Idee fixirt sich nach den Gesetzen der Gewohnheit. Endlich wird der kranke Theil des Gehirns, durch welchen die fixe Idee zu Stande kömmt, vermöge seiner exaltirten /269/ Reizbarkeit, mit jeder anderen Erregung desselben in Sympathie gesetzt. Daher die Association des Wahns fast mit allen übrigen Vorstellungen der Seele, nach den neuen Beziehungen, die durch die Krankheit zu Stande gekommen sind *)⁹⁸.

Aus dieser Darstellung des Gemeingefühls ist es begreiflich, wie Krankheiten desselben Irrthümer, fixe Ideen, falsche Urtheile und kranke Spiele der Phantasie veranlassen, wie dadurch abnorme Instinkte, Triebe und Begierden entstehn können, die theils unmittelbare Produkte der verstimmten Organisation sind, theils im Gefolge der falschen Ideen entstehn. Wie leicht können diese Zustände zur Verrücktheit führen, der sie so nahe verwandt sind? Wie oft ist sie unmittelbares Product kranker Appetite und Instinkte, Folge der Geilheit, Mutterwuth und Hypochondrie? Und worin anders, als in der Organisation, sind diese Zustände gegründet**)⁹⁹? Man setze einen Hypochondristen, dem sein krankes Gemeingefühl Knochenschmerzen vorstellt. Er sucht die Ursache derselben in einem versteckten venerischen Gift.¹⁰⁰ Die Idee wird habituell, er beschäftigt sich unaufhörlich mit ihr. und ist deswegen taub für Gründe des Gegentheils. Dem fixen Wahn folgen absurde Handlungen, unzeitiger Gebrauch /270/ des Quecksilbers, Selbstmord.¹⁰¹ Ein Mensch, dem der Fuss von einer Compression der Nerven in der Kniekehle eingeschlafen ist, hat das Gefühl als wenn ihm ein Fuss fehle. Allein er weiss, woher dies Gefühl rührt, hat es schon sonst gehabt, es verschwindet bald wieder, er sieht seinen Fuss mit den Augen und greift ihn mit den Händen. Gesetzt aber dies Gefühl sey von inneren Ursachen entstanden, daure fort, bemeistere sich ganz der Aufmerksamkeit eines Hypochondristen. Kann dann nicht dasselbe ihn veranlassen, dass er seinem Gemeingefühl und der Phantasie mehr, als dem Getast und dem Gesicht traue, dass er sich allmählig überrede, der Fuss fehle ihm oder bestehe wenigstens aus einer andern Materie? Von einer ähnlichen Taubheit der Hälfte des Kopfs rührte wahrscheinlich die Krankheit eines Frauenzimmers her, die sonst vollkommen bey Verstande war, aber sich einbildete, sie habe den halben Kopf verlohren*)¹⁰². Mir ist es höchst wahrscheinlich, dass aller Wahnsinn, der sich auf

⁹⁷ Hübner diss. de oenaesthesi. Halae 1794. § 15.

⁹⁸ *) Reil Fieberlehre 4. Bd. 24 u. 65 S.

⁹⁹ **) Hübner d. c. § 6 u. 7.

¹⁰⁰ Gemeint ist: eine Geschlechtskrankheit, speziell die Syphilis.

¹⁰¹ Im Sinne von: er begeht praktisch Selbstmord, wenn erim fixen Wahn und ohne ärztlichen Rat sich gegen die Syphilis zu kurieren versucht.

¹⁰² *) Muratori I. c. 2. Bd. 57 S.

veränderte Grösse und Gestalt und auf Umwandlungen des Stoffs des Körpers oder seiner einzelnen Theile bezieht, aus dieser Quelle entspringe. Chiarugi**)¹⁰³ erzählt von einer Frau, die sich einbildete, sie sey vom Teufel besessen, der des Nachts mit /271/ ihr Wollust treiben wolle? Litt dieselbe nicht vielleicht am Alpdrücken? In allen diesen Fällen, wo ein krankes Gemeingefühl Ursache der Geisteszerrüttungen ist, muss dasselbe zuförderst durch Arzneien oder psychische Mittel geheilt werden. Die Geisteszerrüttungen schwinden dann meistens von selbst. Durch die Entfernung abnormer Reize aus dem Magen und Darmkanal, durch die Beruhigung der splanchnischen Nerven und des Sonnengeflechts und durch Kühlung erhitzter Geburtstheile sind wir im Stande, den Wahnsinn auf der Stelle zu heilen. Eine Jungfer verfiel nach einem Nervenfieber in den Wahn, ihr Kopf, als die Quelle ihrer Schmerzen müsse abgeschnitten werden. Zufällig war man genöthiget, ihr dickes und langes Haupthaar wegzuschneiden, weil es durch die Krankheit in Verwirrung gerathen war. Schon während dieser Operation fand sie sich erleichtert. Endlich, rief sie voller Freuden aus, schneidet ihr mir den Kopf ab, nun werde ich gewiss gerettet! Und in der That verlohrt sich von diesem Augenblick an ihr Wahnsinn und kehrte nie wieder zurück. Wahrscheinlich war der Eindruck des verworrenen Haars aufs Gehirn, die Ursache ihres fixen Wahns gewesen*). Ein Wahnsinniger bildete sich ein, sein Kopf sey ihm von dem Tyrannen abgehauen. Ueber diesen /272/ Verlust war er höchst melancholisch. Sein Arzt Philodotus setzte ihm einen Hut von Bley auf, durch dessen Druck er sich überredete, er habe den Kopf wiederbekommen*)¹⁰⁴. Andere Beispiele glücklicher Curen des Wahnsinns, der sich auf ein krankes Gemeingefühl bezog, sollen unten angeführt werden. Cabanis**)¹⁰⁵ macht uns einige Hoffnung, über diesen wichtigen Gegenstand, durch die Heilung der Krankheiten des Körpers die Funktionen der Seele zu rectificiren, seine Gedanken besonders bekannt zu machen.

Auch Krankheiten der Sinnorgane können entfernte Ursache der Geisteszerrüttungen werden. Wir sind gezwungen, Phantome für Realitäten zu halten, wenn unser Auge sie sieht, das Ohr sie hört und die Hand sie fühlt. Doch täuschen Krankheiten der Sinnorgane seltner als Krankheiten des Gemeingefühls. Die Ursache davon ist mannichfaltig. Die Objekte der Sinnorgane interessiren uns weniger als unser eigener Körper, sie liegen ausser uns, gelangen durch mehrere Zugänge zur Seele, werden klärer vorgestellt und lassen der Phantasie weniger Spielraum zu Erdichtungen über. Die Sinnorgane sind endlich an so verschiedne Gegenden des Körpers auf/275/gestellt und mit Nerven so verschiednen Ursprungs versehen, dass ohne gleichzeitige Krankheit des Gehirns schwerlich eine allgemeine Krankheit aller Sinnorgane gedenkbar ist. Täuschungen, eines Sinnorgans werden daher durch die Wirkung der übrigen und durch das Bewusstseyn unseres Verhältnisses zur Welt berichtet. Doch giebt es wirklich Fälle, dass kranke Sinnorgane zur Verrücktheit Anlass geben. Normale Sinnesanschauungen sind durch das Object und die legale Erregbarkeit des Nervensystems, in Ansehung ihrer Form und Materie nothwendig bestimmt. Wenn deswegen die Sinne erkranken, so wird die Welt uns anders, als sie ist, vorgestellt, der wahre Standpunkt unsers Verhältnisses zu derselben verrückt, und wir verfallen in Wahnsinn, wenn wir die Täuschungen nicht in uns, sondern ausser uns suchen. Der Irresinn im Rausch und in Gefässfiebern scheint zum Theil von Täuschungen der Sinne herzurühren. Die Kranken hören das Geläute der Glocken, das Sausen des Windes, sehen Phantome in einer Klarheit, als wenn sie wirklich wären, oder die wirklichen Objekte in veränderten Farben und Stellungen, Blumen auf dem Rande der Trinkgefässe und Legionen kleiner Teufelchen, die sich auf der Bettdecke herumtummeln. Diese Erscheinungen verschwinden zuweilen, wenn sie die Augen schliessen, oder wenn die Wahrnehmung der Gegenstände durch mehreres Licht /274/ gefördert wird. Ein Fieberkranker sah eine rothe Schlange, die auf seinem Bette herumkroch. Galen behandelte ihn mit andern Aerzten, bemerkte das Schlagen der Schlafpulsadern, und die Röthe seiner Augen, sagte ein Nasenbluten vorher, welches auch erfolgte. Der Napel, das Extract des Hanfs und andere Gifte desorganisiren die Funktionen des Gesichts und Getastes, ohne dass der Verstand, wenigstens im Anfang, mit leidet. Unter den Wahnsinnigen im Wiener Irrenhause glaubten einige bekannte und unbekannte Stimmen zu hören, die sie verläumdeten, beschimpften, ihnen Befehle ertheilten und sie zu allerhand Sünden verleiten wollten. Andere, besonders Taube, die nicht im Stande waren, ihre Täuschungen durch Vergleichung mit wirklichen Anschauungen des Gehörsinns zu rectificiren, bildeten sich ein, die Töne verschiedner Instrumente zu hören*)¹⁰⁶. So sah Wagner**)¹⁰⁷ einen Schwerhörigen, der eine im Bette versteckte Leier zu hören glaubte und sich über dies Ungemach bitter beklagte. Sagte man ihm, dass er sie versuchen sollte, so schützte er eine Zauberey vor, die ihn daran hinderte. Der nemlichs Kranke bekam ein unerträgliches Jucken am ganzen Leibe. Auch dies bezog er auf eine äussere Ursache, nemlich auf Heuschrecken. Mir sind acht Fälle von Verrückten, bekannt, sagt /275/

¹⁰³ **) I. c. 257 S.

¹⁰⁴ *) Alex. Trallianus L. I. c. 17. Art. med. princ. T. VI p. 91.

¹⁰⁵ **) I. c. T. II. p. 78.

¹⁰⁶ *) Pinel I. c. 327 S.

¹⁰⁷ **) Pinel 328 S.

Haslam*)¹⁰⁸, die darauf bestanden, sie hätten den Teufel, in der Gestalt eines schwarzen Mannes, mit einem langen Schwanze und mit Bocksfüssen gesehn. Eine Kranke versicherte sogar, sie habe ihn mit einem Bunde Stroh auf den Schultern an ihrem Fenster vorbeigehn sehen und es gehört, dass er die eisernen Ketten zerbrochen habe, mit welchen er von Gott angeschlossen sey. Ein sechszigjähriger¹⁰⁹ Mann, erzählt Dufour**) ¹¹⁰, bekam einen grauen Staar, der ihn am Gesicht¹¹¹ hinderte, und wurde dadurch wahnsinnig. Erst als der Staar reif geworden war, wurde er wieder sanfter, unterwarf sich der Operation und sein Wahnsinn verschwand. Andere Beispiele von Irresinn durch Sinnes-Krankheiten und ihre Behandlungsart sind bereits oben angeführt ***)¹¹².

Nahe verwandt mit den Sinnesanschauungen sind die Operationen der Phantasie. Wir sind oft nicht im Stande, es zu unterscheiden, ob vorhandene Täuschungen von Krankheiten der Sinne oder der Phantasie herrühren. Ich habe deswegen schon an einem andern Ort die Muthmassung geäussert, dass vielleicht die Phantasie und die /276/ Sinne in Rücksicht ihrer körperlichen Natur sich bloss dadurch unterscheiden, dass die Nervenwirkungen in entgegengesetzten Richtungen, bey jener von Innen gegen die Peripherie durch die Sinnesnerven, bey diesen von der Peripherie zum Inneren statt haben. In den Bewegungsnerven ist diese auf- und niedersteigende Wirkung offenbar, sie wirken von Pole zu Pole, vom Gehirn zur Peripherie und rückwärts. Warum ist das nemliche nicht auch in den Sinnesnerven möglich? Ueberhaupt ist es noch die Frage, ob nicht bey jedem Wirken des Gehirns, auch bey dem, das man gewöhnlich auf dasselbe beschränkt, nemlich beim Imaginiren, Denken und Wollen, eine Fortpflanzung gegen die Peripherie, ein Strömen vom Mittelpunkt in alle Nerven, gleichsam eine Entladung durch tausend Ableiter stattfindet? Warum kommen die Vorgänge im innersten Heiligthum so deutlich an der Oberfläche, durch die Spannung der Augen, durch die Physiognomie und Haltung des ganzen Körpers zu Tage, dass die Mahler jene durch diese vorzustellen im Stande sind? Die Haltung des Körpers ist zwar zunächst Product der Stellung des Muskelsystems. Allein was stellt das Muskelsystem in so unendlich verschiedene und ausdrucksvolle Formen? Zuverlässig die Nerven, und diese müssen dazu vom Gehirn erregt sein. Je stärker die Hirnwirkungen sind, z. B. Behufs der Leidenschaften, desto weniger ist die Oberfläche im Stande sie zu ver/277/bergen. Die Phantasie ist in der Cur der Verrücktheit dem Arzte vorzüglich wichtig. Sie übertrifft an Schnelligkeit, mit welcher sie Zeiten und Räume durchfliegt und an zügelloser Freiheit im kranken Zustande, die der eignen und fremden Kräfte spottet, alle andern Seelenkräfte. Daher die vielen furchtbaren Scenen ihrer tumultuarischen Wirkung im Wahnsinn. In den Ideenjagden producirt sie ihre Bilder mit einer Geschwindigkeit, dass den Kranken vor der Ansicht seiner eignen Werke schwindelt, in der Catalepsie starrt sie, wie angeschmiedet, auf ein Object hin, in andern Fällen stellt sie ihre Bilder in einem so starken Colorit auf, dass der Kranke dieselben von realen Objecten nicht unterscheidet und aus der wirklichen Welt in ein Feenland seiner eignen Träumereien versetzt wird. Dann ist die Phantasie dem Arzte auch noch in der Rücksicht merkwürdig, sofern ein grosser Theil der psychischen Mittel durch sie zur Thätigkeit gelangen muss. Sie sollte noch besonders in Kranken, denen ein Sinn fehlt, in allen ihren Verhältnissen, als Gedächtniss, als Dichtungsvermögen, im Traum, im fieberhaften Irrereden beobachtet werden. Ein Blindgebohrner stellte alle Bilder der Phantasie unter der Form der Anschauungen des Getastes und Gehörs vor. Er träumte wie er fühlte und hörte. Die Personen im Traum unterschied er nach dem verschiednen Ton ihrer Stimmen, die Sonne dachte er sich als eine glatte und heisse /278/ Scheibe und eine Stadt, wie sich die Häuser derselben anfühlen. In einigen Arten des Wahnsinns und besonders im Irrereden mit Gefässfieber bekommen die Bilder der Phantasie die Stärke der Sinnesanschauungen. Noch neulich behandelte ich zwey alte Matronen am hitzigen Fieber. Bei der einen war des Nachts Friedrich der Grosse, bey der andern Buonaparte am Bette gesessen.¹¹³

Verrückte sehen Feuerschlünde, offene Gräber, wiedererstandene Todte, Geister aller Art neben sich. Einer erblickte weisse Gestalten in Umrissen eines Menschen, von verschiedner Grösse um sich her. Die kleinen waren wie Punkte und in so grosser Menge vorhanden, dass sie auf allem, was er vor sich hatte, herumgaukelten, sein Buch übersäten und ihn am Lesen hinderten. Die grossen standen ihm zur Seite, folgten jedem seiner Schritte, hauchten ihn, wie der Tod, mit kaltem Athem an. Ueberhaupt habe ich diesen Wahn der Kranken, als würden sie mit frostigem Hauche von allen Ecken her angeblasen, oft gefunden.

¹⁰⁸ *) l. c. 4 S.

¹⁰⁹ Eigentümliche Orthographie Goethes: >sechzig< anstatt >sechzig<.

¹¹⁰ **) Versuch über die Krankheiten des menschlichen Verstandes. Leipzig 1786. 133 S.

¹¹¹ Eigentümlichkeit Goethes: >Gesicht< anstatt >Sehen<.

¹¹² ***) s. oben S. 168. Hübner d. c. §. 20. Zollikofer diss. de sensu externo. Halae 1794. §. 11

B ü t t n e r d. c. §. 30.

¹¹³ Die beiden letzten Sätze: „Noch neulich behandelte **ich** zwey alte Matronen am hitzigen Fieber ...“ ist natürlich eine Finte des Verfasser – Goethe. Auch in den >Nachtwachen< hat er ähnliche Finten gelegt, z. B. hat er über sich selber satirische Bemerkungen eingeflochten, damit ja kein Zeitgenosse auf den Einfall käme, ihm die Verfasserschaft an dem satirischen Werkchen zuzuschreiben.

In diesem kranken Zustande der Imagination müssen wir ihre Produkte mühsamer von Realitäten, durch das Bewusstseyn unseres inneren und äusseren Zustandes, durch die Verschiedenheit ihres objektiven oder subjektiven Ursprungs und durch die innere Veränderlichkeit ihrer Merkmale unterscheiden. Dass dies möglich sei, beweist Nicolais Beispiel, der seine Phantasmen für das hielt, was sie wirklich waren.¹¹⁴ Allein der /279/ Verrückte, welcher des Verstandes ermangelt, der hier unterscheiden muss hält seine Gesichte¹¹⁵ für Wahrheit, verliert sich auf den Grenzen der Subjektivität und Objektivität, und lebt in einer idealischen Welt, in welcher sein Ich beides, den Zuschauer und den Schauspieler macht*)¹¹⁶. Er handelt wie er denkt, also inkonsequent, nach unseren Ansichten. Was soll zur Correktion dieser kranken Phantasie geschehen? Einige schätzbare Hilfen hat Diätophilus**) ¹¹⁷ angemerkt, aber ihre Anwendung setzt Spontaneität voraus, die dem Verrückten fehlt. Vorzüglich muss man dahin sehn, dass die zügellosen Spiele der Phantasie durch hinlänglich-starke Gefühls- und Sinneseindrücke gezähmt werden.

Häufig sind sinnliche und moralische Auswüchse Ursache der Geisteszerrüttungen. Die Sinnlichkeit herrscht, die Einbildungskraft überflügelt den Verstand, Schein und Irrthum, Aberglaube und Vorurtheile verrücken die richtige Ansicht solcher Gegenstände, an welchen der Mensch warmen Antheil nimmt. Liebe, Ehre, Habe, Religion, Gesundheit und persönliche Sicherheit treten in einem falschen Lichte hervor. Das Heer der Leidenschaften wird rege und die Vernunft geht durch ihre Stürme zu Grunde. Diesen Uebeln soll man durch Kultur des Ver/280/standes begegnen, und durch sie die verschiedenen Naturen des Menschen in ihre natürlichen Verhältnisse einsetzen. Man soll die Ideale der Vollkommenheit¹¹⁸ zum Muster, nicht zum Ziele setzen, und seine Vermögen innerhalb der Grenzen anbauen, die die Natur ihnen anwies. Man soll sie in richtigen Verhältnissen anbauen, damit keins auf Unkosten des andern zurückbleibe. Man soll die vorhandenen Begriffe berichtigen, sie mit neuen Erkenntnissen vermehren, beides mit Rücksicht ihres nächsten Einflusses auf unser praktisches Leben. Man soll endlich alles vor den Richterstuhl der eignen Vernunft ziehn, nichts auf Auktoritäten glauben, die Lüsternheit des Körpers durch Arbeit und Nüchternheit abstumpfen, den Trieb zu geistigen Genüssen wecken, und in sinnlichen Vergnügungen Maasse halten, als der Bedingung, unter welcher ein dauerhafter Genuss derselben stattfinden kann. Allein von allen diesen Vorschriften lässt sich keine auf Wahnsinnige anwenden. Sie müssen unterjocht, beschäftigt und nach und nach durch Zwang zu leichten Verstandesübungen angehalten werden. Endlich erst, in der Rekonvalescenz und zur Verhütung der Rückfälle, kann der Kranke, wenn er seine Spontaneität wieder erlangt hat, zum eignen Anbau des Verstandes geleitet werden.

Ein bedeutender Gegenstand, an welchem der Verstand so leicht scheitert ist die Reli/281/gion. Der Mensch lebt zwar für die Gegenwart, geniesst sie aber mit Zittern, wenn er nicht Sicherheit für die Zukunft hat. Die Religion wird uns zu früh vor der Reife des Verstandes, wenn wir jeden Eindruck festhalten, sie wird uns als Glaubenssache eingepägt, über die man nicht vernünfteln soll. Ihr stellt man zwey mächtige Leidenschaften, Furcht und Hoffnung, zur Seite, und knüpft dieselbe an Gegenstände, die ausser dem Gebiete der Erfahrung liegen. Wie leicht können daher Dogmen der Theologie, falsche Begriffe von der Gewalt des Teufels, von der Prädestination, von der Versöhnung, von der Strafgerechtigkeit Gottes, von der Ewigkeit der Höllenstrafen einen an Körper und Seele schwachen Menschen, der krank, hypochondrisch durch Unglücksfälle gebeugt ist, seine düstere Phantasie in stiller Einsamkeit nährt, und seinen Hang zum Wunderbaren durch mystische Schriften befriedigt, zum Wahnsinn führen? Und wie schwer wird dieser Schwärmer zu bekehren seyn? Jeder Widerspruch empört ihn, jeden Zweifel hält er für Gotteslästerung. Alle Vernunftgründe scheitern an seiner erhitzten Einbildungskraft. Man soll daher dem Wahnsinn aus dieser Quelle vorbeugen, da er so schwer zu heilen ist, den Fanatismus bekämpfen, die Religion von Schwärmerey, Mystik und Pietismus reinigen. Dies ist freilich an manchen Orten so gut gelungen, dass sie selbst über das viele Licht, /282/ welches man in sie hineingetragen hat, unsichtbar geworden ist.¹¹⁹ Doch giebt es auch noch finstere Gegenden, und neue Helden bauen dem Aberglauben neue Throne. In dem ersten Entstehn dieses Wahnsinns ist Zerstreung und Ableitung eine Hauptsache, nachher unterjocht man den Kranken, sondert ihn ab, beschäftigt ihn ununterbrochen durch Arbeiten, gymnastische Uebungen und besonders durch Feldbau. Man bewahret ihn für die Ansicht unmoralischer Dinge, und entfernt alles von ihm, was auf Religionskultus Bezug hat, Man prüfe seine Neigung, und suche sein Interesse für Dinge zu gewinnen, die ausserhalb der Religion liegen. Man übe seinen Verstand durch gleichgültige Gegenstände. Endlich erst,

¹¹⁴ Ist dies eine mißglückte Invektive gegen den Verleger Nicolai?

¹¹⁵ Eigentümlichkeit Goethes: >Gesichte< für >Einbildungen<.

¹¹⁶ *) Büttner d. c. §. 31.

¹¹⁷ **) 2. Theil. 366 S.

¹¹⁸ Die „Ideale der Vollkommenheit“ wurden von den Illuminaten aufgestellt. Der frühere Name der Illuminaten war der „Bund der Perfectibilisten“. Sie strebten eine moralische Vervollkommnung des Menschen an. Die Basisphilosophie der Illuminaten war der Stoizismus. Siehe das Kapitel >Der Illuminat Goethe<.

¹¹⁹ Hier spricht wieder ganz deutlich der Illuminat Goethe!

wenn er wieder zur Besonnenheit gelangt ist, mache man ihn aufmerksam auf die Lebensgeschichte weiser Menschen, deren edle Handlungen, auf die Thorheiten der Anachoreten und auf das Unglück, welches der Fanatismus, in der Welt angerichtet hat. Man überzeuge ihn davon, dass Brav-Handeln Gott in allen Verhältnissen wohlgefällig sey, und alle Religion dahin abzwecken müsse, zuvörderst das Glück der Menschen auf der Erde zu fördern. Zuweilen kann man auch durch erschienene Engel oder durch eine künstliche Entrückung von der Erde in die Sphäre der Geister einzelne fixe Ideen tilgen, oder ihm auf diesem Wege Befehle zur Zerstreung, Beschäftigung und andern in den Curplan einstimmen/menden Handlungen ertheilen. Ob nicht dergleichen Inspirationen mehr Eingang fänden, wenn die vermeintlichen Geister sich durch den Magnetismus mit den Kranken in Rapport setzten?

Einige Menschen werden durch Vorwürfe verrückt, die sie sich mit oder ohne ihr Verschulden über versäumte Pflichten gegen Gott, sich und andere, besonders über Vernachlässigungen verstorbner Verwandten und Kinder, machen. Daher ein peinigendes Schuldgefühl ihres eignen Gewissens, die fixe Idee des verletzten Rufs in den Augen anderer Menschen. Sie fürchten und glauben anfangs die Nachstellungen der Justiz, und suchen sich vor denselben in abgelegne Schlupfwinkel ihres Hauses zu verbergen. Allein ihr innerer Feind folgt ihnen überall nach, deswegen suchen sie nachher, was sie anfangs flohen, werfen sich dem Nachrichter¹²⁰ in die Arme, um durch ihren Tod die beleidigte Gottheit zu versöhnen und ihrer Quaal losszuwerden. Hier beuge man bey Zeiten vor, zerstreue den Kranken, beschäftige ihn mit Arbeiten, entziehe ihm dem Cirkel bekannter Verhältnisse, und bestelle ihm im äussersten Fall ein Gericht, das ihm eine Strafe auferlegt, die dazu geeignet ist, ihn zu heilen, z. B. eine Strafe, die mit Reisen, mit grossen Anstrengungen des Körpers verbunden ist. Ein Tagelöhner, der sich während der Revolution in Frankreich durch einige Reden verdächtig gemacht hatte, fürchtete die Guillotine, /284/ und wurde wahnsinnig. Pinel*)¹²¹ verabredet mit drey jungen Aerzten eine Commission, die über seine Verbrechen richten sollte. Sie war schwarz gekleidet, der ganze Apparat erregte Ehrfurcht. Diese lud den Kranken vor, protokollierte seine Aussagen und sprach ihn dann, kraft einer Vollmacht der Nation, mit allen Formalitäten loss, welches gute Wirkung that. Ein alter Hagestolz, der einem anderen kühneren zu nahe getreten war, fürchtete dessen Rache. Er verliess den Ort, kaufte sich viele Meilen davon auf dem Lande an. Allein die innere Angst blieb. Er glaubte an gedungene Meuchelmörder, die ihm heimlich auflauerten, an bestochne Giftmischer unter seinem Gesinde. Er bildete sich ein, sein Feind wolle ihn durch langsame Marter aus der Welt schaffen. Daher schritt er zum Selbstmord, der aber nicht vollkommen gelang. Nachdem der Tod seines vermeinten Feindes in den Zeitungen angekündigt war, zerstreute man ihn und gab ihn in die Pflege seiner Verwandten, die er liebte. Dies heilte ihn.

Andere werden verrückt, weil sie mit zu viel Sorgfalt über die Schönheit, Vollkommenheit und Gesundheit ihres Körpers wachen. Diese nähre man ja nicht mit falschen Hoffnungen, die morgen zusammenfallen, wenn man seinen Kredit erhalten will. /285/ Umgekehrt dient es oft zu ihrer Beruhigung, ihnen die offene Wahrheit zu sagen. Der Professor Moritz war krank und so voller Angst über die Ungewissheit seiner Herstellung, dass dies sein Fieber ununterbrochen unterhielt. Alle Hoffnungen, die ihm sein Arzt Herz machte, fruchteten nichts. Nun erklärte derselbe ihm mit feierlicher Mine, dass er von seiner Krankheit nicht genesen würde. Dies wirkte. Nachdem der erste Schreck vorüber war, wurde er ruhig und genas. Man unterrichte sie in dem Gang der organischen Natur, die aus Spannen langer Existenz der Individuen ihre Kette flicht, und nichts giebt, was sie nicht auch wieder zerstört. Man schildre die Thorheit, über Besorgnisse für die Zukunft den Genuss der Gegenwart zu verlieren. Man gewöhne sie allmählich, wirkliche Uebel mit Ruhe anzuschauen, sie als fremde Dinge bey Seite zu setzen und darüber zur Ordnung des Tages fortzuschreiten*)¹²², Hypochondristen haben ein reizbares Gemeingefühl. Sie empfinden in allen Punkten, wohin sie die Aufmerksamkeit ihrer Seele richten. Sie bilden sich daher ein, alle Krankheiten zu haben, von welchen sie hören. Besonders quält sie der Gedanke verlarvter venerischer Krankheiten, wenn sie sich nicht /286/ sicher wissen.¹²³ In diesem Fall hüte man sich, ihr Nervensystem durch angreifende Arzneien noch weiter zu zerrütten. Man setze sie auf ein gutes Regime, verordne ihnen Medikamente wider die Empfindlichkeit, und verspreche ihnen davon die Genesung ihrer eingebildeten Krankheit binnen Jahresfrist, in welcher die Zeit ihren Wahn vertilgt.¹²⁴ Fast eben so leicht kann die Besorgniss wegen

¹²⁰ Gemeint ist: Denunziant.

¹²¹ *) I. c. 248 S.

¹²² *) Kant: Von der Macht des Gemüths, durch den blossen Vorsatz seiner krankhaften Gefühle Meister zu seyn. Königsberg 1798. und in dem Streit der Facultäten.

¹²³ Der Verfasser – Goethe – fürchtete sich ebenfalls vor den Folgen einer „venerischen Krankheit“, genauer noch vor den Spätfolgen der Syphilis: der progressiven Paralyse.

¹²⁴ Das Schlimme an der Lues war jedoch, daß es zu Goethes Zeit keine absolute Gewißheit über eine eventuelle Heilung gab. Die Krankheitskeime konnten irgendwo im Körper dem Quecksilber getrotzt haben und erneut sich vermehren und ausbreiten.

Sicherheit der Person und des Eigenthums in tyrannischen Staaten und zu revolutionären Zeiten zum Wahnsinn führen. Daher die vielen Verrückten während der letzten Anarchie in Frankreich.

Wenn Leidenschaften Ursache der Geisteszerrüttungen sind, welches leider nur zu oft der Fall ist, so hat der psychische Arzt zuerst dahin zu sehen, sie zu entdecken, wenn sie der Art sind, dass der Kranke sie verheimlicht. Ohne Erkenntniss der Ursache ist keine Heilung möglich. Sauvages*)¹²⁵ erzählt die Geschichte einer Frau, die sich aus Eifersucht ermordete. Ihr Arzt hätte sie retten können, wenn er ihre Leidenschaft geahndet hätte. Selbst Verrückte sind im Stande, dieselben zu verheimlichen, sie schützen erdichtete Uebel vor, um sich hinter denselben zu verstecken. Dazu hat freilich der Arzt Menschenkenntniss, Weltklugheit, Geschmeidigkeit, Bekanntschaft mit der Lebensgeschichte und den /287/ Neigungen des Kranken und Aufmerksamkeit auf jede seiner Aeusserungen nöthig. So entdeckte Galen die Liebe einer römischen Dame zu dem Schauspieler Pylades dadurch, dass ihre Gesichtszüge sich veränderten, als einer in der Gesellschaft seinen Namen zufällig nannte. Pargeter*)¹²⁶ nahm eine artige Wendung in einem solchen Fall. Er fasste die schwermüthige Kranke beim ersten Besuch scharf ins Auge, und sagte ihr, dass er bereits vollkommen von der Ursache ihrer Krankheit unterrichtet sey.

Wie soll man den Menschen für den nachtheiligen Einfluss der Leidenschaften, besonders in Hinsicht auf Geisteszerrüttungen sichern? Zuvörderst erstickt man sie nicht, sondern lässt sie austoben. Sie sind gleich einem reissenden Strom, der desto nachdrücklicher wüthet, je enger man ihn eindämmt. Rache, wenn sie gesättiget, Liebe, wenn sie befriediget wird, sind weniger gefährlich, der Traurige findet sich erleichtert, wenn er weinen, der Zornige, wenn er seinen Muth kühlen kann. Im Gegentheil ist der Angriff der Leidenschaften auf unsere Gesundheit um so nachdrücklicher, je stummer sie sind. Dann kömmt sehr viel darauf an, so früh als möglich zu Hülfe zu eilen, wenn man Gefahr ahndet.¹²⁷ Wahnsinn von Unglücks- und Todesfällen kann man in der Regel verhüten, wenn man zur rech/288/ten Zeit, ehe die fixe Idee Wurzel gefasst hat, zweckmässige Mittel zur Zerstreung des Kranken anwendet. Einsamkeit nährt die Grillen, Beschäftigungen zerstreuen sie, wenn sie der Natur der Leidenschaft und dem Grade ihrer Erregung angemessen sind. Man besorgt die Befriedigung der Leidenschaft, entfernt den Gegenstand, der sie erregt, stellt ihr eine andere von gleichem Interesse zur Seite. Endlich muss auch hier die Fackel der Vernunft Licht geben, den Irrthum vertilgen, die Dinge in ihrem natürlichen Zusammenhang auffassen, ihren wahren Werth bestimmen, und uns über Ereignisse zufrieden stellen, die von der Menschheit nicht zu trennen sind.

Die heftigen und transitorischen Leidenschaften können zwar auch Geisteszerrüttungen hervorbringen. Man kann vor Freude toll und vor Zorn rasend werden. Doch geschieht dies seltner und, wenn es geschieht, entstehn Tobsuchten, die sich als akute Krankheiten entscheiden. Auch kann meistens wider diese Ursache während des Wahnsinns nichts gethan werden, weil sie dann längst verschwunden ist. Vielmehr soll man den Hang zu diesen Leidenschaften bekämpfen, um ihren Folgen zu entgehn, dieser Artikel gehört aber nicht hieher, sondern in die Moral. In Fällen, wo ein schauerhafter Eindruck die Temperatur des Nervensystems verletzt hat, kann die Wiederholung des nemlichen Eindrucks, nach den Gesetzen der Gewohnheit, seine Folgen tilgen. Ein /289/ Mann sah der Enthauptung eines Delinquenten zu. Diese Vorstellung erschien unnachlässig im Traum wieder, und ängstigte ihn so sehr, dass er darüber mit Zittern vom Schlaf erwachte. Er nahm sich daher vor, aufs neue diesem Schauspiel zuzusehen. Dies wirkte durch die Uebung seines Muths und durch die Ueberlegung, welche er dabey anstellte. Er wurde von seinen ängstigenden Träumen befreit *)¹²⁸.

Eher gehören die anhaltenden und niederschlagenden Leidenschaften, Indignation, Kummer und Traurigkeit über verlorne Ehre, Freunde, Güter, Vaterland u. s. w. in das Gebiet des psychischen Arztes bey der Cur der Geisteszerrüttungen. Diese Leidenschaften erschüttern fortdaurend die Seele, auch dann noch, wenn sie schon zerrüttet ist. Sie erregen eine gewisse Atonie und Trägheit des Nervensystems, dass es nicht mehr auf die Vegetation einwirkt, bringen Abnahme der Kräfte, Magerkeit, Gleichgültigkeit, Verachtung des Lebens und eine Art nervöser Abzehrung hervor, die sich nicht selten mit dem Tode endigt**) ¹²⁹. Wider diese Atonie des Nervensystems muss man Stürme in demselben erregen, und es durch moralische Reize aus seinem /290/ Schlummer wecken.¹³⁰ Man verwickelt den Kranken in ganz neue Lagen, ändert seine Lebensart, schickt ihn auf Reisen, lässt ihn heirathen, kündigt ihm Gefahren seines Vermögens, seiner Ehre, der Seligkeit, des Lebens an. Eine Frau, die sehr thätig gewesen war, und in dem Zirkel der grossen Welt

¹²⁵ *) Nosol. T. III P. 1 p. 232.

¹²⁶ *) l. c. p. 37.

¹²⁷ Eigentümlichkeit Goethes: >ahndet< anstatt >ahnt<.

¹²⁸ *) Muratori l. c. 2. B. 243 S.

¹²⁹ **) Moreau, sur diferentes circonstances de maladies, à la guerison desquelles les ressources pharmaceutiques n'ont point concouru; suivies de confiderations .psychologiques et médicales sur la consommation. Mém. de la Soc. médic. d'émul. T. II. p. 178. Crichton l. c. T. II. p. 173. Tissot l. c. 2. B. 28 S. Blumenbach med. Bibl. 1. B. 4. St. 732 S.

¹³⁰ Siehe dazu >„Nachtwachen“ von [des] Bonaventura, alias Goethe<.

gelebt hatte, verlor einen Theil ihres Vermögens, so dass sie genöthigt war, sich zurückzuziehn. Gram und Langeweile stürzten sie in die benannte Auszehrung. Nun verlor sie den Rest ihres Vermögens, und wurde von Mangel und Armuth bedroht. Sie suchte eine Stelle in einer Versorgungsanstalt, Hoffnung und Furcht, Erinnerungen der Vergangenheit und Aussichten in die Zukunft bestürmten sie wechselseitig, ihr Nervensystem wurde von neuem erregt und sie genas*)¹³¹. Endlich entsteht von dem anhaltenden Nagen dieser Leidenschaften Schwermuth, Verzweiflung und Selbstmord. Die Kranken verzweifeln an ihrem Auskommen oder an der Gnade Gottes: Sie morden sich oder andere; andere, weil sie dieselben für die Ursache ihrer Leiden ansehen, sie von eingebildeten Leiden erlösen wollen, oder aus Furchtsamkeit sich selbst zu morden, um durch das Schwerdt des Richters zu fallen, /291/ oder endlich als sinnlose Automaten, die ohne alles Bewusstseyn handeln. Bey diesen niederschlagenden Leidenschaften kömmt es sehr darauf an, ob der Kranke geheilt seyn will. Dann kann er des Sieges gewiss seyn. Ein weiser Freund, nicht zu voreiliger Trost, der den Schmerz schärft, Zerstreungen, die dem Seelenleiden angemessen sind, können wenigstens soviel thun, dass Zeit gewonnen wird. Und ist diese gewonnen, so entsteht kein Wahnsinn, denn sie tröstet über jeden Verlust. Gegen Geisteszerrüttungen vom Verlust der Habe wirken zuweilen Vorspiegelungen neuer Hoffnungen. Schwerer sind die Eindrücke gekränkter Ehre zu tilgen. Heimliche Entfernung in ein unbekanntes Land ist wol das beste Mittel, wenn keine Genugthuung möglich ist. Denn der Harm gründet sich darauf, dass die Makel gekränkter Ehre bekannt geworden und nicht getilgt ist. Ein Mann fiel, durch unverschuldete Misshandlungen in den fixen Wahn, die ganze Menschheit habe sich wider ihn verschworen. Er musste deswegen seines Dienstes entsetzt werden, welches ihn von neuem in seiner vorgefassten Meinung bestätigte. Allein durch eine leutselige Behandlung in dem Krankenhause und durch die Versprechung einer anderen Versorgung wurde er geheilt. Er bekam wirklich nach seiner Herstellung eine andere Stelle, und ist dadurch wahrscheinlich für Rückfälle gesichert.

/292/ Das Heimweh ist eine wahre Gemüthskrankheit, die gerade bey solchen Völkern am leichtesten entsteht, die in der Einfalt ihrer Sitten den Begriff ihrer Glückseligkeit an wenige Gegenstände knüpfen, wie die Lappen, die Bergschotten und Schweizer. Die katholischen Appenzeller sind bloss Hirten, kleben aber am stärksten wie ihre Kühe an die vaterländischen Alpen, die Lappen haben eine so hohe Meinung von den Vorzügen und der Verfassung ihres Landes, dass sie ausser demselben erkranken. Die süsse Rückerinnerung an Freunde und Verwandte, an die schuldlosen Szenen der Jugend, an unbedeutende Eigenheiten des Vaterlandes, an den Kuhreihen der Schweizer, den Dudelsack der Schotten, fixirt die Einbildungskraft, erregt Sehnsucht, diese Schwermuth, wenn sie nicht befriediget wird. Gern bringt auch das Heimweh die oben schon bemerkte schnelle Flucht aller Nerven und Vegetationskraft, und eine nervöse Schwindsucht hervor, die aber eben so schnell durch die Hoffnung der Rückkehr wieder verschwindet. Einsamkeit vermehrt die Wirkungen des Heimwehs, frühe Beschäftigungen beugen ihnen vor. Ist dasselbe einmal vollkommen ausgebildet, so ist Rückkehr ins Vaterland das sicherste, oft das einzige Mittel zur Genesung*)¹³². Moreau**) ¹³³ /293/ behandelte einen Kranken im Spital an einem chirurgischen Zufall, der plötzlich gleichgültig und niedergeschlagen wurde, Dyspnoe, Magenkrampf und einen langsamen Puls, bekam, sich abmagerte und in eine dumpfe Melancholie verfiel. Die Ursache dieser schleunigen Umwälzung war Heimweh, das durch das Gehör der Stimme eines Landsmanns entstanden war. Durch das nemliche Mittel suchte ihn Moreau zu heilen. Er billigte seinen Harm, unterhielt sich mit ihm von seinem Vaterland, machte ihm Hoffnung zur baldigen Rückkehr und liess seinen Landsmann zu ihm gehn. Es erfolgten bey traulichen Unterredungen über Gegenstände des Vaterlandes reichliche Ergüsse von Thränen, und der Kranke genas.

Schreckhafte Träume können ähnliche Uebel erregen. Der Kranke fürchtet sie, fürchtet die Nacht, ist ungewiss, ob er träume, oder ob sich sein Bewusstseyn auf Realitäten beziehe. Er schiebt, wenn er vollends abergläubisch ist, seinen Gefühlen falsche Ursachen, Alpe, Bären, böse Geister, Vampire unter, hält diese Dinge für die Ursache seiner nächtlichen Quaaen, und kann darüber verrückt werden. Meistens ist in diesem Fall körperliche Krankheit, nemlich Alpdrücken vorhanden, das man entweder heilen oder von dessen Natur man wenigstens den Kranken unterrichten muss *)¹³⁴.

/294/ Anhaltende Schmerzen können auch die Seele zerrütten. Man wecke den Muth, tröste durch Hoffnungen einer nahen Erlösung, tilge die Ursache der Schmerzen, oder stumpfe durch Mohnsaft gegen dieselben ab. Nachher suche man durch Gemüthsruhe, Zerstreung, Landluft, gute Nahrungsmittel und durch den mässigen Genuss des Weins dem angegriffenen Nervensystem wieder aufzuhelfen.

Andere werden vor Eitelkeit und Hochmuth verrückt. Meistens massen sie sich Vorzüge in Dingen an, die entweder keinen Werth haben, oder worin sie von anderen weit übertroffen werden. Darüber verständige man sie. Man zeige ihnen, wie abgeschmackt ihre Leidenschaft sey. Indem sie der Achtung anderer

¹³¹ *) Mèm. de la Soc. médic. d'émulat. T. II p. 214.

¹³² *) Blumenbach med. Bibl. 1. B. 4. St. 732 S. Mém. de la Soc. med. d'émulat. T. II. 192 S.

¹³³ **) Mém. de la Soc. méd. d'émul. T. II. 192 S.

¹³⁴ *) Reil's Fieberlehre, 4. B. 524 S.

nachjagen, verlieren sie dieselbe, und werden mit Verachtung für ihre Anmassung gestraft. Allein meistens sind diese Menschen von eingeschränktem Verstande, der durch allgemeine Uebungen angebauet werden muss. Oft ist es heilsam, dem aufgeblasenen Thoren seine Ohnmacht und Abhängigkeit fühlen zu lassen. Ich hatte einen solchen Kranken in der Behandlung, der in keinem Stücke gehorchte, sein Haus despotisirte, und Herr der Welt zu seyn glaubte. Die erzwungene Nachgiebigkeit vermehrte seine Tollheit. In diesem Zustande erklärte ich ihm, dass er zu seiner und seiner Hausgenossen Sicherheit Arrestant sey. In dem nemlichen Augenblick traten zwey baum/295/starke Wachtknechte herein, stellten sich mit martialischer Miene ihm zur Seite und empfangen meine Befehle über ihr Verhältniss zu dem Kranken. Sein Auge fing an zwischen mir und seinen Wächtern rechts und links zu schweben, er verlohr allen Muth, folgte in allem wie ein zaghaftes Kind und wurde geteilt. Der König Nebucadnezar wurde vor Hochmuth ein Narr. Dies ist die stolze Babel, sprach er, die ich erbaut habe, durch meine grosse Macht, zu Ehren meiner Herrlichkeit. Allein der Herr heilte ihn durch Demüthigung. Haut dem Baum um, sprach er durch seinen Propheten, dessen Wipfel gen Himmel, dessen Aeste bis an der Welt Ende reichen, dass alles Fleisch unter ihm Schatten findet. Doch lasst den Stamm mit seinen Wurzeln in der Erde bleiben. Der grosse König soll sieben Jahre lang im Grase gehn, vom Thau des Himmels nass werden und mit den Thieren von den Kräutern der Erde weiden, bis sein Haar wächst wie Adlers Federn und seine Nägel wie Vogelklauen*)¹³⁵. Eben so abgeschmackt ist die Leidenschaft des Geizes. Der Kranke hat nach seiner Meinung viel nöthig und kann von seinen Gütern nichts entbehren: Er entbehrt indessen wirklich ihrer aller, indem er durch Kargheit einen Beschlag auf dieselben legt.

Zuweilen kann der Nachahmungstrieb /296/ der Menschen Ursache der Verücktheit werden. In diesem Fall muss man die Vorbilder der Nachahmung entfernen, die Vortheile derselben aufheben, drohen, beschimpfen. Als der Selbstmord unter den Mädchen von Miletus epidemisch geworden war, machte der Staat ein Gesetz bekannt, dass die erste, welche wieder Hand an sich legte, nackend auf dem Markt ausgestellt werden sollte. Diese angedrohte Beschimpfung steuerte dem Uebel *)¹³⁶. In einem Kloster fielen alle Nonnen zu einer Stunde täglich nieder und erhoben ein allgemeines Geschrey, das dem Geheul der Katzen ähnelte und zum Aergerniss der Religion mehrere Stunden anhielt. Die Obrigkeit gab Befehl, dass beim ersten Katzengeschrey Soldaten anrücken und die Nonne durchpeitschen sollten, die laut geworden war. Diese Drohung hob augenblicklich die Eindrücke der Nachahmungssucht auf die kranke Einbildungskraft **)¹³⁷.

Eine fixe Idee, die ursprünglich von einer bestimmten Ursache entstanden ist, ändert sich in der Folge mannichfaltig ab, und theilt dadurch der Verrücktheit immer eine andere Form mit. Das Beispiel einer Mutter, die ein Kind verlohren hatte, und sich über versäumte Pflege desselben Vorwürfe machte, habe ich bereits angeführt. /297/ Sie glaubte Ursache des Todes des Kindes zu seyn, fürchtete anfangs die Justiz und endlich suchte sie die Strafe derselben. Wahrscheinlich wird sie, wenn sie genest, auf die erste mildere Idee zurückkehren. Ein Uhrmacher, dessen Pinel*)¹³⁸ gedenkt, verlohr den Verstand durch Anstrengung der Seele über die Erfindung eines Perpetuum mobile. Nachher bildete er sich ein, er sey mit anderen guillotiniert und habe statt des seinigen einen fremden Kopf bekommen. Man gab ihm Uhrmacher-Werkzeug, die alte Idee, das Perpetuum mobile zu erfinden, erwachte wieder und er machte den Weg rückwärts zur Genesung, auf welchem er zum Wahnsinn gelang war. In solchen Fällen, wo die Verkehrtheit gar nichts ähnliches mehr mit ihrer ersten Ursache hat, ist es demohnerachtet nicht überflüssig, auf dieselbe Rücksicht zu nehmen, und den Kranken wo möglich auf seinen ursprünglichen Wahn zurückzuleiten.

Wie soll endlich ein Mensch behandelt werden, der durch übermässige Anstrengungen seiner Seele zum Narren geworden ist? Diese Ursache zerstört den Ton der Eingeweide des Unterleibes durch die sitzende Lebensart und greift das Nervensystem unmittelbar an. Sie macht finster, kleinmüthig, hypochondrisch und endlich toll. Tasso¹³⁹, Pascal, Peter Jurieu und /298/ andere sind davon redende Beweise. Man muss diese Kranke salben, reiben, zur Bewegung anhalten. Die Gymnastik, welche Herodikus zuerst zu einem Zweige der Heilkunst gemacht hat, leistet ihnen einen doppelten Vortheil, zerstreut ihr Gemüth und heilt die Stockungen ihres Unterleibes. Gern fehlt ihnen der Schlaf, den man durch Arbeit und Mohnsaft herbeilockt. Sie müssen entweder einer vollkommnen Seelenruhe geniessen oder ihren Geist mit leichten Gegenständen beschäftigen und mit denselben wechseln, damit allmählich alle Theile des Seelenorgans in Thätigkeit gesetzt werden. Das Gehirn gleicht einem Acker, der durch die Brache neue Kräfte sammet. Ihre Diät muss erquickend, nahrhaft und leicht verdaulich seyn.

¹³⁵ *) Daniel Kap. 4.

¹³⁶ *) Plutarchus de virtute muliebr. T. II.

¹³⁷ **) Nicole Naturalisme des convulsions, Soleure 1733.

¹³⁸ *) l. c. 71 S.

¹³⁹ Siehe dazu auch Möbius: >Über das Pathologische bei Goethe<, Kapitel >Tasso<.

Neben der Kur der entfernten Ursachen, wodurch den Geisteszerrüttungen gleichsam die Wurzeln behauen werden, muss die psychische Behandlung ihnen selbst, mit Rücksicht auf ihre verschiedne Natur, angepasst werden. Zu diesem Behuf ist es zuvörderst nothwendig, dass die eigenthümlichen Formen derselben aufgesucht und nach ihren generischen und spezifischen Differenzen bestimmt werden. Denn dadurch gelangen wir zur Erkenntniss ihrer wesentlichen Verschiedenheit und haben zugleich den Vortheil, die grosse Man/299/nichfaltigkeit der sonderbarsten Erscheinungen eines volkreichen Tollhauses, die uns verwirren würde, in bestimmte Punkte zu sammeln.

Was sind wesentlich, was zufällige Differenzen? Wie unterscheiden sich Arten und Varietäten? Arten beziehn sich auf verletzte Qualitäten, die einer Thierart überhaupt eigen sind, Varietäten auf Modifikationen derselben durch Individuen der gegebenen Thierart. Arten der Geisteszerrüttungen sind specifisch-eigenthümliche Verletzungen der Dynamick des Gehirns, in Beziehung auf seine Funktion als Seelenorgan, die sich daher durch einen Inbegriff steter Symptome zu erkennen geben müssen. Die Symptome dieser Krankheiten müssen als gestörte Geschäfte der Seele erscheinen, sofern das Gehirn nach seinen verschiedenen Zuständen zur Hervorbringung dieser Geschäfte mitwirkt. Varietäten entstehn durch das Verhältniss der Verrücktheit zu ihren mannichfaltigen entfernten Ursachen, durch die Verschiedenheit ihrer Stärke und Dauer, durch ihre Zusammensetzung mit anderen Seelen oder Körperkrankheiten und endlich durch die Modifikation, welche die abstract gedachte Krankheit erleidet, wenn sie als wirklich in einem Individuum gesetzt wird. Dahin zähle ich auch die Kultur der Seelenkräfte, die so verschieden ist, als es die Individuen sind. /300/ Daher hat Chiarugi*)¹⁴⁰, wenn er nach Graden und entfernten Ursachen classificirt, Varietäten statt Arten aufgestellt. Es ist hier nicht der Ort, mich auf eine Kritik der Eintheilungsgründe**) ¹⁴¹ einzulassen, die Arnold***)¹⁴², Sauvages****)¹⁴³, Erhardt+)¹⁴⁴, Schmid++)¹⁴⁵, Chiarugi +++)¹⁴⁶ und andere Aerzte zur Classification des Wahnsinns angenommen haben. Doch bemerke ich im Vorbeigehn, dass nur einer derselben, nemlich derjenige, welcher sich auf die Verschiedenheit seiner Natur bezieht, zum Behuf der Praxis statthaft sey. Bloss Herrn Hoffbauers ++++)¹⁴⁷ Eintheilung der Seelenkrankheiten will ich mit ein Paar Worten erwähnen. Er will sie nach den einzelnen Vermögen der Seele, die verletzt sind, deren abnormes Verhältniss gegen einander und nach der gestörten Gemeinschaft der /301/ Seele mit dem Körper ordnen und darnach als Geschlechter Geisteszerrüttungen, Verrückungen und Seelenkrankheiten im engern Sinn festsetzen. Allein wird diese Eintheilung in das ganze System aller Krankheiten eingreifen? Ist sie nicht auf Symptome gegründet, sofern die Verletzungen der Seelenvermögen nicht Krankheiten sondern Produkte derselben sind? Sind die Seelenvermögen in Beziehung ihres zureichenden Grundes so heterogen, als sie es nach ihren Aeusserungen zu seyn scheinen? Würde nicht das dritte Glied in dem bemerkten Eintheilungsgrund, nemlich die gestörte Gemeinschaft der Seele und des Körpers fallen, wenn etwan neben dem Körper kein anderes Substrat der innern Seelenvermögen vorhanden wäre? Sind nicht die aufgestellten Kraftverhältnisse in concreten Fällen schwer zu finden? Woher die Phantasmen, die die Stärke der Sinnesanschauungen haben, von Hypersthenie der Phantasie oder der Sinnorgane? Ich möchte daher Herrn Hoffbauers Ansicht nicht sowol zur Classification, sondern vielmehr als Einleitung in das Studium der Arten empfehlen, um darnach ihre Anfänge, Entwicklungen, Ausbreitungen und Einflüsse auf die verschiedenen Seelenvermögen zu erörtern. Doch sind wir genöthiget, die Leiden der Seele nach solchen Erscheinungen zu bestimmen, die uns von ihr bekannt sind. Denn von der Verletzung derselben an sich und ihrer /302/ gestörten Gemeinschaft mit dem Körper wissen wir gar nichts. Daher beziehn sich auch die meisten Versuche zur Classification der Geisteszerrüttungen mehr oder weniger auf die Verschiedenheit der verletzten Seelenvermögen.

Bey diesen absoluten Mängeln unserer Erkenntniss begnüge ich mich damit, zum praktischen Gebrauch für Aerzte vorerst nur einige feste Punkte in das Chaos der Geisteszerrüttungen zu stellen. Ich will nemlich solche specifisch eigenthümliche Zustände derselben aufsuchen, die in sich selbst soviel Charakter haben, dass sie als Arten in jedes System passen müssen, und sie durch Merkmale bezeichnen, durch welche sie

¹⁴⁰ *) I. c. 525 S.

¹⁴¹ **) Reil's Fieberlehre, 4. B. § 57.

¹⁴² ***) Beobachtungen über die Natur, Arten, Ursachen und Verhütung des Wahnsinns, aus dem Engl. Leipzig 1784. 1. Th. 34. S.

¹⁴³ *****) Nosol. T. III. P. 1. p. 225.

¹⁴⁴ +) Wagners Beiträge, B. 1. 103 S.

¹⁴⁵ ++) Hufelands Journal der praktischen Arzneikunde, XI B. 1. St.

¹⁴⁶ ++++) I. c. 447 – 542 S.

¹⁴⁷ +++++) Reil's Archiv 5. B. 448 S. Untersuchungen über die Krankheiten der Seele, 1. Th. 286 S.

überall von jedermann erkannt werden können. Unter dieselben können die meisten Fälle subsummirt werden. Der Rest bleibt so lang als Naturspiel im Chaos zurück, bis wir mit seinem Wesen näher bekannt werden. Die Ärzte fehlten darin meistens, dass sie durch zu viele und ausserwesentliche Merkmale die Grenzen der Arten zu eng gefasst haben. Denn wenn wir dem Wahnsinn ausser seinem wesentlichen Merkmal fixer Ideen, noch ein anderes des Trübsinns zufügen, so stossen wir auf Fälle fixer Ideen, denen das letzte Merkmal fehlt, und die deswegen keinen Platz im System finden. Den Grund dieser bestimmten Formen zerrütteter Seelenkräfte im Organismus, als nosologischen Eintheilungsgrund derselben, kenne ich nicht, /303/ und bin daher genöthiget, sie wie meine Vorgänger durch Merkmale zu bestimmen, die sich auf verletzte Seelenvermögen beziehen.

Die Gattungen, unter welche die Arten aufgefasst werden müssen, übergehe ich. Denn es kömmt bey der Classification der Krankheiten vorzüglich auf die richtige Begründung der Objekte, und weniger auf ihre Aneinanderreihung an. Doch muss ich einer Differenz der Geisteszerrüttungen, nemlich ihrer sthenischen oder asthenischen Natur erwähnen, ohne mich darauf einzulassen, ob dieselbe wesentlich oder zufällig, specifische oder generische Differenz sey. Diese Sthenie und Asthenie beziehe ich direct auf die Geisteszerrüttungen. Denn eben diese Zustände im Vegetationssystem sind für sich bestehende Krankheiten, bedürfen blosser körperlicher Mittel, und stehn nicht selten mit dem Charakter der Geisteszerrüttungen im umgekehrten Verhältniss. Oft ist die Seele äusserst wirksam in geschwächten Subjekten, oder ihre Thätigkeit wird ganz unterdrückt, wenn das Gehirn durch eine zu grosse Energie der Gefässe mit Blut überfüllt wird.

Zuweilen sind die Seelenkräfte in den Geisteszerrüttungen über die Norm erhöht. Jede Aeusserung derselben athmet Energie, die Bilder der Phantasie sind brennend, ihre Verknüpfungen rasch und treffend, die Gedanken kräftig und die gewählten Mittel dem Zwecke angemessen/304/sen, nur dass der Zweck falsch ist. Ich erwartete, sagt ein von Willis geheilter Wahnsinniger, meine Anfälle mit Ungeduld, denn ich genoss während derselben einer Art von Seligkeit. Alles schien mir leicht, kein Hinderniss hemmte mich, weder in der Theorie noch in der Ausführung. Mein Gedächtniss bekam auf einmal eine besondere Vollkommenheit. Ich erinnerte mich langer Stellen aus lateinischen Schriftstellern. Es kostete mir im gewöhnlichen Leben viel Mühe gelegentlich Reime zu finden, aber in der Krankheit schrieb ich so geläufig in Versen als in Prosa. Ich war verschmitzt, sogar boshaft und furchtbar an Hilfsmitteln aller Art*)¹⁴⁸. In andern Fällen scheint alle Energie der Seele erloschen zu seyn, sie starrt wie eine Bildsäule auf einen Gegenstand hin, fasst die einfachsten Verhältnisse nicht mehr, kann zu keinen Entschlüssen gelangen oder dieselben nicht ausführen. Sonderbar ist es, dass diese Zustände der Sthenie und Asthenie oft schnell und ohne bekannte Ursache nach dem Lauf der Anfälle, oder gar nahe vor dem Tode in hitzigen Fiebern, mit einander wechseln**)¹⁴⁹. In der /305/ Sthenie muss man Reize anwenden, die in Rücksicht ihrer Natur und Stärke dem Grade der Torpidität angemessen sind, in der Asthenie alle körperlichen und moralischen Eindrücke mässigen und besonders die hervorstechend reizbaren Theile schonen.

Als Arten der Verrücktheit setze ich vorerst den fixen Wahn, die Wuth, die Narrheit und den Blödsinn *)¹⁵⁰.

¹⁴⁸ *) Pinel S. 30 und 370.

¹⁴⁹ **) Mens, vaticinando idonea. Primum quidem seipsos de vita migraturos praesentiant, deinde praesentibus futura denuntiant. Nonnulli vero interdum eorum dictis sidem non habendam putant, sed dictorum eventus homines in eorum admirationem concitat. Aliqui praeterea ex his cum quibusdam vita desunctis sermonem habent: fortasse quidem ipsi soli prae sensus acumine et puritate eos adesse cernentes: aut forte ipsorum animo viros, cum quibus versaturi sunt, praenoscente atque enarrante. Quippe antea in lutulentis humoribus et caligine demersus erat: quos ubi morbus exhaustit et ab oculis tenebras detersit; quae in aere siunt, praedicant exutoque fordibus animo veracissimi vates efficiuntur. Sed quorum succi et ingenium adeo extenuati sunt, hi non diu admodum solent esse supersutes; cum eorum vitalis potentia jam in aera cesserit atque abierit. Araeteus, de causis et signis acut. Lib. II. c. 4. art. med. princ. T. V. p. 31. Andere Beispiele der Art habe ich in meiner Fieberlehre, 4. Th. 370 S. angeführt.

¹⁵⁰ *) Ob es ausser den genannten vier Arten der Geisteszerrüttungen noch eine fünfte, die man Verrückung nennen könnte, gebe, mag ich nicht entscheiden. Kants kleine Schriften von Rink, S. 43. Ein Mensch, der seine Phantasieen für Realitäten und seine Hirngespinnste für Erfahrungen hielte, vielleicht weil sie sich ihm eben so lebhaft als die Anschauungen seiner Sinne darstellen, und diesem gemäss handelte würde ein Verrückter, ein wachender Träumer seyn. Allein sein Zustand gehörte zum fixen Wahn, so lang er nur einer Chimäre anhing, wie es meistens in den chronischen Geisteszerrüttungen zu seyn pflegt, und die topische Exaltation seiner Imagination würde die Ursache seiner fixen Idee seyn. Ein Mädchen sah immerhin ein grosses und fürchterliches Gespenst, der toscanische Mahler Spinello den Teufel neben sich, der ihm vorrückte, dass er ihn in einer so scheusslichen Gestalt gemahlt habe. Arnold I. c. 1. Th. 120 und 121 S. Käme es vor, dass dieser Zustand der exaltirten Phantasie sich auf ihre sämtlichen Produkte erstreckte, so würde er als eine eigne Art Seelenkrankheit aufgenommen werden müssen. Das Irrereden im Gefässfieber scheint dieser Natur zu seyn. In dem Kopf des Kranken läuft alles wild und tumultuarisch durch einander, die durch die Sinne erregten Ideen, ihre Täuschung ohne Object, die Spiele des Gemeingefühls, die Produkte der Imagination, die

1. Fixer, partieller Wahnsinn, Melancholie.

Der fixe Wahnsinn besteht in einer partiellen Verkehrtheit des Vorstel/307/lungsvermögens, die sich auf einen oder auf eine Reihe homogener Gegen/308/stände bezieht*)¹⁵¹, von deren Daseyn der Kranke nicht zu überzeugen ist, und die daher die Freiheit seines Begehrungsvermögens beschränkt, und dasselbe gezwungen, seiner fixen Idee gemäss, bestimmt. Beide Merkmale, fixe Ideen und subjektive Ueberzeugung, daß der Wahn Wahrheit sey, gehören wesentlich zur Charakteristik dieser Krankheit. Denn es giebt Fälle fixirter Ideen ohne Wahnsinn. Herr Jördens **)¹⁵² konnte ein ganzes Jahr lang den Gedanken nicht loss werden, dass er am Schläge sterben werde. Diese Idee quälte ihn Tag und Nacht. Er konnte davon nicht reden, das Wort nicht einmal aussprechen. Ein eiskalter Schauer ergriff ihn, wenn in Gesellschaften von dieser Krankheit geredet wurde. Ein Prediger konnte sich des Gedankens nicht erwehren, über die Kanzel hin ins Auditorium zu springen. Er durfte deswegen nicht predigen. Andere können die Idee nicht loswerden, ein Kind zum Fenster hinauszuerwerfen oder ein Messer zu ergreifen und sich oder andere zu ermorden. Sie sehn es noch ein, dass ihre Idee ohne Vernunft sey, und die Ausführung derselben sie unglücklich machen werde. Doch fühlen sie einen blinden Drang /309/ ihr gemäss zu handeln. Eben so geht es dem Hypochondristen. Ihn quälen fixe Ideen in Beziehung auf seinen körperlichen Zustand. Allein er will und kann sich derselben entschlagen, wünscht von ihnen befreit zu seyn, wechselt mit seinen Grillen glaubt heute an einem Leberschaden und morgen an einer versteckten Lustseuche zu leiden, kurz seine fixen Ideen bestimmen ihn noch nicht völlig und nothwendig in seiner Handlungsweise. Er ist also hypochondrisch, aber noch nicht wahnsinnig. Dies Vermögen, den Ungrund der fixen Idee einzusehn, stirbt in unmerklichen Graden ab. Von dem klarsten Bewusstseyn der Täuschung geht es durch ein Intervall des Zweifelns zur völligen Ueberzeugung, die fixe Idee sei reel, also zum Wahnsin fort. Ausser diesen benannten Merkmalen darf aber auch keins weiter in der Exposition dieser Krankheit aufgenommen werden. Denn wenn wir denselben andere Merkmale, z. B. Trübsinn oder Glaube des Kranken, sein Zweck sey nicht erreicht, zufügen, so stossen wir auf Fälle fixer Ideen in der Natur, denen diese Merkmale fehlen, und welche daher im System keinen Platz finden*)¹⁵³. Alles übrige, die Art der fixen Ideen, ihr Einfluss auf das Begeh/310/rungsvermögen, die Handlungen und Leidenschaften des Kranken, die Dauer und der Grad des Wahnsinns und sein Verhältniss zu seiner entfernten Ursache, sind unbeständig, und daher ausserwesentlich. Noch weniger können körperliche Erscheinungen, eine blassgelbe Farbe der Haut, atrabilarisches Blut, Zögerung der Aus- und Absonderungen und Unempfindlichkeit des Darmkanals*)¹⁵⁴ als Merkmale des Wahnsinns gestattet werden, der als geistiges Object nicht weiss noch gelb aussieht, und aus einem rothen Blut eben so wenig als aus einem atrabilarischen verstanden werden kann.

aufgehobnen Gesetze der Association und der durch die Krankheit geschwächte Verstand, veranlassen im Seelenorgan eine solche Verwirrung, dass der Kranke gar nicht bey sich zu Hause zu seyn scheint, und es ihm fast unmöglich wird, sein Bewusstseyn an seine Person festzuhalten. Eine Fieberkranke sah, hörte und empfand bey Tage alles abnorm, vor den Ohren sang, brauste und rauschte es, die Getränke hatten einen fremden Geschmack, vor den Augen lagen Berge, die Objekte hatten die Farben des Regenbogens, der Rand des Trinkgefässes erschien ungleich, als wenn Blumenkohlköpfe und andere Gewächse daraus hervor gewachsen wären. In dem reinsten Getränk sah sie Thiere, eine Kreuzspinne, Eidechse und eine Schlange, und wunderte sich, dass auch wir sie nicht sahen. Mit der Exacerbation erschienen wirkliche und zahlreiche Phantasmen. Sie sah Thiere, Menschen, Verwandte, Geister ohne Zahl. Einige Zeit sass Friedrich des Grosse, den sie noch kurz vor seinem Tode gesehen hatte, die ganzen Nächte durch an ihrem Bette, so lebhaft, wie es nur in der Wirklichkeit hätte geschehen können. Sobald es finster im Zimmer wird, oder der Kranke die Augen schliesst, erscheinen ihm Ungeheuer und grässliche Gesichter, die ihn angrinsen. Er erkennt diesen Zustand noch selbst als Phantasm, oder lässt sich durch Gründe seiner Freunde, und durch mehrere Erleuchtung der Gegenstände davon überzeugen. Er spricht irre, wenn er einschlummert, und die Besonnenheit seiner Verhältnisse durch die Entziehung dar Sinneswirkungen geschwächt ist. Beim Erwachen sagt er, dass ihm sein Irrereden wie ein lebhafter Traum vorkomme. Alles dies sind Spiele einer überspannten Thätigkeit in den äusseren Sinneswerkzeugen und in den Organen der Phantasie. Reils Fieberlehre, B. 4. § 67.

¹⁵¹ *) Melancholia morbus, in quo aeger delirat eidem sere et uni semper cogitationi desixus. Boerhaave Aphor. § 1089.

¹⁵² **) Moritz' Magazin, 1. B. 1. Heft, 85 S.

¹⁵³ Melancholia est angor, in una cogitatione defixus atque inhaerens, absque febre. Aeraetus de caus. et sig. morb. diurn. Lib. I. c. 5. Doch bemerkt Swieten (Comm. § 1089.) schon, dass diese Definition zu eng sey.

¹⁵⁴ *) Man gebe dem Kranken, an dessen Gemüthszustand man zweifelt, Brechweinstein, sagte einmal ein Arzt und Schriftsteller; diese Feuerprobe entscheidet gewiss, besteht er sie, ohne zu brechen, so ist er melancholisch. Armer Wichmann, wie weit bleiben deine Ideen zur Diagnostik gegen diesen sublimen Gedanken zurück! Dass doch Hogarths Pinsel dem Erfinder dieses Probierrabinetes neben Lichtenbergs Vorschlag, die Aerzte durch einen Strick Hunde zu sekundiren, ein Ehrenkenmal stiften möge, das seiner würdig ist.

Die fixe Idee kann so verschieden seyn, als es subjektive und objektive Gegenstände des Vorstellens und Begehrens giebt. Sie kann ein Hirngespinnst seyn, das in sich selbst Widersprüche hat, oder einen möglichen Fall des menschlichen Lebens betreffen, der aber unter den vorhan/311/denen Umständen keine Realität hat. Sie kann sich auf einen bereits erreichten oder noch nicht erreichten Zweck, dessen Hindernisse grösser oder geringer gedacht werden, auf ein erlittenes oder gefürchtetes Uebel beziehen, ein Gegenstand der Sehnsucht oder des Abscheus seyn. Die Idee fesselt den Kranken durch ihr Interesse, aber auch ohne dasselbe, sofern sie ihm habituell geworden ist. Bald schwebt sie ihm immerhin gezwungen vor, er hasst sie, kann sie aber nicht losswerden, sie verfolgt ihn wie eine Furie, die ihn unglücklich macht. Bald fesselt sie ihn durch ihr Interesse, sofern er ihr Object als Mittel zum Zweck als ein Gut oder als ein Uebel denkt, das bereits realisirt oder noch gehofft und gefürchtet wird. Die Grösse des Interesses hängt entweder von dem eingebildeten oder von dem wahren Werth des Objects ab. Am meisten pflegen fixe Ideen zu interessiren, die sich auf Religion, Staatsverfassung, Ehre, Habe, Liebe, und Liebe für die eigne Gesundheit beziehen.

In der Regel bezieht sich die fixe Idee auf unerreichte Zwecke, auf Güter, die gehofft, auf Uebel, die gefürchtet werden. Die Hindernisse denkt sich der Kranke mehr oder weniger entfernbar, sucht sie bald in der Sache selbst, bald in sich oder in seinen Aussenverhältnissen. Davon hängt ihr Einfluss auf seine Leidenschaften ab. Er verfällt in unthätige Traurigkeit und Verzweiflung, wenn sie einen Gegenstand des Ab/312/scheus, den er nicht entfernen, oder ein Gut betrifft, das er nicht erreichen zu können glaubt. Bald bringt sie gehässige Leidenschaften, mit Trieb zum Handeln, Hass, Rachsucht, Wuth hervor, wenn er die Unerreichbarkeit seines Zwecks nicht in die Sache selbst, sondern in äussere Ursachen setzt. Bald erregt sie Frohsinn und eine bachanalische [bacchanalische] Freude, wenn der Kranke den Werth seines Phantoms hoch anschlägt und er bereits im Besitz desselben zu seyn glaubt. So war der Wahnsinn des Kranken, der sich einbildete schöne Schauspiele zu sehn*)¹⁵⁵, des Thrasylaus, der alle Schiffe in dem Hafen von Athen für die seinigen hielt**)¹⁵⁶, des Professor Titel***)¹⁵⁷, welcher römischer Kaiser und des Pater Sgambari +)¹⁵⁸, der Kardinal zu seyn glaubte, zuverlässig mit frohen Gefühlen verbunden. Endlich giebt es noch fixe Ideen, die keine unmittelbare Beziehung auf den Kranken haben und daher mit keinen hervorstechenden Leidenschaften verbunden sind. Der Art war der Wahn einer Frau, /313/ deren Trallianus*)¹⁵⁹ gedenkt, die den Mittelfinger nicht krumm machte, weil sie glaubte, die Welt stütze sich auf denselben. Auch wechseln die Leidenschaften bey der nemlichen Idee, je nachdem der Kranke dem Ziele nahe oder wieder von demselben zurückgeworfen zu seyn glaubt. Darnach kann er bald froh, bald wehmüthig, untätig oder angestrengt, ruhig oder wüthend seyn. Trübsinn und Traurigkeit sind also nicht, wie man zu glauben pflegt, nothwendige, sondern zufällige Merkmale der Melancholie.

Auch muss die Kur derselben lediglich allein auf die fixe Idee gerichtet seyn, mit deren Entfernung zugleich alle Neigungen, Triebe und Leidenschaften verschwinden, die in ihrem Gefolge vorhanden waren. Indess, da sich in der Regel die fixen Ideen auf gehässige Gegenstände, auf unerreichbare Güter oder realisirte moralische oder physische Uebel beziehen, so sind unangenehme Leidenschaften die gewöhnlichen Gefährten derselben. Diese Kranke sehn niedergeschlagen aus, weinen leicht, lieben die Einsamkeit an grausenden Oertern, finden nirgends Ruhe, schlafen wenig und hassen ihre Existenz. Selbst die scheinbare Ruhe dieser Kranken ist verdächtig, entweder Verheimlichung ihrer innern Angst oder eine Pause der Erschlaffung, auf welche ein desto heftigerer Sturm erfolgt. Es entspinnt sich Miss/314/trauen, Hass, Feindschaft und Rachsucht in ihnen, ja sie gerathen in Wuth, wenn ihnen Gegenstände vorkommen, die sie als Hindernisse in der Erreichung ihrer Zwecke ansehen. Besonders werfen sie diesen Verdacht leicht auf moralische Wesen, und vorzüglich auf ihre Bekannte und Verwandte, weil sie von diesen eher als von Fremden Beziehungen auf sich erwarten müssen. Sie schlagen, verletzen oder tödten sie im Gefolge eines Vorsatzes. Wenn sie hingegen ohne Thatkraft sind und die Unerreichbarkeit ihrer Zwecke in dem Gegenstand suchen, so nähert sich ihre muthlose Traurigkeit der Verzweiflung, sie suchen sich selbst zu tödten, begehren Handlungen, die den Tod nach sich ziehn oder bitten die Umstehenden sie umzubringen.

Der übrige Zustaad der Seelenkräfte hängt, von ihrer vormaligen Kultur und dem Grade ihrer nachherigen Verletzung ab. Der Kranke handelt mit Ueberlegung und Thatkraft, unter falschen Voraussetzungen und zu Gunsten eines thörichten Zwecks, wenn er denselben für erreichbar hält, oder er ist unthätig, wenn er des Gegentheils überzeugt ist. Er ist bloss für seine Idee thätig, und unthätig für alles andere, wenn dieselbe ein grosses Interesse für ihn hat und ihr Gegenstand noch nicht erreicht ist. Im Gegentheile kann er auch für andre

¹⁵⁵ *) Hic ubi cognatorum opibus curisque reffectus Expulit Helleboro morbum bilemque meraco, Et rediit ad se. Pol me occidistis, amici, Non servastis, ait; cui sic extorta voluptas, Et demptus per vim mentis gratiffimus error. Horatii Episcr. L. II. epist. 2.

¹⁵⁶ **) Athenaeus Deipnosoph. Lib. XII.

¹⁵⁷ ***) Wagners Beitr. 1. B. 114 S.

¹⁵⁸ +) Muratori l. c. 2. Th. 8 S.

¹⁵⁹ *) Lib. 1. c. 16.

Zwecke thätig seyn, wenn er in dem Wahn steht, dass seine fixe Idee bereits realisirt sey. Uebrigens hat der Kranke /315/ mehr oder weniger den freien Gebrauch seiner Seelenkräfte, er urtheilt zuweilen scharf und richtig über Dinge, die mit seinem Wahnsinn in keiner Verbindung stehn oder handelt und urtheilt der fixen Idee consequent. Ein Wahnsinniger bildete sich ein, eine Quaterne im Lotto gewonnen zu haben, die ihm seine Frau vorenthalte. Er misshandelte sie aufs grausamste und als er darüber zur Rede gestellt wurde, antwortete er gelassen, dass er erst alle Gründe der Vernunft und alle Mittel der Güte, aber umsonst, versucht habe, sie zum Geständniss zu bringen. Es sey ihm daher nicht zuzurechnen, dass er zuletzt zu harten Mitteln habe greifen müssen *)¹⁶⁰. Ein Mann, dessen bereits oben **)¹⁶¹ gedacht ist, der aus Furcht vor Meuchelmord seines eingebildeten Feindes sich selbst das Leben nehmen wollte, vertheidigte seine Grille¹⁶², dass ihm nichts entgegengestellt werden konnte. Er bewies aus dem Mangel des Widerspruchs in ihr, dass sie möglich sey, durch viele Thatsachen aus der alten und neuen Geschichte, dass sie wirklich sich ereigne. Dass ihm endlich dieser Tod bevorstehe, entwickelte er nach den Regeln der Wahrscheinlichkeit und seiner näheren Bekanntschaft mit dem Charakter sei/316/nes Feindes und aus verschiedenen Proben des Hasses, die er bereits von ihm erfahren habe. Der Pater Sgambari bildete sich ein, Kardinal zu seyn. Der Provincial suchte ihn von diesem Wahn zu befreien, allein er antwortete ihm mit folgendem Dilemma: entweder halten Sie mich für einen Narren oder nicht. Im letzten Fall begehnen Sie ein grosses Unrecht, dass Sie mit mir in einem solchen Ton reden. Im ersten Fall halte ich Sie, mit Ihrer Erlaubniss für einen grösseren Narren als mich selbst, weil Sie sich vorstellen, einen Narren durch blosses Zureden von einem Wahn überzeugen zu können*)¹⁶³.

Die fixe Idee, die als Product einer zu hoch gespannten Saite im Gehirn, tönt mit bey jeder auch noch so heterogenen Erregung desselben. Daher ihre allgemeine Assoziation mit allen anderen Thätigkeiten der Seele**) ¹⁶⁴. Der Kranke knüpft sie mit allerhand Gegenständen zusammen, mit welchen sie nach unserem Dafürhalten keine Verbindung hat. In diesen Fällen giebt es Intervalle, wo die fixe Idee fehlt, sie erscheint und verschwindet wieder nach gewissen Regeln. Allein im höchsten Grade des fixen Wahns schwebt sie dem Kranken überall wie ein Gespenst vor, er halt sie in jedem Augenblick automatisch wieder, producirt ununterbrochen dies Phänomen /317/ und ist daher ausser Stande, irgend etwas anders zu wirken. Der Kranke, sagt Bellini*)¹⁶⁵, bewegt sich nicht von der Stelle. Sitzt er, so steht er nicht auf, liegt er, so richtet er sich nicht in die Höhe und stellt sich nicht auf die Füsse, wenn er nicht dazu genöthiget wird. Er flieht die Gesellschaft der Menschen nicht mehr, antwortet nicht, wenn er gefragt wird, und scheint doch den Gesprächen aufmerksam zuzuhören. Er achtet auf keinen Rath, als ob er taub, nimmt die Objekte des Gesichts und Gefühls nicht wahr, als ob er in Gedanken vertieft wäre, er schläft und wacht abwechselnd, isst und trinkt, wenn ihm etwas vorgesetzt wird. Kurz das ganze Wirken der Seele ist eine langweilige Monotonie, aller Wechsel, der sie im gesunden Zustande charakterisirt, hat aufgehört, sie leidet an einer Starrsucht des Vorstellungsvermögens in verschiedenen Modifikationen**) ¹⁶⁶.

Dass der fixe Wahnsinn mancherley Modifikationen annehmen und in andere Arten von Geisteszerrüttungen übergehen könne, erhellt aus der Einrichtung des Seelenorgans. Einige Kranke tragen ihre Idee unaufhörlich vor, andere beobachten ein hartnäckiges Stillschweigen jahrelang, ohne die Geheimnisse Ihres Herzens zu verrathen. Zuweilen ändert sich das Object der /318/ Verkehrtheit, wovon der psychologische Grund leichter oder schwerer zu finden ist. Der Kranke, welcher sich über irgend etwas Vorwürfe macht, fürchtet und flieht den Henker, aber in der Folge sucht er ihn, wenn er durch die Flucht keine Seelenruhe findet, und durch sein Blut die Rache Gottes versöhnen zu können glaubt. In andern Fällen bemüht er sich, seinen ihm lästigen Zustand zu ändern, und da dies in der Wirklichkeit nicht geschehen kann, so versucht er es in der Einbildung, und überredet sich endlich, in der Erreichung seines Zwecks glücklich gewesen zu seyn. Ein Verrückter in Bicetre war sonst ganz vernünftig, nur bildete er sich ein, dass man ihn vergiften wolle, und darüber ward er schwermüthig. In diesem Zustande beharrte er achtzehn Jahre lang. Dann änderte sich der Gegenstand seiner Verkehrtheit, er bildete sich anfangs ein, ein grosser Herr der Erde und zuletzt der Mitregierer der Welt zu seyn. Im Gefolge der veränderten Idee änderte sich auch die Stimmung seiner Seele. Er ward nun so glücklich, als er vorher unglücklich gewesen war*)¹⁶⁷. So wechselt auch der fixe Wahn mit andern Arten von Geisteszerrüttungen, oder geht ganz und gar in dieselben über.

¹⁶⁰ *) Ehrhard (Wagner I. 122.) erzählt auch ein Beispiel von einer Person, die durch das Lotte verrückt wurde. Es [das Lotto] bringt daher die Menschen nicht bloss um ihr Geld und um ihre Moralität, sondern auch um ihren Verstand.

¹⁶¹ **) p. 284.

¹⁶² Goethes Lieblingswort für Einbildung oder Marotte: >Grille<.

¹⁶³ *) Muratori l. c., 2. Th. 8 S.

¹⁶⁴ **) s. oben p. 268.

¹⁶⁵ *) de morbis capitis; Chiarugi l. c. 229 S.

¹⁶⁶ S. oben 126 S.

¹⁶⁷ *) Mèm. de la Soc. méd. d'émul. T. III p. 9.

Seltner verwandelt er sich in Tobsucht, häufiger in Narrheit und Blödsinn. Die örtliche Verkehrtheit breitet sich aus, und die /319/ heftigen Anstrengungen der Seele stumpfen endlich ihre Kräfte ab.

Der fixe Wahn unterscheidet sich durch seine örtliche Verkehrtheit von der Tobsucht und Narrheit, in welchen die ganze Seele leidet. In der Narrheit sind täuschende Vorstellungen, die der Kranke nicht heftig verfolgt. In der Tobsucht ist das Nervensystem auf den äussersten Grad erregt, aber die kühnen Handlungen sind, soweit wir es einsehn, nicht sowohl Produkte eines aufgestellten Zwecks, sondern eines blinden körperlichen Drangs. Der Blödsinn charakterisirt sich durch Ohnmacht, und kann die Merkmale des fixen Wahns an sich tragen, wenn er aus demselben entsprungen ist.

Ueber die Natur des fixen Wahns und seiner psychologischen Entwicklung aus dem Wesen unserer Seele habe ich wenig Befriedigendes in den Schriften über die Seelenlehre gefunden. Das normale Verhältniss in der Dynamik der Theile des Seelenorgans ist verstimmt Einige seiner Fasern sind zu reizbar, wirken hervorstechend, halten den aufgefassten Gegenstand unwandelbar fest, associiren sich mit allen, auch heterogenen Erregungen, und erschöpfen die Summe der Kraft so sehr, dass keine andere Handlungen wirklich werden können. Die Fortdauer erzeugt Fertigkeit, nach den Gesetzen der Gewohnheit. Die ungeübten Theile rosten ein. Die Seele ist genöthiget, das ihr unablässig auf/320/gedrungne Object für Wahrheit zu halten, und in diesem Augenblick ist sie verrückt. Der Mensch hat eine natürliche Anlage zu dieser Krankheit, weil er schwerlich auch im gesunden Zustande ganz frey von fixen Ideen ist, die vor dem Richterstuhl der unbedingten Vernunft nicht passiren. Er lässt sie als Axiome stehn, ohne über ihre Haltbarkeit zu reflectiren, aus Gewohnheit, Bequemlichkeit, Schwäche des Alters oder aus überwiegender Stärke des Gefühlsvermögens und der Phantasie im Verhältniss zur Vernunft. Es giebt Arten der Schwärmerey, die das Bürgerrecht haben, weil sie zu grossen Unternehmungen anfeuern. Dem Nachruhm, welchen wir mit dem Leben erkaufen, kann nicht sowohl die Vernunft, als vielmehr unser Gefühl huldigen. Denn durch das Mittel, wodurch wir ihn erkaufen, verlieren wir den Genuss des erworbnen Guts. Daher suchten auch die Republiken der Vorzeit nicht sowohl durch Vernunftgründe als vielmehr durch die fixe Idee des Verdienstes um das Vaterland ihre Bürger für die öffentliche Wohlfahrt zu gewinnen. Fränklin glaubte an den prophetischen Geist seiner Träume *)¹⁶⁸ und Schwammerdam verbrannte einen Theil seiner Manuskripte, weil er Gott durch die zu genaue Untersuchung seiner Werke zu beleidigen fürch/321/tete*)¹⁶⁹. Ferner giebt es gewisse Gegenstände, an welche der Mensch sich mit Wärme hängt, weil sie mit seinem Interesse in enger Verbindung stehn und der Organismus hat die Eigenschaft, dass seine Aktionen um so leichter wiederkehren als sie oft wiederholt sind. Diese Gegenstände ziehn ihn ursprünglich durch ihr Interesse willkührlich an und halten ihn in der Folge, in dem Maasse, wie das Interesse verlöscht, durch die Gewohnheit gezwungen fest. Der Art sind despotische Staatsverfassungen, Inquisitionen, Tyranney der Pfaffen, Unglücksfälle, die uns als moralisches Wesen treffen, Beschimpfungen unserer Ehre, erlittenes Unrecht, Vorwürfe des Gewissens und Verlust solcher Personen, die durch die Bande des Bluts und der Freundschaft mit uns verbunden sind. Allein auch die blossе Gewohnheit kann Gefühle und Ideen fixieren, die ohne besonderes Interesse wegen einer äusseren Nothwendigkeit oft wiederholt werden. Ich habe einen alten Mann gekannt, der den grössten Theil seines Lebens mit Korrekturen zugebracht hatte. Er dachte nichts als an diesen Gegenstand, träumte des Nachts und phantasirte im Fieber davon.¹⁷⁰ Zugleich muss man die Disposition des Menschen und seine äusseren Verhältnisse mit in Anschlag bringen. Leidenschaftliche Gegenstände gewinnen vorzüglich über Personen eine Herr/322/schaft, die von Natur misstrauisch, verschlossen und zu Grübeleien geneigt sind, voller Vorurtheile stecken, an Verstandes-Schwäche leiden und daher den wahren Werth der Dinge zu schätzen nicht im Stande sind. Sie glauben leicht an Chimären, die mit der Erfüllung ihrer Wünsche in Verbindung stehn. Treffen vollends noch mit diesen inneren Zuständen äussere Verhältnisse z B. Aufenthalt an öden Orten, Einsamkeit, einförmige Arbeit, Klosterleben u. s. w. zusammen, die die Phantasie wenig beschäftigen, so entsteht der fixe Wahn um desto leichter. [...]

c) Fixe Vorstellungen, die sich auf Verwandlungen des Körpers und der Persönlichkeit beziehn (mania metamorphosis).

Jene entstehen wahrscheinlich ursprünglich immer von Krankheiten des Körpers und des Gemeingefühls, denen die Phantasie eine falsche Ursache unterschiebt. Die Verwechselungen der Persönlichkeit sind vielleicht zuweilen psychologischen Ursprungs, doch meistens auch Folgen abnormer Wirkungen des Gemeingefühls und eines kranken Gehirns. Denn wir finden sie zu häufig als Gefährten hitziger und chronischer Nervenkrankheiten. Die Einbildungen sind verschiedner Art, geringer, grösser, Möglichkeiten /338/ oder Absurditäten. Der Kranke glaubt an Verwandlungen einzelner Theile oder an eine Metamorphose seiner Art, bildet sich ein, in ein Gerstenkorn, einen Krug, Wolf, u. s. w. umgeschaffen zu

¹⁶⁸ *) Cabanis l. c. T. II. 547.

¹⁶⁹ *) Cabanis l. c. T. I. p. 170.

¹⁷⁰ Ein Greuel für Goethe, der seine Werke selten selber korrigierte. Meistens beauftragte er seine Freunde damit.

seyn. Weiber kleben leicht an der Idee, dass sie schwanger sind und gebären müssen. Arnold *)¹⁷¹ erzählt von einer Frau, die nach einer an ihr versuchten Nothzüchtigung [gemeint ist: Vergewaltigung] wahnsinnig wurde, und nachher glaubte, sie würde jeden Augenblick von einem Kinde entbunden. Selbst Männer haben sich für schwanger gehalten**) ¹⁷². Hipocrates***) ¹⁷³ erwähnt einer Melancholie reicher Scythen, die durch vieles Reiten ohne Steigbügel bey ihren merkantilischen Geschäften, das Vermögen zum Beischlaf verlohren hatten, sich einbildeten in Weiber verwandelt worden zu seyn, und dieser Idee gemäss, weibliche Kleidungen anzogen, und sich mit dem Spinnrocken beschäftigen. Die Beispiele von Menschen, die sich für Wölfe und Hunde hielten, dieser Idee gemäss in die Wälder flohen, wie Wölfe heulten, todte Leichname ausgruben und sich mit Menschengrippen herumschleppten, sind in Rücksicht ihres Ursprungs und ihrer Natur nicht genug beobachtet. Einige mögen vielleicht an einem kataleptischen Stumpfsinn, andere an Tob/339/sucht gelitten.haben*) ¹⁷⁴. Raulin **) ¹⁷⁵ erzählt von einem Hause, in welchem alle Mädchen, sich für Katzen hielten, und täglich zu einer bestimmten Stunde wie die Katzen zu schreien anfangen. Sie wurden dadurch geheilt, dass man ihnen drohte, diejenige durch Soldaten auspeitschen zu lassen, die sich zuerst wieder hören liesse. Dann gehören die Fälle solcher Kranken hieher, die Reuter, Schlangen, Kröten, Frösche, Mäuse und andere ungewöhnliche Dinge in ihrem Leibe zu tragen, die so viel Harn bei sich zu haben glaubten, dass eine Sündfluth entstehen würde, wenn sie ihn liessen¹⁷⁶, und endlich solche, die wächserne Nasen, gläserne Beine oder andere ungewöhnliche Krankheiten zu haben glaubten. Diese Krankheiten gränzen, mit dem höchsten Grad der Hypochondrie nahe zusammen***)¹⁷⁷. Von der Entstehungsart dieser Grillen durch Krankheiten des Gemeingefühls habe ich an anderen Orten weitläufiger gesprochen*****)¹⁷⁸. Einige dieser Kranken, glaubt Ehrhard+)¹⁷⁹, können viel/340/leicht an einem ganz anderen Wahn leiden, denselben aber verheimlichen, und ihn durch eine angebliche Metamorphose ihres Körpers zu maskiren suchen. Meistens ist es besser, den Grillen des Kranken nicht zu widersprechen, sondern seinen Erzählungen Glauben beizumessen. Die projektirten Heilmittel finden sonst keinen Kredit. Dann sucht man ihn zu überreden, dass er seinen Gefühlen eine falsche Ursache unterschiebe. Endlich räumt man den Reiz weg, der aufs Gemeingefühl wirkt, oder rektificirt das Organ desselben, wenn es krank seyn sollte. Nur dann ist der Kranke radikal geheilt, wenn er sich überzeugt hat, dass die Ursache ohne Grund sey, die er seinen Gefühlen unterschiebet. Einen Menschen, der Hörner zu tragen glaubte, heilte sein Arzt dadurch, dass er Sägen und Messer hervorlangte, und insgeheim Hörner bey sich führte, die während des Sägens hinfielen. Der Kranke sprang geheilt von seinem Sitze auf*)¹⁸⁰. Ein anderer hielt sich für todt, und wollte deswegen nicht essen. Man setzte neben ihm einen Sarg mit einer scheinbaren Leiche, die sich aufrichtete und ass. Der Verrückte sah mit Erstaunen zu, dass auch die Todten essen., ass mit und wurde nachher geheilt **) ¹⁸¹. Einen ähnlichen Kranken /341/ trug man zum Schein zu Grabe. Unterwegs begegneten lustige Bursche der Leiche, die ihr alle Schande nachsagten. Dies brachte den Todten auf, er sprang von der Bahre und wollte seine Lästere durchprügeln *)¹⁸². Einen Büchermann mit gläsernen Beinen kurirte seine Magd. Sie warf ihm ein Stück Holz daran. Entrüstet sprang er auf, und entdeckte dadurch, dass die Bein wol nicht von Glas seyn möchten, weil er darauf stehen konnte **) ¹⁸³. Einem Verrückten ohne Kopf setzte man einen Hut von Bley auf, einem andern, der immer zu frieren glaubte, wurde ein Schaafpelz angezogen, der in Brantwein eingetaucht und dann angezündet wurde ***)¹⁸⁴. Personen, die Frösche im Leibe oder Kaninchen im Kopf zu haben glaubten, mussten in ein Gefäss sich erbrechen, in welches heimlich Frösche gelegt waren, oder einen Kreuzschnitt in die Haut des Kopfs aushalten, nach welchem man ihnen blutige Kaninchen vorzeigte, die aus ihren Köpfen genommen seyn sollten *****)¹⁸⁵. Ein Kranker überredete sich, er trage einen Heuwagen mit zwey Pferden und einem Fuhrmann in seinem Magen. Alle Gegenvorstellungen seines Arztes fruchteten nichts. Ein anderer gab ihm Recht, /342/ bedauerte ihn, untersuchte die Magengegend und gab den Ort an, wo er den Wagen und die Räder, den Fuhrmann und die Pferde deutlich fühle. Der Kranke fasste Muth. Sein Arzt

¹⁷¹ *) I. Theil. 137 S.

¹⁷² **) Arnold I. c. 1. Th. 136 S.

¹⁷³ ***) de aere et aquis.

¹⁷⁴ *) Pascoli de homine, Lib. II. Sect. 1. c, 13. Schenk Synopsis Lib. I. Sect. 5. c. 4.

¹⁷⁵ **) Traité des affections vaporeses du sexe. Paris 1758

¹⁷⁶ Siehe > „Nachtwachen“ von [des] Bonaventura, alias Goethe<, IX. Nachtwache, Unterkapitel: >Das Tollhaus<.

¹⁷⁷ ***) Reils Fieberlehre 4. B. 270 S. Ehrhard beim Wagner. I. c. 2. B. 8 S.

¹⁷⁸ *****) Reils Fieberlehre 4. B. § 48. Hübner d. c. p. 60.

¹⁷⁹ +) Wagner I. c. 2. B. 15 S.

¹⁸⁰ *) Muratori I. c. 2. B. 12 S.

¹⁸¹ **) Fawzett über Melancholie, aus dem engl., Leipzig 1785, S. 38.

¹⁸² *) Pargeter I.c. S 32.

¹⁸³ ** Arnold I. c. Th. 1. S. 134.

¹⁸⁴ ***) Sauvages Nosol. T. III. P. I. p. 392.

¹⁸⁵ *****) Sauvages T. c. p 391.

sprach von Apotkekermitteln, die dergleichen Körper verkleinerten und gab ihm ein Brechmittel. Dem Kranken wurde übel, der Arzt führte ihn mit dem Kopf zum Fenster hinaus und als er eben im Vomiren begriffen war, fuhr ein Fuhrman mit einem Heuwagen zum Hofe hinaus, welchen der Kranke für den hielt, den er im Magen getragen hatte.*¹⁸⁶. Ein anderer glaubte eine gläserne Nase zu haben, ging deswegen nicht aus, damit sie nicht verunglücken möchte und schlief in einem Stuhl. Sein Arzt schlug ihm zur Sicherheit ein Nasenfutteral vor, und als er dies anlegte, zerbrach er ein Glas, das er heimlich in der Hand führte. Der Kranke hielt die niederfallenden Glasscherben für Ruinen seiner Nase und war ausser sich. Der Arzt versicherte, die Natur habe die Glasnase durch eine neuhervorgedrungene fleischerne abgestossen, wie ohngefähr¹⁸⁷ der permanente Zahn den Milchzahn fortschiebe. Er brachte den Spiegel, der Kranke sah noch eine Nase, jeder zupfte, bog und schlug daran, sie blieb stehn, und er war es zufrieden, statt der gläsernen eine dauerhaftere Nase von Fleisch bekommen zu haben.

/343/

d) Fixe Ideen, die sich auf Aberglauben beziehen

Nur einige Blümchen von diesem Felde, das besonders in Staaten, wo die Religion sich auf diese Krücke lehnt, am fruchtbarsten ist. Dumme Menschen können sich einbilden, dass sie, besessen oder bezaubert sind, mit dem Teufel im Bunde stehn, durch ihn Wunder thun, Impotenz bewirken und heilen, Kinder krank und gesund machen können, aber dafür auch während des Lebens mit ihm Unzucht treiben und nach dem Tode in seine Gewalt kommen müssen. Die Vernunft ist das Gegengift des Aberglaubens, ihre Fackel erstickt die Geburten der Nacht. Man setze sie in ihre Rechte ein. Doch dies ist Sache der Zeit und der Nation. Daher muss der Arzt oft erst zu Paliativmitteln greifen, die Hexen durch Geistliche bannen, die Teufel austreiben und den geschlossenen Bund mit dem Satan aufheben lassen. Ein Mann, sagt Ehrhard *)¹⁸⁸ klagte die Polizeibedienten an, dass sie sich, wenn er tränke oder ässe, in der Grösse eines Fingers auf seinen Löffel oder Krug setzten, und ihm alles wegschnappten, dass er endlich vor Hunger umkommen müsse. Er wisse zwar wohl, fügte er hinzu, dass sie diese Künste verstehen müssten, um die Spitzbuben zu fangen. Doch solle die Obrigkeit Sorge tragen, dass sie nicht auch ehrliche Leute plagten. Ein ihm vorgelesener Befehl an /344/ die Polizeidiener, sich bey hoher Strafe nicht mehr gelüsten zu lassen, ihn zu verfolgen, befreite ihn von seinem Wahn. Wagner*)¹⁸⁹ erzählt von einem Kranken, der sich einbildete, die Teufel sässen in seinen Ohren, raunten ihm die schädlichsten Anschläge ein und wären jetzt im Begriff, ihn zur Hölle abzuholen. Daher er an einem Orte kniete und betete, und von demselben nicht aufstand. Der Geistliche kam, betastete seinen Hals und segnete ihn ein. Nun stand er zwar von seinem Platz auf, weigerte sich aber zu essen, weil die Teufel es nicht zuliessen. Der Pfarrer nahm den Kranken in das Pfarrhaus, wo der Satan keine Gewalt habe, und segnete die Speisen besonders ein. Der Kranke ass, erhohlte sich und wurde nach und nach ganz von seinem Wahn befreit. Wahrscheinlich würde der Geistliche nicht so glücklich gewesen seyn, wenn er seine Grillen unmittelbar angegriffen hätte. Hieher gehört auch der Vampyrismus, ein Aberglaube., der ehemals in Ungarn herrschend war. Ein Vampyr ist eine Person, die wieder aus dem Grabe aufsteigt, die Lebenden würgt, oder ihnen das Blut aussaugt. Ausserdem giebt es noch andere Plagen, Erscheinungen und Verfolgungen, die von den Todten gefürchtet werden. Diese und andere Ideen können sich bey Personen fixiren, die den Glauben dazu haben. Ein Zucker/343/bäckergesell, sagt Ehrhard*)¹⁹⁰, der sich öfters im Dunkeln mit Zitterschlagen vergnügte, hatte die Erscheinung, als wenn ein Bogen Papier zur Thür herein käme, sich um seine Füsse schlänge und dann wieder hinausflöge. Er sah dies als einen Vorboten seines nahen Todes an, ward traurig, still, verlorh allen Appetit und starb einige Wochen darauf.

e) Fixer Wahn, der sich auf religiöse Gegenstände bezieht

Der Kranke glaubt z. B. Sünden begangen zu haben, die nicht vergeben werden können, bildet sich ein, ursprünglich zur Hölle verdammt zu seyn, verzweifelt an der Gnade Gottes. Am hartnäckigsten sind diese Ideen, wenn sie Folge eines auf einmal erhöhenden Gewissens sind. Man halte diese Kranken zur Arbeit an, und entferne alles, was den Anstrich der Religiösität hat. Zuweilen leistet auch die Musik gute Dienste. Ein Wahnsinniger dieser Art, der an der Gnade Gottes verzweifelte, wurde dadurch gerettet, dass Jemand in der Gestalt eines Engels, mit einer brennenden Fackel in der linken und mit einem Schwerdt in der rechten Hand, des Nachts durch die Decke des Zimmers kam, und ihm im Namen des dreieinigen Gottes Vergebung seiner Sünden ertheilte **)¹⁹¹.

¹⁸⁶ *) Wenzel l. c. p. 37.

¹⁸⁷ Eigentümlichkeit Goethe: >ohngefähr< für >ungefähr<.

¹⁸⁸ *) Wagner l. c. 2 B. 17 S.

¹⁸⁹ *) l. c. I. B. 284 S.

¹⁹⁰ *) Wagner l. c. 2 B. 25 S.

¹⁹¹ **) Sauvages Nes. T. III. P. I. p 383.

f) Fixer Wahnsinn, der sich auf Liebe bezieht

Ich übergehe den bloss thierischen Trieb zum physischen Genuss, der durch Krankheit des Körpers so übermässig werden kann, dass er die Vernunft überflügelt, und zu absurden Handlungen leitet. Kranke dieser Art müssen eine magere Diät halten, Pflanzen essen, Wasser trinken, Eier, Fleisch, Gewürze, gegohrte Getränke und andere reizende Nahrung meiden, im Schweiss des Angesichts ihr Brodt essen, damit der Ueberfluss drängender Säfte zerstreut werde*)¹⁹². Sie müssen die Geburtstheile kühl halten, kalt baden, Kampfer speisen und im Nothfall durch Entledigungen ihre innere Gluth abkühlen **)¹⁹³.

Ich spreche hier vorzüglich von der platonischen Liebe, die nicht nach wollüstigen Umarmungen strebt, sondern in den moralischen Vollkommenheiten ihres Gegenstandes eine Gottheit anbetet, und im Besitz desselben das Glück des Lebens setzt. Jugendliches Alter, ein verliebten Naturell und eine überspannte Phantasie macht geneigt zu dieser Phantasterey, die in der Folge, wenn ihr nicht genüget wird, in Lebensüberdruß, dumpfe Melancholie und Narrheit übergehen kann.

/547/ In Rücksicht der Kur kommt es zuvörderst darauf an, die Liebe zu entdecken, wenn sie verheimlicht wird: Dazu hat der Arzt Welt- und Menschenkenntniss nöthig, um die Geheimnisse des Herzens zu ahnen, das Zutrauen des Kranken, um sie aus demselben hervorzulocken. Galen entdeckte die Liebe einer römischen Dame zu dem Schauspieler Pylades dadurch, dass sie erröthete, als sein Name zufällig genannt wurde. Eine Frau, sagt Sauvages*)¹⁹⁴, die ihren Mann zärtlich liebte, und das nemliche von ihm glaubte, erfuhr, dass er ihr untreu sey, und beschloss zu sterben. Doch kämpfte lange Religion, Abscheu für Selbstmord und Liebe zu ihren Kindern wider diesen Entschluss, bis sie endlich unterlag. Ihr Arzt, der ihr unstatthafte Dinge aus der Apotheke verschrieben hatte, würde sie leicht haben retten können, wenn er die Ursache ihrer Krankheit geahndet hätte. Der Dr. Stütz **)¹⁹⁵ kurirte ein wahnsinniges Mädchen, bey der alle Arten anderer Mittel umsonst versucht waren, endlich auf folgende Art. Er bemerkte nemlich, dass es auf alle Mannsbilder, den Wärter, Aufseher u. s. w. verliebte Augen warf, und es gern hörte, wenn man vom Heirathen sprach. Er liess also einen ordentlichen jungen Mann zur Kranken gehen, der ihr wohlge/348/fiel. Dieser versprach, sie zu heirathen, wenn sie ihr ungescheutes Wesen ablegen, und brav und arbeitsam seyn würde. In dem Augenblick schien sie sich ihrer halbzerrissenen Kleider zu schämen, nahm einen gewissen äussern Anstand an, den sie vorher bey Seite setzte, bat um bessere Kleidungsstücke, versprach zu arbeiten, Medicin zu nehmen. Kurz ein helles Bewusstseyn, geläutert von allen schiefen Ideen und Vorstellungen, kehrte in ihre Seele zurück und sie ward in kurzer Zeit von ihrem Wahnsinn geheilt. Nach der Genesung schämte sie sich ihres vergangenen Zustandes, und fragte nicht nach dem jungen Manne, der die erste Gelegenheit zu ihrer Genesung gab, wahrscheinlich weil sie es einsah, dass jener ganze Vorgang nicht so ernstlich gemeint gewesen sey.

Die Wege zur Heilung sind verschieden. Man sucht den Kranken zu zerstreuen, ihn von dem Gegenstand seiner Liebe zu entfernen. Man deckt ihm die Mängel desselben auf.

Fige , quod cantet, si qua est sine voce puella,
Non didicit chordas tangere, posce lyram.
Turgida, si plena est, si fusca est, nigrä vocetur,
Et potuit dici rustica, si qua proba est.
Ovidius.

Am schnellsten hilft man gewöhnlich dadurch dass man die Wünsche des Kranken befriedigt. Die Ehefrau eines Mannes verliebte sich in einen jungen Menschen und wurde verrückt, als der/349/selbe verreisen musste. Man entdeckte dies ihrem Manne. Er liess den Jüngling zurückkommen. Von der Zeit an erholte sich seine Frau, und wurde vollkommen wieder hergestellt*)¹⁹⁶. Tulpius**)¹⁹⁷ erzählt von einem jungen Engländer, der vollkommen starrsüchtig und unbeweglich wie eine Bildsäule wurde, als er eine unverhoffte abschlägliche Antwort von der Person bekam, die er liebte. Man rief ihm laut ins Ohr, dass er seine Geliebte

¹⁹² *) Venus otia amat. Qui finem quaeris amoris,
Cedit amour rebus, res age tutus eris.

O v i d i u s .

¹⁹³ Krüger Diss. de matrimonio multorum morborum remedio. Francos. ad Viadr. 1749.

¹⁹⁴ *) Nosol. T. III. P. I. p 232.

¹⁹⁵ **) Med. Annalen, Mai 1802. Correspondenzblatt S. 77.

¹⁹⁶ *) Wagner l. c. 1. B. 316 S.

¹⁹⁷ **) Observ. L. L. c 22.

zur Frau haben sollte, er sprang schnell auf, und war von seiner Starrsucht geheilt. Wo dies nicht möglich ist, sucht man den Kranken an einen andern Gegenstand zu ketten.

Hortor et, ut pariter binas habeatis amicas,
Alterius vires subtrahit alter amor.
Ovidius.

Zuweilen heilt auch der sinnliche Genuss von der übersinnlichen Liebe. Doch muss man sicher seyn, dass der Kranke sich darüber keine Vorwürfe mache, und auf diesem Wege in eine andere, vielleicht noch grössere Geisteszerrüttung ver falle.

Hier kann ich nicht umhin, auf ein ungeahndetes Verbrechen aufmerksam zu machen, das gleich einem verborgenen Krebs im Finstern schleicht, und die Blüthe des Staats würgt. Wol/550/lüstlinge bestechen die Gunst unerfahrer Mädchen durch Geld oder vorgespiegelte Liebe, und überlassen sie nachher ihrem Schicksale. Die verführte Person härt sich über den Betrug, oder verfolgt die geöffnete Bahn, weil sie nichts weiter an sich verderben kann. Sie stirbt im Spital oder wird eine Bewohnerin des Tollhauses. Beide Arten, das Leben zu enden, sind gleich schauderhaft. Ein direkter Mord ist nicht so quaalvoll, als ein indirekter durch Wahnsinn oder Lustseuche und Knochenfrass. Und wie häufig ist wenigstens der letzte Fall! Ich kenne mittelmässige Städte, die auf diese Art nach einem höchst wahrscheinlichen Calcul jährlich mehr als funfzig Menschen verlieren. Sicher würden wir vor einem Ort zurückbeben, an welchem sich so viele Meuchelmorde ereigneten! Freilich sollte man es der Gerechtigkeit nicht zumuthen, Angriff auf Glück, Ehre, Gesundheit und Leben zu ahnden, denen der Mensch durch die Freiheit des Willens ausweichen kann. Allein die Menschen, von denen hier die Rede ist, kommen meistens nie aus der Unmündigkeit heraus, und die Natur hat ihnen in Betreff der Liebe eine so schwache Seite gelassen, dass sie einer Staats-Pallisade bedürfen.

Nahe verwandt mit der Liebe ist die Eifersucht, bey welcher Liebe und Hass, Achtung und Verachtung, Rache und gekränkte Ehre mit einander in Kampf gerathen sind. Der Verstand /351/ will, dass wir das nicht achten sollen, was uns verachtet, die Leidenschaft gebietet das Gegentheil. Dieser Kampf wird vorzüglich peinlich, wenn man nicht von der Untreue des geliebten Gegenstandes überzeugt ist. Dadurch wurde ein Bäcker, der seine Frau im Verdacht des Ehebruchs hatte, ohne ihr denselben beweisen zu können, veranlasst, sich beide Hoden wegzuschneiden, um sie auf die Probe zu stellen, ob sie nach seiner Kastration schwanger werden würde *)¹⁹⁸. Ein anderer Mann glaubte, seine Frau unterhalte sich zu frey auf einem Balle mit andern Männern. Er lief wüthend nach Hause, holte ein Gewehr, und wollte sie erschiessen. Man hielt ihn ab, er wurde verrückt, und verfiel in einen solchen Hass gegen das weibliche Geschlecht, dass er unaufhörlich auf dasselbe schimpfte, und jedem Frauenzimmer, das er ansichtig wurde, das nachwarf, was er eben in den Händen hatte. Er starb im Irrhause. Bey der Oeffnung fand man die Häute des Gehirns entzündet, das Gehirn in Eiterung und grösstenteils in eine sulzige Substanz verwandelt *)¹⁹⁹. Den Eifersüchtigen überführe man, dass der Verlust seiner Ehre eingebildet oder gerächt sey, dass der Gegenstand seiner Eifersucht unschuldig oder seiner Liebe nicht werth sey.

g) Lebensüberdruss

[Lebensüberdruss] ist eigentlich nicht fixe Idee, sondern Product, und zwar von meh/352/ren Arten derselben. Daher muss ich auch die Kur nach der verschiedenen Natur der fixirten Vorstellung richten, die Lebensüberdruss erzeugt.

Die Melancholie der Engländer charakterisirt sich durch Selbstmord aus Lebensüberdruss ohne zureichende Ursache. Der Kranke weiss sich über nichts zu beklagen, aber nichts kann ihn auf der Welt fröhlich machen. Er sehnt sich daher nach einer Veränderung seines Zustandes, die ihm hier unmöglich scheint. Er bestellt sein Haus, macht sein Testament, nimmt Abschied von seinen Verwandten, und bringt sich dann kalten Bluts mit Ueberlegung um. Ich bin in einem glücklichen Zustande, sagte ein Melancholischer zu Pinel *)²⁰⁰, ich habe Weib und Kind, die mein Glück ausmachen, meine Gesundheit ist nicht merklich verändert, und demohngeachtet fühle ich mich von einer schrecklichen Begierde hingerissen, mich in die Seine zu stürzen. Er führte nachher seinen Vorsatz wirklich aus. Ein junger Britte, der hoffnungsvolle Sohn eines angesehenen Hauses, eben im Begriff, sich mit einem reizenden Mädchen von edler Herkunft zu vermählen, hatte an einem Deutschen einen warmen Freund. Diesen besuchte er eines Abends, sprach wenig. Wir sehn uns heute das letztemal, sagte er, das letztemal, Freund, und drückte ihm mit /353/ Wärme die Hand. Warum? fragte der Deutsche. Weil ich morgen sterbe, antwortete der Engländer. Früh fand man ihn todt in einem Garten, an dem Pistol hing ein Zettel mit den Worten: des Lebens satt und

¹⁹⁸ Schenk observ. rar. Lib. I. obs. 5.

¹⁹⁹ Wagner l. c. 1 B. 316 S.

²⁰⁰ *) l. c. 199 S.

müde *)²⁰¹. Ein anderer erhing sich, sein Bedienter schnitt ihn ab, und er lebte fort. Am Ende des Jahrs zahlte er dem Bedienten seinen Lohn, und zog ihm zwey Pence ab. Der Bediente fragte nach der Ursache, weil du, antwortete er, einen Strick ohne meine Ordre durchschnitten halt. Viele Selbstmörder waren unverheirathet und in Ausschweifungen der Wollust endlich so abgestumpft, dass sie an nichts mehr Interesse finden konnten. In diesem Fall, wo der Lebensüberdruß durch übermässigen Genuss und erkünstelten Kitzel entstanden ist, wird es meistens schwer, solchen verdorbenen Menschen neues Interesse für das Leben beizubringen. Wenn Ehrgefühl und Religion nicht mehr wirken, so ist alle Mühe vergebens.

Ferner erzeugt der peinigende Gedanke an ein Uebel, dem man nicht entgehen kann, z. B. das Bewusstsein der Gefangenschaft, mit Unmöglichkeit zu entrinnen, leicht Lebensüberdruß und Sehnsucht nach dem Tode. Eben dies bewirken Vorwürfe des Gewissens über wahre oder eingebildete Verbrechen, Verlust der Ehre, Furcht für Nachstellungen, hypochondrische Vorstellungen /354/ von dem zerrütteten Zustand des Körpers, Kränklichkeit und fortdauernde Schmerzen, Heimweh und andere physische und moralische, wahre oder eingebildete Uebel. Die mit dein Pelagra behafteten, sollen einen besonderen Trieb fühlen, sich ins Wasser zu stürzen. Krankheiten des Unterleibes sind gern mit Hang zum Selbstmord verbunden. Endlich kann auch das Beispiel und die Nachahmung dahinführen. Daher er endemisch und epidemisch seyn kann. Die Mädchen von Miletus hingen sich haufenweise auf, nicht aus Lebensüberdruß, sondern wegen einer Art von Schwärmerey, in der sie ihre Glückseligkeit fanden *)²⁰². Primerose erzählt von einem ähnlichen Fanatismus, der zum Ersäufen verleitete. Eine Kindermörderin wurde von dem Geistlichen feierlich zum Tode vorbereitet, dies wirkte so sehr, dass der Kindermord sich mehrte, und man die Todesstrafe abschaffen musste, um ihm zu steuern. In diesem Fall helfen angedrohte Beschimpfungen der Selbstmörder nach dem Tode, die das Ehrgefühl in Anspruch nehmen, dessen falsche Richtung den Selbstmord förderte. Die Schwärmerei der miletischen Mädchen hörte auf, als der Staat das Gesetz bekannt machte, dass die erste Selbstmörderin nackt auf den Gassen ausgestellt werden sollte. Ich habe verschiedene Fälle gesehen, dass Kranke dieser Art nach /355/ einem misslungenen Versuch, z. B. nach einer nicht tödtlichen Verwundung, nie einen neuen wagten, und ganz von dieser fixen Idee geheilt waren. In einzelnen Fällen kann dies Mittel vielleicht auf sie angewandt werden. Man stürzt sie ins Wasser, oder bringt ihnen eine schmerzliche Fleischwunde bey. Pinel*)²⁰³ wurde bey einem jungen Menschen von vierundzwanzig Jahren zu Rathe gezogen, den der Lebensüberdruß in periodischen Anfällen quälte, welcher aber jedesmal vor dem Anblick der Gefahr erschrak, ohne seinen Entschluss, sich zu ersäufen oder zu erschiessen, zu ändern. Der Vorsatz wurde immer erneuert, und wieder aufgeschoben. Ein Uhrmacher, der sich aus Lebensüberdruß erschiessen wollte, verwundete sich bloss die Wangen. Es entstand ein heftiger Blutfluss. Die Wunde wurde geheilt, und mit derselben die fixe Idee des Selbstmordes**) ²⁰⁴. Ein anderer wollte sich in London von einer Brücke in die Themse stürzen. In diesem Augenblick fallen ihn Räuber an. Er bot alle Kräfte auf, ihnen zu entrinnen, und von der Zeit an war der Vorsatz zum Selbstmord ganz aus seiner Seele vertilgt***)²⁰⁵. Bey Unglücksfällen, die die Zeit heilt, beim Verlust einer geliebten Person, suche man die ersten Ausbrüche /356/ der Verzweiflung zurückzuhalten, oder dem Kranken einen andern Gegenstand aufzustellen, der sich allmählich seiner bemeistert. Doch ist die Hoffnung gering, wenn der Kranke auch für den Gegenstand kein Interesse mehr hat, der ihn krank machte, sondern bloss der Lebensüberdruß ihm übrig geblieben ist. Zuletzt erwähne ich noch der Mordsucht in der Raserey, die durch einen innern Drang ohne Dazwischenkunft fixer Vorstellungen zu Stande kommt. Die Kranken stürzen sich ins Wasser, hängen sich auf, springen zum Fenster hinaus. Bartholin*)²⁰⁶ erzählt die Geschichte eines Menschen, der am Fleckfieber litt, und sich am Bette aufhing, als seine Wärterin sich auf einige Augenblicke entfernt hatte.

[...]

§ 21

Was sind helle Zwischenzeiten?

Sie müssen sich auf Perioden des Nachlasses oder der /440/ Intermission, oder auf beides zugleich beziehn. Pinel*)²⁰⁷ erzählt einige artige Fälle intermittirender Geisteszerrüttungen. Ein Kranker war bloss um den anderen Tag, ein zweiter funfzehn Tage im Jahre, ein dritter alle Jahre drey Monate wahnsinnig. Drey Rasende ohne Verkehrtheit waren in zwey Jahren sechs Monate krank und achtzehn Monate frey von ihrem

²⁰¹ *) Wenzel l. c. 53 S.

²⁰² *) Plutarchus de virtute mulierum T. II.

²⁰³ *) l. c. 200 S.

²⁰⁴ **) Pinel 257 S.

²⁰⁵ ***) Pinel l. c. 257 S.

²⁰⁶ *) Arnold l. c. Th. 1. 111.

²⁰⁷ *) l. c. 14 S.

Uebel. Aehnliche Fälle habe ich bereits an einem andern Orte**) ²⁰⁸ gesammelt. Das Irrereden im Gefässfieber intermittirt am Tage, und kehrt wieder bey Nacht. Menschen, die zum Wahnsinn Anlage haben, sind oft Jahre lang von ihrer Krankheit frey. Diese Intermissionen möchte ich aber eben so wenig als die anfangende Reconvalescenz zu den hellen Zwischenzeiten zählen, wenn sie nemlich so rein sind, dass auch nicht der leiseste Zug der Krankheit übrig geblieben ist Nach dem Aufhören der Krankheit kehrt sie entweder bald und in dem nemlichen Zuge, oder nach einer ungemessenen Zeit wieder. In beiden Fällen ist eine Geneigtheit zur Wiederkehr übrig geblieben, die in dem ersten schon durch den bestimmten Lauf der Evolutionen des respectiven Organismus, in dem zweiten Fall hingegen durch äussere Veranlassungen zur wirklichen Krankheit gesteigert wird. Dann gehören auch die momentanen Remissionen in den Anfällen der Raserey, die wie /441/ der Sturm in Stößen wirkt, nicht die dumpfen Intervalle, wo der Tobsüchtige, besonders der Tobsüchtige ohne Verkehrtheit, wie ein Zorniger, durch äussere Umstände psychisch gehemmt wird, zu wüthen, nicht zu den hellen Zwischenzeiten. Heinrich Julius von Bourbon, der Sohn des grossen Condé, glaubte in einen Hund verwandelt zu seyn, und hellte dem zu Folge wie ein Hund. Eines Tages bekam er seinen Anfall in den Zimmern des Königs. Die Gegenwart des Monarchen gebot seiner Narrheit, ohne sie zu zerstören. Er schlich sich ans Fenster, steckte den Kopf hinaus, unterdrückte seine Stimme, und gebedete sich bloss wie ein bellender Hund *) ²⁰⁹. Doch ist es mir wahrscheinlich, dieser Mann habe an dem sonderbaren Aufstossen gelitten, welches dem Bellen eines Thiers ähnelt. Denn es wird von ihm gesagt, er sey an Vapeurs krank gewesen. In diesem Fall war das Bellen physisch, und nur in sofern mit einer psychischen Krankheit verbunden, als er es von einer Verwandlung seiner Art ableitete. Endlich rechnet man die Zeiten im fixen Wahn, wo es dem Kranken an Gelegenheit fehlt, auf seine fixe Idee abzuspringen, nicht zu den hellen Zwischenzeiten. Ein Wärter führte in einem Tollhause die Fremden herum, und erzählte denselben mit vieler Vernunft die Narrheiten jedes Kranken. Erst an /442/ der letzten Zelle erfuhr man, dass er auch zu den Merkwürdigkeiten des Tollhauses gehöre. Hier, sagte er, sitzt ein Mann, der ein Narr ist, weil er sich für Gott den Sohn hält, ohne es zu sein. Denn ich müsste es wissen, da ich Gott der Vater bin. ²¹⁰ Also nur das sind helle Zwischenräume, wo die Stärke der Krankheit für eine längere Zeit nachlässt, und nicht wo ihre Symptome durch äussere Verhältnisse weniger sichtbar sind.

Die hellen Zwischenzeiten treten langsam oder plötzlich ein. In dem letzten Falle erwachen die Kranken, wie aus einem Traume, von ihrer Zerrüttung zur Besonnenheit: Dies geschieht vorzüglich leicht in der dumpfen Melancholie und im Irrereden mit Gefässfieber*) ²¹¹. Die Temperatur der Erregbarkeit ändert sich durch ein Spiel unbekannter Kräfte, die zuweilen von sichtbaren äusseren Einflüssen abhängig sind. Die Zeit der Frühlings- und Herbst-Tag-und-Nacht-Gleiche ist ominös. In ihr brechen die meisten und heftigsten Anfälle aus. Kürzere Aufwallungen entstehen, wenn Stürme oder Gewitter sich nähern. Die Kranken sind unruhig, schlafen wenig, gehen mit schnellen Schritten, sprechen für sich, gestikuliren, deklamiren, die Rasenden schütteln die Ketten, und unterbrechen eine dumpfe Stille mit einem wilden Geschrey. Kurz alle Phänomene weisen auf einen exaltirten Zustand hin.

/443/ Die hellen Zwischenräume sind periodisch oder erratisch, kürzer oder länger, reiner oder weniger rein. Doch bleibt immer noch, auch in den reinsten Intervallen, eine Abweichung von dem Einklang der Seelenkräfte zur Einheit der Vernunft übrig. Das Zusammenfassen des Organismus zur Individualität und das klare Bewusstseyn der Persönlichkeit kehren am spätesten in die zerrissene Seele zurück. Der Kranke ist im scheinbar vollen Gebrauch der Vernunft, doch nicht unglücklich. Denn er hat von dem Umfang seines Seelenzustandes keine deutliche Vorstellung. Dadurch unterscheidet sich der helle Zwischenraum von der Genesung.

Meistens laufen dem wiederkehrenden Anfall Zufälle vor, die seine Annäherung anmelden. Der Kranke klagt Zusammenschnürungen und ein Brennen in der Magengegend und den Gedärmen, durstet deswegen sehr, hat aber Abneigung gegen Speisen, ist verstopft, unruhig, schlafloss, fährt im Schlaf schreckhaft zusammen. Die Wangen färben sich, das Gesicht glüht, die Halsadern klopfen stärker, das Auge wird roth, die Blicke funkeln. Seine Geberden, die Haltung und Bewegung seines Körpers sind ungewöhnlich. Er heftet seine Blicke gen Himmel, spricht mit sich, läuft schneller, steht still, nimmt die Mine des Nachsinnens oder einer bedächtigen Ueberlegung an. Einige sind ausgelassen lustig, schwatzhaft und brechen ohne Grund in ein lautes Gelächter /444/ aus, andere hingegen weinen ohne Ursache, starren auf einen Punkt, und sind versunken in ein düsteres Stillschweigen. Der Phantast hat Visionen, dem Verliebten erscheint seine Psyche im Traume in einer himmlischen Gestalt.

²⁰⁸ **) Reils Fieberlehre 4. B. 71 §.

²⁰⁹ *) Duclos Mèm. secr. sur les règnes de Louis XIV.

²¹⁰ Diese Geschichte verwendete Goethe auch in den >Nachtwachen<.

²¹¹ *) Reils Fieberlehre 4. B. 370 S.

Der Kranke in der hellen Periode ist ein anderer Mensch, bedarf also auch einer anderen psychischen Behandlung. Er muss jetzt mit mehr Schonung behandelt, und sanft zur Arbeit und zum Gehorsam angehalten werden, damit er sich an diese Tugenden gewöhne. Aeussere Ursachen, die auf die Wiederkehr seiner Anfälle wirken können, vermeide man sorgfältig. Man verstatte ihm mehr Freiheit, doch sey man auf seiner Huth, und merke auf die Zeichen des herannahenden Anfalls, damit kein Schade geschehe. Denn ihm ist auch bey dem besten Anschein nicht zu trauen. Ein Verrückter führte einen Fremden im Tollhause herum, und nöthigte ihn am Ende an die höchste Gallerie des Hauses zu treten, um einer schönen Aussicht zu geniessen. Hier, sagte er dem Fremden, zeige dich und spring hinunter, wenn du Glauben hast, oder ich werfe dich hinab. Der Fremde besann sich, antwortete ihm, die Kunst hinauf zu springen sey grösser, dies wolle er versuchen. Der Verrückte blieb oben, um den Sprung zu erwarten, aber der Fremde schlich sich leise zum Hause hinaus. Ein anderer wurde von seinem Führer bis in die Küche des Irrhauses gebracht. Hier verliess derselbe ihn /445/ auf einen Augenblick. Die gegenwärtigen Narren meinten ihre Suppe würde kräftiger seyn, wenn sie den Fremden darin abkochten und würden ihren Einfall ausgeführt haben, wenn jener ihnen nicht eingewandt hätte, dass er sich erst ausziehen wolle. Unterdess kam sein Führer zurück.

Haben die hellen Zwischenzeiten Einfluss auf die Zurechnung? Eine schlüpfrige Aufgabe für den Criminalisten und für den gerichtlichen Arzt. Zuvörderst müssen in dieser Beziehung die Intermissionen, die allerdings der Zurechnung fähig sind, unterschieden werden von den Remissionen. Wie schwer ist schon dies! Dann bestimme man den Grad der Remission, der bey intensiven Grössen nicht positiv bezeichnet werden kann. Ferner kömmt es darauf an, ob die Remission scheinbar oder wahr sey. Der Wüthrig ohne Verkehrtheit äussert seine Wuth nicht, wenn die äusseren Verhältnisse ihm ungünstig scheinen*)²¹². Endlich muss ausgemittelt werden, ob die Handlung in der Remission oder in einem wiederkehrenden Anfall geschehen sey. Und zuletzt ist noch zu erwägen, ob die in Anfrage stehende Handlung mit dem Gegenstand des Wahns eine oder keine Verbindung habe. Allein da es überhaupt schon schwer ist die Gesetze concreter Associationen nachzuweisen, wer vermag dann, /446/ es zu entscheiden, ob Vorstellungen und Handlungen, die nach unseren Ansichten keine Verknüpfung haben, diese nicht in einem verrückten Kopf haben können?

§ 22

Wie soll der Wahnsinnige in der Reconvalescenz behandelt, wie sollen die Rückfälle seiner Krankheit verhütet werden? Wenn er zu genesen anfängt, so verkürzen sich die Anfälle der Exaltation, kommen seltener und bleiben endlich ganz aus. Er fängt an, seinen Zustand zu ahnden und die Rückkehr des Uebels zu fürchten. Und eben diese Furcht ist eine beruhigende Erscheinung, die auf Wiederkehr des Bewusstseyns der Persönlichkeit, als dem Merkmale der vollendeten Genesung, hinweist. Auch in dem Gang der körperlichen Geschäfte, in den Aus- und Absonderungen, der Verdauung, dem Herzschlag, der Wärme u. s. w. ereignen sich mancherley mehr oder weniger sichtbare Veränderungen. Die moralische und physische Erregbarkeit des Kranken ist empfänglicher für den Einfluss normaler Reize. Daher bedarf er einer vorzüglichen Schonung.

Sobald die Genesung des Kranken durch diese Erscheinungen angekündigt und in der Folge bestätigt wird, und er anfängt, sein grenzenloses Elend zu ahnden, so trenne man ihn von den übrigen Kranken im Irrenhause. Man suche ihm seine Krankheit in den gefälligsten Umrissen, /447/ als ein hitziges Fieber oder als eine schwere Nervenkrankheit vorzustellen. Ihr wahres Bild würde ihn mit Schauer und namenloser Traurigkeit erfüllen. Besonders verwahre man ihn, dass er nicht solche Epochen seiner Krankheit erfahre, die nach seinem Dafürhalten seine politische Existenz zernichten*)²¹³. Schon der Gedanke im Tollhause

²¹² *) S. oben 372 S.

²¹³ *) Welche schauerhafte Folgen die Erinnerung, im Tollhause gewesen zu seyn, haben könne, mag folgende Geschichte lehren. Ein junger Theologe werde durch das eifrige Studium der Apocalypse toll. Er genas. Man nahm ihn aus dem Tollhause weg, gab ihn in eine Pritvatpension, und verheimlichte ihm sorgssltig seine Krankheit und seinen ehemaligen Aufenthaltsort. Als er wenigstens dem Schein nach vollkommenen genesen war, kam der Vater vom Lande herein, das Genesungsfest seines Sohnes zu feiern. Nach Tische wurde ein Spatziergang vorgeschlagen; in eine Allee, die vom Tollhause sichtbar war. Auf einmal blieb der Reconvallescent tiefsinnig stehn. Mein Gott, rief er aus, die sießend ist mir so bekannt, alles umher mir so vertraut, so frisch und so lebendig in meiner Seele. Diesen Baum da habe ich oft Tage lang beobachtet. Er war meine Uhr. Stund er im Volllicht und warf er seinen eingeschrumpften Schatten quer durch die Allee, so war es Zeit zum Mittagessen. Streckte er ihn gigantisch über das Feld hin, zuckte das Sonnenlicht nur noch schwach auf seinem Wipfel, so war dies die Stunde zum Abendbrodt. Sagen Sie doch, lieber Doktor! fuhr er fort, wo war ich, als ich diese Gegend hier zur Aussicht hatte? Die Gesellschaft suchte ihn abzulenken, aber umsonst. Laut lachend wies er mit dem Stock gerade auf das Zimmer des Tollhauses hin, wo er zwei Monate gesessen hatte. Ist dies da drüben nicht die Jammerklausen, sagte er, wo ihr mich armen Schächer so lange gefangen hieltet? Doch die Zeit ist vorüber; desto schöner lacht die Zukunft. Ich habe da drüben doch auch manche selige Stunde genossen. Wenn ich des Morgens zum Fenster hinausblickte und die Lerche hörte, wenn ich Berg und Thal und Stadt und Feld im Schimmer der Morgenröthe und die Sonne dort hinter dem Rebenberg heraufzittern sah, und an die

gewesen zu seyn, ist dem besonnenen Manne schrecklich! Doch ist ohne Tollhaus die Heilung schwierig, unmöglich. Wie soll diese Kollision vermittelt werden? Ein wahnsinniger Musikus /448/ war auf dem Wege der Genesung, er spielte seine Geige wieder und trieb diese Lieblingsübung acht /449/ Monate lang mit auffallendem Nutzen für die Herstellung seiner Vernunft. Nun wurde ein anderer Verrückter mit ihm an einen Ort gebracht, dessen wilde Ausbrüche seinen Kopf wieder in dem Grade verwirrten, dass er seine Violine zerschlug und von neuem in einen unheilbaren Wahnsinn verfiel*)²¹⁴. Daher scheint es auch nicht zweckmässig zu seyn, die Reconvalescenten zur Bedienung der Kranken zu gebrauchen, welches /450/ nach Thouin in dem Amsterdamer Irrenhause geschehen soll*)²¹⁵.

Der Reconvalescent muss in dem nemlichen Gang der Kur, bey welchem er zu genesen anfangt, erhalten werden, his seine Genesung vollendet ist. Sein durch die Kur bestimmter äusserer Zustand muss nie durch Sprünge, sondern allmählich zu dem freien Zustand übergehn, den er sich nach seiner eignen Willkühr bestimmt. Daher hüte man sich, ihn zu früh aus dem Irrenhause in des Schooss seiner Familie zurückzugeben. Es sind der Beispiele zu viele, dass darnach leicht Rückfälle entstehn. Der Kranke geht durch einen Sprung von einem äusseren Zustand zu einem anderen über, ehe er noch Festigkeit genug hat. Er kömmt unter Menschen, die ihn, seiner Seelenschwäche angemessen, nicht mit genugsamer Delikatesse zu behandeln wissen, er fühlt sich der Kuratel einer Höheren Gewalt entlassen, missbraucht seine Freiheit und Unabhängigkeit und überlässt sich seinen Launen, Aufbrausungen und Fehlern in der Lebensordnung, die ihn leicht in seine vorige Krankheit zurückwerfen. Man suche den Reconvalescenten zu zerstreuen, ihn mit Gärtnerey, Feldarbeit, Professionen und solchen Künsten zu beschäftigen, die seine Neigungen anziehen. Dazu muss also jede Irrenanstalt Gelegenheit haben. Man hüte ihn für heftigen An/451/strengungen der Seele, Leidenschaften, Schreck, Freude, für jeden Eindruck, der ihn plötzlich und stark erschüttert. Man schone sein Gefühl, das sehr reizbar ist, hüte ihn für Neckereien, Beleidigungen und Verachtung. Der unbedeutendste Fehler kann unsere schönsten Hoffnungen zerstören. Ein Bildhauer und Mahler reconvalescirte, er äusserte den Wunsch zu mahlen. Man gab ihm dazu die nöthigen Materialien und er mahlte verschiedene Personen des Irrenhauses ab. Doch dies griff ihn zu sehr an; der Aufseher schlug ihm vor, ein Bild nach eignen Ideen zu entwerfen, wo er freien Spielraum hätte. Er bat, weil er auch dazu sich zu schwach fühlte, ihm die Idee durch eine Zeichnung anzugeben, die er zum Muster nehmen könnte. Seine Bitte blieb unerfüllt. Darüber wurde er aufgebracht, zerbrach Pinsel und Palette, zerriss seine Skizzen und erklärte laut, dass er auf immer auf die Ausübung der schönen Künste Verzicht leiste. Er verfiel von neuem in Raserey, hernach in Blödsinn und starb endlich an der Auszehrung*)²¹⁶.

In der Vorbauung der Rückfälle kömmt es vorzüglich auf die Bestimmung der Frage an: ob physischer oder psychischer Zustand den Haupttheil an der Entstehung der Geisteszerrüttung gehabt habe? Ist die Anlage erblich, angeboren, in der ersten Bildung gegründet, ist /452/ eine Geneigtheit zur Wiederkehr in der Organisation, die ursprünglich oder erworben ist, Krankheit des epigastrischen Geflechts, Anlage zur Tobsucht, falsche Leitungen der Irritabilitäts-Temperatur zurückgeblieben, so kömmt es vorzüglich auf körperliche Behandlung an. Der Kranke muss sich für Unmässigkeit in aller Rücksicht hüten, Lebensart, Klima, Diät verändern, mit dem Körper arbeiten, wenn er vorher mit der Seele gearbeitet hat. Man sey behutsam im Frühling, bey heissem Wetter, bey Revolutionen im Körper z. B. Schwangerschaften. Man hüte ihn für Erschütterungen der Seele durch Leidenschaften und für Anstrengungen derselben, besonders solchen, die auf Einen und auf einen abstrakten Gegenstand gerichtet sind. War die Ursache moralisch, so muss vorzüglich der Psychologe die Verhütung der Rückfälle bewirken. Er Sorge dafür, dass alle Seelenkräfte in richtigen Verhältnissen angebaut, die Aufmerksamkeit geübt, die Phantasie gezähmt, sie und das sinnliche Begehrungsvermögen der Herrschaft des Verstandes unterworfen werden. Er kläre die Begriffe

Millionen dachte, denen sie leuchtete! O, da war ich mitten in meinem Jammer glücklich. Ich dachte, Vater! sagte er, wir besuchten auf ein halbes Stündchen das Zimmer, wo sein Franz so lang in schauernder Einsamkeit sass. Alles Widerstreben war umsonst; das Zimmer wurde geöffnet. Franz weinte, wie ein Kind, als er hineintrat: Ach mein Gott! rief er aus, da steht noch alles an dem nemlichen Orte. Hier die Bettlade; dort das hölzerne Tischgen, und der Armen-Sünderstuhl; das Christusbild hier an der Wand, dort die bemahlte Scheibe: Da komme er ans Fenster, lieber Vater! und seh er, ob ich wahr gesprochen habe. Sieht er den Baum dort in der Allee? und den Weinberg? und den Bach im dämmernden Abendlichte? Hier musste sein Franz am Gitter stehn wie ein Missethäter, hier gebunden liegen wie ein Mörder. Nun schäumten die Gedanken seiner empörten Seele über ihre Ufer hin und aus Grabesnacht brach der Entschluss zur schauerhaftesten That, zum Vatermord, hervor. Hier, sagte er, fütterten sie mich mit Wasser und schimmlichem Brodt, hier wälzte ich mich im Staube und rang mit allen Schrecknissen des Todes. Und du verschworst dich auch wider mich, Rabenvater! Nun ergriff er ein zinnernes Wassergefäss vom Tisch. Dein Auge rief er aus, ist vertrocknet, du hast keine Mitleidsthräne für deinen Sohn. Kannibale? ha so soll Blut statt der Thränen fliessen! und stiess ihn vor die Stirn, dass er todt niederfiel. Moritz' Magazin der Erfahrungs Seelenkunde 6 B. 3. St. 90 S.

²¹⁴ *) Pinel I. c. 215 S.

²¹⁵ *) Pinel I. c. 212 S.

²¹⁶ *) Pinel I. c. 217 S.

des Kranken über den Werth solcher irdischen Dinge auf, die vorzüglich Ursache leidenschaftlicher Aufwallungen sind. Manche Arten von Verrücktheit können in einem hellen Kopf nie Wurzel fassen. Das Seelenorgan wird gestärkt, wenn es seinen Kräften angemessen, in seinen verschiedenen Provinzen gleichmässig, durch abwechselnde /453/ Geschäfte und mit eingestreuten Ruhepunkten angestrengt wird. Die Uebungen der einzelnen Seelenvermögen übergehe ich. Sie sind bereits oben angeführt. Das letzte und höchste Geschäft des Psychologen sey, dem Kranken selbst Sinn für seine eigne moralische und intellectuelle Kultur beizubringen. Ist er mit sich selbst, mit seinen Schwächen und Vollkommenheiten vertraut, dann wird er selbst am besten seine Lücken ausfüllen und solchen moralischen Reizen, die er noch nicht wohl verträgt, durch ein sorgfältiges Seelenregime ausweichen, wie es Diätophilus*)²¹⁷ angegeben hat.

§ 23.

Wie soll ein Irrenhaus eingerichtet seyn, damit es als Heilanstalt seinem Zwecke am vollkommensten entspreche? Es muss so construiert seyn, dass alle Kräfte zur Heilung der Kranken vorrätig sind, harmonisch in einander greifen und nichts ihrem freien Spiele widerstreite. Daher darf es zuvörderst nur Geisteszerrüttete aufnehmen, die wenigstens subjektiv heilbar sind, damit nicht durch andere sich vielleicht widersprechende Bestimmungen sein Hauptzweck verlohren gehe. Diese Trennung heilbarer und unheilbarer Irrenden in besondere Anstalten sey der erste Schritt, mit /454/ welchem die Reform unserer Irrenhäuser beginne. [...]

§ 28.

Was für euch, unglückliche Geschöpfe! die das Verhängniss von der Stufe der Menschheit hinunterschleuderte, wo Intelligenz und Aussenwelt am vollkommensten in einander greifen, der /480/ Mensch thun müsse, um euch wieder zu sich hinaufzuheben, das habe ich nach meinem besten Wissen gesagt, und der unbefangne Menschenverstand richte, ob mein Mund wahr geredet habe. Das höchste Moralgesetz will, dass das geschehe, was mit der Form der reinen Vernunft übereinstimmt, und die Fürsten des Landes sind es, denen eure Sachwalter die Acten zum Spruch vorzulegen haben. Sie nahmen auch euch unter ihre Flügel, als sie sich an die Spitze von Millionen stellten, um sie in einen Körper zu regeln, in welchem Volksglück als höchster Zweck durch alle Glieder der Verwaltung pulsiren soll. Leider zertrümmert es oft in dem Widerstreit der Kräfte, bis die Staatskörper in richtigen Verhältnissen gegen einander gravitiren und wie die Weltkörper in dem leeren Raum, gross und klein, Sonnen und Sterne, in friedlicher Eintracht am politischen Horizont durch Menschenalter sich fortwälzen. Dann aber Edle Fürsten! spiegle sich Eure Regentengrösse in Handlungen, die keinem Theile der Masse, die Köpfe zerknicken und dem allein wohlgefällig seyn können, der vom Aequator zu den Polen alle Menschen fast gleicher Güte umspannt. Eure Pflicht gegen Geisteszerrüttete, die als Unmündige sich am nächsten an Euer Vaterherz drängen, auch nur bey einem unter Euch geweckt und ihn an die Spelunken hingezogen zu haben, wohin die Gesellschaft sie ausspie und sie Eurem Auge entzog, sey mein Lohn; nur einen Bürger geret/481/tet, aus eines braven Mannes Brust den Dämon der Melancholie verscheucht und das kochende Blut eines rasenden Orlando's abgekühlt zu haben, der ohne mich [Goethe] in Banden geschmiedet und in seiner eignen Gluth erstickt wäre, sey meine Bürgerkrone, die bloss den ehrt, der sie giebt [aber] den nicht ehren kann, der sie empfängt; die Hoffnung, dass der Faden, den ich angesponnen habe, ins Unendliche ausgesponnen werde und mit jedem Schritte vorwärts den Klauen des Tollhauses einen seiner Bewohner entreisse, sey mein Nachruhm, in dem ich fortlebe, wenn der Sturm über meine Gebeine saust.²¹⁸ So läuft ein Gedanke unsterblich durch Menschenketten fort, wenn längst das Organ zerstört ist, das ihn zuerst aussprach und tritt in neue Associationen wie der Staub in neue Gestalten hervor.

Noch eins, ehe ich schliesse. Ich habe innerhalb des Gebiets der Arzneikunde geschrieben und den Dilettanten [den Leser] in Regionen geführt, von denen er vielleicht nicht ahndete, dass sie innerhalb ihres Bezirks enthalten wären. Möchte dies die mikrologischen und verächtlichen Begriffe vor ihr tödten, die von dem Tross abstiegen, der mit der Unwissenheit seiner Pepiniere ihre Frechheit erbte. Als höhere Physik, auf den bestimmten Zweck des Heilgeschäfts angewandt, kann sie sich nur von ihren Schlacken reinigen und ihre Grenzen erweitern, in dem Maasse, als jene aus ihrem Helldunkel immer /482/ mehr ans Tageslicht hervortritt. Jene ist aber kaum skitzirt, geschweige denn vollendet. Von diesem Begriff mögen die Akademien und Bureau's des öffentlichen Unterrichts es entlehnen, was sie ihr schuldig sind; Urtheile zurücknehmen, bey welchen der Genius der Kunst den Rücken wendet, als sey bereits für sie genug gethan; und Ministerknechte, Speichellecker und ohnmächtige Achselträger von den Tribünen stürzen.

Hehre Göttin, Natur! wie wenig verstehn es deine Kinder, die du in dem Strome der Zeit wie Funken von dir sprühst, ihre Genealogie nachzuweisen. Jeder lauert dir aus dem Hinterhalte des Eigennutzes auf und späht in so mannichfaltigen Geistesfesseln, als derselbe Seiten hat, umher, bis er den Punkt findet, auf

²¹⁷ I. c. 2 Th. 165 S.

²¹⁸ Der Verfasser – Goethe – ist ein Existentialist. Er glaubt nur an ein Weiterleben in seinen Werken.

welchem er sein Saugwerkzeug ansetzen kann. Der Kameralist wühlt deine Eingeweide auf, gräbt die Metalle aus deinen Adern, steigert deine [Phantasie-] Geburten durch Ueberreizung zu Monströsitäten und glaubt, deinen Schleier aufgehoben zu haben, wenn er dich nöthigt, eine doppelte Erndte aus deinem Füllhorn über seine Kartoffelfelder auszuschütten. Ein anderer balgt die Thiere aus, läuft wie der Knabe mit der Scheere den Schmetterlingen nach, sammlet die Leichname der Pflanzen in seine Catacomben ein und glaubt, dich dadurch zu erhaschen, dass er dich, wie eine Wilde [wie ein Wild], stückweise in sein Kabinet einfängt und den spha/483/celirten Absätzen deiner Glieder, in welche du dich verzweigst, einen tönenden Namen giebt. Seine Kenntniss des Volks, Vokabeln und Anekdoten, die er aus dem Volkskörper, wo sie vereinzelt kreisen, in ein Gefäss gesammelt hat. Dort bricht ein Artist ein Fragment deines Riesenkörpers ab, schlept es wie ein Maulwurf in seine Höhle, experimentirt mit demselben zwar zum Behuf eines Zwecks, doch ohne Sinn, und ergötzt und erschrickt sich über die Convulsionen desselben, wie ein Kind sich ergötzt und erschrickt, das auf ein besaitetes Instrument fasst. Vergebens bemüht er sich, wie ein Blinder, der durch die Betastung seiner Stubenwände nie zur Idee des unermesslichen Weltraums gelangt, die abgerissene Kette von Erscheinungen in einem Cyclus zusammenzuknüpfen und in einer Monade Einheit zu finden, die in der Sphären Gesang wiederhallt. Viel hat er noch an sich zu bessern, ehe er in die Speichen der Organismen eingreifen, die Natur bevormundschaften, und sich zum Wegweiser ihrer Verirrungen aufwerfen kann. Wie dieser Athlet mit dem physischen, so experimentirt jener Dynast mit dem moralischen Menschen. Er zwingt ihn, sich von seinem eignen Geist loszusagen, formt ihn als Gestaltloses nach einem Typus, der in seiner Phantasie ausgeprägt ist, in Menschengruppen zusammen, in welchen sein Geist wandelt, und glaubt, neben dem Zeus die Zügel zu halten, an welchen die Weltordnung ge/484/gängelt wird. Nur hie und da weilt ein stiller Beobachter, der reines Geistes ist, und in hohen Gefühlen dich um deiner selbst willen zu umarmen strebt. Mit spähem Blick irrt er durch die Räume deines unermesslichen Körpers zum Focus hin, von welchem deine Strömungen ins Weltall ausgehn, sich spalten und wieder zusammenschmelzen, diesen Widerstreit der Kräfte durch alle Glieder, in den mannichfaltigsten Verzweigungen nachweisen, und den ewig regen Pulsschlag erhalten, der Leben in alle Adern der Natur ausgeusst. Er ist es, dieser Zwiespalt der Kräfte, der den Formentrieb im Chaos weckte, das Weltall zu Körpern ballte, ihnen die Bahn anwies, die sie Aeonen lang wandeln, dass sie nicht in todtte Eissteppen sich zusammendrängen oder in den leeren Raum hinausranken und die Lichtmagnete der Milchstrasse als eine ungeheure Dunstwolke umlagern. Er ist es, in seinen zartesten und verwickeltesten Verhältnissen, der den anorganischen Stoff hinaufsteigert aus der todten Welt in die belebte. Leises Schritts wandelt sie hier, die plastische Göttin Natur! und versucht sich zuerst, gleichsam sich selbst nicht trauend, in der einfachsten Form der Organisation, die sie in den Polypen ausprägt. Eine organische Röhre, in ihr Vegetation und Gestalt, sich selbst Mittel und Zweck, ein beschlossenes Ganze, die erste und rohste Skizze der Individualität, ohne Reflektionspunkte, eine zitternde Gallert, die /485/ gleich einem Monochord unmittelbar wiederhallt, was die Aussenwelt in sie hinein ruft. Von dieser einfachsten Gestaltung steigt sie weiter die Stufenleiter der Plastik hinan, schafft nach der nemlichen Idee, in eine andere Formel aufgefasst, ein zusammengesetzteres Produkt, aus Faktoren in mehrfacherer Zahl und von zarterem Gehalt. Sie setzt Gefässe, sammlet sie in ein Herz, setzt Nerven, Nerven mit Heerden, in jedem Heerd einen Reflektionspunkt für die äusseren Einflüsse innerhalb der Organisation, bis endlich alle von dem einen grossen Heerd des Gehirns, hoch an dem positiven Pole der Organisation, verschlungen werden. Durch Individualität trennte sich die Organisation ab von der todten Natur, ihr setzt dieser Dynast Persönlichkeit zu, und nährt sie der Intelligenz an. Mit jedem neuem Faktor gehn neue Arten, in denselben neue Vermögen, mit denselben neue Zwecke zum Gebrauch für die Reflektion hervor. Je mehr das Nervensystem Reflektionspunkte hat, je vollkommner diese sich beziehn, sich associiren und in einem Hauptbrennspiegel alle zur Einheit aufgefasst werden, desto mehr brechen sich die äusseren Einflüsse innerhalb der Organisation, desto später und mehr umgestaltet kehren sie zur Aussenwelt zurück und nähern sich in diesen Metamorphosen der Spontaneität an. Endlich knüpft die organische Plastik Intelligenz mit Natur zusammen. Auch hier ist, wie überall, /486/ ewiger Zwiespalt und ewiger Bund. Auf den niederen Stufen tritt die Natur hervor, bis endlich in der höchsten Potenzirung des Geistes das grosse Kunstwerk der cislunaren Welt, der Mensch, entsteht; in welchem der Organismus dem Geiste seine innere Seite der Reizbarkeit als Gemüth zukehrt, das der Intelligenz gleichsam zur Aetherhülle dient, in welcher sie zur Aussenwelt herniedersteigt. Mit einem doppelten Janusgesichte steht er als Grenzgott auf der Scheidung beider Welten. Mit seinem Geist blickt er in die intellectuelle, mit dem Gefühle seines Organismus in die materielle Welt hinüber. Mit seinem Auge, hoch an der Stirn, saugt er das Licht von der Welt im Raum ein, mit dem Ohre fasst er die in der Sprache verkörperten Ideen auf und horcht dem Geflüster des Geisterreichs zu. So construirt die Natur das Thierreich nach einer allgebraischen Formel, in Gleichungen von verschiedenen Graden, streut ihre plastischen Versuche in allen Potenzen verschwenderisch um sich her aus und löst rückwärts in der Analysis auf, was sie in dem einen Extrem in der Synthesis gab.

Diesen Dädalus von Faktoren, den Menschen, in welchem gleichsam alle Facultäten des Thierreichs zur Individualität und Persönlichkeit aufgefasst sind, soll der Arzt in seinen tausendfältigen Beziehungen und Verhältnissen enträthseln. Und wie am besten? Auf der nemlichen Spur, auf welcher die Natur zu seiner Bildung gelangte. Er steige vom Zoophyten die Stufenleiter der Organisationen hinan und laufe an der Kette der sichtbaren Formen von den einfachsten zu den verwickeltesten fort. Er sondere im Organismus, was ihn erhält, von dem, was sich als Parasit an ihm nährt, die Organe, die auf das eigne Seyn sich beziehen, von solchen ab, die auf ausheimische Zwecke gehn. Er fasse die direkten Werkzeuge der Vegetation auf und exponire ihre steigende Veredlung, rücke weiter zu den Organen fort, die jenen den Stoff bereiten und das Caput mortuum nach seiner Verarbeitung ausspeien. Dann folge erst, was diesem Gerüste der Thierheit, das mittelbar oder unmittelbar die Möglichkeit des Lebens begründet, angehängt, in der Idee frey, in der Wirklichkeit bestimmt ist, die Differenz der Gattungen und Arten setzt, nach aussen wirkt, zur Fortpflanzung, Vertheidigung, zum Erwerb der Nahrung und zum sinnlichen und intellectuellen Genuss dient. Von allen organischen Elementartheilen, Organen und organischen Systemen, durch die ganze Thierkette, in steigenden Dignitäten, sondere er einen Prototypus ab, zum Regulativ in der Beurtheilung der Individuen, merke die Modifikation/488/nen desselben in den Gattungen und Arten und das dadurch gesetzte und damit in Parallele stehende Hervortreten der Kräfte und Vermögen an. Nachdem ein richtiger Standpunkt für die Naturlehre nachgewiesen ist, ziehe er Linien durch ihr ungemessenes Feld, vertheile die Provinzen zum Anbau unter die Masse, vermöge sie nach einer Idee zu wirken, bis ein Grosser im Volk aufsteht, der von seiner Veste lichten Höhen die Ebne überschaut, über die Pflöcke wegschreitet, das erworbne Material sammlet, ordnet, ihm Gestalt giebt. So wird allmählich eine allgemeine Physik des organischen Naturreichs aus dem Chaos hervorgehn, in welcher die Elemente für jede besondere der Arten enthalten seyn sollen. Auf keinem anderen Wege als auf diesem, durch Kultur der Naturphilosophie überhaupt, der Physik der anorganischen Natur, der Organomie und der Psychologie kann die Naturlehre des Menschen reel gesteigert werden. Die Arzneikunde wendet sie auf bestimmte Zwecke an, hebt die dazu tauglichen Theile derselben besonders aus und lehrt die Methode ihres Gebrauchs.

Uebrigens darf ich nicht in Abrede seyn, dass wir im Mittelpunkt besser als in der Peripherie sehn²¹⁹; die Welt, die wir construirt haben, besser, als die Welt des Weltenschöpfers verstehn. /489/ Allein wir sind nun einmal nur Schöpfer der unsrigen, nicht Schöpfer der wirklichen Welt, nicht im Mittelpunkt des Weltalls gestellt, sondern an die Rinde eines Atoms derselben gefesselt. Keiner allein wird die Grenzen der Naturwissenschaft erweitern, weder der Empiriker, der in den Fesseln der Erscheinungswelt gefangen liegt, und es nicht wagt, ihren Zauber mit dem Hebel seiner Vernunft zu durchbrechen, noch der Egoist, dem die wirkliche Welt ein Lump gegen diejenige ist, die er, aus seines Geistes Tiefen hervorzieht, und seiner leichtgläubigen Klike es aufbürdet, dass er durch einige unverständliche Wortformeln die Mysterien der Natur beschworen habe. Sie wandelt sicheren Schritts ihrer Vollendung näher, ohne sie zu erreichen, wenn Empirie und Speculation sich die Hand bieten, und alle Kräfte, die das Gallsche Schimpforgan [das Gehirn] vergeudet, vorwärts dem einen Ziele zu streben, das uns alle zieht. Dann habe ich zum praktischen Gebrauch geschrieben, welches einen beschränkten Kreis, besondere Ansichten, mehr oder weniger isolirte Erfahrungen und Fertigkeiten in der Ausübung voraussetzt, und harre des Lichts, das von oben herab dem Empiriker entgegenrückt, und seine dunkelen Stiege erleuchten soll. Bis dahin nütze man, was man hat. Er/490/trag, sey er auch noch so gering, ist besser als Brache. Man nahm Enzian wider das Fieber, so lange man die China nicht kannte, zog Zähne und Staare, ehe Newton und Keppler waren, Newton und Keppler waren im Besitz der höheren Mechanik, wer aber Zähne und Staare zu ziehen hatte, ging zu Pfaff und Casaamata.

XII. Kapitel

>Nachtwachen von [des] Bonaventura, alias Goethe<

Kapitel XII.1: Interessante Auszüge aus den >Nachtwachen<

Anmerkungen zur Edition

Um dem jüngeren Publikum den Lesegenuss nicht zu beeinträchtigen, hat der Herausgeber sich

²¹⁹ Eine Metapher Goethes aus der Farbenlehre, bzw. Optik. Richtig: „Uebringens darf ich nicht in Abrede stellen, dass wir im Mittelpunkt besser als in der Peripherie sehn, ...“ Wiederum ein Beweis für Goethes Verfasserschaft an den >Rhapsodien<.

entschlossen, die Orthographie dieser Goetheschen Erzählung sehr behutsam auf die heute gebräuchliche Norm zu übertragen. Wegen des brisanten philosophischen Inhalts des Werkes ist der Verdacht gerechtfertigt, daß der Setzer Werksabotage betrieben hat. Mit Sicherheit konnte der Autor, Johann Wolfgang Goethe, keine Fahnenkorrektur an seinem Werk durchführen, um seine Existenz nicht zu gefährden.

Die zahlreichen Goetheschen Stil- und Interpunktionseigentümlichkeiten können Literaturforscher und Goethe-Philologen in den Faksimileausgaben der >Nachtwachen< leicht auffinden.

Die Seitenzahlen in der Originalerstaufgabe von 1804 sind mit zwei Schrägstrichen gekennzeichnet: z. B. /107/.

Zusätze im Romantext sind mit eckigen Klammern gekennzeichnet, was allerdings ganz selten und nur aus Gründen des besseren Verständnisses geschah.

EINLEITUNG ²²⁰ Des Teufels Taschenbuch ²²¹

Meine Brüder! (Ich rede die Teufel an.) Es gibt auch außer unserem eigentümlichen Reiche noch manches Interessante; und die Erde selbst wirft ein Übriges aus, was in moralischer oder ästhetischer Hinsicht für einen Teufel leicht von Wichtigkeit sein dürfte. Einseitigkeit ist das Grab der Bildung; schaut euch nur unter den Menschen um, wie sie alle nach Universalität jagen, wie kein Schuster mehr bei seinem Leisten bleibt, jedweder Hofschneider nebenzu auch zum Staatsschneider sich auszubilden sucht, wie alles auf der Erde im Treiben und Jagen begriffen ist, jeder Einzelne alle Hände voll zu tun hat, die Füße und den Kopf nicht ausgeschlossen, um möglichst das Ganze zu repräsentieren. - Soll denn der Teufel allein in dieser Universalität zurückbleiben? - Beim Teufel, nein! Doch aber ist es bis jetzt mit unserer wissenschaftlichen Bildung schlecht bestellt. Zu einer schönen Literatur, in dem Sinne, wie Schlegel davon redet, ist noch gar kein Anfang gemacht, ebensowenig wie zu einer häßlichen; denn ich bin zweifelhaft, ob wir vermöge unserer individuellen ästhetischen Anlagen zu der ersteren überhaupt tendieren können. - Gesteht es, meine Brüder, wir sind im Ganzen ziemlich zurück, weshalb uns die Menschen denn auch nicht sonderlich mehr fürchten oder achten und selbst auf unsere Kosten Sprichwörter einzuführen wagen, wie „dummer Teufel!“, „armer Teufel!“ und dergleichen. Laßt uns diesen Schimpf von uns abzuwälzen versuchen und zu seinem Ende mindestens einige Versuche im Ästhetischen oder Antiästhetischen anstellen. Ich zweifle mit Jean Paul, daß uns das erstere sonderlich glücken wird, obgleich dieser Schriftsteller (den ich deshalb besonders schätze, weil er auch für uns ein Übriges in seiner poetischen Schatzkammer niedergelegt hat und neben dem goldführenden Strome, den er durch das Paradies zieht, wie Dante auch einen siedenden schwarzen Styx und Phlegeton in die Unterwelt hinabbrausen läßt) uns allerdings einen großen Humor zugesteht und nur unser Lachen zu peinigend findet, was sich indes mit dem Charakter des Teufels sehr wohl verträgt.

Wir wollen deshalb von diesem peinigenden Lachen einiges in literarischer Hinsicht auswerfen und ich kündige zu dem Ende mein Taschenbuch an, das das erste ursprünglich für Teufel bestimmte ist, bei dem ich aber auch den geheimen Wunsch hege, daß es sich, obgleich eine verbotene Ware²²², glücklich durch die literarischen Torsteher und Visitatoren²²³ auf der Erde schleichen möge, um auch dort im Buchhandel verbreitet zu werden. Ja es dürfte, nach der jetzigen Humanität des Zeitalters, die sich auch auf den Teufel erstreckt, selbst dort einigen Nutzen stiften, indem das Lachen ein giftabtreibendes Mittel sein soll, welches, in physischer Hinsicht, italienische Bravos beweisen, die, wie man sagt, durch einen anhaltendes Lachen

²²⁰ Was der Herausgeber als >Einleitung< zum Text der >Nachtwachen< hinzugefügt hat, wurde abgedruckt in der >Zeitung für die elegante Welt<, Ausgabe Nr. 37, vom 26. März 1805, ebenfalls mit der Verfasserangabe „Bonaventura“.

²²¹ Original-Fußnote: Man hat sich in den Taschenbüchern bereits dergestalt erschöpft, indem es außer den historischen, poetischen und dergleichen schlechthin noch eine Menge für das weibliche Geschlecht, für die elegante Welt u.s.w., u.s.w. gibt, daß es in der Tat notwendig erscheint, mit dem Publikum zu wechseln, weshalb denn diesem Teufels-Taschenbuche, welches zur Ostermesse erscheinen wird, hier eine flüchtige Erwähnung eingeräumt ist.

²²² Der pseudonyme Verfasser der >Nachtwachen<, Johann Wolfgang Goethe, wußte genau, daß dieses Büchlein von der Zensurbehörde verboten und verfolgt werden würde. Der Verleger Dienemann ging daran bekanntlich bankrott.

²²³ Gemeint sind: die reaktionären und religiös fundamentalistischen Zensoren des Zweiklassensystems.

erregenden Kitzel die aqua toffana²²⁴ von ihnen auf diese Weise Gefolterten sich zu verschaffen wissen.

Zu guter Letzt verspreche ich, möglichst interessant in diesem Taschenbuche zu sein, mich auch nicht so grell und ungebildet wie die alten Teufel zu betragen, was sich überhaupt für eine veredelte Bosheit keineswegs schickt; sondern vielmehr möglichst nach sächsischer Eleganz und Konduite zu streben, und meine Wahrheiten, die, meinem Charakter als Lügengeiste getreu, freilich immer Unwahrheiten bleiben, und in welcher einzigen Rücksicht mich irdische Schriftsteller bisher nachgeahmt haben, möglichst mit spitzen Fingern anzugreifen, so daß ich in jeder gesitteten höllischen Gesellschaft²²⁵ ohne Bedenken gelesen werden kann.

Sollte man von diesem allen indes in vorliegendem Teufels - Taschenbuche das Gegenteil vorfinden, so weiß man schon aus dem Obigen, was man sich in Hinsicht auf Wahrheit und Lüge von mir zu versprechen hat.

Der Teufel

/1/

Erste Nachtwache

Der sterbende Freigeist

Die Nachtstunde schlug; ich hüllte mich in meine abenteuerliche Vermummung²²⁶, nahm die Pike und das Horn zur Hand, ging in die Finsternis hinaus und rief die Stunde ab, nachdem ich mich durch ein Kreuz gegen die bösen Geister geschützt hatte.

Es war eine von jenen unheimlichen Nächten, wo Licht und Finsternis schnell und seltsam miteinander abwechselten. Am Himmel flogen die Wolken, vom Winde getrieben, wie wunderliche Riesenbilder vorüber und der Mond erschien und verschwand im raschen /2/ Wechsel. Unten in den Straßen herrschte Totenstille, nur hoch oben in der Luft hauste der Sturm, wie ein unsichtbarer Geist.

Es war mir schon recht; und ich freute mich über meinen einsam wiederhallenden Fußtritt, denn ich kam mir unter den vielen Schläfern vor wie der Prinz im Märchen in der verzauberten Stadt, wo eine böse Macht jedes lebende Wesen in Stein verwandelt hatte; oder wie ein einzig Übriggebliebener nach einer allgemeinen Pest oder Sündflut.

Der letzte Vergleich machte mich schaudern; und ich war froh, ein einzelnes mattes Lämpchen noch hoch oben über der Stadt auf einem freien Dachkämmerchen brennen zu sehen.

Ich wußte wohl, wer da so hoch in den Lüften regiert. Es war ein verunglückter Poet²²⁷, der nur in der Nacht wachte, weil dann seine /3/ Gläubiger schliefen und die Musen allein nicht zu den letzteren gehörten.

Ich konnte mich nicht entbrechen, folgende Standrede an ihn zu halten: „O du, der du da oben dich herumtreibst! Ich verstehe dich wohl, denn ich war einst deinesgleichen! Aber ich habe diese Beschäftigung aufgegeben gegen ein ehrliches Handwerk, das seinen Mann ernährt, und das für denjenigen, der sie darin aufzufinden weiß, doch keineswegs ganz ohne Poesie ist. Ich bin dir gleichsam wie ein satirischer Stentor²²⁸ in den Weg gestellt und unterbreche deine Träume von Unsterblichkeit, die du da oben in der Luft träumst, hier unten auf der Erde regelmäßig durch die Erinnerung an die Zeit und Vergänglichkeit. Nachtwächter sind wir zwar beide; schade nur, daß dir deine Nachtwachen in dieser kalt-prosaischen Zeit nichts einbringen, indes die meinigen /4/ doch immer ein Übriges abwerfen. Als ich noch in der Nacht poesierte, wie du, mußte ich hungern²²⁹, wie du, und sang tauben Ohren; das letztere tue ich zwar noch jetzt, aber man bezahlt mich dafür. O Freund Poet, wer jetzt leben will, der darf nicht dichten! Ist dir aber das Singen angeboren und kannst du es durchaus nicht unterlassen, nun so werde Nachtwächter, wie ich; das ist noch der einzige solide Posten, wo es bezahlt wird und man dich nicht dabei verhungern läßt. - Gute Nacht, Bruder Poet.“

Ich blickte noch einmal hinauf und gewahrte seinen Schatten an der Wand; er war in einer tragischen

²²⁴ Gift, das angeblich von den Illuminaten zur Beseitigung ihrer Gegner benutzt wurde.

²²⁵ Die illustre Gesellschaft an den Fürstenhöfen ist damit gemeint. „Im Sande herumdursten“, damit bezeichnete Goethe das Gewäsche und Geträtsche des Darmstädter Landgrafenhofes.

²²⁶ Siehe Ernestine Voß >Über Voßens Verhältnis zu Schiller und Goethe<: „Dann kam er [Goethe] abends in seinen Mantel gehüllt, den er, wie er erzählte, noch in seiner Kriegszeit [gemeint ist: Goethes >Feldzug in die Champagne<] genutzt, und hatte vorn auf der Brust eine Laterne, an einem Haken hängend.“ Goethe lebte in dieser Zeit wochenlang in Jena.

²²⁷ Höchstwahrscheinlich Bernhard Vermehren. Siehe auch weiter unten die >Achte Nachtwache<.

²²⁸ Stentor: Herold in Homers >Illias<, 5. Gesang, „der so laut wie fünfzig andere zu schreien vermochte“.

²²⁹ Goethe „hungerte“ nach literarischem Ruhm, nicht physisch, wie der arme Poet, alias Bernhard Vermehren. Siehe dazu im II. Teil: >Die endgültige Auflösung eines Pseudonyms<, III. Kapitel: Analogismen zu Zeitgenossen des Verfassers - Johann Bernhard Vermehren.

Stellung begriffen, die eine Hand in den Haaren, die andere hielt das Blatt, von dem er wahrscheinlich seine Unsterblichkeit sich vorzeitierte.²³⁰

Ich stieß ins Horn, rief ihm laut die Zeit zu und ging meiner Wege.

/5/ Halt! Dort wacht ein Kranker - auch in Träumen, wie der Poet, in wahren Fieberträumen!

Der Mann war ein Freigeist von jeher und er hält sich stark in seiner letzten Stunde, wie Voltaire. Da sehe ich ihn durch den Einschnitt im Fensterladen; er schaut blaß und ruhig in das leere Nichts, wohin er nach einer Stunde einzugehen gedenkt, um den traumlosen Schlaf auf immer zu schlafen. Die Rosen des Lebens sind von seinen Wangen abgefallen, aber sie blühen rund um ihn auf den Gesichtern dreier holder Knaben.²³¹ Der jüngste droht ihm kindlich unwissend in das blasse starre Antlitz, weil es nicht mehr lächeln will, wie sonst. Die andern beiden stehen ernst betrachtend, sie können sich den Tod noch nicht denken in ihrem frischen Leben.²³²

Das junge Weib dagegen mit aufgelöstem Haar und offener schöner Brust, blickt verzweifelt in die schwarze Gruft, und wischt nur dann und wann den Schweiß wie mechanisch von der kalten Stirn des Sterbenden.

Neben ihm steht, glühend vor Zorn, der Pfaff mit aufgehobenem Kreuzfixe, den Freigeist zu bekehren.²³³ Seine Rede schwillt mächtig an wie ein Strom und er malt das Jenseits in kühnen Bildern; aber nicht das schöne Morgenrot des neuen Tages und die aufblühenden Lauben und Engel, sondern, wie ein wilder Höllenbreugel, die Flammen und Abgründe und die ganze schaudervolle Unterwelt des Dante.

Vergebens! Der Kranke bleibt stumm und starr. Er sieht mit einer fürchterlichen Ruhe ein Blatt nach dem andern abfallen, und fühlt, wie sich die kalte Eisrinde des Todes höher und höher zum Herzen hinaufzieht.

Der Nachtwind piff mir durch die Haare und schüttelte die morschen Fensterladen, wie /7/ ein unsichtbar herannahender Todesgeist. Ich schauderte. Der Kranke blickte plötzlich kräftig um sich, als gesündete er rasch durch ein Wunder und fühlte neues, höheres²³⁴ Leben. Dieses schnelle, leuchtende Aufblühen der schon verlöschenden Flamme, der sichere Vorbote des nahen Todes, wirft zugleich ein glänzendes Licht in das vor dem Sterbenden aufgestellte Nachtstück und leuchtet rasch und auf einen Augenblick in die dichterische Frühlingswelt des Glaubens und der Poesie. Sie ist die doppelte Beleuchtung in der Correggios-Nacht und verschmilzt den irdischen und himmlischen Strahl zu einem wunderbaren Glanze.

Der Kranke wies die höhere Hoffnung²³⁵ fest und entschieden zurück und führte dadurch einen großen Moment herbei. Der Pfaff²³⁶ donnerte ihm zornig in die Seele und malte jetzt mit Flammenzügen wie ein Verzweifelter und bannte den ganzen Tartarus herauf in die letzte Stunde des Sterbenden. Dieser lächelte nur und schüttelte den Kopf.²³⁷

/8/ Ich war in diesem Augenblick seiner Fortdauer gewiß, denn nur das endliche Wesen kann den Gedanken der Vernichtung nicht denken, während der unsterbliche Geist nicht vor ihr zittert, der sich, ein freies Wesen, ihr frei opfern kann, wie sich die indischen Weiber kühn in die Flammen stürzen und der Vernichtung weihen.²³⁸

Ein wilder Wahnsinn schien bei diesem Anblick den Pfaffen zu ergreifen und getreu seinem Charakter

²³⁰

²³¹ Goethe besaß drei Söhne: Ludwig Tieck (Sohn der Urania, alias Henriette Alexandrine von Roussillon), August Klingemann (Sohn der Charlotte von Stein) und August Walter Vulpus, nach seiner Legitimation: von Goethe (Sohn der Christiane Vulpus).

²³² Gemeint ist: in ihrem jungen Leben.

²³³ Wie bei Voltaire: Auf dem Sterbelager wollte der Abt Gauthier Voltaire zu einer gottgefälligen Geste bewegen. Er wollte durchaus, daß Voltaire wenigstens die Gottheit Christi anerkenne ... Er riß ihn ... aus seinem lethargischen Schlummer und schrie Voltaire in die Ohren: „Glauben Sie an die Gottheit Christi?“, in Condorcet: >Leben Voltaires<, übersetzt von D. J. H. Stoeber, Berlin 1791.

²³⁴ Gemeint ist: die Hoffnung an ein ewiges Leben.

²³⁶ Auch Herder soll den Illuminaten und Stoiker Goethe bei dessen lebensgefährlicher Erkrankung im Januar 1801 zu „bekehren“ versucht haben.

²³⁷ Wie Voltaire.

²³⁸ Gemeint ist: das endliche Wesen (der Durchschnittsbürger) kann den Gedanken einer ewigen Vernichtung nicht denken (oder nicht ertragen), während der Intellektuelle, der Freigeist und Stoiker, der auch manchmal über seinen Tod hinaus in seinen Schriften „lebt“, nicht vor der Vernichtung zittert, weil er sich bereits zu seinen Lebzeiten mit dem Gedanken seiner endlichen Existenz vertraut machte, wie Voltaire und - der Verfasser der >Nachtwachen< - Goethe. Daß so etwas möglich ist, das beweisen unter anderem die indischen Frauen, die sich beim Tode ihres Mannes bei lebendigem Leibe verbrennen lassen. Siehe auch Epikur, Vatik. Spruchsammlung Nr. 10, in >Die Bibel der Freidenker oder Die Kunst des Seins<.

redete er jetzt, indem ihm das Beschreiben zu ohnmächtig erschien, in der Person des Teufels selbst, was ihm am nächsten lag. Er drückte sich wie ein Meister darin aus, echt teuflisch im kühnsten Stile, und fern von der schwachen Manier des modernen Teufels.

Dem Kranken wurde es zu arg. Er wendete sich finster weg und blickte die drei Frühlingsrosen an, die um sein Bette blüheten. /9/ Da loderte die ganze heiße Liebe zum letzten Male in seinem Herzen auf und über das blasse Antlitz flog ein leichtes Rot, wie eine Erinnerung. Er ließ sich die Knaben reichen und küßte sie mit Anstrengung, dann legte er das schwere Haupt an die hochwallende Brust des Weibes, stieß ein leises „Ach!“ aus, das mehr Wollust als Schmerz schien, und entschlief liebend im Arme der Lieb'.

Der Pfaff, seiner Teufelsrolle getreu, donnerte ihm, der Bemerkung gemäß, daß das Gehör bei Verstorbenen noch eine längere Zeit reizbar bleibt, in die Ohren, und versprach ihm in seinem eigenen Namen fest und bündig, daß der Teufel nicht nur seine Seele, sondern auch seinen Leib fordern würde.

Somit stürzte er fort; hinaus auf die Gasse. Ich war verwirrt, hielt ihn in der Täuschung wahrhaftig für den Teufel und setzte ihm, als er an mir vorüberfahren wollte, /10/ die Pike auf die Brust. „Geh zum Teufel!“, sagte er schnaubend. Da besann ich mich und sagte: „Verzeiht, Hochwürdiger, ich hielt Euch in einer Art von Besessenheit für ihn selbst und setzte Euch deshalb die Pike als ein „Gott sei bei uns“ auf's Herz. Haltet mir's diesmal zu Gute!“

Er stürzte fort.

Ach! Dort im Zimmer war die Szene lieblicher geworden. Das schöne Weib hielt den blassen Geliebten²³⁹ still in ihren Armen, wie einen Schlummernden. In schöner Unwissenheit ahnte sie den Tod noch nicht und glaubte, daß ihn der Schlaf zum neuen Leben stärken werde - ein holder Glaube, der im höhern Sinne sie nicht täuschte. Die Kinder knieten ernst am Bette, und nur der jüngste bemühte sich, den Vater zu wecken, während die Mutter, ihm schweigend mit den Augen zuwinkend, die Hand auf sein umlocktes Haupt legte.

/11/ Die Szene war zu schön; ich wandte mich weg, um den Augenblick nicht zu schauen, in dem die Täuschung schwände.

Mit gedämpfter Stimme sang ich einen Sterbegesang unter dem Fenster, um in dem noch hörenden Ohre den Feuerruf des Mönchs durch leise Töne zu verdrängen. Den Sterbenden ist die Musik verschwistert, sie ist der erste süße Laut vom fernen Jenseits, und die Muse des Gesanges ist die mystische Schwester, die zum Himmel zeigt. So entschlummerte Jakob Böhme, indem er die ferne Musik vernahm, die niemand, außer dem Sterbenden, hörte.²⁴⁰

/12/ [...]

V i e r t e N a c h t w a c h e

Holzschnitte, nebst dem >Leben eines Wahnsinnigen< als Marionettenspiel

Zu den Lieblingsörtern, an denen ich mich während meiner Nachtwachen aufzuhalten pflege, gehört der Vorsprung in dem alten gothischen Dome. Hier sitze ich bei dem dämmernden Scheine der einzigen immer brennenden Lampe und komme mir oft selbst wie ein Nachtgeist vor. Der Ort lädt zu Betrachtungen ein. Heute führte er mich auf meine eigene Geschichte und ich blätterte, gleichsam aus Langeweile, mein Lebensbuch auf, das verwirrt und toll genug geschrieben ist.²⁴¹

/45/ Gleich auf dem ersten Blatte sieht es bedenklich aus, und pagina V handelt nicht von meiner Geburt, sondern vom Schatzgraben.²⁴² Hier sieht man mystische Zeichen aus der Kabbala und auf dem erklärenden Holzschnitte einen nicht gewöhnlichen Schuhmacher, der das Schuhmachen aufgeben will, um das Goldmachen zu lernen. Eine Zigeunerin²⁴³ steht daneben, gelb und unkenntlich und das Haar struppig um die Stirn gezaust. Sie unterrichtet ihn im Schatzgraben, gibt ihm eine Wünschelrute und zeigt auch genau den Ort an, wo er in drei Tagen einen Schatz heben soll. Ich habe heute bloß die Laune mich bei den Holzschnitten in dem Buche aufzuhalten und somit gehe ich zum

²³⁹ Stimmt wiederum mit der Realität überein: Christiane Vulpius war im Januar 1801, während Goethes schwerer Krankheit, noch nicht mit dem Freigeist Goethe verheiratet.

²⁴⁰ Goethe schrieb an den Komponisten Reichardt nach seiner lebensgefährlichen Krankheit vom Januar 1801 (WA IV.15, Brief Nr. 4346): „Das erste höhere Bedürfnis, was ich nach meiner Krankheit empfand, war nach Musik, das man denn auch so gut es die Umstände erlaubten, zu befriedigen suchte“.

²⁴¹ Goethe sinnierte über sein eigenes vergangenes Leben, das ebenfalls „verwirrt und toll genug“ verlaufen ist. Ja das >Leben eines Wahnsinnigen als Marionettenspiel< ist geradezu eine Goethesche Autobiographie!

²⁴² Goethe umschreibt damit seine eigene uneheliche Abkunft. Siehe L. Baus: >Bettinas wirkliches Verhältnis zu Goethe - Ist Goethe der (natürliche) Sohn Kaiser Karls VII.?<

²⁴³ Die Zigeunerin, die Mutter des Findelkinds, tritt gegen Ende des Buches noch einmal auf.

zweiten Holzschnitte

über. Hier ist der Schuhmacher wieder, ohne die Zigeunerin; sein Gesicht ist diesmal dem Künstler schon weit ausdrucksvoller gelungen. /46/ Es hat kräftige Züge und zeigt an, daß der Mann nicht bloß bei den Füßen stehengeblieben, sondern ultra crepidam gegangen ist. Er ist ein satirischer Beitrag zu den Fehlgriffen des Genies und macht es einleuchtend, wie derjenige, der ein guter Hutmacher geworden wäre, einen schlechten Schuhmacher abgeben muß; und auch im Gegenteile, wenn man das Beispiel auf den Kopf stellt. - Das Lokale ist ein Kreuzweg, die schwarzen Striche sollen die Nacht anschaulich machen und das Zickzack am Himmel einen Blitz bedeuten. Es ist klar, ein anderer ehrlicher Mann von Handwerk liefe bei solchen Umgebungen davon; unser Genie aber läßt sich nicht stören. Er hat bereits aus einer Vertiefung eine schwere Truhe gehoben und ist auch schon darüber aus gewesen, sein erobertes Schatzkästlein zu öffnen. Doch, o Himmel, sein Inhalt ist wohl nur allein für den kuriosen Liebhaber ein Schatz zu nennen - denn ich selber befinde mich leibhaftig in dem Kästlein und zwar ohne /47/ alle fahrende Habe und schon ein ganz fertiger Weltbürger.

Was mein Schatzgräber für Betrachtungen über seinen Fund angestellt hat, davon steht nichts auf dem Holzschnitte, weil der Künstler die Grenzen seiner Kunst nicht im mindesten hat überschreiten wollen.

Dritter Holzschnitt

Hier ist ein gewiegter²⁴⁴ Kommentator von Nöten. - Auf einem Buche sitze ich, aus einem lese ich; mein Adoptiv - Vater²⁴⁵ beschäftigt sich mit einem Schuhe, scheint aber zugleich eigenen Betrachtungen über die Unsterblichkeit Raum zu geben. Das Buch, worauf ich sitze, enthält Hans Sachsens >Fastnachtsspiele<, das, woraus ich lese, ist Jakob Böhmens >Morgenröte<. Sie sind der Kern aus unserer Hausbibliothek, weil beide Verfasser zunftfähige Schuhmacher und Poeten waren.

/48/ Weiter mag ich nicht im Erklären gehen, weil in dem Holzschnitte von meiner eigenen Originalität zuviel die Rede ist. Ich lese also lieber das hierzugehörige

dritte Kapitel

für mich in der Stille. Es ist von meinem Schuhmacher verfaßt, der, so weit es ging, meinen Lebenslauf selbst fortgeführt hat und hebt so an: „Wunderlich wird mir gar oft zu Mute, wenn ich den Kreuzgang betrachte.“ - Es war nämlich dem Gebrauche gemäß der Ort, wo ich gefunden wurde, bei meiner Taufe mein Gevatter geworden. - „Über einen gewöhnlichen Leisten kann ich ihn²⁴⁶ nicht schlagen, denn es ist etwas Überschwengliches in ihm, etwa wie in dem alten Böhme, der auch schon früh über dem Schuhmachen sich vertiefte und ins Geheimnis verfiel. So auch er. Kommen ihm /49/ doch ganz gewöhnliche Dinge höchst ungewöhnlich vor; wie z. B. ein Sonnenaufgang, der sich doch tagtäglich zuträgt, und wobei wir andern Menschenkinder eben nichts Absonderliches zu denken pflegen. So auch die Sterne am Himmel und die Blumen auf der Erde, die er oft untereinander sich besprechen und gar wundersamen Verkehr treiben läßt. Hat er mich doch neulich über einen Schuh ganz konfus gemacht, indem er mich anfangs über die Bestandteile desselben befragte und als ich ihm darauf Rede und Antwort gegeben hatte, plötzlich über jede einzelne Substanz Aufklärung verlangte, immer höher und höher sich verstieg, erst in die Naturwissenschaften, indem er das Leder auf den Ochsen zurückführte, dann gar noch weiter, bis ich mich zuletzt mit meinem Schuhe hoch oben in der Theologie befand und er mir g'rad heraus sagte, daß ich in meinem Fache ein Stümper sei, weil ich ihm darin nicht bis zum letzten Grunde Auskunft geben könnte. Ebenfalls nennt er die /50/ Blumen oft eine Schrift, die wir nur nicht zu lesen verständen, desgleichen auch die bunten Gesteine. Er hofft, diese Sprache noch einst zu lernen, und verspricht, dann gar wundersame Dinge daraus mitzuteilen. Oft behorcht er ganz heimlich die Mücken oder Fliegen, wenn sie im Sonnenschein summen, weil er glaubt, sie unterredeten sich über wichtige Gegenstände, von denen bis jetzt noch kein Mensch etwas ahnte. Schwatzt er den Gesellen und Lehrburschen in der Werkstatt dergleichen vor und sie lachen über ihn, so erklärt er sie sehr ernsthaft für Blinde und Taube, die weder sähen noch hörten, was um sie her vorging. Jetzt sitzt er Tag und Nacht beim Jakob Böhme und Hans Sachs, welche zweien gar absonderliche Schuhmacher waren, aus denen auch zu ihrer Zeit niemand klug werden konnte. - Soviel ist mir sonnenklar: Ein gewöhnliches Menschenkind ist dieser Kreuzgang nicht, bin ich doch auch auf keine

²⁴⁴ Laut Lexikon: gewiegter = ein durch Erfahrung geschickter und mit allen Feinheiten vertrauter (Kommentator).

²⁴⁵ Der kaiserliche Rat J. Caspar Goethe war nicht Goethes Erzeuger, sondern sein Adoptiv-Vater.

²⁴⁶ Gemeint ist: das Findelkind, alias Wolfgang Goethe, der natürliche Sohn Kaiser Karls VII. Siehe dazu L. Baus > Bettinas wirkliches Verhältnis zu Goethe - Ist Goethe der (natürliche) Sohn Kaiser Karls VII.? <.

gewöhnliche Weise zu ihm gekommen.²⁴⁷

/51/ Nie wird mir der Abend aus dem Sinne kommen, als ich unmutig über meinen wenigen Verdienst hier auf dem Dreifuße eingeschlummert war, - daß es gerade ein Drefuß sein mußte, soll, wie man mir sagte, nicht ohne Einfluß gewesen sein - es träumte mir, wie ich einen Schatz fände in einer verschlossenen Truhe, doch gebot man mir, diese Truhe nicht eher zu öffnen, bis ich erwacht sein würde. Das war alles so deutlich und selbstverständlich, indem Traum und Wachen sich ganz klar voneinander unterschieden, daß es mir nie wieder aus dem Kopfe wollte und ich zuletzt mit einer Zigeunerin Bekanntschaft machte, um den Versuch wirklich anzustellen.

Es ging alles in der Ordnung; ich hob die Truhe, die ich im Traume gesehen, besann mich zuvor, ob ich wirklich wachte, und öffnete sie dann; aber statt des Goldes, was ich erwartete, hatte ich dieses Wunderkind aus der Erde gehoben.

/52/ Anfangs war ich wohl etwas betreten darüber, weil solch ein lebendiger Schatz²⁴⁸ zum mindesten von einem toten²⁴⁹ begleitet sein muß, wenn ein Übriges dabei herauskommen soll, aber der Bube war splitternackt und lachte noch dazu darüber, als ich ihn darauf ansah. Als ich mich besonnen hatte, nahm ich indes die Sache tiefer und hatte meine eigenen Gedanken dabei, weshalb ich meinen Schatz sorgsam nach Hause trug.“

So weit mein ehrlicher Schuhmacher, als ich plötzlich durch eine sonderbare Erscheinung unterbrochen wurde. Eine große, männliche Gestalt, in einen Mantel gehüllt, schritt durch das Gewölbe und blieb auf einem Grabsteine stehen. Ich schlich mich leise hinter eine Säule, wo ich ihr nahe war, da warf sie den Mantel von sich und ich erblickte hinter schwarzen, tief über die Stirne herabtretenden Haaren ein finsternes, feindliches Antlitz mit einem südlichen blaßgrauen Kolorit.

/53/ Ich trete immer vor ein fremdes, ungewöhnliches Menschenleben mit denselben Gefühlen hin, wie vor den Vorhang, hinter dem ein Shakespearesches Schauspiel aufgeführt werden soll; und am liebsten ist es mir, wenn jenes, so wie dieses, ein Trauerspiel ist, wie ich denn auch neben dem echten Ernst nur tragischen Spaß leiden mag und solche Narren, wie im >König Lear<, eben weil diese allein wahrhaft keck sind und die Possenreißerei en gros treiben und ohne Rücksichten über das ganze Menschenleben. Die kleinen Witzbolde und gutmütigen Komödienverfasser dagegen, die sich nur bloß in den Familien umhertreiben, und nicht, wie Aristophanes²⁵⁰, selbst über die Götter sich lustig zu machen wagen, sind mir herzlich zuwider, ebenso wie jene schwachen gerührten Seelen, die statt ein ganzes Menschenleben zu zertrümmern, um den Menschen selbst darüber zu erheben, sich nur mit der kleinen Quälerei beschäftigen und neben ihren Gefolterten den Arzt stehen haben, der /54/ ihnen genau die Grade der Tortur bestimmt, damit der arme Schelm, obgleich geradebrecht, doch mit dem Leben zuletzt noch davongehen kann; als ob das Leben das Höchste wäre²⁵¹ und nicht vielmehr der Mensch, der noch weiter geht als das Leben, das gerade nur den ersten Akt und den inferno in der >divina comedia< ausmacht, durch die er, um sein Ideal zu suchen, hinwandelt.

Mein Mann, der hier nahe vor mir auf dem Grabsteine kniete, einen blankgeschliffenen Dolch in der Hand, den er aus einer schön gearbeiteten Scheide²⁵² gezogen, schien mir echt tragischer Natur zu sein und fesselte mich in seiner Nähe.

Feuerlärm hatte ich eben nicht Lust zu machen, im Falle er etwas Ernsthaftes unternehmen würde, ebensowenig wollte ich als Vertrauter in der Koulisse stehen, um im fünften Akte bei dem Stichworte zu rechter /55/ Zeit bereit zu sein, meinem Helden den Arm zu halten, denn sein Leben kam mir vor gleichsam wie die schön gearbeitete Scheide in seiner Hand, die in der bunten Hülle den Dolch verbarg, oder wie der Blumenkorb der Kleopatra, unter dessen Rosen die giftige Schlange lauschte; wo das Drama des Lebens sich einmal so zusammengestellt hat, muß man die tragische Katastrophe nicht abwenden wollen.

²⁴⁷ Goethe meint sich wiederum selber, nämlich seine „ungewöhnliche“ Abkunft von Kaiser Karl VII., einem Wittelsbacher.

²⁴⁸ Gemeint ist: ein Adoptivkind.

²⁴⁹ Gemeint ist: mit Unterhaltsgeld und ein Übriges darüber hinaus für die Mühen des Adoptiv-Vaters.

²⁵⁰ Goethe fertigte Übersetzungen von Werken des Aristophanes an, siehe >Die Vögel<, WA I.17.

²⁵¹ Illuminaten-Philosophie, siehe R. van Dülmen, Seite 382: „Wenn die Natur uns eine allzu große Bürde aufleget, so muss der Selbstmord uns davon befreien. Patet exitus.“

²⁵² Siehe Goethes Autobiographie >Dichtung und Wahrheit<, WA I.28, S. 220: „Unter einer ansehnlichen Waffensammlung besaß ich auch einen kostbaren wohlgeschliffenen Dolch. Diesen legte ich mir jederzeit neben das Bette, und ehe ich das Licht auslöschte, versuchte ich, ob es mir wohl gelingen möchte, die scharfe Spitze ein paar Zoll tief in die Brust zu senken.“

Ich hatte einen König Saul, als ich noch Marionettendirekteur war²⁵³, dem er auf's Haar glich, auch in allen seinen Manieren - gerade solche hölzerne mechanische Bewegungen und einen so steinernen antiken Stil, wodurch sich Marionettentruppen von lebenden Schauspielern auszeichnen, die heutzutage auf unsern Theatern nicht einmal auf die rechte Weise zu sterben verstehen.

Es war schon alles dicht bis zum Niederfallen des Vorhangs beendet, da blieb dem Manne plötzlich der schon zum Todesstoße auf/56/gehobene Arm erstarrt; und er kniete wie ein steinernes Denkbild auf dem Grabsteine. Zwischen der Dolchspitze und der Brust, die sie durchschneiden sollte, war kaum noch eine Spanne weit Raum und der Tod stand ganz dicht an dem Leben²⁵⁴, doch schien die Zeit aufgehört zu haben und nicht mehr vorwärts zu wollen und der eine Moment zur Ewigkeit geworden zu sein, die auf immer alle Veränderung aufgehoben [hatte].

Mir wurde es ganz unheimlich, ich sah erschrocken hinauf nach dem Zifferblatte der Kirchenuhr, auch hier stand der Zeiger still und grade auf der Mitternachtszahl. Ich schien mir gelähmt und rings war alles unbeweglich und tot. Der Mann auf dem Grabe, der Dom mit seinen starren, hohen Säulen und Monumenten und den umherknienden steinernen Rittern und Heiligen, die unbeweglich auf eine neu hereinbrechende Zeit und ein Fortschreiten in derselben, wodurch sie entfesselt würden, zu harren schienen.

/57/ Jetzt war's vorüber, das Räderwerk der Uhr machte sich Luft, der Zeiger rückte fort, und der erste Schlag der Mitternachtsstunde hallte langsam durch das öde Gewölbe. Da schien, wie durch das Anziehen des Uhrwerks, der Mann auf dem Grabe wieder Bewegung zu erhalten, der Dolch rollte rasselnd auf dem Steine hin und zerbrach.

„Verwünscht sei die Starrsucht“, sagte er kalt, wie wenn er's schon gewohnt wäre, „sie läßt mich nie den Stoß vollführen!“ Damit stand er, wie wenn nichts weiter vorgefallen wäre, auf und wollte sich wieder entfernen.

„Du gefällst mir“, rief ich, „es ist doch Haltung in deinem Leben und echte tragische Ruhe. Ich liebe die große klassische Würde im Menschen, die viel Worte haßt, wo viel getan werden soll; und solch ein salto mortale, wie der, zu dem du eben bereit warst, ist doch nichts /58/ Kleines und gehört zu den Force-Stücken, die man bis zuletzt aufspart.“

„Kannst du mir zu dem Sprunge verhelfen“, sagte er finster, „so ist's gut; sonst bemühe dich nicht weiter in Lobsprüchen und Bemerkungen. Über die Kunst zu leben ist mehr als zuviel geschrieben, doch suche ich noch immer einen Traktat über die Kunst zu sterben vergeblich; und ich kann nicht sterben!“

„O besäßen doch dieses dein Talent manche von unsern beliebten Schriftstellern!“, rief ich aus. „Ihre Werke könnten dann immerhin Ephemerem bleiben, wären sie selbst doch unsterblich und könnten ihre ephemerische Schriftstellerei²⁵⁵ ewig fortsetzen und bis zum jüngsten Tage beliebt bleiben. Leider kommt für sie die Stunde nur zu früh, in der sie und ihre Eintagsfliegen mit ihnen sterben müssen.²⁵⁶ - O Freund, könnte ich dich doch in diesem /59/ Augenblicke zu einem Kotzebue erheben; dieser Kotzebue²⁵⁷ ginge dann nie unter und selbst am Ende aller Dinge lägen noch seine letzten Werke in dem Hogarth'schen Schwanzstücke und die Zeit könnte ihre letzte Pfeife, die sie da raucht, mit einer Szene aus seinem letzten Drama anbrennen und so begeistert in die Ewigkeit übergehen!“

Der Mann wollte jetzt still abtreten und ohne, wie ein schlechter Akteur, noch zum Schlusse eine gewaltige Tirade zu machen; ich aber hielt ihn bei der Hand und sagte: „Nicht so eilig, Freund, ist es doch nicht nötig, da du immer Zeit hast, so lange nur überhaupt von der Zeit selbst die Rede sein kann; denn aus deinen Worten zu schließen, halte ich dich für den ewigen Juden, der, weil er das Unsterbliche lästerte, zur Strafe schon hier unten unsterblich geworden ist, wo alles um ihn her vergeht.²⁵⁸ Du bist finster, du einziger Mensch, dessen Leben der Zeiger der Zeit, der als ein /60/ scharfes, nie im Morden innehaltendes Schwert auf dem Zifferblatte umherfliegt, nimmer durchschneiden soll und der nicht eher vergehen kann, als bis ihr eisernes Räderwerk selbst zertrümmert ist. Nimm die Sache von der leichten Seite, denn es ist doch spaßhaft und der Mühe wert, dieser großen Tragikomödie der Weltgeschichte bis zum letzten Akte als Zuschauer

²⁵³ Siehe Goethes Erzählung >Wilhelm Meisters Lehrjahre<, WA I.21, S. 27: „Da mußte nun König Saul in seinem schwarzen Samtkleide den Chaumigrem, Cato und Darius spielen ...“

²⁵⁴ Vgl. damit wiederum Goethes Autobiographie >D.u.W.<: „kostbaren wohlgeschliffenen Dolch“. Die satirische Erzählung >Nachtwachen< erschien mehrere Jahre vor >D.u.W.<, demnach ein eindeutiger Beweis für Goethes Verfasserschaft.

²⁵⁵ Siehe dazu Johannes Falks Werk >Goethe aus näherem persönlichen Umgange dargestellt<: Goethe belustigte sich über die ephemerische Schriftstellerei.

²⁵⁶ Anspielung auf Bernhard Vermehrens Selbstmord.

²⁵⁷ Goethe haßte Kotzebue gewaltig.

²⁵⁸ Wie Voltaire und (so meine These) auch wie Goethe, die, weil sie „das Unsterbliche [die Unsterblichkeit] lästerten, zur Strafe schon hier unten [auf Erden] unsterblich“ wurden.

beizuwohnen, und du kannst dir zuletzt das ganz eigne Vergnügen machen, wenn du am Ende aller Dinge über der allgemeinen Sündflut auf dem letzten hervorragenden Berggipfel als einzig Übriggebliebener stehst, das ganze Stück auf deine eigene Hand auszupfeifen und dich dann wild und zornig, wie ein zweiter Prometheus²⁵⁹, in den Abgrund zu stürzen.“

„Pfeifen will ich“, sagte der Mann trotzig, „hätte mich nur der Dichter nicht selbst mit ins Stück verflochten als handelnde Person; das verzeih ich ihm nimmer!“²⁶⁰

/61/ „Um so besser!“, rief ich. „Da gibt es wohl gar noch zu guter Letzt eine Revolte im Stücke selbst, und der erste Held empört sich gegen seinen Verfasser. Ist das doch auch in der kleinen, der großen Weltkomödie nachgeäfft, nicht selten, und der Held wächst am Ende dem Dichter über den Kopf, daß er ihn nicht mehr bezwingen kann. - O ich hätte wohl Lust, deine Geschichte anzuhören, du ewig Reisender, um darüber mich auszuschütten vor Lachen; wie ich denn oft bei einer echten, ernstern Tragödie brav zu lachen pflege, und im Gegenteile, beim guten Possenspiele, dann und wann weinen muß, indem das wahrhaft Kühne und Große immer zugleich von den beiden entgegengesetzten Seiten aufgefaßt werden kann.“

„Ich verstehe dich, Spaßvogel“, sagte der Mann. „Bin auch gerade jetzt wild genug um zu lachen und dir meine Geschichte zu erzählen. Doch, beim Himmel, laß dir keine /62/ ernste Miene dabei entwischen, sonst machst du mich im Augenblicke stumm!“

„Sorge nicht, Kamerad, ich lache mit“, antwortete ich. Und jener setzte sich unter eine steinerne, am Grabe betende Ritterfamilie und hub an: „Es ist, du wirst mir's zugeben, verdammt langweilig, seine eigene Geschichte von Perioden zu Perioden so recht gemütlich aufzurollen; ich bringe sie deshalb lieber in Handlung und führe sie als ein Marionettenspiel mit dem Hanswurst²⁶¹ auf; da wird das Ganze anschaulicher und possierlicher.“

Zuerst gibt es eine Mozartsche Symphonie, von schlechten Dorfmusikanten exekutiert²⁶², das paßt so recht zu einem verpfuschten Leben und erhebt das Gemüt durch die großen Gedanken, indem man zugleich bei dem Gekratze des Teufels werden mögte. - Dann kommt /63/ der Hanswurst und entschuldigt den Marionettendirektor, weil er es wie unser Herrgott gemacht und die wichtigsten Rollen den talentlosesten Akteuren anvertraut habe; er leitet gerade daraus aber auch wieder das Gute her, daß das Stück rührend ausfallen müsse, eben wie es bei großen tragischen Stoffen der Fall sei, die durch kleine, gewöhnliche Dichter bearbeitet würden. Über das Leben und den Zeitcharakter machte er die höchst albernsten Bemerkungen, daß beide jetzt mehr rührend als komisch seien und daß man jetzt weniger über die Menschen lachen als weinen könne, weshalb er denn auch selbst ein moralischer und ernsthafter Narr geworden sei, und immer nur im edlen Genre sich zeige, wo er vielen Applaus bekäme.

Darauf treten die hölzernen Puppen selbst auf: Zwei Brüder ohne Herzen²⁶³ umarmen sich und der Hanswurst lacht über das Zusammenklappern der Arme und über den Kuß, wo/64/ bei sie die steifen Lippen nicht bewegen können.

Der eine hölzerne Bruder bleibt im Marionettencharakter und drückt sich unendlich steif aus, macht auch lange, trockene Perioden, worin gar kein Leben hineinkommen will und die deshalb Muster im prosaischen Stile abgeben.²⁶⁴

Die andere Puppe aber möchte gern einen lebendigen Akteur affektieren²⁶⁵ und spricht hin und wieder in schlechten Jamben, reimt auch wohl gar zu Zeiten die Endsilben und der Hanswurst nickt dabei mit dem Kopfe und hält eine Rede über die Wärme des Gefühls in einer Marionette und über den eleganten Vortrag bei tragischen Gedichten. - Darauf geben sich die Brüder die hölzernen Hände und gehen ab. Der Hanswurst tanzt ein Solo zur Zugabe und dann redet im Zwischenakte Mozart wieder durch die Dorfmusikanten.

Jetzt geht's weiter. Zwei neue Puppen treten auf, eine Kolombine²⁶⁶ mit einem Pagen, der den Sonnenschirm über sie ausspannt. Die /65/ Kolombine ist die prima donna der Gesellschaft und ohne Schmeichelei das Meisterstück des Formenschneiders. Wahrhaft griechische Konturen und alles an ihr ins

²⁵⁹ Siehe Goethes Werk >Prometheus<.

²⁶⁰ Goethe gesteht hier indirekt, daß er viel von seinem eigenen Leben mit „*ins Stück verflochten*“ habe. Goethe war ein typischer Autographomane.

²⁶¹ In den Pariser Marionettentheatern war der Freimaurer eine beliebte Kasperrolle. Goethe war ein Illuminat, ja ein „unsichtbarer“ (d. h. geheimer) hoher Illuminatenführer, wie Franz Michael Leuchsenring.

²⁶² Alias das Weimarer Hoforchester?

²⁶³ Siehe im II. Teil, III. Kapitel >Analogismen auf Zeitgenossen des Verfassers<: Mit den zwei Brüdern ohne Herzen

ist Herzog Carl August und Goethe selber gemeint.

²⁶⁴ Alias Goethe.

²⁶⁵ Alias Herzog Carl August.

²⁶⁶ Alias Corona Schröter.

Ideale hinübergerarbeitet.²⁶⁷ Der eine Bruder²⁶⁸ kommt, derjenige, der vorher in Prosa sprach; er erblickt sie, schlägt sich auf die Stelle des Herzens, redet darauf plötzlich in Versen, reimt alle Endsilben oder bringt die Assonanz in A und O an, daß die Kolombine darüber erschrickt und mit dem Pagen davon läuft. Jener will ihr nachstürzen, rennt aber, weil der Marionettendirektor²⁶⁹ hier ein Versehen macht, sehr hart gegen den Hanswurst, der nun aus dem Stehgreif eine sehr boshafte satirische Rede hält, worin er ihm dartut, daß es seinem Schöpfer - dem Marionettendirektor nämlich - nicht gefalle, ihm die Dame zu bestimmen und daß dadurch eben das Stück recht toll und komisch werden würde, indem ein melancholischer Narr die possierlichste Person in einem Possenspiele abgäbe. - Die andere Puppe /66/ stößt Flüche aus, lästert sogar in Verzweiflung auf den Direktor, wobei den Zuschauern vor Lachen die Tränen aus den Augen stürzen. Zuletzt faßt sie aber doch noch Hoffnung die Dame wiederzufinden und beschließt wenigstens das ganze Theater zu durchsuchen. Der Hanswurst begleitet sie.

Im dritten Akte erscheint die Kolombine wieder und tut sehr schön mit der andern Brudermarionette; sie singen auch ein zärtliches Duett miteinander und wechseln sodann die Ringe, worauf ein alter geschäftiger Pantalon mit Musikanten ankommt, die viel lustige Musik abspielen, wobei man nur allein die Töne nicht hört, was auf die Zuschauer einen sonderbaren Eindruck macht. Zuletzt wird bei der stummen Musik getanzt und der Pantalon macht recht gute Bemerkungen über sein musikalisches Gehör, verteidigt auch das Märchen, daß die Töne am Nordpole gefrören und nur im warmen Süden wieder auftaueeten /67/ und hörbar würden. Das alles ist so sonderbar, daß man schlechterdings nicht weiß, ob man's ernsthaft oder lustig nehmen soll; einige gescheite Leute unter den Zuschauern halten's gar für toll.

Als jene beiden ersten endlich zu Bette gegangen sind, kommt der Hanswurst mit dem andern Bruder wieder. Dieser spricht, wie er weite Reisen von einem Pole zum andern gemacht und doch die Kolombine nicht gefunden, weshalb er verzweifeln und sich um's Leben bringen wollte. Der Hanswurst öffnet eine Klappe an der Brust der Marionette und findet wirklich jetzt zu seinem Erstaunen ein Herz darin, worüber er besorgt wird und in der Angst mehrere gescheite Ideen bekommt, z. B. daß alles im Leben, sowohl der Schmerz wie die Freude, nur Erscheinung sei, wobei nur bloß das ein böser Punkt sei, daß die Erscheinung selbst nie zur Erscheinung käme, weshalb die Marionetten es denn auch nie/68/mals ahneten, daß man sie zum Besten hätte und bloß zum Zeitvertreib mit ihnen spielte, sondern sich vielmehr sehr ernsthafte und bedeutende Personen dünkten. - Er will ihm darauf das Wesen einer Marionette selbst begreiflich machen, konfundiert sich aber beständig dabei, und steht nach einer langen, sehr drolligen Rede wieder am Ende da, wo er anfang.

Nun lacht er in der Stille hämisch ins Fäustchen und geht ab.

Im vierten Akte treffen die beiden Brüder zusammen und indem der mit dem Herzen redet, werden plötzlich die stummen Töne aus dem vorigen Akte hörbar und begleiten die Worte, worüber der Bruder ohne Herz ganz konfus wird. Arlequin²⁷⁰ kommt nun auch dazu und spottet über die Liebe, weil sie keine heroische Empfindung sei und nicht für das allgemeine Beste benutzt werden könne. Er fordert auch den Direktor²⁷¹ auf, sie für die Folge ganz abzuschaffen und reine moralische Ge/69/fühle bei seiner Truppe einzuführen. Zuletzt dringt er auf eine Revision des Menschengeschlechts und auf einige höchstnötige Weltreparaturen; besteht auch sehr trotzig darauf zu wissen, weshalb er den Narren eines ihm unbekanntem Publikums abgeben müsse.

Nun wird eine tragische Situation sehr schlecht ausgeführt. Die schöne Kolombine erscheint nämlich und als der Bruder ohne Herz sie dem andern als seine Gattin vorstellt, fällt dieser ohne ein Wort zu sagen höchst ungeschickt mit dem hölzernen Kopfe auf einen Stein. Jene beiden laufen fort, um Hilfe zu senden; der Hanswurst aber hebt ihn auf und indem er ihm die blutige Stirn abwischt, bittet er ihn ganz gelassen, daß, weil es keine Dinge an sich gäbe, er sich den Stein sowie die ganze Geschichte lieber aus dem Kopfe schlagen möge. Auch lobt er den Direktor, daß er das griechische Fatum abgeschafft und dafür eine moralische Theaterord/70/nung eingeführt habe, nach der alles zuletzt sich gut auflösen müsse.

Der letzte Akt ist nun gar zum Totlachen. Erst werden alberne Walzer gespielt, um die Gemüter zu besänftigen; dann erscheint die Marionette mit dem Herzen und beweist der Kolombine durch Syllogismen und Sophismen, daß der Direktor die Puppen vertauscht und sie, in einem Irrtume, seinem Bruder zur

²⁶⁷ Wieland schrieb an Merck (Brief vom 3.6.1778): „... da trafen wir Goethen in Gesellschaft der schönen Schröterin an, die in der unendlich edlen attischen Eleganz ihrer ganzen Gestalt und in ihrem ganz simplen und doch unendlich raffinierten und insidiosen Anzug wie die Nymphe dieser anmutigen Felsengegend aussah“.

²⁶⁸ Alias Goethe. Die Auflösung siehe in den >Analogismen zu Zeitgenossen des Verfassers - Corona Schröter<.

²⁶⁹ Alias der liebe Gott.

²⁷⁰ Harlekin.

²⁷¹ Alias den lieben Gott.

Gemahlin gegeben, da sie doch, dem komischen Ausgange des Stückes gemäß, ihm selbst gehöre. Die Kolombine scheint ihm zu glauben, will aber doch aus Moralität und Achtung gegen den Marionettendirektor²⁷² es nicht [wahr] gehabt haben, worauf er in Verzweiflung gerät und kurze Anstalt sie zu entführen macht.

Sie stößt ihn verächtlich zurück, da gebärdet er sich wie ein Rasender, rennt die hölzerne Stirn gegen die Wand, und wendet die Assonanz in U an. Zuletzt stürzt er fort und schleudert nur noch den schönen Pagen aus dem /71/ zweiten Akte, der eben schlaftrunken im Nachtkleide vorübergehen will, in das Zimmer, das er hinter sich zuschließt.

Nach einer kurzen Pause erscheint er wieder mit der Bruder - Marionette, die einen gezogenen Degen in der Hand hält und nach einer kurzen steifen Tirade erst den Pagen, dann die Kolombine und endlich sich selbst niederstößt. Der Bruder steht ganz stier und dumm unter den drei hölzernen Puppen, die rings umher auf der Erde liegen; dann greift er, ohne ein Wort weiter zu sagen, ebenfalls nach dem Degen, um auch sich selbst zu guter Letzt hinterherzusenden, doch in diesem Augenblicke reißt der Draht, den der Direktor zu starr anzieht, der Arm kann den Stoß nicht vollführen und hängt unbeweglich nieder; zugleich spricht es wie eine fremde Stimme aus dem Munde der Puppe und ruft: „Du sollst ewig leben!“

Nun erscheint der Hanswurst wieder, um ihn zu besänftigen und zu trösten, führt ihn auch un/72/ter anderm, als er es gar zu arg macht, ärgerlich an, wie albern es sei, wenn es einer Marionette einfiel über sich selber zu reflektieren, da sie doch bloß der Laune des Direktors gemäß sich betragen müsse, der sie wieder in den Kasten lege, wenn es ihm gefiele. Dann sagte er auch manches Gute über die Freiheit des Willens und über den Wahnsinn in einem Marionettengehirne, den er ganz realistisch und vernünftig abhandelt; alles das, um der Puppe zu beweisen, wie toll es eigentlich von ihr sei, dergleichen Dinge sehr hoch zu nehmen, indem alles zuletzt doch auf ein Possenspiel hinauslief und der Hanswurst im Grunde die einzige vernünftige Rolle in der ganzen Farce abgab, eben weil er die Farce nicht höher nähme als eine Farce.

Hier hielt der Mann einen Augenblick inne und sagte dann in recht lustig wilder Laune: „Da hast du das ganze Fastnachtsspiel, worin ich²⁷³ selber den Bruder mit dem Herzen darge/73/stellt habe. Ich finde es übrigens recht wohl getan, seine Geschichte so in Holz zu schnitzen und abzuspielen, man kann dabei recht boshaft sein, ohne daß die Moralisten etwas dagegen einwenden und es eine Lästerung²⁷⁴ heißen dürfen. Auch erscheint alles recht erhaben unmotiviert, wie es doch in den ursprünglichen Verhältnissen wirklich ist, obgleich wir albern Menschen im Kleinen gern motivieren mögen, dagegen unser Direktor²⁷⁵ es gar nicht tut und keine Rechenschaft gibt, weshalb er so manche verpfuschte Rolle, wie ich z. B. eine bin, in seinem Fastnachtsspiele nicht austreichen will. O schon seit vielen Menschenaltern habe ich mich bestrebt, aus dem Stücke herauszuspringen und dem Direktor zu entweichen, aber er läßt mich nicht fort, so pffiffig ich es auch anfangen mag. Das Überdrüssigste dabei ist die Langeweile²⁷⁶, die ich immer mehr empfinde; denn du sollst wissen, daß ich hier unten schon viele Jahrhunderte als Akteur gedient habe und eine von den /74/ stehenden italienischen Masken bin, die gar nicht vom Theater herunterkommen.

Ich hab's auf alle Weise versucht. Anfangs gab ich mich bei den Gerichten an als großen Bösewicht und dreifachen Mörder; sie untersuchten's und taten endlich den Ausspruch: Ich müsse leben bleiben, indem sich aus meiner Defension ergäbe: Wie²⁷⁷ ich nicht in bestimmten und ausdrücklichen Worten den Mord beauftragt und er mir nur höchstens als eine geistige Handlung zuzurechnen sei, die nicht vor ein forum externum gehöre. Ich verwünschte meinen Defensor und die Folge war ein leichter Injurienprozeß, womit man mich laufen ließ.

Darauf nahm ich Kriegsdienste und versäumte keine Schlacht; doch zeichnete das Schicksal meinen Namen auf keine einige Kugel und der Tod umarmte mich auf der großen Wahlstätte unter tausend Sterbenden /75/ und zerriß seinen Lorbeerkranz, um ihn mit mir zu teilen. Ja ich mußte nun gar in dem verhaßten Drama eine glänzende Heldenrolle übernehmen und verwünschte knirschend meine Unsterblichkeit, die mir auf allen Seiten in den Weg trat.

Tausendmal setzte ich den Giftbecher an die Lippen und tausendmal entstürzte er der Hand, ehe ich ihn

²⁷² Alias den lieben Gott.

²⁷³ Goethe meint sich selber.

²⁷⁴ eine Gotteslästerung.

²⁷⁵ Alias der liebe Gott.

²⁷⁶ Zu >Langeweile< siehe auch Seite /98/ der >Nachtwachen<.

²⁷⁷ Stilistische Eigentümlichkeit Goethes: >Wie< am Satzanfang. Vergleiche damit Goethes >Werther<, Seite 82 der Originalerstaufflage: „... denn ich habe in meinem Maaße begreifen lernen: Wie man alle außerordentliche Menschen, die etwas großes, etwas unmöglich scheinendes wirkten, von jeher für Trunkene und Wahnsinnige ausschreien mußte.“

leeren konnte. Zu jeder Mitternachtsstunde trete ich, wie die mechanische Figur an dem Zifferblatte einer Uhr, aus meiner Verborgenheit hervor, um den Todesstoß zu vollführen, gehe aber jedesmal, wenn der letzte Schlag verhallt ist, wie sie zurück, um sofort ins Unendliche wiederzukehren und abzugehen. O wüßte ich nur dieses immerfort sausende Räderwerk der Zeit selbst aufzufinden, um mich hineinzustürzen und es auseinander zu reißen oder mich zerschmettern zu lassen. Die Sehnsucht, diesen Vorsatz auszuführen, bringt mich oft zur Verzweiflung; ja ich mache selbst wie im Wahn/76/sinne tausend Pläne, es möglich zu machen; dann schaue ich aber plötzlich tief in mich selbst hinein, wie in einen unermeßlichen Abgrund, in dem die Zeit, wie ein unterirdischer, nie versiegender Strom dumpf dahin rauscht, und aus der finsternen Tiefe schallt das Wort *e w i g* einsam herauf, und ich stürze schauernd vor mir selbst zurück und kann mir doch nimmer entfliehen.“

Hier endete der Mann, und in mir stieg die heiße Sehnsucht auf, dem armen Schlaflosen das wohlthätige Opium mit eigener Hand zu reichen und ihm den langen, süßen Schlaf, nach dem sein heißes, überwachtes Auge vergeblich schmachtete, zuzuführen. Doch fürchtete ich, daß in dem entscheidenden Augenblicke sein Wahnsinn von ihm weichen könnte und er, sterbend, das Leben, eben um der Vergänglichkeit willen, wieder liebgewinnen mögte. O aus diesem Widerspruch ist ja der Mensch geschaffen: Er liebt das Leben um des Todes willen und er würde es hassen, /77/ wenn das, was er fürchtet, vor ihm verschwunden wäre.²⁷⁸

So konnte ich nichts für ihn tun und überließ ihn seinem Wahnsinn und seinem Schicksal.

/78/

[...]

S i e b e n t e N a c h t w a c h e

Selbstportrait [Goethes]

Ich²⁷⁹ bin nun einmal auf meine Tollheiten gekommen; nun ist aber mein Leben selbst die ärgste von allen und ich will diese Nacht, da ich mir doch durch Blasen und Singen die Zeit nicht mehr vertreiben darf, in der Rekapitulation desselben fortfahren.

Ich bin schon oft daran gegangen, vor dem Spiegel meiner Einbildungskraft sitzend, mich selbst leidlich zu portraituren,²⁸⁰ habe aber immer in das verdammte Antlitz hineingeschlagen, wenn ich zuletzt fand, daß es einem Vexier/112/gemälde²⁸¹ glich, das von drei verschiedenen Standpunkten betrachtet eine Grazie, eine Meerkatze und en face den Teufel dazu darstellt. Da bin ich denn über mich verwirrt geworden und habe als den letzten Grund meines Daseins hypothetisch angenommen, daß eben der Teufel selbst, um dem Himmel einen Possen zu spielen, sich während einer dunkeln Nacht in das Bette einer eben kanonisierten Heiligen geschlichen und da mich gleichsam als eine *lex cruciata* für unsern Herrgott niedergeschrieben habe, bei der er sich am Weltgerichtstage den Kopf zerbrechen solle.

Dieser verdammte Widerspruch in mir geht so weit, daß z. B. der Papst selbst beim Beten nicht andächtiger sein kann als ich beim Blasphemieren, da ich hingegen, wenn ich recht gute erbauliche Werke durchlese, mich der boshaftesten Gedanken dabei durchaus nicht erwehren kann. Wenn andere verständige und gefühlvolle Leute in die Natur hinauswandern, /113/ um sich dort poetische Stifts- und Thaborshütten zu errichten, so trage ich vielmehr dauerhafte und auserlesene Baumaterialien zu einem allgemeinen Narrenhause²⁸² zusammen, worin ich Prosaisten und Dichter beieinander einsperren möchte. Ein paarmal jagte man mich aus den Kirchen, weil ich dort lachte, und eben so oft aus Freudenhäusern, weil ich d'rin beten wollte.

Eins ist nur möglich: Entweder stehen die Menschen verkehrt oder ich. Wenn die Stimmenmehrheit hier entscheiden soll, so bin ich rein verloren.

Dem sei, wie ihm wolle, und meine Physiognomie falle häßlich oder schön aus, ich will ein Stündchen treulich daran kopieren.²⁸³ Schmeicheln werde ich nicht, denn ich male in der Nacht²⁸⁴, wo ich die

²⁷⁸ Er (Goethe) liebt das Leben des Todes wegen, und er würde das Leben (das Erdendasein) hassen, wenn das, was er fürchtet, nämlich die Gewißheit der ewigen Nacht, vor ihm verschwunden wäre. Goethe war ein Illuminat, d. h. ein Existentialist.

²⁷⁹ Der Autographomane Goethe meint sich selber.

²⁸⁰ Gemeint ist: dichtend und schreibend. Goethe war unzweifelhaft ein typischer Autographomane, der gerne sein eigenes Leben in seine Dichtwerke verwob.

²⁸¹ Vexiergemälde = Suchbild. In dem Vexiergemälde >Nachtwachen< verbirgt sich Goethe selber.

²⁸² Wiederum eine selbstironische Anspielung Goethes auf seine aktive Tätigkeit im Illuminaten - Orden.

²⁸³ Während Goethe dies schrieb, „kopierte“ er sich selber, das heißt, er teilte uns sein Geheimstes mit. Goethe befand sich offensichtlich in seiner sehr depressiven Gemütsverfassung.

²⁸⁴ Goethe deutet an: er „male in der Nacht“, d. h. er schreibt im Dunkel der Anonymität.

gleißenden Farben nicht anwenden kann und nur auf starke Schatten und Drucker²⁸⁵ mich einschränken muß.

Leichenrede am Geburtstag eines Kindes

/114/ Mir gaben zuerst einige poetische Flugblätter einen leidlichen Namen, die ich aus der Werkstätte meines Schuhmachers fliegen ließ. Das erste enthielt eine Leichenrede, die ich niederschrieb, als diesem ein Knäblein geboren wurde,²⁸⁶ und ich erinnere mich nur noch bloß an den Anfang, der ohngefähr so lautete:

„Da kleiden sie ihn ein für seinen ersten Sarg, bis der zweite fertig worden, an dem seine Taten und Torheiten eingegraben sind; so wie man Fürstenleichen erst in einen provisorischen Sarg einzulegen pflegt, bis sie dann später den Zinnernen in die Gruft hinabtragen, der würdig mit Trophäen und Inschriften verziert ist und den Leichnam zum zweiten Male einsargen. - Traut auch, ich bitte euch, dem Lebensscheine und den Rosen auf den Wangen des Knaben nicht; das ist die Kunst der Natur, wodurch sie, gleich einem geschickten Arzte, den einbalsamierten Körper längere Zeit in einer angenehmen Täuschung erhält. In /115/ seinem Innern nagt doch die Verwesung schon, und wolltet ihr es aufdecken, so würdet ihr eben die Würmer aus ihren Keimen sich entwickeln sehen, die Freude und den Schmerz, die sich schnell durchnagen, daß die Leiche in Staub zerfällt. Ach, nur da er noch nicht geboren war, lebte er, so, wie das Glück allein in der Hoffnung besteht, sobald es aber wirklich wird, sich selbst zerstört. Jetzt steht er nur noch auf dem Paradebette und die Blumen, die ihr auf ihn streut, sind Herbstblumen für sein Sterbekleid. In der Ferne rüsten sich schon ringsum die Leichenträger, die seine Freuden und ihn selbst hinwegführen wollen und die Erde bereitet schon seine Gruft für ihn, um ihn zu empfangen. Überall strecken nur der Tod und die Verwesung gierig ihre Arme nach ihm aus, ihn nach und nach zu verzehren, um zuletzt, wenn seine Schmerzen, seine Wonne, seine Erinnerung und sein Staub verweht ist, vom Morden müde auf seiner leeren Gruft auszuruhen. Seine Asche /116/ hat die Natur dann schon längst wieder zu neuen Totenblumen für neue Sterbende verbraucht.“²⁸⁷

Das Übrige von der Rede habe ich vergessen. Sie meinten, das Ganze sei nicht übel und nur die Überschrift ein Fehler, indem offenbar statt Geburtstage Sterbetage stehe müsse; so wurde es denn auch bei vorkommenden Kinderleichen gebraucht.

Der Bänkelsänger

Ein debütierender Autor hat mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen, da er sich erst überhaupt durch seine Werke bekannt machen muß; hingegen ein schon aufgetretener und einmal applaudierter bloß durch seinen Namen seine Werke berühmt macht, indem die Menschen es nimmer sich überreden können, daß große Poeten und große Helden ihre Stunden haben, in denen sie schlechtere Werke und schlechtere Handlungen ans Licht fördern als die schlechtesten anderer höchst alltäglicher Erden/117/söhne. Höhe und Tiefe sind nie ohne einander, auf der Fläche dagegen ist der Sturz nicht zu befürchten.

Mich verfolgte indes das Glück ordentlicherweise und ich erhielt fast mehr Reime zusammenzuflicken als Schuhe, so daß wir das alte Hans Sachsische Aushängeschild über unserer Werkstatt wieder herstellen und zwei für den Staat wichtige Künste amalgamieren konnten. Dazu erhielt ich für ein Gedicht fast mehr bezahlt als für einen Schuh, weshalb der alte Meister das lose Handwerk neben dem Brothandwerk ungeneckt einherwandeln und meinen delphischen Dreifuß neben seinem gemeinnützigen stehen ließ.

Als eine vernünftige Anordnung der Vorsehung betrachte ich es übrigens, daß manche Menschen in einen engen, erbärmlichen Wirkungskreis und zwischen vier Mauern eingesperrt sind, wo in der dumpfen Kerkerluft ihr /118/ Licht nur matt und unschädlich aufflammen kann, so daß man höchstens dabei erkennt, daß man sich in einem Kerker befindet; da es im Gegenteile in der Freiheit wie ein Vulkan auflodern würde, um alles ringsum in Brand zu stecken. - Bei mir fing es wirklich jetzt schon an zu sprühen und zu funken, indes konnten nichts weiter als poetische Leuchtkugeln²⁸⁸ zum Vorschein kommen, um das Terrain zu rekognoszieren, aber keine Bomben, um zu zersprengen und zu verheeren.²⁸⁹ Eine furchtbare Angst ergriff

²⁸⁵ Dieses Gleichnis hat Goethe so geliebt, daß er es mehrfach verwendet hat. Siehe Seite /272/ der >Nachtwachen< und >Wilhelm Meisters theatralische Sendung<, WA I.51, Seite 70: „... und aus den vielerlei Ideen mit Farben der Liebe ein Gemälde in Nebelgrund gearbeitet, wo freilich die Gestalten viel in einander flossen, aber das Ganze eine desto reizendere Wirkung tat“.

²⁸⁶ Siehe Goethes Autobiographie >D.u.W.<, worin er ebenfalls von Gedichten anlässlich von Kindstaufen und von Hochzeitscarmen berichtet.

²⁸⁷ Siehe Epikur, Lehrsatz Nr. 30: „Manche rüsten sich ein Leben lang für das Leben und bemerken dabei nicht, daß uns allen das Gift des Werdens als ein todbringendes eingegeben ist“. (Anmerkung Nr. 8: „Alles Werden ist mit dem Gift des Todes< infiziert“.)

²⁸⁸ Goethe meint seine Jugendwerke >Die Leiden des jungen Werthers< und >Stella<.

²⁸⁹ Was man von dem Illuminaten-Orden behauptete.

mich oft, wie einen Riesen, den man als Kind in einen niedrigen Raum eingemauert und der jetzt emporwächst und sich ausdehnen und aufrichten will, ohne es im Stande zu sein und sich nur das Gehirn eindrücken oder zur verräkten Mißgestalt ineinanderdrängen kann.²⁹⁰

Menschen dieses Schlages, wenn sie emporkämen, würden feindselig sich äußern und als eine Pest, ein Erdbeben oder Gewitter unter /119/ das Volk fahren und ein gutes Stück von dem Planeten aufreiben und zu Pulver verbrennen. Doch sind diese Enakssöhne²⁹¹ gewöhnlich gut postiert und es sind Berge über sie geworfen, wie über die Titanen, worunter sie sich nur grimmig schütteln können. Hier verkohlt sich ihr Brennstoff allmählich und nur selten gelingt's ihnen, sich Luft zu machen und ihr Feuer zornig aus dem Vulkan gen Himmel zu schleudern.

Ich brachte das Volk indes schon durch mein bloßes Feuerwerken in Aufruhr und die flüchtige satirische Rede eines Esels über das Thema, warum es überhaupt Esel geben müsse, machte gewaltigen Lärm. Ich hatte bei Gott wenig Arges dabei gedacht und das Ganze bloß auf's Allgemeine bezogen; aber eine Satire ist wie ein Proberstein, und jedes Metall, das daran vorüberstreicht, läßt das Zeichen seines Wertes oder Unwertes zurück; so ging's auch hier.- Der *** hatte das Blatt /120/ gelesen und alles genau auf sich passend gefunden, weshalb man mich ohne weiteres in den Turm sperrte, wo ich Muße hatte, immer wilder zu werden. Dabei ging's mir übrigens mit meinem Menschenhass wie den Fürsten, die den einzelnen Menschen wohltun und sie nur in ganzen Heeren würgen.

Endlich ließ man mich los als die fremde Zahlung aufhörte, denn mein alter Meister war Todes verfahren, und ich stand nun mütter[seelen]allein da in der Welt, als wäre ich aus einem andern Planeten herabgefallen. Jetzt sah ich's recht, wie der Mensch als Mensch nichts mehr gilt und kein Eigentum an der Erde hat, als was er sich erkaufte oder erkämpfte.

O wie ergrimmete ich, daß Bettler, Vagabunden und andere arme Teufel, wie ich einer bin, das Faustrecht sich nehmen ließen, und es nur den Fürsten zugestanden, als zu ihren Regalen gehörig, die es nun im Großen ausüben; konnte ich doch wahrlich kein Stückchen /121/ Erde finden, um mich darauf niederzulassen, so sehr hatten sie jede Handbreit unter sich zerteilt und zerstückelt, und wollten schlechterdings von dem Naturrechte, als dem einzigen allgemeinen und positiven, nichts wissen, sondern hatten in jedem Winkelchen ihr besonderes Recht und ihren besonderen Glauben: In Sparta besangen sie den Dieb, je kunstfertiger er zu stehlen verstand und nebenan in Athen hingen sie ihn auf.

Zu etwas mußte ich indes greifen, um nicht zu verhungern, hatten sie doch alles freie Gemeingut der Natur bis auf die Vögel unterm Himmel und die Fische im Wasser an sich gerissen und wollten mir kein Fruchtkorn zugestehen ohne gute, bare Bezahlung. Ich wählte das erstbeste Fach, worin ich sie und ihr Treiben besingen konnte und wurde Rhapsode, wie der blinde Homer, der auch als Bänkelsänger umherziehen mußte.

Blut lieben sie über die Maßen und wenn sie es auch nicht selbst vergießen, so mö/122/gen sie es doch für ihr Leben überall in Bildern, Gedichten und im Leben selbst gern fließen sehen; in großen Schlachtstücken am liebsten. Ich sang ihnen daher Mordgeschichten und hatte mein Auskommen dabei, ja ich fing an, mich zu den nützlichen Mitgliedern im Staate als zu den Fechtmeistern, Gewehrfabrikanten, Pulvermüllern, Kriegsministern, Ärzten u. s. w., die offenbar [alle] dem Tode in die Hand arbeiten, zu zählen und bekam eine gute Meinung von mir, indem ich meine Zuhörer und Schüler abzuhärten und sie an blutige Auftritte zu gewöhnen mich bemühte.²⁹²

Injurienklage

Endlich aber wurden mir doch die kleineren Mordstücke zuwider und ich wagte mich an größere - an Seelenmorde durch Kirche und Staat, wofür ich gute Stoffe aus der Geschichte wählte²⁹³; ließ auch hin und wieder kleine episodische Ergötzlichkeiten von leichteren Morden als z. B. der Ehre, durch den tückischen guten Ruf, der Liebe, durch kalte herzlose /123/ Buben, der Treue, durch falsche Freunde, der Gerechtigkeit, durch Gerichtshöfe, der gesunden Vernunft, durch Zensuredikte u. s. w. mit einfließen. Da aber war es vorbei und es wurden in kurzem mehr denn fünfzig Injurienprozesse gegen mich anhängig gemacht. Ich trat auf vor Gericht als mein eigener advocatus diaboli; vor mir saßen an der Tafelrunde ein halb Dutzend mit den Gerechtigkeitsmasken vor dem Antlitz, worunter sie ihre eigene Schalksphysiognomie und zweite

²⁹⁰ Gemeint ist: Das Bewußtsein, Abkömmling eines Wittelsbachers zu sein, hat ihn, Goethe, zu einer „verräkten Mißgestalt“ in geistigem Sinne werden lassen. Da hat Goethe, in seiner tiefen Depression, wohl etwas zu schwarz gesehen.

²⁹¹ Enakssohn, alias Goethe. (Enakssöhne = Riesen in Kanaan.)

²⁹² Wie heutzutage viele Fernsehfilme.

²⁹³ Siehe Goethes >Götz von Berlichingen< und auch den >Egmont<.

Hogarthsgesichtshälfte verbargen. Sie verstehen die Kunst des Rubens, wodurch er vermittelt eines einzigen Zuges ein lachendes Gesicht in ein weinendes verwandelte, und wenden sie bei sich selbst an, sobald sie sich auf die Gerichtsstühle niederlassen, damit man diese nicht für arme-Sünder-Stühlchen anzusehen geneigt sein möchte. - Nach einer strengen Verwarnung, die Wahrheit auf die mir vorgelegten Anklagen zu sagen, hub ich so an: /124/

„Wohlweise! Ich stehe hier als beschuldigter Injuriant vor Ihnen und alle corpora delicti sprechen wider mich, worunter ich auch Sie selbst zu zählen fest willens bin, indem man corpora delicti nicht nur auf die Gegenstände, aus denen man auf ein bestimmtes Verbrechen schließen kann, z. B. Brechstangen, Diebsleitern u. d. gl., sondern auch als die Leiber selbst, in denen das Verbrechen wohnt, ansehen könnte. Nun aber wäre es nicht übel geraten, daß Sie selbst nicht nur als gute Theoretiker die Verbrechen kennen lernten, sondern sie auch als brave Praktiker auszuüben verstünden, wie denn schon manche Dichter sich ernstlich beklagten, daß ihre Rezensenten selbst nicht einen einzigen Vers zu machen im Stande wären und doch über Verse richten wollten. - Und was würden Sie, Wohlweise, zu entgegen haben, wenn Ihnen, der Analogie gemäß, ein Dieb, Ehebrecher oder irgendein anderer Hundsfott dieses Gelichters, über den Sie richten wollten, eine ähnliche Nuß aufzu/125/knacken gäbe und Sie nicht für kompetente Rezensenten in ihrem Fache anerkennen wollte, weil sie in praxi selbst noch gar nichts prästiert.²⁹⁴

Die Gesetze scheinen auch in der Tat hierauf hinzudeuten und eximieren Sie als Gerichtspersonen in manchen Fällen von den Verbrechen, wie Sie denn z. B. ungestraft erwürgen, mit dem Schwerte um sich schlagen, mit Keulen niederhauen, verbrennen, säcken, lebendig begraben, vierteilen und foltern dürfen - lauter grobe Missetaten, die man keinem andern als nur Ihnen hingehen läßt. Ja auch in kleineren Vergehungen und namentlich in dem Falle, worin ich mich jetzt als Inquisit hier befinde, sprechen Sie die Gesetze frei. So erlaubt Ihnen die lex 13 § 1 und 2 de injuriis geradezu diejenigen zu injurieren, die Sie selbst wegen Injurien in Ihrem Gerichtsgarn gefangen halten.

Es ist unglaublich, welche Vorteile aus dieser Einrichtung für den Staat fließen könn/126/ten, würden nicht z. B. eine Menge Verbrechen mehr zu Tage gefördert werden können, wenn respektive Gerichtsherren in eigner Person die Lusthäuser besuchten und die Lust vollzögen, um die Inkulpierten sogleich ohne weiteres zu überführen; wenn sie ebenfalls als Diebe sich unter die Diebe mischten, bloß um ihre Kameraden hängen zu lassen, oder wenn sie selbst den Ehebruch vollzögen, um die etwaigen Ehebrecherinnen und solche, die Lust und Liebe zu diesem Verbrechen haben und als schädliche Mitglieder des Staates zu betrachten sind, kennen zu lernen.

Guter Himmel, das Wohltätige einer solchen Einrichtung ist so klar, daß ich gar nichts weiter hinzufügen mag und bloß dieses unmaßgeblichen Vorschlags halber meine Lossprechung verdient hätte.

Ich gehe indes zu meiner Verteidigung selbst über, Wohlweise! Mir ist hier eine in/127/juria oralis und zwar nach der Unterabteilung ß eine gesungene Injurie zur Last gelegt. Ich dürfte schon hier einen Grund der Nullität der Anklage finden, indem Sänger offenbar sich zu der Kaste der Dichter zählen und es diesen letztern, eben weil sie nach der neuern Schule keine Tendenz bezwecken, erlaubt sein müsse, in ihrer Begeisterung zu injurieren und zu blasphemieren, soviel sie nur wollten. Ja, es dürfte einem Dichter und Sänger schon deshalb dies Verbrechen nicht zugerechnet werden, weil die Begeisterung der Trunkenheit gleichzusetzen ist, die ohne weiteres, wenn der Trunkene sich nicht culpose in diesen Zustand versetzt hat, welches offenbar bei einem Begeisterten nicht anzunehmen ist, indem die Begeisterung, eine Gabe der Götter, von der Strafe befreit. - Indes will ich meine Verteidigung noch bündiger formulieren und verweise Sie deshalb auf die Schriften unserer vorzüglichsten neueren Rechtslehrer, in denen es bündig dargetan ist, daß die Gerechtigkeit /128/ schlechterdings nichts mit der Moralität zu schaffen habe und daß nur eine die äußern Rechte verletzende Handlung als ein Verbrechen v. R. w. imputiert werden könne. Nun aber habe ich nur moralisch injuriert und verwundet und weise deshalb die Klage vor diesem Gerichtshofe als unzulänglich ab, indem ich als moralische Person unter dem foro privilegiato einer anderen Welt stehe.

Ja, da nach Weber über Injurien im ersten Abschnitte pag. 29 an denjenigen Personen, die auf das Recht auf Ehre Verzicht getan haben, keine Injurie begangen werden kann, so darf ich auch der Analogie gemäß folgern, daß ich Sie, da Sie als Icti und Gerichtspersonen schlechthin von der Moralität sich losgesagt haben, hier an offener Gerichtsstätte mit allen möglichen moralischen Injurien überhäufen darf; ja, wenn ich Sie kalte, gefühllose, unmoralische, obgleich wohlweise und gerechte Herren zu nennen wage, so ist das /129/ vielmehr eine Apologie als eine Injurie zu halten und ich weise schlechthin jede von hier ausgehende gerichtliche Ansprüche als unzulänglich ab.²⁹⁵

²⁹⁴ Gemeint ist wohl: präsentiert [haben].

²⁹⁵ Der Rechtsanwalt Goethe in Verbindung mit dem Dichter Goethe tritt eindrucksvoll zu Tage.

Hier hielt ich inne und alle sechs sahen sich eine Weile an ohne zu dezidieren; ich wartete ruhig. Hätten sie mir als Strafe das Wippen, das Trillhaus, den spanischen Mantel, Schmäuchen, Riemschneiden oder gar das Aufreißen des Leibes, welches in Japan für sehr ehrenvoll gehalten wird, zuerkannt, mich würde es gefreut haben gegen die Bosheit, die der erste Rechtsfreund und Vorsitzter verübte, als er den Ausspruch tat, daß mir schlechterdings das Verbrechen nicht zugerechnet werden könnte, indem ich zu den *mente captis* zu zählen sei und mein Vergehen als die Folge eines partiellen Wahnsinns betrachtet werden müsse, weshalb man mich ohne weiteres an das Tollhaus abzuliefern habe.²⁹⁶

Es ist zu arg, ich mag heute nicht weiter rekapitulieren und will mich schlafen legen.

/130/

[...]

²⁹⁶ Goethe bekam tatsächlich sogenannte „Wahnsinnsanfälle“ und er fürchtete wohl, im Tollhaus zu enden. Vielleicht ließ er sich sogar von dem Arzt und Psychiater Reil behandeln? Siehe auch im II. Teil das Kapitel >Analogismen nach der zeitlichen Reihenfolge<.

XIII. Kapitel

>Die Reisenden<²⁹⁷

Kapitel XIII: Text-Corpus

Es war an einem schönen Sommernachmittage, als drei junge Männer in lebhaften Gesprächen im schattigen Lindengange auf und nieder wandelten. Keiner kannte den andern genau; noch weniger waren sie Freunde, und daher betraf ihre Unterhaltung auch nur unbedeutende Gegenstände. Doch wurde laut und sogar heftig gesprochen, weil der jüngste der Redenden es seinem Charakter und ausgezeichneten Verstande angemessen hielt, seine Gedanken und Meinungen nicht ruhig, sondern in einem gewissen zänkischen und anmaßenden Tone vorzutragen, durch welchen er vielleicht seine Gegner eher zum Schweigen zu bringen, wenn auch nicht zu überzeugen glaubte.

„Sie sind, wie Sie mir gesagt haben, Arzt“, so rief er eben jetzt aus, „und als ein solcher haben Sie sich seit Jahren gewöhnt, das ganze Menschengeschlecht aus dem Gesichtspunkte der Kränklichkeit anzusehen. Wir Gesunden aber werden uns gewiß nicht so leicht, Ihrem Metier zu Gefallen, unsre feste Überzeugung nehmen lassen.“

„Mein Herr von Wolfsberg“, erwiderte der Arzt, „von meinem Metier, wie Sie es zu nennen belieben, kann hier gar nicht die Rede sein.“

„Ja wohl“, sagte der dritte Sprechende, welcher der Ruhigste schien. „Wie kommen wir denn überhaupt dazu, zu streiten? Wir reden ja nur über allgemeine Gegenstände, die unmöglich einen von uns persönlich aufreizen können.“

„Warum nicht, mein ruhiger Herr Justizrat?“, rief der Baron noch lebhafter aus; „denn gewiß können wir über die Leidenschaften nur dann etwas Bedeutendes aussprechen, wenn wir sie im eignen Herzen erfahren haben, und es scheint wohl, daß Sie alle Ihre klügelnden Beobachtungen nur aus mittelmäßigen Büchern schöpften.“

„Wenn Sie die Sache schon vorher abgemacht haben“, antwortete der ruhige Mann, „so täten wir wohl besser, das ganze Gespräch zu schließen.“

„Es wandelt sich in der anmutigen Kühle gut“, sagte der Arzt; „ereifern wir uns nicht, gönnen aber dem Herrn Baron diese Motion, die ihm nach dem Mittagmahle wohl zuträglich sein mag, da lebhaftere Geister und Temperamente auch im Verlauf des Tages mehr Lebenskraft verbrauchen, als wir übrigen.“

„So ist es“, erwiderte der Baron mit vieler Selbstgenügsamkeit. „Und ist es denn wohl anders mit der Liebe, über welche sich unser Streit anhob? Will ich es denn den sanften, stillen Gemütern zum Vorwurf machen, wenn sie meinen und behaupten, ein einziger Gegenstand könne ihre Seele für die ganze Lebenszeit ausfüllen? Gibt es doch auch Menschen, die nur wenige Gedanken brauchen, noch weniger Bücher; die einen Monat lang sich an einer Flasche Wein vergnügen; die bei einem Schmause anderthalb Austern verzehren, und wenn sie in jedem Frühling einen Spaziergang mit der ganzen auferbauten Familie gemacht haben, die Natur dann wieder, wie eine Bude, bis zum künftigen Jahre verschließen. Lassen wir diese genügsamen Lämmerseelen in ihrer stillen Friedfertigkeit; nur stelle man sie uns nicht als Muster hin, wenn sie sich in grünen Tagen in eine verblaßte Amarillis vergaffen, und nachher mit erkältetem Herzen in alberner Treue ihr Leben verwinseln, stolz sind auf diese felsenfeste Tugend, und auf feurige Gemüter, auf Herzen die der Fülle und des jugendlichen Wechsels bedürfen, mit moralischer Verachtung hinabblicken wollen.“

Nach einigen Erwidierungen ließ man dies Gespräch fallen, weil es deutlich wurde, daß der Edelmann nur sich selbst und seinen Leidenschaften das Wort reden wollte.

„Wohin gedenken Sie von hier zu reisen?“, fragte endlich der Arzt.

„Ich weiß es selbst noch so eigentlich nicht“, antwortete der Baron; „und wenn ich es auch wüßte, so würde ich es Ihnen nicht sagen.“

„Warum das?“

„Weil das eben“, fuhr jener fort, „auch zu meinen Eigentümlichkeiten gehört, weshalb mich so viele bürgerliche Menschen mit dem Namen Genie verlästern wollen. Wenn ich so recht eigentlich zur Lust reise, so halte ich mir die ganze Welt mit ihren erfreulichen Zufällen offen; ohne Paß, ohne Briefe, ohne Bedienten oder Kutscher, ohne alle die Zugaben, die unser Leben nur belästigen, tauche ich, wie die Schwalbe in die blaue Luft, in die Schönheit der Natur hinein, und hinter mir muß jede Spur, so wie die der Welle im Strome,

²⁹⁷ Erstmals gedruckt in Amadeus Wendt's >Taschenbuch zum geselligen Vergnügen auf das Jahr 1823<. Angeblich ein Werk Ludwig Tiecks. Den Zeitpunkt der Niederschrift, bzw. des Diktats durch Goethe schätze ich fast 20 Jahre früher um das Jahr 1804. Die Beweise für Goethes Verfasserschaft siehe Kapitel >Idiotismen und Stileigentümlichkeiten – Der Schlüssel zu anonymen Werken Goethes< am Ende des Buches.

verschwinden. An einige Häuser ist schon im voraus geschrieben, wo ich Gelder finde, wenn ich sie brauche, doch führe ich so viel mit mir, als ich nötig zu haben glaube. Dient es mir, so wechsele ich auch mit meinem Namen; und so wissen Sie von mir nur so viel, als ich für gut befunden habe, Ihnen mitzuteilen, und können nicht darauf wetten, daß der Name, den ich Ihnen genannt habe, mein wirklicher sei.“²⁹⁸

„Sie können“, sagte der Justizrat, „auf diese Weise aber neben manchen angenehmen Zufällen auch auf sehr widerwärtige stoßen.“

„Jede Verwicklung wird sich doch nur lustig lösen, und wer die Menschen will kennenlernen, sollte durchaus nur in meiner Manier reisen.“

Der Arzt konnte sich nicht entbrechen, die Frage zu tun: „Was nennen sie Menschenkenntnis? Da Sie die meisten Menschen schon vor der Untersuchung für Narren halten, so lohnt es sich schwerlich der Mühe, sie noch zu beobachten.“

„Zugegeben“, rief jener, „Sie täten mir nicht so ganz unrecht; ist denn nicht noch immer an den verschiedenen Modifikationen eines und desselben Stoffes zu lernen? Ist es denn nicht auch erhebend und beruhigend, sich selbst an diesem und jenem zu messen? Das scheint mir eben die echte Humanität, keinen zu verschmähen, und aufzumerken, welche Torheit wir schon abgelegt haben, welche wohl noch unentwickelt in uns ruht, zu welcher wir keine Anlage spüren, warum *wir* uns für besser als andere halten dürfen, um so in uns hochfahrenden Stolz und kleinstmütige Bescheidenheit in das gehörige Gleichgewicht zu setzen.“

„Dann täten Sie aber vielleicht besser“, erwiderte der Arzt mit übertriebener Höflichkeit, „sich gleich an die wahre Quelle zu begeben, und sich die mühseligen Umwege zu ersparen.“

„Und wo flösse diese?“

„Wie die Engländer“, fuhr der Arzt fort, „sich in Deutschland gern in Pension geben, um unsere Sprache zu lernen, so sollte ein Kosmopolit, der sich so für das, was man Narrheit nennt, begeistern kann, geradezu vor die rechte Schmiede gehn, und sich ein Jahr lang in einem gut versehenen Narrenhause als Kostgänger verpflegen lassen.“

„Sie sind ein Arzt!“, rief der Baron in der größten Erbitterung, „man sagt mir, Ihre Reise sei auf diese Anstalten gerichtet, vielleicht um die zu finden, die Ihnen am meisten behagt, und sich dort niederzulassen.“ - Er warf noch einen grimmigen Blick, dann eilte er schnell den Lindengang hinunter.

„Sie haben unsern edeln Unbekannten überrascht“, sagte der Justizrat, „wir werden seine teure Gesellschaft darüber verlieren.“

„Er ist unerträglich“, rief der Arzt aus. „Sie haben es selber gehört, welche Geschichten er von sich an der Wirtstafel erzählt, wie alle Weiber ihm entgegenkommen, mit welcher Leichtigkeit er Liebschaften anknüpft und wieder löst. Gestern vertraute er mir, daß er seine Heimat plötzlich verlassen habe, weil ein unglückliches Mädchen gegründete Ansprüche an ihn mache. Die Arme wird nun vielleicht mit einem Kinde ihres Jammers nach ihm aussehn, indessen er sich mit seiner feigen Gewissenlosigkeit wie mit einer Tugend brüstet, und nach neuen Schlachtopfern seines verderbten Herzens sucht.“

Der Justizrat meinte, er sei vielleicht nicht ganz so schlimm, sondern möge wohl zu jener armseligsten Gattung von Prahlern gehören, die sich mit einer Verworfenheit brüsten, zu der ihnen doch der Mut ermangle.

Der junge Baron war indessen zornig ins Feld gelaufen. Er mußte sich seine Verdienste in den glänzendsten Farben dicht vor das Auge rücken, um seinen Verdruß zu überwinden. Indessen stellte sich bald seine gute Laune wieder ein, besonders durch Aussicht auf ein nahes und freundliches Abenteuer, das seiner Eitelkeit schon im voraus schmeichelte. Auf dem Walle, welchen große Linden schmückten, hatte er hinter einem Gitterfenster ein schönes blondes Köpfchen, einen blendenden Hals und Nacken bemerkt; schöne Augen hatten ihm nachgesehn, ein freundlicher Mund hatte ihn angelächelt, und ein dreister Gruß war ihm endlich bei seinem dritten Vorüberwandeln entgegengekommen. Er hatte die Schöne auch in der Ferne nicht ganz aus dem Gesichte verloren; er wollte nur die zunehmende Dämmerung und die größere Einsamkeit der Gegend abwarten, um sich ihr zu nähern, Bekanntschaft zu machen, und sie, wenn die Umstände sich günstig erwiesen, zu besuchen. Er betrachtete sich selber wohlgefällig und ging mit Behaglichkeit die Szenen seines bunten Lebens durch, indem er sich vornahm, daß diese phantastische Reise ihm noch angenehmere Abenteuer zuführen solle.

Wieder schaute das Lockenköpfchen durch das Gitter, lächelte, winkte und zeigte sich sehr erfreut, als es den geputzten, schlanken Spaziergänger von neuem vorbeigaukeln sah. Der Abend nahte schon, die Sonne ging unter. Er benutzte die Einsamkeit, um zu grüßen, stehnzubleiben, und mit fragender Gebärde auf die

²⁹⁸ Genau so machte es Goethe bei seiner großen Italienreise im Jahr 1886. Er tauchte in Karlsbad unter und in Rom unter falschem Namen wieder auf.

Tür zu deuten. Sie nickte und entfernte sich schnell. Er öffnete die Tür und stieg die Treppe hinauf. Sie empfing ihn oben; „nur leise, leise!“, flüsterte sie, indem sie ihn in ihr Zimmer führte. Soviel er in der Dunkelheit unterscheiden konnte, fand er das Gemach zierlich ausgeschmückt; er bemerkte, daß seine Führerin in Atlas gekleidet war. „Liebchen!“, sagte sie mit leiser Stimme, „gedulde dich hier einen Augenblick, ich bin gleich wieder bei dir; ich will mich nur putzen und Licht bringen. Aber rühre dich nicht, daß meine Feinde dich nicht gewahr werden!“

Mit diesen Worten ging sie in ein Nebenzimmer. Dem Abenteurer fing an, unheimlich zumute zu werden. Da schlich man leise die Treppe herauf. Er besorgte einen Überfall und wußte nicht, welchen Entschluß er fassen sollte; doch trat niemand ein, aber er wurde zu seinem Erstaunen gewahr, daß man von außen die Tür verschloß. Als er jetzt von unten eine männliche Stimme zu einem andern sagen hörte: „Er ist drinnen; er kann uns nicht entwischen!“, so sträubten sich ihm die Haare vor Entsetzen. Sein Schauer wurde aber noch vermehrt, als jetzt die Schöne mit einer brennenden Wachskerze wieder in das Zimmer trat. Hals und Busen waren fast ganz entblößt und schimmerten wie Marmor; ihr Auge strahlte in seltsamem Glanze, ein Diadem von Goldpapier stand auf dem Haupte, große Glasperlen hingen auf den weißen Schultern, Stroh und Blumen rankten sich um den Leib. So schritt sie mit Lachen und wilder Gebärde auf den Geängsteten zu, der seine Gedanken noch nicht ordnen konnte, als die andere Tür wieder aufgeschlossen wurde, die rätselhafte Schöne mit einem lauten Schrei das Licht fallen ließ, und zwei starke Männer den Verwirrten in der Dunkelheit faßten, ihn die Treppe mehr hinuntertrugen als -führten, und ihn unten schnell in einen offenstehenden Wagen warfen. Ehe er noch fragen, sprechen, sich besinnen konnte, war die Tür des Wagens zugeschlagen, und im schnellsten Trabe fuhr dieser mit ihm durch die finstre Nacht über das Feld davon.

* * *

Am andern Morgen kam der Arzt in Eile und großer Bewegung zum Rate. „Was ist Ihnen?“; fragte dieser; „es muß etwas Außerordentliches begegnet sein.“ - „Teuerster Walther“, rief der Arzt aus, „unser Beisammensein, mein Aufenthalt wird plötzlich auf die unangenehmste Weise gestört und unmöglich gemacht. Sie haben ja zuweilen einen jungen Menschen in meiner Gesellschaft gesehen, der uns oft genug lästig fiel.²⁹⁹ Dieses Original, schon einfältig, stumpf und zugleich leidenschaftlich von Natur, durch eine verwarlosete Erziehung aber völlig zum Toren gemacht, ist mir von seinem Vater, einem reichen Grafen in Schwaben, in der Hoffnung anvertraut worden, daß eine Reise unter meiner Aufsicht ihn vielleicht bessern und von seinem verwirrten Zustande befreien könnte. Ich nahm damals diesen mißlichen Auftrag sehr ungerne über mich, und würde mich gar nicht darauf eingelassen haben, hätte ich die unzähligen Verdrießlichkeiten vorhersehen können, die mit demselben verknüpft sind. Das hätte ich aber niemals vermutet, daß dieses drückende Verhältnis mich von Ihnen trennen und meine Freiheit völlig aufheben würde.“

„Aber wie ist dies möglich geworden?“; fragte der Rat.

„Sie sollen es gleich hören“, war die Antwort. „Nachdem dieser junge Mensch schon tausend Händel angezettelt, die ich wieder habe schlichten müssen, oft durch Geld, zuweilen mit guten Worten, immer aber auf Unkosten meiner Zeit und guten Laune, hat er es seit gestern abend für gut gefunden, sich unsichtbar zu machen.³⁰⁰ Ich habe schon zu allen Bekannten geschickt, auf der Post Erkundigung eingezogen, in allen Wirtshäusern nachgefragt; aber man will nirgend von ihm wissen. Es würde mir keine große Sorge machen, wenn er nicht Mittel gefunden hätte, Schrank und Schatulle zu öffnen, und hundert Goldstücke, sowie bedeutende Wechsel mitzunehmen; dies überzeugt mich, daß er gesonnen ist, seine Bekanntschaft mit mir nicht zu erneuern, solange diese Summen vorhalten. Ich darf den Törichten nicht seinem Schicksal überlassen, sondern muß ihn wiederzufinden suchen; dies ändert mein Reiseprojekt. Ungern nur würde ich ihn in öffentlichen Blättern auffordern und kenntlich machen.“

„Und Sie glauben nicht“, fragte der Freund, „daß er mit diesem Gelde in seine Heimat zurückgekehrt sei?“

„Auf keinen Fall“, erwiderte der Arzt; „es liegt ihm zu viel daran, frei und ungehindert in der Welt umherzuschwärmen. Seine Leidenschaft ist, allenthalben Händel anzufangen und in gemeinen Trinkstuben Zank zu erregen; er freut sich dann, einige Stunden auf der Wache zu sitzen, um nachher als Graf Birken ausgelöst zu werden. Am schlimmsten aber ist es, daß er mit Kammermädchen und Aufwärterinnen Liebeshändel anspinnt und ihnen die Ehe verspricht; und ich muß am meisten fürchten, ihn auf diese Weise verheiratet wiederzufinden.“

„Und was denken Sie nun zu tun?“

„Ich muß ihn aufsuchen, und wenn ich ihn in einigen Wochen nicht wiederantreffen sollte, die ganze Sache

²⁹⁹ Gemeint ist der junge Baron von Wolfsberg vom Tag vorher. Man merkt wiederum, daß die Novelle von Goethe diktirt und danach nicht viel daran gefeilt wurde.

³⁰⁰ Er wurde von Unbekannten wider Willen verschleppt.

seinem Vater melden.“

Ein Diener trat eilig herein, gab dem Rate einen Brief und entfernte sich wieder. Walther las und wurde nachdenkend. „Verweilen Sie noch zwei Tage hier“, sagte er endlich, „und ich reise vielleicht mit Ihnen. Ich suche ebenfalls einen Verlorenen, der mir und seinen Freunden schon seit Jahr und Tag aus dem Gesichte gekommen ist, einen jungen Mann, der Ihrem Entflohenen freilich auch nicht auf das entfernteste gleicht. Ich glaube jetzt auf seiner Spur zu sein, und wenn Sie unterdessen den Entsprungenen nicht wiederkommen sehen, oder keine bestimmte Nachricht über seinen Aufenthalt empfangen, so könnten wir die Reise, die wir uns vorgesetzt hatten, immer noch in Gesellschaft unternehmen.“

Der Arzt war derselben Meinung, und man versprach sich, am andern Tage eine nähere Abrede zu treffen.

* * *

Der verschlossene Wagen fuhr mit dem jungen Baron die ganze Nacht hindurch fort. Allenthalben waren schon Pferde in Bereitschaft; und da der Mond sehr hell schien, konnte man so schnell, wie bei Tage reisen. In den dicht verhängten Wagen fielen nur wenige Strahlen hinein; doch bemerkte der Entführte, daß ein Mann an seiner Seite, und ein anderer ihm gegenüber saß. Als er sich von seinem ersten Erstaunen erholt hatte, wollte er seinen Gesellschaftern Rede abgewinnen; aber sie beantworteten keine seiner Fragen oder Bemerkungen. „Wohin führt man mich?“, rief er endlich in der größten Ungeduld. - „Ruhe!“, antwortete der starke Mann, „alles wird sich aufklären“ - „Man verkennt mich, man verwechselt mich mit jemand anderm!“ - „Nichts weniger.“ - „Was hat man mit mir vor?“ - „Morgen am Ort Ihrer Bestimmung werden Sie alles erfahren.“

Als der Gefangene Miene machte, den Wagen zu öffnen, ergriffen ihn die Unbekannten gewaltig, und der eine rief drohend: „Keine Umstände! Finden Sie sich nicht gutwillig, so haben wir das Recht, Sie zu binden und zu knebeln; das geschieht auch bei dem ersten Versuche zu entfliehen, oder wenn Sie jemand Fremdes anreden wollten. Auch kann es Ihnen nichts nutzen; denn wir haben die gemessenste Ordre, die wir vorzeigen können, und auf welche uns in jeder Stadt Beistand geleistet werden muß.“

So fügte sich denn der Entführte und sann stillschweigend nach, für welche Begebenheit seines frühern Lebens ihn etwa dieses Unheil treffen möchte. So in seinen Busen und dessen Geheimnisse eingehend, fand er mehr auf der Rechnung stehen, als er in seinen heitern und zerstreuten Stunden vermutet hatte. Je länger er in der stillen Nacht fuhr, je größer wuchs in seiner Erinnerung sein Sündenregister an, und er zitterte vor der Entwicklung seines Schicksals; denn Festung, lebenslängliche Einkerkung, ja selbst das Ärgste standen vor seiner erregten Phantasie. Er wandte sich von diesen Bildern des Schreckens ab, und suchte sich wieder zu überreden, alles, was man ihm vorwerfen könne, sei doch nur Jugendtorheit und Leichtsin. Mit Wehmut mußte er an die hochmütigen Reden gedenken, die er vor kurzem noch gegen den Arzt geführt, und alle seine Zweifel kamen wenigstens darin überein, daß jene Handlungen, mit denen er als ebensoviel Tugenden und Kraftäußerungen geprahlt hatte, doch wohl Sünden, oder gelindestens Verirrungen zu nennen wären. So blätterte er in dem dunkeln Buche seines Gewissens hin und her, und nahm sich vor, wenn ihn ein günstigeres Schicksal aus dieser Bedrängnis erlösen sollte, seinen Lebenslauf mit viel mehr Anstand und etwas mehr Weisheit zu führen.

Man fuhr die ganze Nacht und auch den folgenden Tag. Der Gefangene hatte sich fast schon an seinen Zustand gewöhnt, und die Furcht, daß seine Lage noch viel schlimmer werden könnte, machte, daß er die gegenwärtige mit Geduld ertrug. Hätte er sich ganz frei und ohne Schuld gewußt, so würde er in seinem Bewußtsein Waffen gefunden haben, sich dieser Gewalt zu widersetzen; aber der Zagende bettelte jetzt von jeder Stunde seines Daseins noch eine dürftige Erquickung, im Aufschub und in der Verzögerung fand er eine Art von Glück, und vergaß sogar in manchen Augenblicken, daß sich sein Schicksal doch endlich, und wohl bald, entwickeln würde.

Am Abende, als es schon wieder finster ward, kam man an. Durch ein Tor, das sogleich wieder verschlossen wurde, fuhr der Wagen. Man brachte Licht. Ein Schreiben ward von einem der Begleiter hinausgereicht. „Immer neue Gäste, immer mehr Geschäfte!“, murrte eine dumpfe, verdrießliche Stimme draußen. Man fuhr in den Hof. Indem man ausstieg, ging einer der Männer jenem nach, der erst geschmolzt hatte, und sagte: „Ja, werter Herr Direktor, endlich haben wir ihn Gott Lob! erwischt; fünf Tage hatten wir ihm vergeblich aufgepaßt.“ - „War er ruhig?“, fragte jener. - „Ja, er hat sich so leidlich vernünftig aufgeführt. Ein paarmal wollte er närrisch tun. Je nun, wir sind ja alle Menschen!“

Das letzte hörte der Entführte nur noch aus der Ferne. Er befand sich schon auf einer großen Treppe, zu welcher ihm zwei Menschen hinaufleuchteten. „Ist Numero 18 aufgeschlossen?“, fragte der eine. - „Ja!“, scholl es von oben herab, und zugleich ward der Fremde in ein kleines, behagliches Zimmer

hineingeschoben, in welchem Stühle, Tische, ein Bett und Sofa sich befanden. Lichter wurden hingestellt, und ein freundlicher Mann trug eine Abendmahlzeit auf. „Herr Friedrich“, sagte der eine Diener, „Sie haben doch nichts vergessen?“ - „Gewiß nicht“, antwortete der kleine Mann; alles ist schon mit dem Direktor abgemacht.“

Man ließ den Fremden allein. Da er hungrig war, aß er mit großem Behagen; nur vermißte er ungerne den Wein, doch ließ ihn der Durst das Wasser schmackhafter finden, als er es unter andern Umständen für möglich gehalten hätte. Er öffnete das Fenster. Eisenstäbe verwahrten es; doch blickte er im Mondlicht über eine reiche und mannigfaltige Landschaft hin. Die Tür fand er verschlossen.

Als man den Tisch wieder abgeräumt hatte, legte er sich nieder, und schlief auf die Anstrengung des Körpers und Geistes ruhig und lange. Nach dem Frühstück wurde die Tür mit einigen Zeremonien geöffnet, und ein starker, untersetzter Mann mit finsterner Miene und braunem Gesicht trat herein, dessen grollende Stimme er sogleich für diejenige erkannte, die er schon gestern abend gehört hatte.

Der finstere Mann warf einen durchdringenden, festen Blick auf ihn, und der Baron, der sich am Morgen eine lange, wohlgesetzte Rede ausgesonnen hatte, um seine Unschuld und das Mißverständnis, das über ihm schweben müsse, auseinanderzusetzen, wurde so verwirrt und beängstigt, daß er jedes Wort vergaß und nur wünschte, diesen Besuch erst wieder loszusein.

„Haben Sie gut geschlafen?“, fragte der verdrießliche Mann.

„Besser, als ich denken konnte, da ich so plötzlich -“

„Lassen wir das! Haben Sie mit Appetit gefrühstückt?“

„O ja - nur wünschte ich das Mißverständnis, den Irrtum schnell aufzuklären; da man mich gewiß für einen andern hält.“

„Wir kennen Sie, junger Herr, besser, als Sie vielleicht glauben.“

„Besser?“, sagte der junge Mann, und wurde rot und von neuem verwirrt. „Man hat mich um meinen Namen hier noch nicht gefragt!“

„Ist auch gar nicht nötig. Wir wollen keine Rollen miteinander spielen.“

„Rollen? Wie meinen Sie das?“

„Wie man so was meint. Sie sollen sich nicht verstellen, Sie sollen nicht hoffen, daß Sie mich hintergehen können.“

„Wenn ich Ihnen aber so ganz bekannt bin - so sagen Sie mir wenigstens - wo befinde ich mich? Ich bin vielleicht zwanzig Meilen gereist, ohne zu wissen wohin.“

„Lassen wir das noch jetzt, dergleichen muß Ihnen fürs erste noch ganz gleichgültig sein.“

„Die Forderung ist mehr als sonderbar.“

„Bester junger Mann“, sagte der Alte, „um alle diese äußerlichen Zufälligkeiten müssen Sie sich jetzt gar nicht ängstigen. Es wird eine Zeit kommen, in der Ihnen alles klar aufgeht.“

„Und welch Schicksal erwartet mich?“

„Das wird ganz von Ihrem Betragen abhängen! Sind Sie sanft und ruhig, so wird Ihnen kein Mensch etwas in den Weg legen; können Sie es über sich gewinnen, vernünftig zu sein, wenn es Ihnen auch im Anfange etwas schwer ankommen sollte, so wird man Ihnen alle Achtung bezeigen, die Sie erwarten können, und es liegt in Ihrer Hand, wie früh oder spät Sie Ihre Freiheit wiedererhalten werden.“

„In meiner Hand?“, fragte der Gefangene, indem er seine Hände betrachtete.

„Dummheit und kein Ende!“, fuhr der Alte ungeduldig heraus, „ich dachte es wohl, daß der Diskurs nicht lange auf der geraden Straße bleiben würde. Figürlich gesprochen, junger Herr! Wie Sie sich benehmen, so wird man sich wieder gegen Sie benehmen; vielleicht sind Sie in Jahr und Tag wieder auf freien Füßen: das heißt, Jüngling, (damit Sie nicht wieder querfeldein fragen) wenn Ihre Beine wieder frei sind, wird hoffentlich das übrige Zubehör, sogar der Kopf wieder mitlaufen dürfen.“

„Und was befiehlt man“, fragte der Baron, „das ich vorstellen soll? Wie soll mein Name heißen? Denn es scheint, daß hier ein strenges Regiment obwaltet, dem man sich fügen muß.“

„Nur keine Quängeleien!“, rief der alte Mann; „machen Sie nicht, daß ich härter sein muß, als ich von Natur bin; denn das ist mein Elend, daß der Teufel mir so ein breiweiches Herz eingesetzt hat, daß ich eigentlich ein altes Weib hätte werden müssen. Nun, lieber Herr Graf, wir werden uns schon noch verstehen lernen.“

„Graf?“, rief der Baron; „also doch wenigstens eine Standeserhöhung.“ - Er war nach diesem Worte plötzlich viel heitrer geworden; die Beklemmung, die ihn drückte, schien ziemlich verschwunden.

„Ja, Graf, nicht anders“, fuhr der Alte fort; „ja, mein junger Herr, man weiß hier mehr von Ihnen, als Sie begreifen können.“

„Nur noch eine Frage, dann will ich schweigen“, sagte der Baron. - „Bin ich etwa hier, wegen des Verhältnisses, das vor zwei Jahren die Baronesse -“

„Still!“, rief zornig der Alte; „das ist es ja eben; an Liebe müssen Sie hier gar nicht denken, sowie Sie auf

diese Passion geraten, müssen gleich Anstalten getroffen werden; weder Baronesse, noch Gräfin, noch Fräulein, selbst das Wort Frauenzimmer muß nicht von Ihren Lippen gehört werden! Nun geben Sie mir die Hand, daß ich Sie noch einmal bewillkomme. Ich hoffe also, Sie werden uns keine Schande machen.“

Er hielt die Hand des Barons lange in der seinigen eingeschlossen, drückte sie, schob seine Finger hinauf, fast als wenn er den Puls fühlen wollte, sah dem jungen Mann noch einmal scharf in die Augen, und entfernte sich dann schnell nach dieser sonderbaren Begrüßung.

Nach einiger Zeit erschien der kleine freundliche Mann, den man den Herrn Friedrich nannte. „Nun“, sagte dieser, „es ist ja gut abgelaufen; unser melancholischer Gebieter ist ja mit Ihnen zufrieden, er meint, es würde schon werden.“

„Aber, wo bin ich nur?“, fragte der Baron.

Der Kleine legte mit einer sehr listigen Miene den Finger auf den Mund, kräuselte die Lippen, zog die schmalen Schultern bis zu den Ohren, und sagte dann ganz leise: „Solange Sie noch bloß auf Ihr Zimmer eingeschränkt sind, darf ich nichts Bestimmtes mit Ihnen sprechen; aber wenn Sie erst einmal heruntergekommen sind, dann wird Ihnen nichts mehr Geheimnis bleiben.“

„Wer sind Sie“, fragte der Baron eifrig, „und wer ist der Mann, der mich heute besuchte?“

„Nichts! nichts!“, rief der Kleine; „sehn Sie, Verehrter, wir sind alle ohne Ausnahme nur das, was unser gestrenger Herr uns befiehlt zu sein. Hat er doch nun die Macht einmal; woher er sie hat, das weiß der Himmel wohl am besten, der sie ihm verlieh. Sehn Sie, er ist sehr hypochondrisch, und fast niemals vergnügt, und darum verlangt er, alles im Hause solle auch ehrbar und fromm zugehn. Eine unbillige Forderung. Ich gelte aber doch viel bei ihm, und er meint, ich hätte Gaben. Nun haben Sie gleich beim Eintritt durch Ihr feines vornehmes Wesen mein ganzes Herz gewonnen - Sie sehn einem großen Feldherrn so ähnlich, den ich einmal gekannt habe; aber ich bin doch zu schwach, Ihnen zu helfen.“

„Wieso, zu schwach?“

„Betrachten Sie nur selbst meine Schultern, wie schmal“, flüsterte der kleine Mann. „ja, wenn ich mehr heben und arbeiten könnte; wenn ich mich nicht immer so schonen müßte; wenn ich mir mehr bieten dürfte, so wäre mein Schicksal wohl ein ganz anderes, als hier im Hause herumzukriechen.“

Er entfernte sich, um dem Fremden das Mittagessen zu holen, verschloß aber sorgfältig indessen die Tür.

* * *

Der Rat Walther hatte den Arzt wieder aufgesucht, um über den Plan ihrer gemeinschaftlichen Reise zu sprechen. Der Doktor hatte von seinem entlaufenen Zögling noch keine Nachrichten; er war jetzt neugierig, was sein Freund, dem er sich immer enger anschloß, ihm würde zu eröffnen haben.

„Vielleicht“, fing dieser an, „sehe ich schon in einigen Tagen einen Jüngling wieder, dem ich seit vielen Jahren schon, seit ich ihn als Knaben kennenlernte und aufwachsen sah, meine Freundschaft, ja mein ganzes Herz schenken mußte. Alle unsere Bücher sind voll von Schilderungen der sogenannten Liebe; genau sind alle ihre Kennzeichen beschrieben, die Steigerungen, sowie die Verirrungen dieser Leidenschaft nachgewiesen, und von der *Freundschaft*, die ebenso wundersam, zuweilen noch seltsamer erscheinen kann, wird kaum gesprochen, oder man setzt sie voraus, und meint, sie zu schildern, sei ohne Interesse. Wenn alle zu *lieben* glauben, ist es vielleicht nur wenigen gegeben, im wahren Sinne *Freund* zu sein. Ich habe mich früh und ohne Leidenschaft verheiratet, und bin glücklich in meiner Familie. Aber von frühster Jugend habe ich das Talent in mir ausgebildet, Freund sein zu können, mich dem geliebten Gegenstande hinzugeben, seine Eigenheiten, Schwächen und Vortrefflichkeiten zu erkennen, mich zu überzeugen, wie bei den verdienstvollen Menschen die einen nicht ohne die andern sein können, und alle Liebe ohne gegenseitigem Ertragen nicht möglich ist. Doch, um nicht zu weitläufig zu werden, sage ich nur, daß es mir gelang, viele und sehr verschiedene Freunde zu erwerben; doch hatte ich noch nie das seltsame Gefühl kennen lernen, das mich zu einem Knaben hinzog, der in unsrer Familie aufwuchs und ein entfernter Verwandter von mir war. Er hatte nichts mit andern Kindern seines Alters gemein; er nahm an ihren Spielen nicht teil; er sonderte sich ab, und lebte, seine Lehrstunden abgerechnet, ganz einer träumenden Einsamkeit hingegeben. Da der junge Mensch schon früh seine Eltern verloren hatte, so war sein Vormund, ein liebevoller Oheim, sehr um ihn besorgt. Fragte man Raimund, so hieß der Knabe, was ihm fehle, so antwortete er immer, ihm sei in der Einsamkeit unendlich wohl; ihn störe das Geräusch der Welt, er sinne sich und seinen Empfindungen nach. Hauptsächlich schien ihn eine Wehmut über das Elend der Welt, über ihre Armut und Krankheit zu durchdringen, vorzüglich über die Feindschaft und den Haß, den er so oft wahrnehmen mußte. Der Vormund wünschte, ihn zum Geschäftsmann heranzubilden, oder ihm doch die Fähigkeit zu verschaffen, das große Vermögen, das er für ihn bewahrte, künftig selbst verwalten zu können. Die Bemühungen aber, den Weichgestimmten mit den Verhältnissen der Welt bekannt zu machen, schienen immer vergeblich; denn so leichte Fassungsgabe sein feiner Geist sonst verriet; wie er in Poesie, Musik und Natur alles begriff, und sich

das Schwierigste aneignen konnte; so schien ihm doch der Sinn für gesetzliche Verhältnisse, für alles das, was Besitz und Eigentum sichert, für juristische Verwickelungen, Berechnungen und dergleichen, gänzlich verschlossen. Begriff er doch gar nicht einmal, wie es möglich sei, daß seine Kapitalien Zinsen trügen. Er hielt dies, als er selbst schon erwachsen war, für ein Ergebnis, welches nur auf Betrug begründet sein könne. Als Jüngling war er die lieblichste Erscheinung. Wir verhärten uns gewöhnlich, und wohl mit Recht, gegen die Sentimentalität; weil dasjenige, was die Menge so nennt und schwache Gemüter interessiert, nur eine Mischung von Heuchelei und falscher Süßigkeit ist, eine egoistische Zartheit, die gerade da verletzt und roh tyrannisiert, wo sie Liebe und Weichheit zeigen sollte. Aber in Raimund offenbarte sich etwas Himmlisches verkörpert³⁰¹, und die naivste Wahrheit, die edelste Treue und Einfalt bildeten sein Wesen. Ich konnte oft in Gedanken beklagen, daß er späterhin doch zum Manne reifen und diese Wunderblume sich in Frucht verwandeln müsse. Er blieb immer menschenscheu; am meisten aber ängstigten ihn die schwatzenden und lachenden Mädchengesellschaften. Die meisten Menschen verspotteten ihn; ich allein verstand sein liebendes Gemüt; doch zitterte ich auch für ihn, wenn ich vorausdachte, wie ihm wohl einmal ein gleichgestimmtes weibliches Wesen begegnen könne. Dies geschah, und die Folgen waren erschreckender, als ich vermuten konnte. Die schöngebildete Tochter eines reichen Hauses, schwärmerisch und scheu, lernte ihn kennen. Als wären die beiden Wesen nur füreinander geschaffen, so schnell verstanden und vereinigten sie sich. Was ihr Glück störte, war der Oheim, obgleich er seinen Neffen so innig liebte. Er schien der Überzeugung, daß diese Leidenschaft nur zu beider Unglück ausschlagen könne; er verweigerte durchaus seine Einwilligung zu ihrer Verbindung, bis Raimund großjährig geworden sei. Dieser härmte sich und sann und träumte nur Unglück. Blanka weinte; ihr Gram zog ihr ein Nervenfieber zu. Nun schien auch Raimund verloren. Er irrte in den Nächten im Felde umher, er verschmähte fast alle Nahrung, er wollte nur seinem Schmerze leben und sterben. Als sie die gefährliche Krise überstanden hatte, erlaubte sich ein Bedienter den grausamen Scherz, um ihn desto freudiger zu überraschen, ihm zu sagen, Blanka sei gestorben. Der Widerruf kam zu spät; sein ganzes Leben schien aus allen Fugen gerissen. Es währte nicht lange, so war er verschwunden; jede Nachfrage, jede Nachforschung umsonst. Sein Oheim, der Freiherr Eberhard ist außer sich; nun erst zeigt er, wie sehr er seinen Neffen geliebt; er macht sich die bittersten Vorwürfe, daß er jene Verbindung gehindert; er zögert noch immer, als der nächste Erbe, das Vermögen des Unglücklichen als das seinige zu betrachten; er hofft noch immer auf seine Rückkehr, und beweint ihn doch schon als einen Verlorenen. Blanka war seitdem in einem fürchterlichen Zustande, ich habe sie nicht wiedergesehn; ihre Eltern verließen die Stadt, und ein ungewisses Gerücht wollte sagen, sie habe den Verstand verloren. Denken Sie nun die Freude, die mir der Brief machen mußte, der mir eine wahrscheinliche Spur meines jungen Freundes entdeckt. Wie werde ich den Oheim überraschen, wenn ich ihm etwas Gewisses melden kann!“

Der Arzt war nachdenkend³⁰². „Eberhard“, sagte er sinnend, „ein Mann bei Jahren, zwei ungleiche Augenbraunen, und ebenso ein braunes und ein blaues Auge? Auch schwebt mir dunkel vor, als habe ich aus seinem Munde selbst die Geschichte, die Sie mir jetzt mitteilen, gehört; nur erzählte er die Umstände anders.“

„Ihre Beschreibung paßt auf ihn“, sagte der Rat; „er ist von der Natur so sonderbar gezeichnet, daß man ihn nicht leicht verkennen kann.“

„Wie seltsam“, fuhr der Arzt fort; „wenn es dieser sein sollte! - er spielte in meiner Vaterstadt eine wunderliche Rolle, und bewarb sich noch ganz kürzlich um eine Schauspielerin, die nicht den besten Ruf hatte.“

„Dann ist es dieser doch nicht“, sagte der Rat; „er lebt einsam, eingezogen, ja neigt eher zu einer übertriebenen Frömmigkeit hin.“

Man kam dahin überein, am folgenden Tage abzureisen; denn im Dorfe eines einsamen Gebirges sollte der Jüngling, von dem der Rat Nachricht erhalten hatte, im Hause eines Predigers leben.

* * *

Es war einige Zeit verflossen, in der sich der junge Wolfsberg an seinen Aufenthalt und seine Lage gewöhnt hatte, und da er sich immer ruhig betragen, so trat eines Tages sein Freund, der kleine Friedrich, in sein Gemach, tat einen kurzen Sprung, zuckte die Schultern, verzog sein blasses Gesicht zum Grinsen und sagte: „Jetzt werden Sie einer von den unsern; der Alte schickt mich, Sie möchten in den Gesellschaftsraum hinunterkommen.“

„Sind viele Leute dort?“, fragte der Baron.

„Je nun, eine hübsche Gesellschaft; bald mehr, bald weniger; mancher reiset dann auch wieder ab, und so habe ich vorige Woche einen meiner besten Freunde auf der Welt verloren.“

³⁰¹ Diktierfehler oder ein Versehen des Setzers.

³⁰² Richtig: wurde nachdenklich.

Sie traten in den untern großen Saal, und Wolfsberg, der so lange in der Einsamkeit und im kleinen Zimmer gelebt hatte, war so vom Licht, von der Gesellschaft und dem weiten Blicke über die Ebene und das Waldgebirge hin geblendet, daß er sich nur schwer fassen konnte, und einige Zeit brauchte, um sich mit allen diesen Gegenständen, vorzüglich aber mit den Menschen in dem großen Gemache bekannt zu machen. Der Direktor ging mit großen Schritten auf und nieder, noch finstrier, als er gewöhnlich war; er schien nur seinen Gedanken nachzuhängen, und sich um die Gesellschaft nicht zu kümmern. Er bemerkte auch den Eintretenden nicht, und erwiderte nichts auf dessen Gruß. Zwei Männer spielten mit großer Anstrengung und gespannten Mienen Schach; in einer Ecke las ein anderer in einem Buche, lächelte zuweilen, oder schüttelte den Kopf, machte auch zuweilen Gebärden der Billigung, so daß er völlig mit seinem Autor beschäftigt schien. Auf einem Lehnstuhle war ein Mann eingeschlafen, der durch sein rotes Kleid auffiel; noch mehr dadurch, daß sein Kopf von einem großen dreieckigen Hute bedeckt war. Starr nach dem Himmel und dessen Wolken war der Blick eines andern gerichtet, der einen Maßstab in der Hand hielt, dessen Zolle er dann immer wieder von neuem überzählte. Drei seltsame Gesichter standen abseits, und stritten lebhaft. Der eine von diesen Männern war sehr beleibt; sein Kopf aufgedunsen, die Augen waren fast geschwollen, er krächzte mehr, als er sprach, und stach um so mehr gegen seinen schmalen langen Nachbar ab, dessen Gesicht so dürr und bleich erschien, daß man kaum noch Lippen darauf wahrnahm, indem die großen blauen Augen aber desto auffälliger hervorleuchteten. Der dritte Redner lachte beständig mit seinem großen, aufgeworfenen Munde, und zerrte die wundersamsten Linien in seine kupfrigen Wangen hinein. Wolfsberg sah sich um, von seinem getreuen Friedrich einiges über diese sonderbare Versammlung zu erfahren; dieser aber war verschwunden, und er mußte also selbst Bekanntschaft zu machen suchen. Er näherte sich den Schachspielern, und sah beim ersten Blick, daß beide Könige im Schach standen, ohne daß es die Streitenden trotz ihrer angestrengten Aufmerksamkeit bemerkten; aber seine Verwunderung stieg noch mehr, als man den weißen Turm nahm, ihn schräg über das Brett zog, mit ihm einen Läufer schlug, und ihn darauf neben den König stellte. Der braune König retirierte nun behende als Springer, und ein weißer Springer nahm mit einem Satz im Zickzack drei Bauern zugleich weg.

„Wie, meine Herren“, rief Wolfsberg aus, „Sie spielen ja ganz gegen die ersten Regeln!“ - „Was?“, rief der eine, tiefsinnig vom Brett aufsehend; „sehn Sie einmal, durchlauchtiger Kriegsgefährte, der Neuling will uns wohl Schach spielen lehren?“ - „Nehmen Sie es dem Grünling nicht übel, erhabener Mann“, antwortete die andere Figur: „er ist augenscheinlich nicht in die Geheimnisse des Cosroes und die alte orientalische Spielweise eingeweiht; er weiß es ja nicht, daß Sie einer der Urindianer sind, großer Geist, und will nun seine Fibelweisheit hier scheinen lassen. Wissen Sie, junger Abendländer, Vandal, oder Gote, vielleicht Slave - man spielt hier nicht mit Brett und Schritt und Sprung, wie in den Westländern; unser freier Geist erkennt weder die konventionelle Würde des Königs, noch den niedern Rang der Bauern, sondern wir spielen nach Sympathie, in jenem Geist, der alle Welten nach unsichtbaren Gesetzen zusammenhält! In jeder Nacht hat mein Freund eine neue Inspiration, am folgenden Tage bin *ich* inspiriert; dann errät der andre durch hochgetriebenen Instinkt, welch neues System sein Mitspieler ersonnen hat und geht in seine Mysterien ein. Das ist gar eine andre Vielseitigkeit, als das moderne Hin- und Herrutschen der Figuren.“

„Das ist freilich eine andre Sache“, sagte Wolfsberg, indem er sich zurückzog. Er näherte sich dem Lesenden, sah aber zu seinem Erstaunen, daß dieser das Buch verkehrt hielt, und rückwärts die Blätter umschlug. „Wie, mein Herr“, sagte er höflich, „sind Sie so zerstreut, daß Sie nicht bemerken, wie man auf diese Art nicht lesen kann? Oder sind Sie der Kunst etwa gar nicht mächtig?“ - Der Lesende stand schnell auf, machte ihm eine sehr tiefe Verbeugung, sah ihn an, beugte sich noch tiefer, und sprach dann mit einer lispelnden Stimme und mit überhöflichem Tone: „Geruhen Dieselben gütigst zu bemerken, mein verehrter Herr Unbekannter, daß es Denenselben gefällt, sich wie ein wahrer Einfaltspinsel auszudrücken. Nicht etwa, daß ich in Ihre ebenso tiefen, als ausdrücklichen Einsichten einen Zweifel setzen wollte - fern sei von mir ein solcher Frevel! - so scheint es mir doch einleuchtend - möchte ich Sie auch übrigens anbeten -, daß Sie mit der krassesten Ignoranz über eine Wissenschaft sich äußern, die freilich Ihrem elenden, kurzen, stümperhaften Horizonte weit entwachsen ist. Was? Weil ich etwa nicht von vorn lese, oder das Buch verkehrt halte, darum könnte ich nicht lesen? Ja, und wenn ich nun selber keinen Buchstaben wüßte, armer Hergelaufener, und ich nähme das Buch nur mit Glauben und Andacht in die Hand, könnte es nicht auch in mich übergehen? Habt Ihr denn wohl schon oft lesend gelesen, und verstehend verstanden? Ja, Druckerschwärze und die krausen Figuren sind Euch in die Augen, Geruch von Leim und Papier in die Nase gekräuselt, und dazu habt Ihr eine Physiognomie geschnitten, wie Schafe beim Gewitter, und meint alsdann, Ihr habt Weisheit in Euch geschlurft, oder seid Eurem berühmten Autor gar noch über den Kopf gewachsen! Bester Nichtdenker, verehrter Strohkopf, ich war seit Jahren Rezensent, tätig und einsichtsvoll, gewöhnte mich ans Blättern und hatte immer um so mehr Urteil, um so weniger ich las; ich brachte es zu der Höhe, daß ich kaum den Titel anzusehn brauchte, nur, wo verlegt³⁰³, so hatt ich das ganze Buch weg. Ist das etwa keine

³⁰³ Gemeint ist: Wo (in welcher Stadt und bei welchem Verleger) das Buch verlegt wurde.

Kunst? Seit ich mich in diese Einsamkeit zurückgezogen, habe ich, weil ich ein demütiger Charakter bin, wieder zu lesen angefangen; aber warum denn von vorn? Das *Ende* ist mein Anfang, und da ich mich längst geübt habe, die Schrift umgekehrt zu erkennen, so wäre es mir nun gar nicht mehr möglich, auf Eure dumme, hirnlose, völlig alfränkische Art die Sache zu treiben. Und wo ist denn der Anfang, der anfinde, Ihr³⁰⁴ Gimpel? Setzt nicht das erste Verslein im Mose schon einen andern Anfang voraus? Und wenn wir den fänden, wiese er dann nicht wieder auf ein voriges? O Ihr [richtig: Sie] Bettelmann der Gegenwart und Dürftigkeit! ein Ende gibt es; ja in Eurem Verstande; mit dem seid Ihr längst zu Ende!“ Er verbeugte sich hierauf wieder sehr tief und beschloß: „Verzeihung, Verehrtester und Einsichtsvollster aller Trefflichen, wenn ich, so tief ich auch unter Ihnen stehe, nur durch ein geringes Scherflein habe andeuten wollen, wie sehr ich mich bestrebe, Ihre Meinung zu fassen, und gewiß nicht wagen werde, Ihnen irgend in Hauptansichten zu widersprechen, sondern nur submissesst einige kleine Zweifel, welche die Bitte um Belehrung enthalten, entgegenzuschütten, und dadurch nur Veranlassung gebe, noch tiefer Ihr tiefes Ingenium und noch klarer Ihren klaren Geist, noch glänzender die Glanz-Atmosphäre Ihres Wissens, Denkens, zu entwickeln - und *enfin*, exzellenter Mann, ich verstumme.“

„Heiliger Himmel!“, rief Wolfsberg mit Entsetzen aus, denn er erkannte nun erst, indem er noch einen hastigen Blick auf alle Gruppen warf, wo er sich befinde – „ich bin in einem *Narrenhaus!* Wer hat die Unverschämtheit gehabt, mich hierher zu versetzen?“

Bei diesem lauten Ausruf und dem Worte >Narrenhaus< wurden plötzlich alle Toren aus ihren stillen Gesprächen und Spekulationen aufgeschreckt. Der Beobachter ließ seinen Maßstab fallen und rannte herbei; der Aufgedunsene, der Bleiche, sowie der Kupferfarbene liefen schreiend herzu; die Schachspieler sprangen auf; der Lesende machte ein grimmiges Gesicht, und der schlafende Rotrock erwachte, indem er zugleich eine kleine Peitsche aus dem Busen zog. „Was? Wie?“, schrienen alle und tobten durcheinander, „ein Narrenhaus? Herr! Wissen Sie, was Sie sprechen?“ - „Er wird auch nicht für die Langeweile hier sein“, sagte der große kräftige Mann im roten Rock, „und er darf mir nicht viel gute Worte geben, so lasse ich ihn hier, so wie meine Pygmäen, tanzen, bis die bösen Geister aus ihm gefahren sind.“

„Und wo sollten Sie denn sonst sein, lieber Mann!“, schrie der Direktor zornig, der den verwirrten Haufen teilte und jeden zur Ruhe verwies; „wenn Sie sich aber so aufführen und sich in Gesellschaft nicht zu nehmen wissen, so werden wir Sie wieder auf Ihr kleines Stübchen einquartieren müssen. Dies Wort zu nennen, was Sie gebrauchen, schickt sich in diesem Hause gar nicht, und schon aus Achtung vor mir müssen Sie es vermeiden! Und wer Sie hierher gesandt hat? Männer, denen Sie nicht verweigern werden, Gehorsam und Ehrfurcht zu bezeigen!“

Wolfsberg war still und nachdenkend geworden, und der Rotgekleidete rief: „Hab ich's nicht gesagt?“, indem er zugleich die kleine Peitsche nahm und eifrig gegen alle Wände des Saales schlug, bis er außer Atem und ganz kraftlos war. Der Direktor wandte sich unwillig ab, und als der Ermüdete sich wieder in seinen Sessel geworfen hatte, trat Wolfsberg zu diesem und fragte: „Was machten Sie eben, und was hat diese Anstrengung zu bedeuten?“

„Was?“, rief Herr Kranich aus (denn so nannten ihn die übrigen), „Herr, wenn ich nicht wäre und die Augen immer offen hätte, so wären Sie und alle übrigen hier verloren; ja, ich möchte wohl wissen, was von der Welt sonderlich übrigbleiben würde. Sie sehn es nicht, wie diese verdammten Pygmäen, kleine böse Geister, mich allenthalben verfolgen, Gesichter schneiden, und alles Übel auf Erden anrichten. Von diesen rührt auch Ihre Verstockung her, daß Sie nicht einsehn wollen, was an Ihnen ist; von diesen kleinen Kreaturen entspringt alles Unglück, und ich muß sie unaufhörlich bewachen, um nur zu verhüten, daß sie nicht das Ärgste ausüben.“

So war alles wieder beruhigt, als man einen Landedelmann mit seiner Familie anmeldete, die sich das Haus betrachten wollten. Ein ällicher Mann trat lächelnd herein und sah sich selbstgenügsam um; ihm folgte eine erwachsene Tochter, blöde und einfältig, und ein ebenfalls erwachsener Sohn, der sich gleich das Ansehn gab, als wenn er hier zu Hause gehöre. Der Direktor fuhr sogleich barsch auf sie zu, und fragte heftig, was zu ihrem Befehle sei. „Gott bewahre!“, stammelte der Edelmann, indem er scheu zurücktrat; „ist denn hier kein anderer ruhiger Mann, der uns herumfahren, und die Merkwürdigkeiten zeigen kann?“ Der Direktor sammelte sich, wieder sagte in sanftem Tone, daß er selbst der Vorsteher dieser Anstalt sei, und daß er sich ihm und dem kleinen Friedrich, der sich unterdessen wieder herbeigemacht hatte, getrost anvertrauen könne. Sie gingen hierauf friedlich durch den Saal, ergötzen sich an der Aussicht und betrachteten die Gesellschaft aus der Ferne, als sich der Kupferfarbene herbeimachte und um die Erlaubnis bat, etwas vorzutragen.

„Meine beiden trefflichen Schüler“, fing er an, „möchten heute einen poetischen Wettstreit halten, wie er bei den alten Griechen wohl üblich war, und es trifft sich gut, daß einige Fremde, als ganz unbefangene Zuhörer zugegen sein können, um über die Verdienste meiner begeisterten Scholaren nach reifer Prüfung ein Urteil zu fällen.“

³⁰⁴ Veraltete Höflichkeitsform. Gemeint ist: Sie Gimpel!

Er winkte, und der lange Blasse, sowie der Beleibte mit dem geschwollenen Gesichte näherten sich. Die übrigen schlossen einen Kreis; der Lesende drängte sich am nächsten, und der Pygmäenbekämpfer sah kritisch umher, ob auch keine bösen Geister die poetische Unterhaltung stören möchten.

Der Mann mit der Kupfernase wandte sich hierauf an den Edelmann, den er freundlich bei der Hand nahm und ihm die Tressen seines grünen Kleides streichelte. „Englischer Mann“, sagte er zärtlich, „verstehen Sie wohl Galimathias zu sprechen?“

„Nein“, sagte jener; „was ist das für eine Sprache?“

„Schade“, fuhr jener fort; „da werden Sie es nur halb genießen können, denn etwas wenigstens sollten sich wohl alle Menschen damit befassen. Es ist zu verwundern, wie wenig wir immer noch auf unsre eigentliche Ausbildung wenden. Tretet zuerst vor, mein teurer Freund und Schüler, würdiger Troubadour und Meistersänger!“

Der Aufgeschwollene räusperte sich, atmete tief auf und sprach dann schnell, aber mit einer krähenden Stimme: „Sind wir nicht alle innigst von dem Gefühle durchdrungen, daß, wenn eine Krebsmoral erst an der tiefsten Wurzel der Menschenschicksale nagt, kein einziges Schaltier mehr auf den Höhen der Gebirge wird gefunden werden? Gewiß, meine Teuersten, schlägt jeder mit erneuertem Mannsgefühl auf seine Brust, wenn er bedenkt, daß bei dem siderischen Einfluß, den jede Teemaschine auf die Verflechtung innerer Organe und Inspirationen unbedenklich ausströmt, die alten Germanen nimmermehr ihren Wodansdienst ohne Hilfsleistung abnormer Zustände und tief empfundener mikroskopischer Ansichten würden haben durchsetzen können. Denn hier kommt es ja nicht auf ein oberflächliches, leichtgewagtes Entdecken vulkanischer Revolutionen an; sondern die Menschheit selbst ruft das in uns auf, was schon im Anbeginn der Zeiten reif und heterodox, aber im galvanischen Mittelpunkt unendlicher Verschlossenheit, tief und geheimnisvoll gebrütet hat. War es denn nicht auch damals dieselbe große Schicksalskatastrophe und weltumschwungensaxiomatische Wunderbegebenheit, als dasjenige, was man bis dahin nur für orkanische Zentripetalkraft abgewogen hatte, sich plötzlich als das ungeheure Ixionsrad schwärmerischer Antediluvianer manifestierte? So merken wir, ist unsre Seele anders nicht völlig aphoristisch gebildet, und im Mausoleum hyrkanischer Waldgötter antizipiert worden, daß umgekehrte Verhältnisse sich immer wieder zu Kegelausschnitten gestalten, wenn die Galaxie der Planeten sich in ekliptische Rodomantaden verwandeln möchte. Aber festhalten müssen wir einen Gedanken, daß die Hieroglyphen immer nur wieder Apostrophen ausgebaren können, wenn wir nicht mit den konglomerierten Gnostikern annehmen wollen, daß die Hypotenuse der Polarvölker immer wieder in die materiellste Abstraktion der eleusinischen Pyrrichien verfallen müßte, an welchem Irrtum auch schon der berühmte Johann Ballhorn in seinem großen granitgebundenen Werke vom Phlogiston der Polypenkrater verstorben ist, da er ein Apostem der großen alchemistischen Tinktur mit den rauschenden Katarakten der Amathontischen Apodiktik, mehr als ihm billig zugegeben werden konnte, verwechselt hat. So hoffe ich denn bewiesen zu haben, daß immer und ewig das große Geheimnis der peloponnesischen Antithese klar und verständlich ist ausgesprochen worden.“

„Gewiß!“, sagte der Edelmann.

„Sublim!“, rief der Leser aus.

Ein Beifallsmurmeln ertönte aus der dichtgedrängten Umgebung.

„Nun, Göрге, was meinst du?“, fragte der Edelmann, indem er sich an seinen Sohn wandte, der mit starren Augen und offenem Munde zugehört hatte.

„Ich wollte nur“, antwortete Göрге, „unser Herr Pastor wäre hier, der den Mann vielleicht widerlegen könnte; denn seine Reden klingen fast ebenso.“

„Nun höre man aber auch“, rief der Kupferne, „meinen zweiten Zögling, den edeln, sanften Musenliebbling.“

Die lange, hagre Gestalt trat hervor und klagte in einem weinenden, schnell singenden Tone also: „Ist nicht die Liebe und immer nur wieder die Liebe das hoch erhabne athletische Bildwerk der echten attischen Hybla-akademischen, süßflötenden Nachtigallen-Atmosphäre? Wer möchte sich der Tränen enthalten, wenn flutende Herzenslustren im Umschwung der zartesten Zikaden-Gesinnung nicht endlich einmal zur Vollendung einer umarmenden Schicksals-Apotheose hinstreben sollen? Denn das Bildwerk liebender Gestirne ist ja doch nur ein Abglanz häuslicher und mattherzig rührender Sarkophag-Mumien-Attribute; vorausgesetzt, das fromme kindliche Gemüt hat sich schon in eine Phaläne von träumerischen Allegorien verwandelt, und ist die ganze sublunare Etymologie der peripathetischen, ebenso großartigen, als herzergreifenden Silbenstechereien uralter Religionsentzündungen durchgegangen. Fragt sich einzig nur: Hat ein kryptogamisches Pfeifergericht von engetriebenen Bildwerken nicht immerdar den Blumenstaub sonnambulischer Zustände auf hydraulische Weise mit Prophetenzyklopädeen vorher verkündigt? worauf die mathematische Antwort lautet: So gewiß der Umkreis der Welt einzig in den Umfang sanfter Zirkelschwingungen gebannt ist, so gewiß hat auch jede Periode und bacchische Begeisterung im Lichtscheine der erotischen Neufundländer Sitz und Stimme gefunden. Denn, was ist es denn, was das Echo

unsrer Brust ewig beweint? Nicht wahr, daß noch kein Sterblicher in das Universal-Paradoxon der Himmelskräfte hat einschlüpfen können? Aber dennoch sagen uns begeisterte Seher, daß das Berlappenmehl dazu diene, den Blitz der Götter, so wie alle diagonale hochgefeierte Perioden des Immateriellen zu erschöpfen, wenn wir nicht vergessen, daß Phidias darum der Große genannt wird, weil er zuerst die petrarchische Elegie in der neuen Ausgabe der Homilin hat mit Vignetten in einen großen Salat von Verißmeinnicht bei den Olympischen Spielen verzehren lassen, was eben die Ursache war, daß Romeo und Julia sterben mußten, sosehr sie auch vorher auf Pardon vom Könige von Abyssinien rechnen durften. Aber das ist das Große und Erschütternde eben in den edelsten Lebensverhältnissen, daß die Liebe des Herzens immer wieder auf die reine und unreine Mathematik angewendet werden soll, was doch kaum dem Platonischen John Bull möglich gewesen ist, mit Hülfe seines Freundes, des großen Eklektikers Pope, vermöge seiner Stanzen und der noch berühmtern Parlamentsreform einzuführen. Daher bleibt unserm Leben diese ewige Trauer, daß jene Sonnenblume in Öl kann verwandelt werden, wenn wir umgekehrt niemals einen Tropfen Öl in Blumen, ja kaum in Sonnen umschmelzen können; daher ist die Träne an unsrer Wimper ein zartes Herzenssiegel, welches tropfend beurkundet, daß wir alle nur Blindschleichen und arme Würmer sind. Dies herzerreißende Gefühl mitzuteilen, habe ich mich nicht enthalten können.“

Die Tochter des Edelmanns weinte und sagte: „Ja wohl ist unser Leben nur ein zerbrechliches Geschirr!“

Der Lehrer aber sah triumphierend umher und fragte: „Nun, meine Freunde, welchem würden Sie den Preis zuerkennen?“

„Das zweite“, sagte das junge Mädchen, „war mehr für das Herz, das erste mehr für den Geist.“

„So ist es“, sagte Herr Kranich; „der lange Herr Melchior hat die beste Rede gehalten, wir sind alle gerührt; dazu hat er eine Stimme wie eine Nachtule oder Unke, die Tränen laufen einem über die Nase, man weiß nicht wie.“

„Ja, meine teuern Freunde und Sie, verehrte fremde Zuhörer“, sagte der beleibte Lehrer, „ich bin stolz darauf, daß ich in diesen beiden Männern diese großen Talente habe wecken und zur Reife führen können. Diese sokratische Hebammenkunst ist es, in welche ich meinen Stolz setze, da ich selber nichts dergleichen hervorbringen kann. Aber meine Schüler werden mich unsterblich machen. Doch soll der liebende, herzliche Melchior seines Kranzes nicht entbehren.“

Er heftete diesem einen Stern von Blech an die Brust, mit welchem der lange blasse Mann sich brüstend durch den Saal schritt. Der Aufgedunsene ging verdrießlich in eine Ecke und murmelte: „Abgeschmackter Kerl! Er hat doch durchaus keinen Begriff vom Echten! Ich habe von ihm gelernt! Ja, freilich, wenn ich solche Alfanzereien spräche, wie die aschgraue Hopfenstange!“

„Ruhig, großer Mann“, sagte der Lesende, der ihm nachgegangen war; „das Erhabene wird nie verstanden, so ist es vom Anfang der Schöpfung gewesen: der größere Sophokles wurde ebenso vom süßlichen Euripides verdunkelt; Terenz mußte Seiltänzern weichen; Phidias ward verkannt; Dante aus seinem Vaterlande vertrieben. Lassen Sie den Narren mit dem alten Stückchen Blech laufen³⁰⁵; Ihr Herz sei Ihr Elysium, und morgen werde ich Ihnen eine zinnerne Schnalle bringen; heften Sie diese an Ihre erhabene Brust und verachten Sie den Gegner.“

Der Edelmann hatte sich indessen wieder mit dem Sokrates ins Gespräch eingelassen, und bewunderte am meisten, daß die beiden Proberedenden diese Fülle von Gedanken und gelehrten Materien so aus dem Stegreif hätten hersagen können. „Begeisterung“, rief der Sokratiker, „ist alles, sie haben ihr Gemüt gesammelt, und dann aus dem Mittelpunkt ihres Wesens den rauschenden Springquell der Suada hingeströmt.“

„Ich kann niemals“, äußerte der Edelmann, „gegen meinen Pfarrer zu Worte kommen; wären Sie nun kapabel, mir auch die Zunge zu lösen, daß ich so wie ein Advokat oder Prokurator zu reden wüßte?“

Der Direktor zupfte kopfschüttelnd den Edelmann am Rocke; dieser sah sich verdrießlich um, indem der finstre Mann zu ihm sagte: „Lieber Mann, Sie verweilen offenbar zu lange in dieser Gesellschaft; dieser Umgang kann Ihnen unmöglich gut bekommen.“

Indem erhob sich ein lautes Getümmel am andern Ende des Saales. „Lassen Sie mich ungeschoren!“, rief der junge Wolfsberg laut, „ich müßte ja selbst unsinnig³⁰⁶ sein, wenn ich dergleichen Unsinn bewundern, oder mir auseinandersetzen wollte, welche von den beiden abgeschmackten Reden die bessere sei.“

„Die erste ist aber die bessere“, rief der Lesende, „und wenn Sie keine Kritik mehr respektieren wollen, so ist es mit Ihrem eigenen Verstande nur schwach bestellt. Und was nennen Sie denn Unsinn, Bester? O mein verehrter Widerwärtiger, hundert Meilen wollte ich reisen, wenn ich dergleichen doch nur einmal in Wahrheit anzutreffen wüßte. Das ist ja mein Jammer, daß ich mich schon seit länger als zehn Jahren damit abquäle, einmal den Unsinn zu finden. Aber rutschen Sie durch zehn Schauspielhäuser, und wenn Sie in

³⁰⁵ Analogon in den >Nachtwachen<: Ich ließ den Narren laufen.

³⁰⁶ Typisch Goethescher Ausdruck: unsinnig anstatt verrückt.

jedem flüchtig auch nur ein paar Sekunden verweilen, so hören Sie leider allenthalben etwas leidlich Vernünftiges; ja was noch schlimmer ist, die zehn kurzen Fragmente aus dem Trauer- und Lustspiel, aus dem Familiengemälde und der Posse, aus der Oper und dem Nachspiel, werden zusammen noch einen passablen Satz formieren, über den sich sprechen läßt. Ein Blättchen, das Sie finden, ein Wort, das Sie aus dem Fenster hören, ein Gespräch aus einer vorrüberrollenden Kutsche, alles, alles will leider noch etwas Verständiges aussprechen. Habe ich es nicht damals, als ich diese Liebhaberei zuerst bekam, an mich gewandt, die brilliantesten Romane und Schauspiele, die verrufensten Broschüren anzukaufen und zu lesen, weil ich von allen Seiten hörte, daß Unsinn darin vorkäme. Nichts da! Eine alberne dumme Vernünftigkeit fand ich allenthalben, daß die Sachen mich auch gleich anekelten, eine miserable Lust, hie und da über die Schnur zu hauen, und gleich zum alltäglichen Verstande, wie Kinder im Finstern zur Mutter zurückzulaufen. Ja, mein Herzensfreund, in allem dem Geschwätz über Liberalismus und Monarchismus, in diesen Schilderungen von Riesen, Rittern und Pferden, in den Elementargeistern und Gespenster-Katzbalgereien, in dieser frömmelnden, liebesiechen Inspirationssucht ist immer noch kein rechter Aufschwung; allenthalben die kalte Vernunft; die Philisterei der Philisterei; und so sehr ich unsern Demosthenes oder Aeschylus hier in seiner ersten Rede verehere, so möchte ich sie doch nicht so übertrieben loben, daß ich sie unsinnig zu nennen wagte, denn jeden einzelnen Satz würde ich zu beweisen unternehmen und auch zeigen können, wie innig alle untereinander zusammenhängen. Von der zweiten Rede kann gar nicht die Rede sein, denn sie war ganz trivial.“

Der verschmähte Redner hatte sich indessen die Zinnschnalle aus dem Zimmer des Lesenden geholt, und stolzierte mit diesem Schmucke schon im Saale auf und ab. Der Blasse wollte ihm die Auszeichnung nicht gönnen, weil sie seinen eignen Ruf zu beeinträchtigen schien. Er ging daher auf den Usurpator zu, und suchte ihm das glänzende Zeichen zu entreißen; dieser aber wehrte sich und wurde vom Rezensenten verteidigt. Die Schachspieler nahmen dieselbe Partei, indessen der Denker mit dem Maßstabe den sanften Melchior zu beschützen strebte. Der Edelmann und Wolfsberg standen in der Mitte, und da sich bald aus dem Gezänk ein Stoßen und Schlagen entwickelte, so zog der Pygmäenbekämpfer seine kleine Peitsche hervor, und schlug ohne Unterschied unter beide Parteien hinein, indem er behauptete, daß er allenthalben auf Rücken und Schultern jene bösen Geister wahrnehme, welche nur aus Bosheit diesen Zank und Streit unter Menschen erregt, die bisher immer als befreundete Wesen miteinander hätten leben können. Der Direktor fuhr ebenfalls tobend dazwischen, und durch seine drohenden und ernstlichen Worte ward der Friede endlich wiederhergestellt, obgleich Wolfsberg und der Edelmann, beide als unschuldige Zuhörer, manchen Streich davongetragen hatten, weil es die boshafte Pygmäen-Geister nicht unter ihrer Würde gehalten hatten, diese neutralen Leiber während des Krieges besetzt zu halten. Der Edelmann verließ die Anstalt sehr verdrießlich, und sein Sohn Görge begriff nicht, wie eine so reiche Unterhaltung ohne alle Veranlassung eine so kriegerische Wendung hatte nehmen können.

Friedrich hatte, seiner sanftmütigen Gemütsart nach, den letzten Krieg nur ungern entstehn sehn. Er zog sich früh zurück und beklagte aus der Ferne seinen jungen Freund, zu dem er sich tröstend gesellte, als der Friede wiederhergestellt war. Sie gingen in den beschränkten³⁰⁷ Blumengarten. „Da Sie nun, Teuerster, im Grunde ein freier Mann sind“, so fing der Kleine an, „so will ich Ihnen heute in der Nacht etwas mitteilen, was für uns beide von dem größten Nutzen sein kann.“ Wolfsberg war überzeugt, daß es nichts Geringeres, als die Mittel, sich frei zu machen, betreffen könne. Er ging zur Gesellschaft zurück und erwartete mit bangem Gefühl die Dunkelheit.

Gegen Mitternacht ward sein Zimmer eröffnet, der Kleine trat mit einer Laterne herein, und winkte seinem Freunde mit stummer Gebärde. Wolfsberg folgte schnell, und schweigend stiegen sie die große Treppe hinunter. Das Haustor war verschlossen, und als Wolfsberg die Klinke ergriff, schüttelte der Kleine sehr unwillig mit dem Kopfe und zeigte heftig nach einem Winkel hin. Der junge Mann folgte seinem Führer; sie stiegen eine andre Treppe hinab, und befanden sich jetzt in einem weitläufigen Gewölbe. Nun fand der ängstliche Freund endlich seine Sprache wieder. „Hier sind wir sicher, nicht behorcht zu werden“, sagte er flüsternd; „dies sind die Kellergewölbe des großen Hauses.“ - „Ich dachte, Sie wollten mir den Weg zur Freiheit zeigen“, sagte der Baron. - „Nicht daran zu denken, bester einziger Freund; das Tor ist doppelt verschlossen, dann müßten wir noch über den Hof und die äußere große Tür aufmachen, die der fatale Portier bewacht, mein größter Feind in der Welt, der niemals Vernunft annimmt, und sich von allen Menschen für den Klügsten hält.“ - „Was machen wir aber hier?“ - „Wenn es uns gelingt, liegt hier mehr, als Ihre Freiheit.“ - „Wie meinen Sie das?“ - „Nur still, unten sollen Sie alles erfahren!“

Sie stiegen noch tiefer hinab. Im fernsten Winkel setzte sich nun Friedrich nieder, stellte die Laterne neben sich, und Wolfsberg sah zu seinem Erstaunen Hacke und Spaten auf dem Boden liegen. Die Erde war dort schon aufgewühlt, und als der Baron seinen Führer fragend und erstaunt betrachtete, lächelte dieser mit dem

³⁰⁷ beschränkten = umzäunten Blumengarten. Er war wohl wie ein Gefängnis mit einem hohen Zaun versehen.

Ausdrucke der größten Verschmitztheit, zog den andern neben sich nieder, und nachdem er ihn feurig umarmt hatte, sagte er endlich: „Liebster Baron, Ihnen vor allen Menschen gönne ich das Glück, dessen Sie hier teilhaftig werden können; hieher folgt uns kein Neid und keine Beobachtung, diese Gegend der Gewölbe wird niemals besucht; hier können wir mit geringer Anstrengung und in kurzer Zeit einen Schatz entdecken, der uns über alle Sorgen der Zukunft hebt, ja uns zu den angesehensten Männern der ganzen Provinz macht. Ich habe niemand da oben etwas von dieser Entdeckung sagen mögen; denn alle jene Menschen sind mehr oder minder gemeine Naturen, wozu noch kommt, daß sie alle einen Stich von Narrheit haben, der sie mir höchst widerwärtig macht. Dem Direktor mag ich von meinem Funde gar nichts mitteilen; er würde in seiner hochfahrenden Superklugheit tun, als wenn er mir nicht glaubte, und hernach stillschweigend für sich arbeiten lassen; denn er ist ein sehr mißgünstiger Mann und beim Lichte besehn ohne Verstand; er stellt sich viel klüger an, als er wirklich ist, und da er das Regiment im Hause hat, so darf ihm keiner viel widersprechen. Nun, lieber, hochgeehrter Freund, hier nehmen Sie den Spaten und arbeiten Sie!“

„Aber“, sagte Wolfsberg, „wie kommen Sie nur zu dem Glauben, oder der Einbildung - -“

„Still! still!“, rief der Kleine im größten Eifer, „nur ums Himmels willen keine Zweifel in dieser feierlichen Stunde ausgesprochen, sonst ist alles verloren. Kennen Sie die Wünschelrute und ihre Wirkungen?“

„Nein“, sagte Wolfsberg verwirrt und schüchtern.

„Haben Sie wohl Wirkungen des Magnetismus gesehen, und glauben Sie an die Wunder dieser Wissenschaft?“

„Ich habe mich nur wenig um dergleichen Gegenstände bekümmert“, antwortete jener, „und kann also auch nicht einmal sagen, ob ich an die Seltsamkeiten, die man davon erzählt, glaube oder nicht.“

„O Sie unverständiger Mann“, rief der Kleine im größten Eifer aus, „so muß ich ja also dem Blinden von der Farbe predigen! Indessen, was tut's? Glaube und Überzeugung werden Ihnen schon, wie zahme Hündchen, in die Hände laufen. Sehn Sie, ich bin schon eine Anzahl von Jahren Unteraufseher in diesem Hause. Ich sage nicht etwa deswegen Unteraufseher, weil wir jetzt hier im untern Teile des Hauses eine gewisse Aufsicht führen; sondern Sie verstehn mich schon: ich meine, bin so fast nach dem Direktor der wichtigste Mann hier, wie Sie auch wohl werden bemerkt haben; nur der verdammte Türhüter will keinen Respekt vor mir haben. Nach einer Nervenkrankheit, wie es die trivialen Ärzte nennen, fand ich mich schon vor vielen Jahren als einen verwandelten Menschen wieder. Freund, da war mir ganz so zumute, als wenn einer meinem inwendigen Geiste Hosen und Weste aus-, ja noch die Haut dazu abgezogen hätte, so daß er nun niemals mehr zerstreut, oder dumm, oder langweilig war. Sie werden mich nicht ganz verstehn, tut aber auch nichts zur Sache. Es ist nämlich so: ich konnte von dem Augenblicke an überirdische Dinge begreifen und fassen, nicht mit meiner alltäglichen Vernunft; sondern in meinem inwendigsten Geiste hatte sich noch ein eignes kleines und feines Verständchen angesetzt, das dergleichen begriff, und da der Geist nun nicht mehr bekleidet war, und auch keine dumme Haut mehr über sich hatte, so konnte Ich, der Lebendige, der hier draußen steht und mit Ihnen spricht, so frischweg in jene meine unsichtbare Kreatur hineinsehn und alles kapiern. Kapiern Sie mich?“

„So halb und halb“, sagte Wolfsberg, „Sie drücken sich etwas figürlich aus!“

„Außerdem aber“, fuhr Friedrich fort, „wurde ich gewahr, daß ich in fremde Leute hineinsehn konnte. Schaut's! jetzt laufen Ihnen die Gedanken wie Ameisen durch Ihren Kopf, und einige schleppen sich dummerweise mit kleinen Steinen, Holz, albernen Zweifeln. Da rennt eben eine großmäulige Ideenassoziation in der inwendigen Gegend des Ohres, und schreit, daß alles, was ich Ihnen vortrage, aberwitziges Zeug sei; und nun fliegt eine kluge Gedankentaube mit dem Ölzweig hintennach und meint, man könne es denn doch noch nicht wissen. Husch! rennen die übrigen Gedanken in den Winkel und sitzen gluckend wie die brütenden Hühner da. Ja, ja, Herr Baron, ich weiß wohl, wer Sie sind.“

„So?“, fragte Wolfsberg in der größten Spannung.

„Ja wohl“, sagte der Kleine ganz ruhig, „kein Graf, wie unser mürrischer Direktor meint - he he he! Sie sind auch kein Baron, Sie Vocativus, Sie!“

„Ich dünke doch“, sagte Wolfsberg verwirrt.

„Mir können Sie nichts weismachen“, fuhr der Wahrsagende fort, „denn ich weiß ja alles: ja, ja, alle Ihre Streiche und Kniffe könnte ich Ihnen an den Fingern hersagen; aber still! wir sind ja alle Menschen, und Sie bleiben bei allem dem immer ein großer Mann. Ein sehr großer Mann, und ein berühmter Mann sind Sie, einer von denen, die die Nachwelt noch nennen wird! Haben Sie erst, was Sie brauchen, so werden Sie auch weiser werden, und das kann ich Ihnen schaffen, und vertraue dabei Ihrer Großmut, daß Sie nicht allzu ungleich mit mir teilen werden.“

„Also zur Sache“, rief Wolfsberg entschlossen, „worauf kommt es an?“

„Wie ich in Menschen und Seelen hineinsehn kann“, fuhr der Kleine fort, „so kann ich es auch zuzeiten in leblose Gegenstände. Lange schon habe ich gesehn, daß gerade hier, etwa vier Klaftern tief, ein ungeheurer Schatz liegt, fast ganz in Golde, nur wenige Edelsteine darunter. Es sind zwei große eiserne Kasten, auf dem

einen ist eine Inschrift, aber so verrostet, daß ich die Buchstaben nicht recht zusammenbringen kann. Aber im zweiten Kasten befindet sich ein geschriebenes Blatt, welches alles erklärt.“

„Wie sind aber diese Schätze hierher gekommen?“, fragte Wolfsberg; „und weswegen hier verscharrt?“

„Schwer zu sagen ist es“, sagte Friedrich, „denn Sie begreifen doch soviel, daß ich in die Vergangenheit, in ein Nichts, das weder Körper noch Geist hat, nicht so hineinsehen kann, wie in einen Menschen, oder in ein Kellergewölbe. Doch, Spaß apart, wollen Sie mir helfen, oder nicht? Glauben Sie mir, oder nicht? Wenn Sie nicht daran wollen, suche ich einen andern Gehülfen, oder verschweige die Sache noch jahrelang, wie ich denn bisher ein Geheimnis daraus gemacht habe.“

„Und was soll ich also tun, wenn ich Ihnen glaube?“

„O Fragen und kein Ende“, rief Friedrich in der größten Ungeduld, „ich habe Ihnen ja schon neulich meine Schultern gezeigt, wie schwach, meine Arme, wie dünn sie sind. Ich habe es schon oft versucht; aber ich kann nicht graben, ich bekomme auch gleich den Husten, wenn ich stark arbeite. Hier, ungläubiger Thomas, ist das Grabscheit! Machen Sie sich dran und grübeln Sie nicht weiter; in acht Tagen sind wir die reichsten Männer im Lande, und dann können wir den Direktor und alle Narren da oben auslachen.“

Wolfsberg bequeme sich und arbeitete mit der größten Anstrengung einige Stunden. Als er es kaum mehr vermochte, rief Friedrich: „Für heute genug! Schlafen Sie nun gesund, denn man muß uns nicht vermissen. In der nächsten Nacht werde ich Sie wieder zur Arbeit abrufen.“

Müde und ermattet, wie am ganzen Leibe zerschlagen, ging der junge Mann, der an dergleichen Anstrengungen nicht gewöhnt war, auf sein Zimmer, und legte sich nieder.

Der Rat Walther hatte sich indessen mit dem Arzte auf die Reise begeben. Ihr Weg führte sie durch anmutige Gegenden, und Walther wurde nicht müde, seinen Begleiter von der Trefflichkeit des jungen Raimund zu unterhalten. Der Arzt war sehr darauf gespannt, einer so wunderbaren Erscheinung im Leben zu begegnen; nur fürchtete er, ihre feine Harmonie jetzt durch Schmerz und Wahnsinn zerrissen zu finden. Manchmal stieß ihm wohl ein Zweifel auf, ob die Schilderungen des Rates, der in allen andern Dingen, außer dieser Verherrlichung seines jungen Freundes, ein ruhiger und kalter Mann war, nicht übertrieben poetisch sein möchten. Sie näherten sich jetzt dem Dorfe, in welchem der junge Mensch leben sollte. In den engen Wegen des Gebirges fiel der Wagen um, und der Arzt ward am Fuße beschädigt; zwar nicht bedeutend, aber doch so, daß er einen Ruhepunkt zu erreichen wünschen mußte. Dies verdroß ihn um so mehr, da er in einer Waldschenke einen Mann gesprochen hatte, der ihm eine so seltsame Schilderung von einem jungen Wildfang gemacht hatte, welcher sich seit einiger Zeit in den dortigen Gegenden aufhalten sollte, daß er kaum daran zweifeln durfte, es sei der junge, ihm entsprungene Graf Birken. Der Rat erbot sich, den kurzen Umweg zu machen, indessen ihn der Arzt bei jenem Landprediger erwarten sollte, bei welchem man den jungen Raimund anzutreffen hoffte.

Der Arzt ließ sich bei dem Pfarrer melden, den er in einer Laube seines Gartens antraf. Nach den gewöhnlichen Begrüßungen leitete der Fremde die Unterredung auf den jungen Mann, welcher der Obhut des Geistlichen anvertraut sei; der Pfarrer schien aber kein großes Interesse an diesem Gespräche zu nehmen und sagte endlich: „Ja, seit einem Jahre etwa hält sich ein etwas konfuser Mann bei mir auf, dessen *ingenium* und *mens* nicht zum besten bestellt sind, und um den ich mich auch wenig kümmere, außer daß er uns bei Tische oft seine *joci* vormacht. Ich erhalte von dessen alten Domestiken eine anständige Pension, und so lasse ich ihn gewähren; denn es ist nicht meines Tuns, mich viel mit Narren einzulassen, oder sie gar kurieren zu wollen. Der alte *servus* führt eigentlich ganz die Aufsicht über den Verwirrten, und mit wem sich dieser am meisten einläßt, ist unser gnädiger Junker, der freilich auch mit aller Macht zur *dementia* inkliniert. Diese beiden Toren, wenn sie einmal bei Sonntagslaune sind, machen mir zuweilen mein kleines Haus zu enge.“

„Wissen Sie aber nichts Näheres von den Schicksalen des jungen Mannes?“, fragte der Arzt.

„Urteilen Sie selbst, verehrter Herr“, erwiderte der Geistliche, „ob eine solche Kreatur, der es am Besten gebricht, wohl absonderliche Schicksale haben könne. Diese Personen sind ja recht *eigentlich fruges consumere nati*. Wir nennen ihn nur kurzweg immer den >Werther<.“

„Werther?“, fragte der Arzt sehr lebhaft.

„Ja, mein Herr“, fuhr jener fort, „dieses ist ein Spitzname, der aus einem gewissen Buche entlehnt sein soll, welches unsre junge Baronesse einmal gelesen hat. Derselbe trieb sich auch immer, wie man mir sagte, in Wald und Flur herum, statt in vernünftiger Sozietät ein Wort mitzusprechen, eine Pfeife zu rauchen und etwa zu hören, was es in der politischen Welt Neues gibt.“

„Sie scheinen kein Freund der Natur zu sein“, warf der Reisende ein, „und bewohnen doch selbst eine der reizendsten Gegenden unsers Vaterlandes.“

„Natur!“, rief der Pfarrer aus; „das Wort ist etwa seit 40 Jahren in die Mode gekommen, und so weit ich

habe das Verständnis davon erreichen können, meint man darunter einen etwanigen Bach oder Fluß, samt Berg und Steingeschichten, oder die Waldsachen und dergleichen. Hat mich nie sonderlich interessiert, weil ich mich immer bestrebt habe, ein denkendes Wesen vorzustellen. Und unser Werther, wie ihn die jungen Leute heißen, oder Theophilus, wie sein eigentlicher Taufname lautet, weiß auch weder, ob Frühling oder Herbst ist, ob die Bäume blühen oder dürr sind, ob die Bergwand aus Granit oder Marmor besteht, sondern er läuft nur, wie ein Uhrwerk, so hin und her.“

Der Alte war mit allerhand Papieren und Briefschaften beschäftigt, die er in einem Tischkasten zu ordnen suchte, und der Arzt sagte indessen zu sich: „Der Ärmste! Also auch diese Empfindung ist in ihm untergegangen, die sonst dem Unglücklichen so oft einen heiligen Trost gewährt! Denn der Natur gegenüber verklärt sich jeder Schmerz, der uns unter Menschen, in den Mauern der Städte oft zu vernichten droht, und verwandelt sich in ein himmlisches Wesen, in eine Erscheinung von oben herab. Wie eine Himmelsharfe tönt die Natur Freude und Leid mit, und setzt unsre stummen Seufzer, die Worte der Klage in überirdische Musik um.“

In diesen Phantasieen, die wohl so schnell in ihm antönten, weil er so lange mit dem fast schwärmerischen Rate gereiset war, wurde er wieder vom Pfarrer unterbrochen. „Verzeihen Sie mir“, sagte dieser, „daß ich Sie so schlecht unterhalte, jeder macht so seine Studia. Dieselben haben sich wohl niemals mit der Astrologia eingelassen?“

„Nein“, antwortete der Arzt.

„Sehr schade“, fuhr jener fort, „daß diese Wissenschaft seit neueren Zeiten so ist vernachlässigt worden. Ich habe sie immer bewährt gefunden. Und so sehe ich hier wieder das Horoskop an, welches ich meiner Tochter bei ihrer Geburt stellte. Ich prognostizierte damals, daß sie sich in einen hohen Stand erheben würde, und sie ist nun auch wirklich glückliche Braut eines vornehmen Mannes. Das hat mir auch den Geist so eingenommen, daß ich fast nicht kapabel bin, eine recht fortgesetzte Konversation zu führen. Doch da kommt ja unser Theophilus mit seinem alten Gesellschafter. Der junge Mann ist eine Zeitlang in einer andern Familie sehr gemißhandelt worden; man darf ihn nicht auf diesen Gegenstand bringen; denn er wird zuweilen bitterböse, wenn er sich jener Tage erinnert.“

Der Arzt stand auf und sah zu seinem Erstaunen einen langen, nicht mehr jungen Mann eintreten, der sich gebückt trug, und aus dessen regelmäßiger Physiognomie die höchste Beschränktheit und Einfalt hervorleuchtete, aber auch zugleich eine so heitre Jovialität, daß er von neuem an dem Rate und dessen übertriebener Schilderung irre ward. Der Einfältige gab dem Pfarrer die Hand, sah den Fremden mit scheuem Blick von der Seite an, ging dann auf ihn zu und fragte hastig: „Sind Sie ein Edelmann?“

„Verzeihung“, rief der Pfarrer dazwischen; „ich habe noch nicht einmal Gelegenheit gehabt, mich nach Ihrem werten Namen zu erkundigen.“

„Doktor Anselm“, sagte der Arzt.

„Ich dachte, Sie wären mein Vetter!“, rief der Einfältige, „weil Sie eine solche ästhetische superfeine Nase haben.“ Zugleich sprang er in die Höhe, und schlug wie ein mutwilliges Füllen mit den Beinen hinten aus.

Der Arzt, der sich auf eine ganz andere Stimmung vorbereitet hatte, mußte laut lachen, indem der Pfarrer mißbilligend das Haupt schüttelte, und sehr ernste Runzeln in sein Gesicht zog.

„Sehn Sie nur“, sagte Theophil, indem er den Arzt etwas beiseite führte, „das Perlmutter-Gesicht von meinem alten Prediger; so debattiert er immer mit sich, als ob er an einem Obskuranten-Almanach arbeitete.“

„Sie drücken sich seltsam aus“, sagte der Arzt, „aber vergnüglich.“

„Er weiß nie, was er spricht, unser junger Freund“, rief der Prediger; „weder kennt er die Bedeutung der Worte, die er braucht, noch will er überhaupt etwas damit ausdrücken. Es ist wie Widerhall von Felsen, oder Waldesbrausen. Mein ehrwürdiges Alter ist einmal immer das Stichblatt seines falschen Witzbestrebens.“

„Der Herr Prediger“, sagte der Simple, „hat eine rechte Hosiannah-Stimme und sitzt so mächtig auf seiner Bank da, als wenn er Habakuk und alle zwölf kleine Propheten zu künftige Pfingsten confirmieren wollte. - Pankraz!“ rief er dem alten Diener zu, „du mußt mir wieder Taschengeld geben!“

„Haben Sie denn schon alles ausgegeben?“, fragte dieser.

„Dummer Teufel!“, rief Theophilus; „freilich! Denken Sie nur selbst, mein fremder Herr Vetter, draußen vor dem Dorfe begegnen mir die Mädchen, die drüben in der Stadt allerhand auf dem Jahrmarkt eingekauft hatten, Tücher, Schürzen, Mieder, Hauben, Spielzeug für die kleinen Geschwister. Sie hatten noch eine volle halbe Meile, und ließen mich nun die Sachen herübertragen. Wie ich sie ihnen wieder abgab, mußte ich ihnen doch wohl ein Trinkgeld geben, daß sie mir alles so hübsch anvertraut hatten? Aber Pankraz ist faul; der trug nichts, und drum hat er auch sein Geld in der Tasche behalten.“

„Das ist ein schöner Zug von Ihnen“, sagte der Arzt; „sind Sie aber immer so vergnügt?“

„Wie's kommt“, antwortete jener lachend; „nur wenn die Leute dumm sind, kann ich mich sehr ärgern, wenn sie nicht kapieren. Sehn Sie, es ist sehr traurig, wenn man allein klug sein soll. In Gesellschaft habe ich noch einmal so gern Verstand.“

„Sie denken trefflich“, sagte Anselm.

„Was sagen Sie aber vollends dazu“, schwatzte jener weiter, „daß, wenn ich einmal so recht superklug bin, die Leute mir beweisen wollen, ich wäre dumm? Nicht wahr, die Welt liegt im argen; wie unser Herr Pastor Kilian letzt einmal in der Kirche sagte.“

„Ich werde sorgen, daß Sie niemals mehr hineingelassen werden“, rief der alte Mann.

„Ich bin ja aber doch ein getaufter Christ“, sagte Theophil mit der größten Ernsthaftigkeit und ging traurig zum Prediger hin.

„Lassen Sie sich dienen, Herr Doktor“, fuhr der Alte fort, „daß es nicht angeht, weil er sich laut mit seinem Bedienten während des Gottesdienstes zankt. Was tut er aber neulich? Indem ich in der Predigt aufsehe, hat er unsern Hund in meinen Sitz gebracht, läßt den Pudel aufrecht stehn, der nun über das Chor gucken und ein Gesangbuch zwischen den Pfoten halten muß. Heißt das nicht die Gemeine stören?“

„Ich bin ja aber doch ein getaufter Christ!“, sagte der Angeklagte mit weinerlicher Stimme. Der Arzt, der eine ernsthafte Wendung des Gespräches fürchtete, fragte den Klagenden, was das neulich gewesen sei, wo er so allein klug und die andern dumm gewesen wären. - „Ja so!“, sagte Theophil plötzlich laut lachend; „das war eine lustige Geschichte! Die Mamsell Kilian hatte mir ganz neue Schnupftücher gekauft. Nun sollte ich den andern Tag mit dem Junker auf den Fischfang gehn, da nahm ich mir vor, den Pankraz zu erinnern, daß er mich erinnern sollte, damit ich es nicht vergessen möchte. Um aber auch gewiß daran zu denken, daß ich ihn zu rechter Zeit erinnern möchte, damit er mich ja erinnern könnte, machte ich einen Knoten in mein Schnupftuch. Sie wissen ja, das ist ein altes Herkommen, wenn man etwas nicht vergessen will.“

„Jawohl.“

„Nun gut; ich wache den Morgen auf, da finde ich den Knoten. Da besinne ich mich auch gleich, daß ich den Pankraz erinnern muß. ‚Pankraz, du sollst mich an was erinnern!‘ - ‚Ganz recht, gnädiger Herr, Sie wollen mit dem Junker auf den Fischfang gehn.‘ Ich geh auf den Fischfang und denke nichts Böses. Den andern Tag aber ist der Knoten noch im Tuche. Das ängstigte mich, denn es gab nun nichts mehr zu erinnern, und wenn ich den Knoten anfaßte, wollte ich mich auf etwas besinnen. Den Knoten hatte ich aber so fest gezogen, daß ich ihn gar nicht wieder aufkriegen konnte. So nehm ich im Verdruß eine Schere, und schneide bloß den Knoten, verstehn Sie, bloß den Knoten ab, und werfe ihn aus dem Fenster. Wie nun das Tuch wieder gewaschen ist, sagt die Mamsell samt allen @lenschen im Hause, ich hätte es entzweigeschnitten; es fehlte auch wirklich ein großes Stück davon. Nun sagen Sie selbst, ob ich etwas dabei versehn habe, und wer recht hat!“

„Der Knoten“, sagte der Arzt, „war aber doch natürlich vorher ein Stück des Tuches, folglich mußte dieses nachher fehlen.“

„Sie begreifen nicht!“, sagte Theophil im großen Zorn, und faßte die Hand des Arztes heftig und stark; „ich schnitt ja nicht das Tuch ab, sondern nur den Knoten, den ich erst hineingemacht hatte, der vorher nicht drin war.“

„Wir wollen nicht streiten“, sagte Anselm, „Sie können wohl recht haben; ich habe bisher dieses Experiment noch nicht gemacht, und vieles begreift man gewiß erst durch die Erfahrung.“

„Hat man Ihnen wohl schon einmal Gesellschaft geleistet?“, fragte der junge Mann mit listiger Miene.

„O ja“, sagte der Arzt, „mehr als einmal; und Sie leisten mir jetzt eben auch Gesellschaft.“

„Sie würden sich dafür bedanken“, fuhr jener fort, „wenn ich's in der Manier tun wollte, wie mein Gesellschafter Walz da drüben in der kleinen Stadt mir die Zeit vertrieb. Da sagten sie, ich mußte einen Gesellschafter haben. Da kam Herr Walz, der dazu bestellt war. Das gab ein Gesellschaftsleisten, daß mir des Abends alle Rippen weh taten.“

„Wieso?“

„Er schlug immer um sich, und wir konnten uns gar nicht vertragen; aber ich durfte ihn niemals wieder prügeln. ja, wie gern möcht ich ihm auch einmal so recht Gesellschaft geleistet haben! Wenn ich verdrießlich war, schlug er; war ich nicht aufgeräumt, ließ er mir zur Ader; ein paarmal ließ er mir auch Zähne ausziehn - die beiden hier: weil er sagte, ich wäre zu böse, die Zähne wären schon nichts nütz und täten mir nur jetzt oder in Zukunft einmal weh. Den andern habe ich einmal beim Essen verloren.“

„Aber diesen Augenzahn hier?“, fragte der Arzt.

„Der fehlte mir schon“, antwortete jener ganz ruhig, „vor meiner Zeit.“

„Vor Ihrer Zeit? Wie verstehn Sie das?“

„Lieber Himmel, Sie sind recht schwer von Begriffen! Vor meiner Zeit – ach! lassen Sie mich zufrieden und haben Sie mich nicht zum Narren!“, sagte er ganz böse.

„Verzeihen Sie“, fiel der Arzt ein, „ich verstehe Sie jetzt schon; ich begreife nur langsam, wie Sie ganz richtig bemerkten.“

„Haben Sie die Naturwissenschaft studiert?“, fragte der junge Mann wieder ganz heiter.

„O ja, sie ist mein Hauptstudium.“

„Nun, dann gratuliere ich“, sagte jener laut lachend. „Sind Sie auch brav darin herumgewalzt worden?“

„Herumgewalzt?“

„Sie kapiieren schon wieder nicht! Brav abgewamst, tüchtig gedroschen! Sie verstehn nun schon, so wie es mir dabei mit meinem Gesellschafter Walz ergangen ist.“

„Er nahm also die Sache so ernsthaft?“

„Ja freilich. Er sagte, er müsse mir die Botanik beibringen. Es war aber eigentlich die *Batonik*, weil er den lieben Baton so sehr dabei brauchte. Da krochen wir herum und suchten Petersilie und Wurstkraut, Rüben und Knoblauch, und das sollte ich immer alles behalten. Ein andermal fing er einen Maikäfer. ‚Seht, das ist ein Maikäfer‘ – ‚Ja‘, sagte ich, ‚das ist ein Maikäfer.‘ – ‚Zu welchem Geschlecht gehört er?‘ – ‚Doch wohl zum Geschlecht der Maikäfer.‘ – Sehn Sie, da brach er gleich einen Haselzweig ab, und demonstrierte mir die Sache auf meinem Rücken. Der wurde überhaupt dazumal so magnetisiert, daß er fast so hellsehend geworden wäre, daß die Sonne durch ihn hätte hindurchscheinen können. Sagen Sie mir überhaupt nur, wenn einer im Kopfe nicht zu Hause ist, warum man dann immer auf dem Rücken, oder noch tiefer anklopft. Sollte denn der Geist da allenthalben lieber als in der hohem Etage wohnen? – Nun gut; dann gingen wir in den Wald. ‚Da unten liegt‘, schrie er, ‚der berühmte Linné, oder auch Pistillen, oder dergleichen alberne Gelehrtennamen. Wenn ich's nicht behielt, von der Buche ein Zweig gebrochen, und damit wieder Privatstunde gehalten. Ich war nur froh, wenn das Botanisieren im Freien geschah, da war doch etwa nur ein Gesträuch zur Hand.“

„Sie haben also“, sagte Anselm, „in dieser Wissenschaft auf dem Wege nichts profitieren können?“

„Doch“, antwortete jener; „aber alles, worauf es mir auch nur abgesehen schien, mit dem *Rücken*; denn der kriegte durch vieles Repetieren der Studien eine so feste Memorie, daß ich noch jetzt bei jedem Stocke unterscheiden will, auf welchem Baume er gewachsen ist. Sie glauben nicht, wie anziehend die frischen Haselgerten sind! Weiden schmiegen sich mehr, aber weniger eindringlich. Die Eiche klingt mächtig, als Baum der deutschen Freiheit; es läßt sich aber nicht viel damit ausrichten; der Walz konnte auch immer nur die dürren Zweige abbrechen, die fast gar nichts zu sagen haben. So ist es auch mit der Tanne und Fichte nicht viel. Die Buche ist körnig; die Birke, besonders im Frühjahr, empfindlich; auch wächst das Zeug, wo kein anderer Baum fortkommt, steht also fast immer zur Hand. Von allen diesen Stauden und Gewächsen brach er seine Wünschelruten, und alle schlugen immer auf meinen Rücken an, so daß in meinem Innern große Schätze verwahrt liegen müssen. Er schonte auch die mitleidige Trauerweide, die vornehme Weymouthskiefer nicht; ja selbst der Tulpenbaum mußte ein paarmal das Instrument zu meiner Weihe reichen; und so kann ich gewiß, da gar kein Tergiversieren etwas fruchtete, auf eine recht pragmatische und polyhistorische Bildung Anspruch machen. – Als ich mich genug durchstudiert, und er alle Naturreiche durchgeprügelt hatte, wurde ich hieher zu dem friedfertigen Herrn Kilian getan; und hier ruhe ich auf meinen Lorbeern aus, die ich noch manchmal in Rippen und Seiten fühle.“

„Es freut mich, daß Sie so fröhlich sind“, sagte der Arzt; „haben Sie Appetit, schlafen Sie gut?“

„Ich danke“, sagte jener; „bald so, bald so; aber ich träume oft schwer und fürchterlich, und tobe dann und lärmte in der Nacht. So hatte ich auch diese Nacht einen ängstlichen Traum.“

„Was war das für ein Traum?“

„Pankraz!“, rief Theophil dem Diener zu: „was träumte mir diese Nacht?“

Der Alte trat näher und sagte verdrießlich: „Das kann ich nicht wissen.“

„Sehn Sie den eigensinnigen Menschen“, rief Theophil aus, „ich lasse ihn bloß deswegen in meiner Stube schlafen, daß er alles wissen soll, was ich denke und träume; aber er ist so träge, daß er sich fast nie darum bekümmert. Wenn du es nicht weißt, wer soll es denn wissen? Dazu sollst du die Aufsicht über mich haben!“

„Es ist aber nicht möglich“, ereiferte sich Pankraz. „So wollen Sie auch immer von mir wissen, was Sie denken, oder gedacht haben; wie soll ich das anfangen?“

„Durch Liebe, einfältiger Mensch!“, rief jener aus. „Du sollst mit mir so eins werden, daß wir unsre Seelen gemeinsam haben, dann wird es mir weniger sauer werden, über vieles nachzusinnen; denn dann denk ich in dir, und du hast bloß die Mühe, davon.“

„Dann müßte ich aber auch für uns beide essen“, sagte Pankraz mit Lächeln.

„Nein“, erwiderte Theophil; „das würd ich gern übernehmen, und zwar in deinem Namen mit; -tch die Wurzel und der Stamm, du die Blume und Frucht.“

Bei dieser Stimmung schien es dem Arzte möglich, den Kranken über den Gegenstand zu prüfen, den zu berühren er außerdem ängstlich würde vermieden haben. Er ging also näher und fragte ihn leise: „Haben Sie lange keine Nachrichten von Blanka erhalten?“

„Blanka?“, rief Theophil aus, „das ist ja wohl ein weißes Windspiel, das ich vor langer Zeit hatte?“

„Blanka?“, nahm der alte Diener das Wort, indem er den Arzt prüfend betrachtete: „wissen Sie von der etwas?“

Anselm begegnete dreist dem stechenden Blicke des Alten, und meinte nun fast nichts mehr schonen zu

dürfen. Er sagte daher: „Ich wünsche bloß etwas Näheres von Blanka und Raimund zu erfahren, deren trauriges Schicksal mich sehr interessiert hat.“

Pankraz schlug die Augen nieder und sagte: „Ich weiß nichts von ihnen“. - Aber Theophil fiel plötzlich in eine tolle Laune, hüpfte auf einem Beine herum, schwenkte den Hut und schrie halb singend: „Da hinter des Priesters Garten, da ist ein Wiesenplan, da stehn rings Weiden und Birken, ein Wasser rauscht fließend daran; da schreien Kuckuck und Stare, da schaut wohl der Hirsch aus dem Busch; es ist ein liebes Plätzchen, voll Einsamkeit und Schatten genug. Da kommen in Herbstestagen, wenn welches Laub schon rauscht, die liebe Fräulein Blanka, der Monsieur Raimund zusamm. Sie seh'n sich mit weinenden Augen, sie drücken sich zärtlich die Hand; da gibt es herzig Umarmen, da finden sie wieder Verstand!“ - Er schrie und sang immer lauter, so daß der alte Pfarrer aufstand und rief: „Um des Himmels willen, junger Herr, in welcher Spinnstube haben Sie die alte Ballade wieder aufgehascht?“

„Das hab ich selbst gedichtet, jetzt eben“, schrie Theophil erfreut. „Pankraz, behalt es ja, wir wollen es nachher dem Junker vorsingen.“

„Ich weiß kein Wort davon“, sagte Pankraz, „vom Kuckuck war was in der Ode, und daß Sie gern Verstand haben möchten. Da kommt der Junker!“

Ohne den Eingang zu suchen, sprang in diesem Augenblick ein junger Bursche über den Zaun, mit rotem Gesicht, ohne Hut, mit Papierwickeln in den Haaren. „Da sind wir wieder“, schrie er ungezogen, „guten Tag, Tissel, ach! Herr Pastor, wären Sie doch mit uns gewesen; da hätten Sie disputieren können!“

„Wo wart Ihr, lieber Görde“, fragte Theophil.

„Ach! liebster Freund“, fuhr dieser jubelnd fort, „unsre ganze Familie hat seitdem an den Narren dort den Narren gefressen; nur die Mama will nichts davon wissen, und ist auf uns alle, vornehmlich auf den Papa böse, daß er uns so ein schlechtes Beispiel gibt.“

„Mein lieber Junker“, sagte der Pfarrer sehr ehrbar, „mit Narren würde ich niemals disputiert haben; denn sie haben keine Logik.“

„Es waren auch nicht so eigentliche Narren“, sagte Görde, „sondern eine Art Künstler. Ich sage Ihnen, der Papa war ganz eingenommen, und sie hatten da oben einen Mann, der den Leuten das Reden beibringen konnte.“

„Heisa! Heisa! Dort kommt erst der rechte Windbeutel!“, rief Theophil laut jubelnd; „der und ich, wir sind die beiden größten Narren im Römischen Reich; das Kloster da oben, wo unser Herr Kilian disputieren soll, in allen Ehren gehalten.“

„Reden Sie mit Verstand“, sagte der Geistliche, „und respektieren Sie in dem verehrten Herrn Grafen den Bräutigam meiner Tochter.“

Auf einem kleinen Schimmel sprengte ein junger Mensch heran, hüpfte aus dem Sattel, und eilte in die Umarmung des Pfarrers, indes schon aus dem Hause, mit der Küchenschürze angetan, ein rothaariges Mädchen herbeistürzte, und Vater und Geliebten zugleich umschloß. Die Gruppe fuhr auseinander, als sich jetzt der Arzt, so schnell es sein verwundeter Fuß erlaubte, ihnen näherte. „Ist es möglich, Graf Birken, daß wir uns hier wieder treffen? Auf Sie hatte ich heute nicht gerechnet.“ Der junge Mensch sah sich schnell um, stieß seinen Schwiegervater so hastig vor den Bauch, daß dieser wieder in die Laube zurücktaumelte, warf mit demselben Ungestüm die kleine dicke Braut von seinem Halse, ergriff den Schimmel, und ehe die Umstehenden sich noch recht besinnen konnten, war er im gestreckten Galopp schon aus dem Dorfe hinaus.

„Ein Pferd!“, rief der Arzt. „Setzt ihm nach!“

Was haben Sie für Ansprüche an meinen Schwiegersohn?,“ fragte der Pfarrer, der sich wieder gesammelt hatte.

„Der Windbeutel reitet einmal!“, schrie Theophil jauchzend.

„Um des Himmels willen ein Pferd!“, rief der Arzt; „kommt er uns aus den Augen, so haben wir ihn alle für immer verloren.“

„Verloren!“, schrie die Braut und rang die Hände.

„Sei still, mein Kind“, rief der Geistliche; „morgen ist die Trauung, und kein fremder Mensch, mag er sich auch Doktor nennen, hat das Recht, dir deinen Bräutigam zu entreißen.“

„Der Mensch ist ein Narr!“, rief der Arzt heftig aus, „und nun er mich hier gesehen hat, kommt er gewiß nicht wieder.“

„Lästern Sie unsre Familie nicht!“, rief der Pfarrer noch heftiger, „Sie fremder, unbekannter, hergelaufener Herr; und wenn mein Schwiegersohn Ihretwegen nicht wiederkommt, so gebe ich Ihnen meinen Fluch, Sie Gottloser!“

Theophil und Görde waren von diesem Gezänk auf das höchste erbaut; denn sie kannten keinen größern Genuß, als den alten Pfarrer im Zorn zu sehen. Die Tochter hatte verzweiflungsvoll den Garten verlassen. Ein Wagen fuhr in den Hof, und der Rat Walther, in gespannter Eile, ohne die andern zu begrüßen, kam herbeigelaufen, und rief schon von weitem dem Arzte zu: „Wo ist er?“ – „Wieder ein neuer Windbeutel!“

Heute haben wir die Hülle und Fülle!“ jubelte Theophil. - Der Arzt ging ihm entgegen, indem er sagte: „Dort steht ja Ihr Liebling.“ - „Dieser da?“ fragte der Rat, indem er den Einfältigen nur flüchtig betrachtete. „Ach! Pankraz!“ rief er dann höflich überrascht; „du hier? Sage mir, wo ist Raimund?“

Der Diener war verwirrt und erschrocken, und konnte erst keine Antwort finden; endlich stotterte er: - „Sie wissen es ja wohl, Herr Rat, daß ich, als ich damals plötzlich aus den Diensten des Herrn Raimund mußte -“

„Recht“, sagte der Arzt; „der Baron Eberhard gab dir den Abschied wegen des unglücklichen Einfalls, daß du dem kranken Jüngling die falsche Nachricht vom Tode seiner Geliebten überbrachtest.“

„Nun also“, sagte Pankraz; „seitdem habe ich von dem jungen Herrn nichts wieder gesehen und gehört. Es ist mir seitdem schlimm genug gegangen.“

„Aber wie kommst du hieher?“

„Es ist mein Pankraz“, rief Theophil, „mein Gesellschafter; aber nicht in der Walzmanier.“

„Wie heißen Sie?“ fragte der Rat.

„Du, Pankraz“, rief Theophil, „wie heiß ich doch? Ich kriege alle Augenblicke einen andern Namen.“

„Sie sind“, sagte der Diener, „der Herr Theophil von Leitnark.“

„So“, sagte der Tor, „ich dachte Ebermann, Hardeber, oder sonst. Nun, mir kann's gleich gelten.“

Der Arzt hatte sich wieder gesammelt, nahm Abschied vom Pfarrer, bat der Störung wegen um Verzeihung, und zog dann halb gewaltsam den Rat zum Wagen. „Lassen Sie mich nur noch ein Wort mit Pankraz sprechen“, sagte dieser. Doch Pankraz und Theophil waren eiligst verschwunden, und der Pfarrer erzählte, daß beide oft wochenlang in der Gegend, nahe und fern, auf ihren Pferden umherstreifen, und man alsdann nur selten erführe, wo sie auf ihren törichten Irrfahrten verweilten. Der Arzt hob seinen Freund selbst in den Wagen und sagte dann laut: „Lassen Sie uns doch nun unser Ziel verfolgen, den Grafen Birken suchen, nach Raimund spähen; fahre Herr Theophil und sein Pankraz wohl, und sei unser lieber Herr Pfarrer Kilian auf immer dem Himmel befohlen; denn hieher werden wir auf keinen Fall wiederkommen! Niemals, denn wir haben noch eine weite Reise vor uns!“

Der Rat sah ihn verwundert an, und wollte fragen; aber das Rollen des Wagens hinderte jetzt noch das Gespräch, und sie hatten in kurzer Zeit das Dorf und die Gegend verlassen.

* * *

Baron Wolfsberg hatte unterdessen fleißig arbeiten müssen. Um sich nicht zu verraten, durfte er am Tage nicht so lange schlafen, als es ihm wohl gut und heilsam gewesen wäre. Der kleine Friedrich führte eine strenge Aufsicht über ihn und ermunterte ihn kräftig, wenn er einmal ermatten wollte. Als das Geschäft des Eingrabens schon weit gediehen war, zeigte sich die größte Schwierigkeit darin, die aufgehäufte Erde, welche bei der zunehmenden Arbeit immer hinderlicher wurde, fortzuschaffen. Doch Friedrich wußte auch dafür ein Mittel. Es gelang ihm, aus dem Garten einen Schiebkarren unbemerkt zu entfernen, und in die unterirdischen Gewölbe zu befördern. Da er aber selbst für die Arbeit viel zu schwächlich war, so mußte der junge Baron auch das Geschäft übernehmen, Sand Erde heraufzuführen, und in die weit verbreiteten Räume Keller zu verfahren und auszustreuen. Gewöhnlich holte Friedrich den nächtlichen Arbeiter schon vor elf Uhr ab, und ließ ihn erst gegen vier morgens zurückkehren, so daß auch Wolfsberg durch den wenigen Schlaf, da überdies die Kost nicht die nahrhafteste war, sich nach wenigen Wochen ziemlich abgemattet fühlte. Er wurde mager, still und melancholisch, und sah dem jungen frischen Manne und dem übermütigen Weiberlieblich kaum mehr ähnlich, in dessen Gestalt er zuerst das Haus betreten hatte. Der Direktor schaute ihn oft prüfend an, untersuchte seinen Puls, und erkundigte sich teilnehmend, ob ihn ein besonderer Gram quäle. Wolfsberg aber, der sich schmeichelte, bald das Ziel seiner Anstrengungen erreicht zu haben, wich allen prüfenden Fragen sorgfältig aus.

Zu einer Mittagsstunde ward der junge Mann dadurch überrascht, daß ihn sein getreuer Friedrich an den Tisch des Direktors zum Essen einlud. Er fand dort nur eine kleine Gesellschaft, und außer dem Wirte nur einen schwächlichen, ziemlich alten Prediger aus der benachbarten Stadt, der zuweilen in einer Kapelle des großen Hauses den Verwirrten predigte und sie zu ermahnen und bekehren suchte, meist aber durch possierliche Störungen gehemmt und unterbrochen wurde. Außer Wolfsberg war nur noch der Herr Kranich gewürdigt worden, an diesem kleinen vertraulichen Tische Platz zu nehmen; Friedrich war mit zur Aufwartung zugegen. „Sie sehn, meine Herren“, fing der Direktor mit einer heitern Miene an, die man nicht an ihm gewohnt war, „ich behandle Sie heute als Männer, die sich selbst in der Gewalt haben. Der Herr Pastor und ich hoffen von Ihrer Unterhaltung Vergnügen und Aufheiterung; denn sich in diesem großen Hause immer so einsam zu fühlen, ist wahrlich nicht erfreulich.“

„Wohl“, sagte der Pfarrer schmunzelnd; „und es will mir oft vorkommen, als wenn unsre Freunde nur etwas mehr kräftigen Willen haben dürften, um so wie wir andern zu sein; aber ich versichre Sie, Herr Direktor, und Ihre eigene Beobachtung wird es Ihnen auch bestätigt haben, daß die leidige Eitelkeit, der

Stolz auf irgendeine Grille, die man nicht ablegen will, sehr viel, ja bei manchen unsrer Patienten wohl das allermeiste tut.“

Friedrich mußte dem Baron, sowie dem Herrn Kranich Wein einschenken, damit sich beide, vorzüglich der junge Graf, wie ihn der Direktor nannte, stärken möchten. „Freilich haben Sie recht, Herr Pastor“, setzte dieser das Gespräch fort; „denn wer von uns fühlt wohl nicht, daß er sich nur nachgeben und verweichlichen dürfte, um diese oder jene Seltsamkeit auf die wunderbarste Art auszubilden, und dadurch bei stärkern Menschen Anstoß oder Lachen zu erregen?“

„Mein Herr Direktor“, antwortete der Geistliche, „es ist überdies im Törichten - Verzeihung, meine Herren, daß wir so offen über diesen Gegenstand sprechen - etwas so Anlockendes, fast Liebliches, daß man zuweilen recht im ganzen Wesen den unwiderstehlichen Reiz spürt, mit beiden Beinen frisch und wohlgenut hineinzuspringen. „Soll ich? Soll ich nicht?“, so fragt man sich selbst. Warum nicht? sagt eine kuriose Stimme, aus dem fernsten und buntesten Winkel unsers Geistes; tausend! ruft es, was kannst du da erfahren, und dich genießen, ja erst recht verstehen, wenn du der Altklugheit ein Schnippchen schlägst. Aber zum Glück kommt dann wieder eine ehrbare, aschgraue Moral, die mit ernster Miene sagt: widerstehe dem Verführer und seiner Lockung; laß dich nicht in die Kellergewölbe des Wahns führen, wo trotz aller Versprechungen keine Schätze liegen!“

„Kellergewölbe?“, fragte Wolfsberg und wurde rot; „wie kommen Sie nur auf dieses Gleichnis, das mir hier gar nicht passend scheint!“

Der Direktor sah ihn schon wieder mit dem prüfenden Blicke an, und Friedrich machte ihm gegenüber eine so seltsam bittende Miene, seine beiden Wangen zitterten und zuckten, die Lippen schmiegen und krümmten sich wie ein Wurm, und die Augen zwinkerten so bedeutend, daß Wolfsberg in das lauteste Gelächter ausbrechen mußte.

„Gebe der Himmel“, sagte der Direktor, „daß unsre Mahlzeit mit der Heiterkeit schließe, mit welcher sie anzufangen scheint.“ - „Gewiß“, fiel der Prediger ein, „ist zu wünschen, daß wir so fröhlich bleiben mögen: aber um fortzufahren, so kommt es mir noch immer nicht so ganz ausgemacht vor, ob die Mania - wir wollen dies Wort brauchen, um keinen Anstoß zu erregen - in uns allen liegt, und nur wie bei den Lastern durch Nachgiebigkeit befördert und gereift wird, so daß der gewöhnliche Verstand nur in gewissen Graden von ihr entfernt sein möchte: oder ob sie eine radikale Verstimmtheit, ein wahrhaft kranker Zustand, ein andres und schieferichtetes Verhältnis der Seele ist.“

„Das letzte und auch zugleich das erste“, meinte der Direktor, „und darum sei auch die Kur leicht und schwer zugleich: leicht, weil man sich den Verirrten nur hingeben müsse, sie verstehn suchen, da immer noch Verständnis, oft eine Art System zum Grunde liege, sie achten, ihnen zur passenden Zeit nachgeben, ein andermal Strenge üben; und von dieser Seite sei wohl keiner ganz unheilbar zu nennen: schwer sei die Kur aber, weil man die Symptome oft mit dem Grunde der Krankheit verwechsle, den Verirrten dann nur störe und kränker mache - für ein schwaches Gemüt aber, wie er selbst, sei sie dadurch am schwersten, daß man, um diese Menschen zu verstehn, mit dramatischem Geiste zu tief in sie eingehe, leicht in eine Art Täuschung gerate, und wenn man sich dann plötzlich prüfe, sich selbst beinahe auf dem nämlichen Wege finde.“

„O mir aus der Seele gesprochen!“, schmunzelte der Geistliche; „ach Herr Medizinalrat, was sind Sie für ein Menschenkenner! Da liegt freilich recht eigentlich der Hund begraben, daß man, wie man im Trauerspiel weint, indem man sich in die Konfusion hineindenkt, selbst konfus wird. *Dis moi qui tu hantes etc.* Jawohl, jawohl, ein wahres Sprichwörtchen! Ich habe schon zuweilen die Meinung fassen wollen, daß, um als Seelsorger auf die guten Leutchen zu wirken, einer gefunden werden müßte, der, wenn auch nicht ganz in die Irre, doch ein wenig jenseit der Schnur geraten wäre, und doch noch genug kräftige Religion übrigbehalten hätte, um die Seelen zu ergreifen. Denn das, bester Herr Direktor, ist das Schlimme, daß, wenn man nicht selbst in ihren Orden eingeweiht ist, man fast niemals die rechte Perspektive trifft. Sie wissen, wie ich in meinen Predigten gesucht habe, in Ton, Gebärde und Beispiel mich den armen Drehschafen zu nähern, aber manchmal zu wenig, oft aber viel zu viel tat; Sie selber machten einige Male die Bemerkung, ich hätte wie ein wahrer Narr gesprochen. Ich mußte Ihre eigne Seele freilich ganz aus dem Spiele lassen; denn ich wußte ja, wie firm und kräftig Sie in Moral, Tugend und allen Glaubenslehren sind.“

„Sie gaben einige Male ein schlechtes Beispiel“, sagte der Direktor; „denn Sie lachten auf der Kanzel selbst aus vollem Halse.“

„Der ernsthafteste Mann hätte es nicht unterlassen können“, sagte der Prediger, von neuem laut lachend. „Denken Sie, Herr Graf, wir hatten hier in unserm Hause einen jungen Mann, der ein Baukünstler gewesen war; er hatte aber eine so heftige Liebesleidenschaft zur Tochter eines Perückenmachers gefaßt, daß er darüber sein Studium verließ, und das Handwerk des Meisters ergriff; da ihm aber das Mädchen untreu wurde, mit Erlaubnis von Ihnen, sozusagen, überschnappte. Nun bestand seine Grille darin, sich und alle Menschen, die er dazu bewegen konnte, auf die sonderbarste Weise zu frisieren. An jedem Tage hatte er eine

neue wunderliche Kopfverzierung ersonnen, und ich glaube, daß ihn bei diesen mannigfaltigen Erfindungen sein ehemaliges Studium der Baukunst sehr unterstützte. Ich predige hier an einem Pfingsttage, und sehe die liebe Gemeinde unter mir. Der Verwilderte hatte sich furchtbar *à la Herisson* frisiert, so daß ihm die Haare wie Borsten vom Kopfe weit weg abstanden; sieben oder acht seiner Freunde standen und saßen rieben ihm mit hochaufgewirbelten Papilloten, ein Anblick, der schon sonderbar genug war, weil viele Papierbündel wirklich wie aufgerichtete Krämerdüten auf den Köpfen leuchteten. Nun nahm aber er einen nach dem andern von seinen Anhängern zwischen die Knie, und frisierte ihn während meiner Predigt ebenso fantastisch, wie er selbst sich trug, so daß gegen das Ende der Rede ein Teil meiner Andächtigen wie ebenso viele wilde Teufel aussahen, und ich des Lachens wegen, das mich befiel, früher schließen mußte, als ich mir vorgesetzt hatte.“

Friedrich wollte sich ausschütten vor Lachen, und der Direktor erwiderte: „So wie der Verstand, so hat die Narrheit des Menschen keine Grenzen. Jetzt ist ein Mann bei uns, der sich immer mit einem Maßstabe herumtreibt und ihn unablässig betrachtet und rechnet. Dieser Mensch ist ziemlich wohlhabend und besitzt in der Stadt drüben ein mittelmäßiges Haus. Es verdroß ihn aber, daß, wenn er so manche größere Häuser des Ortes betrachtete, ihm sein ererbter Wohnsitz nur winzig und unbedeutend erscheinen mußte. Mit diesem Verdrusse schleppte er sich Tag und Nacht, und wußte doch kein Mittel, dem Übelstande abzuhelpfen. Endlich, weil er vor Hochmut weder mehr schlafen, noch essen konnte, faßte er einen seiner Torheit würdigen Entschluß. An einem schönen Sommertage geht er aus, mietet auf dem Markte vier der stärksten Tagelöhner, und nimmt sie mit in seine Wohnung. Hier führt er sie in sein größtes Zimmer; jeder von ihnen muß sich gegen eine Wand stemmen und mit allen Kräften dagegen drücken, bis er ihnen Halt zuruft. Sie empfangen ihren Lohn, ohne zu begreifen, was sie gearbeitet haben. Am folgenden Tage wird derselbe Versuch wiederholt; sie müssen streben und drängen, daß ihnen der Schweiß herabfließt, genau auf sein Kommandowort achten, und in demselben Augenblick alle zugleich zu drücken aufhören, wie sie in demselben begonnen haben. So treibt er es den ganzen Sommer; er erweitert nach und nach alle Zimmer seines Hauses, die Gänge, die Treppen, den Hof; und nachdem er so eine bedeutende Summe ausgegeben hat, ist er fest überzeugt, sein Haus sei das größte in der ganzen Stadt. Er spaziert stundenlang mit hoher Verehrung vor demselben auf und nieder, er zeigt erstaunten Fremden seine unermeßlichen Säle, er fängt an, sich selbst den Grafentitel beizulegen, hängt ein gemaltes Wappen über seine Haustür, und ist auf einige Zeit unser Gast geworden, um sich wieder auf die Wahrheit besinnen zu lernen. Sehn Sie, lieber junger Herr Graf, so sonderbare Verirrungen fallen vor, daß dieser Mann sogar den sichtlichen Raum seines Hauses nicht mehr hat wahrnehmen können.“

„Sie beweisen mir heute ein so schönes Vertrauen“, erwiderte Wolfsberg, „daß ich es wohl wagen darf, noch einmal das Wort zu wiederholen, mit welchem ich Ihr Haus zuerst betrat, daß ich nämlich durchaus nicht der bin, für welchen Sie mich halten, und daß Sie, wenn Sie mich nur einer ruhigen Prüfung würdigen wollen, mich ebensowenig des Verstandes beraubt finden werden, als den Herrn Prediger, oder als Sie es selber sind.“

Der Direktor winkte mit dem allerfinstersten Blicke, und Friedrich, welcher jede seiner Mienen verstand, nahm schnell den Wein vor Wolfsberg weg, und stellte ihm ein großes Wasserglas hin. „Es geht nicht“, rief der Direktor, „so mit Ihnen zu leben, wie ich wünsche. Da Sie jetzt so abgefallen und fast miserabel aussehen, da Ihr Blick so demütig ist; so glaubte ich wirklich, Sie hätten in sich geschlagen, und ich dürfte Sie durch bessere Speise und Wein erquicken. Aber an Ihnen ist Hopfen und Malz verloren. Wie, Sie wollen wirklich [be]streiten, daß Sie der Graf Birken, einer der konfusesten jungen Männer sind? daß Sie schon tausend Händel angezettelt, und dafür drei- oder viermal ansehnliche Schläge empfangen haben? daß Sie es zu guter Letzt gewagt, sich mehrmals in das Haus des Barons von Halden einzuschleichen, und das Unglück seiner sinnverwirrten Tochter durch Liebesbriefe und mündliche Beteuerungen erhöht, ja sie endlich beredet haben, sich von Ihnen entführen zu lassen? Hier ist die Klage des Barons, hier sind Ihre kläglichen Briefe, hier ist die Ordre vom Minister, Sie gefangenzuhalten. Wollen Sie aber dieser Graf Birken nicht sein, so zeigen Sie uns Pässe, oder Schriften, durch welche Sie sich ausweisen können; stellen Sie angesehene Bürgen! Aber man hat Sie dort im Hause nur zu gut erkannt, und Sie zu oft aus- und einschleichen sehn, Sie auch zuletzt im Zimmer der Tochter selber ergriffen. Und nun kein Wort mehr über die Abgeschmacktheit, wenn Sie nicht bei Wasser und Brot in Ihrem Zimmer wollen eingesperrt sein.“

Wolfsberg las die Papiere mit Aufmerksamkeit durch, und wagte es nicht, noch ein einziges Wort zu seiner Rechtfertigung zu erwidern. Friedrich sah ihn tröstend an und warf heimlich höhnische Blicke auf den Direktor; der aufmerksame Herr Kranich aber war schnell mit der kleinen Peitsche bei der Hand, um die bösen Geister von Wolfsbergs Schultern zu verjagen. Der Direktor wurde noch zorniger und rief: „Stecken Sie die verdammte Peitsche ein! Ich glaubte, Sie würden doch wenigstens mein Vertrauen und mein Zimmer so weit ehren, das Zeichen Ihres Aberwitzes in Ihrer Klausur zu lassen.“

Der Rotrock steckte zwar die Peitsche wieder ein, machte aber ein zorniges Gesicht, sah den Direktor mit

großen Augen unverwandt an und sprach dann laut: „Aberwitz, mein Herr? Dieses Worts sollen Sie sich jetzt und Ihre Lebenszeit hindurch schämen! Ich kam an Ihren Tisch in dem festen Vertrauen, daß Sie doch so viel Vernunft haben würden, mich nicht mit den mancherlei Gecken, von denen heut Mittag die Rede gewesen ist, in eine Klasse zu werfen, und mich nicht mit dem Gezücht vergleichen zu wollen, was da unten im Saale sein Gaukelwesen treibt. Ich brauche, dem Himmel sei Dank, nicht kuriert zu werden; auch will ich niemals kuriert sein; denn meine Vernunft, Herr, ist probefest, und auf die Dauer gearbeitet, und ich bin noch niemals, wie Sie von sich vorher zugestanden haben, in Gefahr geraten, mit Närrischen närrisch zu werden. Wer wären Sie denn, wenn ich nicht das Geschmeiß der Pygmäen immer wieder aus Ihrem Hause vertriebe? Ich will diese liebe Peitsche nur kurze Zeit ruhen lassen, und Sie werden es an sich erfahren, daß Sie ein ruiniertes Mann sind, daß Sie überschnappen, daß Sie zum Kinderspott werden. Wie? Was? Es gäbe wohl am Ende gar keine Pygmäen? Haben sie nicht schon die alten Griechen erkannt, aber nach ihrer dummen Weise darüber gefabelt. Sogar von mir und meinem großen Einfluß auf sie hat man in uralten Zeiten dunkle Legenden und Ahnungen gehabt; aber man dichtete, daß die Pygmäen ein wirkliches Volk seien, so klein, daß die Kraniche Krieg mit ihnen führten. So erbärmlich hat man die Sache und meinen Kampf mit ihnen entstellt. Heutzutage nennen sie's das böse Prinzip. Nicht wahr, da ist mehr Verstand drin! Nein, da lobe ich mir meine süße, liebe Peitsche; und wo ich bin, muß diese auch sein. *Dixi.*“

Der Geistliche sagte: „Nicht so übel!“ Aber der Direktor fuhr auf: „Wenn Sie so großen Geschmack an Narren finden, ehrwürdiger Herr, so mögen Sie es haben.“ Er verließ das Zimmer; die übrigen folgten ihm nach.

* * *

„Was machen Sie nur?“, fragte der Rat den Arzt, als der sandigere Weg wieder ein Gespräch erlaubte. - „Wir sollten lieber hier noch verweilen, vorzüglich Ihretwegen, da Sie doch nun Ihren teuern Grafen gefunden haben; und Sie selbst ziehen mich wie mit Gewalt in den Wagen, und erklären, Sie wollten niemals wieder hierher zurückkommen.“

„O mein bester Rat“, sagte der Arzt halb lachend, „für einen Rechtsgelehrten sind Sie mir doch etwas zu treuherzig und für einen Inquisitor und Nachspürer gar zu arglos. Der Birken ist entlaufen, Vater und Tochter sind mir entgegen. Vermuten diese, ich komme wieder, so finde ich meinen Entsprungenen niemals, und es geschieht, was ich verhindern will; kann ich sie aber sicher machen, daß ich nicht zurückkehre, so überrasche ich den vollständigen Familienkreis wohl in kurzem. Mit Ihrem lieben Pankraz ist es derselbe Fall; er hat sich unsichtbar gemacht, und zeigt sich nur, wenn er uns entfernt weiß.“

„Was hat der ehrliche alte Mensch mit dieser Sache, ja mit irgendeiner zu tun?“, antwortete der Rat. „Er hat damals genug gelitten, als seine Unvorsichtigkeit dem armen Raimund so teuer zu stehen kam; der Mensch mußte sogleich den Dienst verlassen und dem Zorn des alten Barons entfliehn.“

Der Arzt lachte laut auf. „Wenn meine Menschenkenntnis mich nicht ganz trügt“, sagte er endlich, „so ist dieser gute alte Pankraz ein durchtriebener Schurke, und jener braun- und blauäugige Baron nichts Geringeres.“

„Sie schwärmen, lieber Freund.“

„Und Sie schlagen selbst etwas in die Farben, in denen Sie mir Ihren Raimund gezeichnet haben. Haben Sie denn nicht bemerkt, wie verlegen das Pankraziengesicht wurde, als es Sie erblickte? Schon vorher wurde er blaß, als ich ihn nach Blanka fragte. Er weiß uns Raimunds Aufenthalt gewiß zu entdecken. Können Sie sich in der Stadt durch Freunde oder Autorität eine Vollmacht verschaffen, um den Schurken, wenn Sie ihn wieder ansichtig werden, zu verhaften, ihn zu erschrecken; so erfahren wir gewiß alles, und der Zweck Ihrer Reise ist erfüllt.“ - „Wenn Sie recht hätten!“, sagte der Rat. - Er befahl dem Kutscher nach der Stadt zu fahren.

* * *

Bei der Gesellschaft im Saale waren einige Veränderungen vorgegangen. Die beiden Redner hatte sich immer noch nicht versöhnt, und jeder vermied den andern; die Schachspielenden schienen auch weniger einig, als sonst, und der Mann mit dem Maßstabe war unruhiger, und lief hastig hin und wider. Wolfsberg gesellte sich zu diesem, und fragte, was ihm fehle.

„Ach, mein Herr“, sagte dieser heftig bewegt, „Sie haben gewiß auch von meinem großen Hause gehört, welches ich durch meine Geschicklichkeit so ansehnlich gemacht hatte. Das konnte mir der Neid nie vergeben, daß ich durch Wissenschaft Besitzer eines der größten Paläste in der Stadt sein sollte. Bald hieß es, durch die übermäßige Ausdehnung habe der Bau eine so zarte Konstitution erhalten, daß er bei der nächsten Veranlassung, wenn etwa Truppen marschierten und die Trommel gerührt würde, erschreckend, wie in

einem Nervenfieber zusammenstürzen müsse. Andre meinten gar, ich hätte die Stadt dadurch verengt, und die nahe stehenden Häuser und Gassen litten darunter: als wenn der unendliche Raum etwas so Beschränktes wäre, daß man die Welt so leicht verderben könnte. Ich erbot mich, die ganze Stadt durch Beobachtung des Taktes auszudehnen, und sie, wenn wir Geld und Zeit genug hätten, größer als London oder Nanking zu machen. Aber die Bosheit hörte auf nichts; ich mußte mich hierher in die Einsamkeit zurückziehen. Und was ist nun im Werke? Sollten Sie's glauben, daß die Verderbtheit der Menschen so weit gehen könne! Ein ganze Schiffsladung von Gummi elasticum läßt man mit Erlaubnis des Parlaments von England kommen. Fünfhundert Menschen zerren das Zeug auseinander; man praktiziert es so, nach allen Seiten ausgedehnt, unter meinen Palast, und auf ein Zeichen von dem nahe stehenden Kirchturm - denn auch die Religion wird dazu gemäßbraucht - lassen alle fünfhundert Bösewichter in einem und demselben Augenblicke die Gummifetzen los; das unglückselige Zeug schnappt zusammen, und nimmt unwiderstehlich Breite und Länge meines Palastes mit sich, der durch dieses höllische Kunststück wieder zu einem gewöhnlichen Hause zusammenschumpft. Denn das gibt die Vernunft, daß, da das elastische Unwesen sich nun in der Grundlage an Gebäude anklemt, keine menschliche Kraft, keine Wissenschaft, kein noch so gut observierter Takt dazu hinreicht, es aus den Gummiklauen zu retten und wieder auseinanderzudehnen.“

Wolfsberg mußte dem Klagenden recht geben; doch wurde jetzt seine Aufmerksamkeit auf einen jungen Menschen gerichtet, der zum Saale hereinschlich, und den er bisher noch niemals gesehen hatte. „Methusalem kommt einmal wieder!“, riefen einige, und über die blassen Wangen des kranken Junglings lief ein leichtes Rot. - „Wie nennen Sie ihn?“, fragte der Baron. - „O er heißt nur so“, antwortete Sokrates, der eben vorüberging, „weil das Gespenst schon so außerordentlich bei Jahren ist, daß, gegen ihn gerechnet, Methusalem selbst noch in den Kinderschuhen steckt.“

Die Gestalt und das Wesen des Jünglings waren so wunderbar und von allem, was sich in diesem Hause zeigte, so verschieden, daß sich Wolfsberg wie gezwungen fühlte, sich ihm langsam und mit Blödigkeit zu nähern. Der Jüngling war schlank und mager, seine Gebärde ruhig und edel, sein Gesicht schön, aber blaß und abgefallen; die Augen glänzten so überirdisch, daß man vor ihnen erschrecken konnte, wenn nicht eine süße Schwermut ihr Feuer wieder gemildert hätte. Der junge Mensch schritt dem Baron entgegen, vielleicht, weil ihm auch dessen Gestalt und Wesen, als ein milderes, auffiel. Wolfsberg war um Worte verlegen, mit welchen er das Gespräch eröffnen könne; aber der Kranke kam ihm zuvor, nahm ihn bei der Hand und sagte mit der lieblichsten Stimme: „Was fehlt Ihnen?“

„Meine Vergehungen“, sagte der Baron in einem fast zerknirschten Tone, „haben mich hiehergeführt. Aber woran leiden Sie?“

„Ach!“, klagte der Jüngling, „daß ich so gar übermäßig alt bin; die große Menge der Jahre drückt mich zu Boden. Wie alt schätzen Sie mich?“

„Höchstens dreiundzwanzig Jahre“, sagte der Baron.

Des Jünglings Gesicht ward noch wehmütiger, und, zwei große Tränen fielen aus den Augen. „Sie sehn“, sagte er mit seiner lieblichen Stimme, „wie ich lachen muß. Nun bin ich gerade sechstausenddreihundertundvierundneunzig Jahre alt. Gestern nachmittag hatte ich nur sechstausendundvierundneunzig; und denken Sie, in der kurzen Zeit bin ich schon wieder um die dreihundert Jahre älter geworden.“

„Sie setzen mich in Erstaunen“, sagte Wolfsberg.

„Wissen Sie denn, was die Zeit ist?“, klagte jener weiter. „O Lieber, mancher Achtzigjährige geht zu Grabe, und hat vielleicht nicht zwanzig Jahre, nicht zehn gelebt³⁰⁸. Vielleicht gibt es Menschen, die von der Geburt an bis zum Greisenalter nicht zur Zeit erwachen, und erst jenseit die erste Stunde müssen kennenlernen. In der Gleichgültigkeit ist kein Strom; weder Vergangenheit, noch Zukunft, auch keine Gegenwart. Freude, Jubel und Glück sind rasende Kinder, die tobend umherspringen und das zarte Stundenglas zerbrechen; hinter ihnen steht Tod und Nichtsein - der Himmel gab uns dafür keine Sinne³⁰⁹. Aber im Schmerz, im Schmerz! Wie durch diesen Wunderbalsam die Sekunde, die das Auge kaum unterscheidet, aufschwillt und mit der Ewigkeit schwanger wird! Ja, mein junger Zeitgenosse, ich habe Tage erlebt, in denen Jahrhunderte eingewickelt waren; sie lösten sie aus ihren Schleiern und legten sich mir um die Seele. Dann kam eine Stunde, eigentlich nur ein Augenblick; da sprang die ganze aufschwellende Knospe entzwei, in der mir die Zeit in duftenden Blättern auseinanderblühen sollte, und ein Alles und Nichts, ein großer ewiger Tod, in dessen finstern Herzen kindisch das süßeste Leben lächelte, brach mit Gewitternacht über mich ein. Da waren die Jahrtausende verlegt, dieselben, an denen das Menschengeschlecht, ohne sie nur zu kosten, vorüberkriecht. Schmerz, Herz, Scherz: nicht wahr, im Schmerz ist alles, was die andern nur einzeln aussprechen? Leben Sie wohl, und hüten Sie sich, so alt zu werden! Ich gehe wieder auf mein Zimmer, denn wenn diese großen Minuten mich besuchen wollen, müssen

³⁰⁸ Von Seneca entnommen:

³⁰⁹ Der Autor der >Reisenden< gibt ich als ein Existentialist zu erkennen.

sie mich wach finden. Adieu, junger Mann, vielleicht bin ich schon acht- oder zehntausend Jahre, wenn wir uns wiedersehen.“ Er wankte hinaus, und keiner von den Gegenwärtigen achtete auf ihn.

Die übrigen umringten Wolfsberg; und Sokrates, der den Sprecher im Namen aller zu machen schien, sagte: „Junger Herr, wir alle sind es nun endlich überdrüssig, Sie noch länger diese triviale Rolle spielen zu sehn, mit der Sie uns allen herzliche Langeweile machen. Nicht der Unbedeutendste hier, der nicht sein Pfund wuchern ließe; und Sie wollen immer noch als leutseliger Beobachter sich herumtreiben? Fordert die Menschheit nicht auch Ihre Kraft und Ihren Entschluß? Sie sollen nicht länger der Niemand sein, mit dem keiner von uns etwas anfangen weiß.“

„Meine Herren“, sagte Wolfsberg in seiner sonderbaren Stimmung, die aus Schmerz und toller Laune gemischt war: „Da Sie mich alle mit einem so gütigen Zuruf und schmeichelnden Zutrauen beehren, und da ich sehe, daß uns hier eine so glückliche Republik umfaßt, in der uns weder Gesetze der Zeit noch des Raumes tyrannisieren, und eine so freie Verfassung unsre Kräfte erhebt, daß auch selbst das Unmögliche möglich wird: so will ich denn auch nicht länger hinter dem Berge halten, mich Ihnen entdecken und Ihren herrlichen Bestrebungen anschließen. Wissen Sie also, daß ich das Eigne an mir habe, daß ich schon öfters gelebt habe, vielerlei Zustände erfahren, und mein dermaliges Leben nur als die hundertste Wiederholung in einer etwas veränderten Modifikation aufführe.“

„Wie meinen Sie das, Trivialer?“, fragte der Leser.

„Dieselben geruhen“, antwortete Wolfsberg, „mit Ihrer unvergleichlichen Stupidität nicht zu kapieren. Ich war mit *einem* Wort, genau nach der Lehre des Pythagoras, schon in vielfachen Gestalten im Leben. Ich war König, Kaiser, Bettler, Vater, Sohn, lasterhaft, zur Tugend geneigt, glücklich und elend.“

„Oh“, sagte der indianische Schachspieler, „Sie fangen an interessant zu werden, Männchen; fahren Sie nur so fort, so können Sie noch was leisten.“

„Können Sie uns nicht etwas Bestimmteres von Ihren früheren Verhältnissen mitteilen?“, fragte Sokrates.

„Gern“, erwiderte der Baron mit geläufiger Zunge, „ich war z. B. zugegen, als Cäsar ermordet wurde.“

„Trefflich!“, rief der Leser; „wer waren Sie denn dazumal?“

„Wer anders, als der berühmte Cassius“, antwortete Wolfsberg.

„Halt!“, schrie der aufgedunsene Redner, der noch immer mit der Zinnschnalle paradierte, „halt!“, rief seine krächzende Stimme; „das ist nur Windbeutelei! Denn wenn ich damals hätte leben können, so würde ich Cassius gewesen sein: also ist es pur unmöglich, daß du selbiger gewesen!“

„Dieser leere Wunsch und die etwanige Möglichkeit“, sagte Wolfsberg spitzfindig, „schließt doch wohl meine wirklich erlebte Wirklichkeit nicht aus?“

„Leerer Wunsch?“, schrie der aufgebraute Dichter, „in meinem ganzen großen Leibe und noch größeren Geiste ist kein einziger Wunsch, den man als leer verlästern dürfte! Leer! Ei, den ausgelerntn Lehrer!“ Mit diesen Worten schlug er auf den jungen Baron ein. Sokrates wollte seinen ehemaligen Schüler zurechtweisen; da dieser aber, noch ergrollt, ihn ebenfalls nicht schonte, so verließ auch diesen die sokratische Ruhe. Doch, wie es auch wohl bei Vernünftigen zu geschehen pflegt, vergaß er den Beginn des Zanks, und sein tätiger Unwille wandte sich nach wenigen Augenblicken gegen Wolfsberg. Die Schachspieler, Melchior, der Baukünstler, ja alle im Saale schienen plötzlich von der Überzeugung begeistert, daß es notwendig sei, denjenigen, der schon als Cassius und in andern Zuständen vieles gelitten, auch in diesem Momente mit empfindlichen Leiden zu überhäufen. Am grausamsten aber wütete die Peitsche des Pygmäenbezwingers, dessen Seherkraft auf Rücken und Schultern des Armen Myriaden seiner kleinen Gegner erblicken mußte, weil er, unbarmherzig gegen sich und den Geschlagenen, in die Geister mit der Anstrengung aller Kräfte hineinarbeitete. Entsetzt stürzte Friedrich, der seinen fleißigen Arbeiter und Schatzheber unterliegen sah, mit fürchterlichem Geschrei zum Direktor, dessen Autorität und starkes Wort den armen erschöpften Baron auch wirklich frei machte, der sich verdrießlich und zerschlagen nach seinem Zimmer begab, und den der Trost, welchen ihm Friedrich noch in der Tür zuraunte, daß die nun kommende Nacht die letzte und entscheidende sei, in diesem Augenblick nicht sonderlich erheben konnte.

Als Friedrich seinen nächtlichen Schatzgräber abrief, fand er ihn sehr übel gelaunt. „Die Arbeit wird mir zu schwer“, sagte er verdrießlich; „meine Kräfte nehmen ab, und ich muß fürchten, daß diese ganze ungeheure Anstrengung vergeblich gewesen ist; denn nach so manchen Wochen, nach so vieler herausgegrabenen Erde, da wir doch schon tief genug gekommen sind, zeigte sich noch immer nichts. Es wird auch fast unmöglich, die Erde aus der Tiefe noch höher heraufzuschaffen, da ich alles allein verrichten muß.“

„Nur heut noch“, flüsterte Friedrich; „ich gebe Ihnen mein Wort, heut ist die letzte und entscheidende Nacht! Wir müssen nur Anstalt treffen, das viele Gold aufzubewahren, ohne daß man es bei uns bemerkt. Und noch eins, verehrter Freund, in der letzten Nacht zeigt sich gewiß etwas Sonderbares oder Gespenstisches. Lassen Sie sich nicht überraschen; erschrecken Sie nicht, wenn Sie Stimmen hören, ein wunderliches Gepolter, Geschrei; wenn Lichter und Geister kommen, und uns das so sauer Errungene wieder

zu entreißen streben. Denn das ist ihre Art, den Glücklichen noch zuletzt zu ängstigen, damit sie ihm seine Beute wieder entziehen. Darum hüten Sie sich heute besonders vor jedem Zweifel oder gottlosen Wort und Fluch; denn sonst versinkt unser Schatz gleich wieder so viele Klaffern tiefer, daß alsdann unsre Arbeit von neuem und viel beschwerlicher anfangen müßte. Heut müssen wir besonders still sein, und uns eine feierliche Manns- und Heldenstimmung geben.“

Sie gingen langsam hinunter. Sie flüsterten unterwegs, was sie mit den Schätzen beginnen, welche Unternehmungen sie ausfahren wollten, wie die Welt vor den ungeheuren Dingen erstaunen sollte, die alsdann auftreten würden. Wolfsberg sprach davon, wie er sich sein eignes Theater in seinem großen Palaste anlegen wolle, und nur den vorzüglichsten Künstlern gestatten, bei ihm aufzutreten³¹⁰; Friedrich dachte mehr darauf, den Direktor zu kränken, seinem Hause gegenüber ein anderes, noch größeres aufzufahren, und alle Menschen dort kostbar zu bewirten, die sein Gebieter nicht leiden könne.

Als sie unten waren, stellte Wolfsberg die Laterne wieder neben sich, und fing an seufzend zu graben, da ihm Arme und Rücken, ermüdet wie sie waren, fast den Dienst versagten. Friedrich stand oben auf der lockern Erde, und konnte kaum seine heisern anordnenden Worte hinabgelangen lassen, so tief hatte sich Wolfsberg schon unter die Fundamente eingegraben. Eine schauerliche Stille umgab sie; ganz dumpf und fern hörten sie jetzt die große Uhr zwölf schlagen. Wolfsberg dachte nicht ohne Grausen daran, daß sich nach seines kleinen Freundes Voraussagung nun wohl etwas zeigen könne, und suchte seine Angst durch emsigere Arbeit zu betäuben. Friedrich stand hoch über ihm und zitterte an allen Gliedern; er wagte es nicht mehr hinabzusehn; die Erdschollen, wie sie von unten aufgeworfen wurden, erklangen ihm fürchterlich, weil er in jedem Wurf Schritt und Tritt eines Geistes zu hören glaubte. In der größeren Anstrengung warf Wolfsberg die Laterne um, die nur ein dämmerndes Licht in der ausgegrabenen Kluft schimmern ließ; Friedrich stieß einen leisen Ausruf des Entsetzens aus, und als sich jetzt ein seltsames Gepolter vernehmen ließ, ein dumpfes, brausendes Murren, von dem man nicht unterscheiden konnte, woher es komme, setzte sich Wolfsberg in höchster Angst nieder, ein Geisterheer und furchtbare Erscheinungen erwartend. Sein Haar sträubte sich, als das Getöse zunahm; und jetzt fiel plötzlich mit schwerem Fall ein Wesen um seinen Hals, schlang sich zitternd und weinend an ihn fest und schien ihn erdrücken zu wollen. Als Wolfsberg sich etwas besann, erkannte er Friedrich, der von oben zu ihm herabgekugelt war, vom Schreck hinuntergeworfen. „Was wird aus uns werden?“, schluchzte dieser. - „Aber nur Mut, Mut, mein Leidensgefährte!“ Jetzt vernahm man etwas Bestimmteres, wie Reden, Schreien durcheinander. Es kam näher; aber nicht aus dem Boden, sondern von dem Eingange des Kellers her; Lichtschimmer fingen an sich zu verbreiten. „Aber da muß das heilige Donnerwetter dreinschlagen!“, brüllte jetzt eine Stimme, und der Kleine ließ jetzt den Baron fahren, richtete sich auf, und sagte: „Gott Lob! es ist nichts, es ist nur unser Herr Direktor.“

„Mordelement!“, schrie dieser von oben, „wie sieht das hier in den Kellergeschossen aus, da müssen wenigstens zwanzig verrückte Spitzbuben dran gearbeitet haben. Gewiß ist der Schuft, der Friedrich, wieder auf seine alten Tollheiten verfallen, und hat ein Rudel Dummköpfe zu Gehülften genommen. An dir aber will ich ein Exempel statuieren!“

„Herr Direktor, Barmherzigkeit!“, winselte der Kleine von unten hinauf.

„Leuchtet!“, schrie der zornige Mann. Die Diener kamen mit den Lichtern näher, stiegen auf die Erdhügel, und man sah jetzt beim Schein die armen Sünder, bleich und aufgelöst in Angst, unten stehn.

„Wie?“, schrie der Direktor, „der verrückte Graf ist da unten bei dir? Herauf ihr verdammten Kerle!“

Langsam und mit Mühe krochen die Verbrecher aus ihrer Grube. „Wißt ihr wohl, Patrone“, eiferte der wütende Medizinalrat, „daß durch eure sauberen Bemühungen das Fundament hier gesunken ist, daß die äußere Mauer nach Westen einen Riß bekommen hat? daß ich das Recht habe, euch in Ketten zu schlagen und an die Wand zu schmieden? Ich erschrecke, wie ich heut nachmittag den Sprung in der Mauer wahrnehme; aber das laß ich mir doch nicht träumen, daß der dumme Schatzgräber, der doch seine ehemalige Strafe nicht sollte vergessen haben, seine Streiche von neuem angefangen hat. Sprich, wo sind die übrigen Verschwornen?“

„Der Graf, wie Sie ihn nennen“, antwortete der zitternde Friedrich, „hat alles ganz allein gemacht.“

„Was?“, rief der Direktor erstaunt; „das Kerlchen ganz allein? Allen diesen Schutt aufgeworfen? sich wohl vier Klaffern tief eingegraben? die Erde in die Gewölbe heraufgefahren und dort abgeladen? Das ist kaum menschenmöglich! Und wie lange treibt ihr die Teufeleien?“

„Seit vier oder fünf Wochen“, klagte Friedrich.

„Kein Wunder denn“, sagte der Direktor, „daß der Unkluge so verfiel und zum Jammerbilde wurde. Aber wie konnten Sie nur, Graf, ein solcher Dummkopf sein, und sich von diesem armseligen Schafe verführen lassen? Merkten Sie es denn gar nicht, da Sie doch manchmal Funken von Vernunft zeigen, daß er auch zu den Tollen gehört?“

„Also ist unser Herr Friedrich auch unklug?“, fragte Wolfsberg.

³¹⁰ Da scheint der Theaterdirektor Goethe durch.

„Was anders?“, erwiderte der Direktor: „nur weil er anstelliger ist, als die andern, wird er zum Aufwärter, ja Aufseher gebraucht. Nun hat sich das Ding freilich geändert. Hätten die Satans nicht uns Narren insgesamt den alten Kasten auf die Köpfe schmeißen können!“

„Mir fiel es oft ein“, sagte Wolfsberg kleinlaut, „daß hier keine Schätze liegen möchten, daß Friedrich vielleicht nicht gesunde Einsichten habe; aber weil ich doch einmal die tolle Arbeit angefangen hatte, weil er mich so zu lieben, auch ganz zu kennen schien, mehr als alle, so - -“

„Ja“, winselte Friedrich, „ich mußte dem Narren gleich gut sein, sowie ich ihn ankommen sah; denn betrachten Sie ihn nur, wie er dem berühmten Herzog Marlborough ähnlich sieht, der vor einem halben Jahre bei uns saß, und mit dem ich damals auch die große Freundschaft errichtete. Aber da er nun doch ein recht verräterischer Narr ist, will ich Ihnen auch sagen, wer er eigentlich ist; denn Sie kennen ihn alle nicht.“

„Nun?“, sagte der Direktor.

„Er ist“, fuhr Friedrich trotzig fort, „der durch die ganze Welt berechnigte Cartouche, das können Sie mir auf mein Wort glauben.“

„Schert euch beide auf eure Stuben!“, rief der Direktor, „und nehmt da auf vier Wochen mit Wasser und Brot vorlieb, das ist eure gelindeste Strafe! Die Maurer werden hier wohl ebenso lange zu tun finden, ehe das Haus wieder fest steht und alles in Ordnung ist.“

Sie gingen alle hinauf, und die beiden armen Sünder mußten sich seufzend in ihre Strafe fügen, die noch härter hätte ausfallen können.

* * *

Vor der Stadt lustwandelten die beiden Freunde Walther und Anselm. „Sie billigen es“, sprach der letztere, „daß ich dem alten Grafen Birken alles, was seinen wilden Sohn betrifft, geschrieben habe, und daß er nun, wenn es ihm wichtig genug dünkt, selber kommen und ihn aufsuchen mag; denn ich kann meine Zeit nicht länger mit diesen Nachforschungen verlieren. Sie wissen, daß mit jedem Posttag die vorteilhafteste Anstellung ankommen kann, die ich nicht zurückweisen darf.“

„Ich bin in allen Dingen Ihrer Meinung“, erwiderte Walther, „nur darin nicht, daß Sie nicht zum Hause des Predigers Kilian zurückkehren wollen, wo, wie ich immer noch glaube, wir alle antreffen würden. Was nützt mir nun die Vollmacht, die ich bei mir trage, wenn wir den guten Pankraz niemals wieder zu Gesichte bekommen?“

Ein Auflauf störte die Unterredung, denn ein Rudel von Jugend war hinter der seltsamsten Erscheinung her, die ihnen zu entlaufen suchte. Eine lange Gestalt in rotem Tressenrocke, kleinem goldbesetzten Hut und großem Haarbeutel, einen feinen Degen mit Prozellangriff an der Seite, in aufgewickelten seidnen Strümpfen und Korduanschuhen mit roten Absätzen, stolperte ihnen unbehülflich entgegen, und bat mit kläglichlicher Stimme um Hülfe gegen die ausgelassene Jugend. Sie halfen dem alten Manne in ihren Gasthof, vor dem sie eben standen, und als sie im Zimmer dem Geschrei und Lärmen des nachfolgenden Haufens entgangen waren, erkannten die Freunde zu ihrem Erstaunen an dem hochauffrisierten und gepuderten Kopf das Gesicht des verdächtigen Pankraz. „Wie bin ich Ihnen verbunden, meine werten Herren“, sagte er, den Rat von der Seite betrachtend, „daß Sie mich gerettet haben!“

Der Arzt, welcher fürchten mochte, daß bei der Milde seines Freundes vielleicht die Sache nicht die rechte Wendung nehmen könnte, bemächtigte sich gleich des Gespräches, indem er mit barschem Tone sagte: „Wir kennen Euch recht gut, alter Narr Pankraz; wie seid Ihr in diesen Habit gekommen, und was hat die Posse zu bedeuten?“

„Ach, mein Herr“, sagte der Diener, „wir sind schon einige Zeit von unserm Prediger entfernt -“,

„Das wissen wir“, unterbrach ihn der Arzt, „und auch saubern Grund, weil der gute Pankraz uns nicht gern dort treffen wollte. Doch das wird sich alles finden!“

„Nun kann ich meinen Herrn“, fuhr der Diener fort, nachdem er den Arzt ein Weilchen mißtrauisch angesehen hatte, „so ziemlich regieren; er folgt mir in wichtigen Sachen immer, wenn er auch murrte, und hat mehr Respekt und Furcht vor mir, als vor dem Herrn Prediger selbst; aber an einem einzigen Tage im Jahr ist er durchaus nicht zu bezwingen; an seinem Geburtstage nämlich; da muß ich ihm in allen Dingen seinen Willen tun, wenn ich ihn nicht wütig machen soll. Heut ist der Unglückstag, und da faßte er schon vorige Woche den Gedanken, ich müßte heut als Herr ungeputzt sein, und er wollte meinen Bedienten vorstellen. Ich bat und flehte; aber umsonst. Ich wollte wenigstens den Spaß auf dem Lande treiben; half nichts. Er staffierte mich also aus, und lehnt das Zeug dazu von Juden und Christen zusammen; er selber tritt in einer engen hechtblauen Livree hinter mir her, und da sich die Jungen versammeln, fängt der böse Mensch zuerst an, mich auszulachen, und schreit hinter mir drein, ich sei der ewige Jude. So bin ich durch die halbe Stadt verfolgt worden, und hoffe nun durch Sie den Habit loszuwerden, und sicher nach unserm Wirtshause zu kommen.“

„Das wird alles nicht nötig sein“, sagte der Arzt kaltblütig, „der gute Pankraz wird wohl anderswo ein Unterkommen finden. Seht, der Herr Rat Walther hat sich zu Eurem Besten vom Gerichtspräsidenten hier in der Stadt, der sein naher Verwandter ist, diese Vollmacht geben lassen, Euch zu greifen, wo Ihr Euch betreffen liebet, und den Gerichten zu überliefern; wo Euch dann das Zuchthaus wenigstens gewiß ist, wenn Euch nicht, wie ich glaube, Kette und Karren auf dem Festungsbau erwartet.“

„Mein Himmel“, sagte der Alte zitternd, indem er einen schnellen Blick in das große Blatt warf, „wodurch denn - dieser Verdacht - ach! Herr Rat - ich weiß nicht -“

„Freilich“, fuhr der Arzt kalt und bestimmt fort, „könnt Ihr Eurem Schicksal selbst eine bessere Wendung geben, wenn Ihr in unsrer und einiger Zeugen Gegenwart ganz aufrichtig seid.“ – „Ich weiß ja nicht“, winselte Pankraz, „was ich gestehen soll.“ – „Die Sache ist übrigens schon klar“, sagte der Arzt, „und kann auch ohne Euch ausgemittelt werden; nur bewegt uns das Mitleid mit Eurem Alter dazu, Euch das harte Schicksal zu ersparen, das Euch notwendig treffen muß. Vertraut Ihr Euch uns gutwillig an, so haben wir den alten Baron Eberhard so in der Hand, daß er künftig für Euch sorgen muß, und noch besser, als er bisher getan hat. Wir wollen als Eure Freunde für Euch handeln, wenn Ihr aufrichtig seid, und Euch als Feinde verfolgen, wenn Ihr leugnet.“

„Lieber Himmel“, stotterte der Alte, „wenn ich doch nur gleich recht viel wüßte, um Ihnen durch meine Bereitwilligkeit meinen Diensteifer und meine Liebe zu beweisen.“

„Wir verlangen nur wenig von Euch“, sprach Anselm.

„Ach! das ist ja recht schade“, seufzte Pankraz; „wollte der Himmel, ich hätte Ihnen recht vieles zu erzählen!“

„Daß Ihr sonst den jungen Raimund bedientet“, fuhr der Arzt fort, „daß Ihr einen Spion bei ihm abgab, daß Ihr es nicht ehrlich mit ihm meintet, sondern alles dem alten Herrn Baron zutrug, wissen wir schon längst. Es ist uns auch bekannt, daß sich der alte Herr Baron über die Schwächlichkeit seines Neffen freute, weil er ihn zu beerben hoffte; daß ihm deshalb die Verbindung mit Fräulein Blanka sehr zuwider war, die er auch nur unter den einfältigsten Vorwänden zu hindern suchte; daß er darum ihre tödliche Krankheit so gern sah, und Euch alten Spitzbuben mit der Nachricht ihres Todes zu dem zerstörten jungen Manne schickte, als ob Ihr Euch einen rührenden und dummen Spaß mit ihm machtet. Als dieser Todesschlag die Sinne des Unglücklichen verwirrte, jagte der alte Unmensch Euch zum Scheine aus dem Dienst, wie es schon vorher unter Euch abgekartet war, und hat Euch seitdem eine gute Versorgung gegeben, und für die Zukunft eine noch bessere versprochen. Nicht wahr, so hat sich alles begeben? Jetzt sagt nur noch, wo habt Ihr den armen Jüngling hingeschafft? Gesteht es lieber uns, als dort vor Gericht, wo keine Gnade mehr für Euch zu hoffen ist; auch tut Ihr so Eurem alten Beschützer den besten Dienst, der nur auf diesem Wege einem schimpflichen Prozesse entgeht.“

„Ach! meine Herren“, heulte Pankraz, „meinen Sie es denn auch ehrlich mit mir? Wenn ich mich doch nur Ihrem edlen Herzen so recht gutmütig vertrauen könnte! Wenn Sie es doch einzurichten wüßten, daß ich nichts mehr mit dem Herrn Theophil zu tun hätte, sondern das, was ich von dem Baron fordern kann, in ungestörter Ruhe genösse.“

„Das soll geschehen“, sagte der Arzt. „Nur schnell! wo ist Raimund?“

„Sehn Sie“, fuhr der Diener fort, „wie soll ein armer bedrängter Domestik ehrlich bleiben, wenn es die vornehmen Herrschaften bei allem ihrem Überflusse nicht einmal sind? Der alte Herr glaubte immer, er würde das Vermögen besser brauchen können, als sein junger Neffe, der niemals so ganz seinen Verstand hatte; darum dachte er auch, das feine Wesen sollte mit Tode abgehn, weil die Leute immer sagen, solche Kinder und junge Leute wären zu gut für diese Welt. Wie er nun doch schon konfus war, so meinte der Baron, der Tod des Fräulein Blanka, die auch besser für den Himmel paßte, würde dem jungen Herrn auch dahin verhelfen; darum sollte ich ihn erschrecken, daß er nur recht schnell und ohne lange Leiden hinüberführe; und das alles wußte mir der Herr Baron ganz christlich vorzuschwatzen. Aber der junge Mensch hatte doch noch mehr Courage und Kraft, als wir ihm zugetraut hatten; er wurde freilich ein bisschen lamentabel, und sein Verstand verfiel noch mehr, aber er blieb frischweg am Leben. Da gab ihm der alte Herr einen andern Namen, schrieb Zertifikate, eine ganze lange Geschichte, die ich mir auch merken mußte; und das arme kranke Lamm ließ sich auch alles gefallen; ob er so hieß, oder so, war ihm ganz gleich. Er wurde mir heimlich übergeben, und ich brachte ihn ganz in der Stille auf das Haus da drüben über den Fluß, wo sie ihn gut verpflegen, und er sich, seit Fräulein Blanka für ihn tot ist, um nichts mehr kümmert. Ich bezahle vierteljährig seine Pension, die ich von einem Bankier erhebe, und so ist alles in Ordnung.“

„Was ist das für ein Haus?“, fragte Walther.

„Das berühmte Narrenhaus da drüben“, antwortete Pankraz.

„Entsetzlich!“, rief der Rat; „du wirst uns nun deine Papiere ausliefern, dein Geständnis noch einmal wiederholen, und es unterschreiben, und so lange, bis alles entschieden ist, im leichten Arrest bleiben. Doch noch eins: wer ist denn dieser Theophil?“

„Der“, sagte Pankraz, „ist ein natürlicher Sohn unsers alten frommen Barons. Er schämt sich seiner, weil er ein Narr ist, und hat ihn bisher bald da, bald dort untergebracht.“

Man hörte den Theophil draußen lärmern. Er trat als Bedienter gekleidet in das Zimmer. „Ich will meinen Pankraz haben“, rief er aus.

„Ach“, jammerte der Diener, „ich bin zum armen Sünder geworden, und gegenwärtig im Arrest.“

„O das ist herrlich!“, jubelte Theophil; „schöner konnte ich meinen Geburtstag gar nicht feiern, als dadurch, daß sie den alten Kater zum armen Sünder gemacht haben! Das muß ich gleich draußen dem Herrn Kilian und Görge erzählen. Das wird ein Jubel im ganzen Lande sein. Pankraz im Arrest! der weise Salomon, der schnurrende, altfränkische Solon mit seiner Cato-Physiognomie und dem herrlichen Haarbeutel im Nacken ein armer Sünder!“ - Er stürmte fort und hörte nicht auf die Einreden der beiden Freunde, oder die kläglichen Bitten seines alten Dieners.

* * *

Kaum war der Stubenarrest und die sehr dürftige Kost dem armen Wolfsberg noch nötig, um ganz sein Inneres zu erkennen, und alle seine Torheiten und die Verderbnis seines Lebens einzusehn. In demütiger Unterwerfung ergab er sich seinem Schicksal, und war kaum erfreut, als man ihm ankündigte, daß seine wohlverdiente Strafe ihm früher erlassen sei. Jetzt durfte er wieder den Saal betreten, und der Direktor, den er bis dahin so wenig wie Friedrich, seinen Verführer, gesehn hatte, ließ ihn sogar dahin einladen.

Wolfsberg fand alle Toren dort versammelt, und den Direktor, mit dem Hut auf dem Kopfe, sitzend. Dieser hielt ein Papier in den Händen, und seine Miene schien sehr verändert; doch konnte man nicht sagen, daß er heiterer, als gewöhnlich, aussah. „Meine Freunde“, fing er im Rednerton, aber mit einer weichen Stimme an, „wir haben lange miteinander gelebt, viel miteinander ertragen; aber heut ist der Tag, an welchem wir voneinander scheiden sollen. Man hat endlich meinen vielfältigen Gesuchen, mich in Ruhestand zu versetzen, nachgegeben, und der Mann, der nun als Vorsteher meine Anstalt übernehmen wird, soll noch heut mittag eintreffen. Möge sein Verstand erleuchteter, als der meinige, und sein Sinn nicht unfreundlicher sein!“

Die Tür ging auf, und Görge trat mit großer Dreistigkeit herein. „Was gibt's, Bursche?“, fuhr der Direktor auf ihn los.

„Ich kann's nicht mehr zu Hause aushalten“, sagte Görge ganz unbefangen. „Sehn Sie, Herr Direktor, seit ich neulich mal hier war, bin ich wie ein verwandelter Mensch; mein Verstand ist aufgeklärter, und ich kann nun meinen lieben Eltern nicht mehr so in allem folgen, wie ehemals. Wenn ich das nicht recht mache, und jenes versehe, mal so spreche oder morgen anders denke, wie es zu Hause bei mir Mode ist; so wird die Mama immer sehr böse, und droht mir, mich in das Narrenhaus hier einsperren zu lassen. Gestern nun habe ich unserm Herrn Kilian wohl zwanzig Fledermäuse in die Stube geworfen; da hat er mich verklagt, und sie hat mir wieder gedroht, mich hierher zu schicken; da bin ich nun heute früh lieber gleich von selbst herübergelaufen, und bitte, daß Sie mich eine Weile hier behalten; so könnte ich auch bei dem rotnasigen Herrn dort noch etwas lernen und mich ausbilden.“

Sokrates machte sich sogleich herbei, und faßte die Hand des lehrbegierigen Jünglings. Der Direktor lächelte und sagte mit sonderbarer Miene: „Wenn Strafe selber zum Lohn wird, so ist der Mensch gewiß am glücklichsten. - Ich bin in meiner Abschiedsrede von euch, meine Freunde, unterbrochen worden“, fuhr er hierauf in verändertem Tone fort. „Ich habe dies Haus nun sechzehn Jahre bewacht; viele Gäste empfangen, viele gebessert entlassen. Ihr seid die letzten; und da ich eure Besserung durch Pflege und Aufsicht nicht lange genug habe abwarten können, so will ich sie hiermit durch ein Machtwort veranstalten, und erkläre euch nun hiermit für frei, hergestellt und gesund. Wie? Diese Gewalt wenigstens sollte mir nicht einmal geblieben sein? Tut der Staat, der Fürst, die Universität denn etwas anders, wenn sie Doktorhüte, Titel und Würden austeilen? Da sehn wir ja täglich, wie Menschen plötzlich Verdienste und Tugenden haben und glänzen lassen, die kurz vorher nur wenig taugten, oder kaum über vier hinauszählen konnten. Alle Tore, meine teuern, so lange gehegten und gepflegten Freunde, sind offen; die Türhüter haben den Befehl, niemanden am Ausgehen zu verhindern. Diese letzte Wohltat ist es, wozu ich noch heute meine Macht gebrauchen will. Ich kann meinem Amte nicht länger vorstehn; denn, wie mancher der Märtyrer oder Wundertäter jener frühern Jahrhunderte die Sünden ihrer Mitbrüder, so habe ich mit Liebe und Mitleid alle eure Gebrechen in meine Seele aufgenommen: und viele sind dadurch geheilt, die Bössartigkeit anderer ist dadurch gemildert worden. Aber ihr könnt wohl selbst ermessen, dankbare Freunde, daß das keine Kleinigkeit für einen sterblichen Mann ist, in seinem engen Busen so hundert Narrheiten zu tragen und zu hegen, an deren *einer* schon jeder von euch genug zu schleppen hat. Freilich war ich auch dadurch nur Monarch und Herrscher, in welchem sich alle Kräfte und Vorzüge zentralisieren. Nicht wahr, ihr guten, lieben Untertanen und Einfaltspinsel? Geht nun zurück in die Welt, und gewöhnt euch doch endlich als

gesetzte Männer die kindische Aufrichtigkeit ab, mit der ihr euch vor jedem Narren eure Narrheit habt merken lassen. Schaut um euch! Von allen, die hier vorbeifahren und -gehen, die auf dem Flusse schiffen, die in der Stadt dort wandeln und auf ihren Zimmern sitzen, gehören, wenn man die Strenge brauchen wollte, wenigstens zwei Drittel hieher. Warum wollt ihr nun so weicherzig sein, jedem eure Brust zu öffnen, und in die kuriose Struktur eures Innern hineinschauen zu lassen? Ist es denn so etwas Schweres, die gewöhnlichen Redensarten der Vernünftigen zu gebrauchen, ihre Geschäfte zu treiben, trivialen Spaß zu machen, und ihnen ihre ganze Ehrwürdigkeit abzusehn und nachzuspielen? Kinder, glaubt mir doch, es gehört weit mehr Genie dazu, ein Narr zu sein! Daher mag es auch Mangel an Mut sein, wodurch sich die meisten abhalten lassen, zu uns überzugehn. Denn ein trivialer Narr ist wirklich etwas recht Triviales. Wann nun der neue Herr Direktor ankommt, seht, Kinder, so wird er hier das leere Nest finden. Das glaube ich, wenn der sich so recht in die Fülle, wie in eine vollständige Haushaltung hineinsetzen könnte, das wäre ein Jubel für ihn; alles eingemacht, vollgesackt, geschlachtet und gepökelt für Herbst und Winter; die ganze Ernte, die ich so mühselig seit manchem Jahre habe sammeln müssen! Nein, er mag auch säen und pflanzen, die junge Zucht auffüttern, die alten Gänse nudeln und stopfen. Zehre er von seiner eignen Arbeit! - Lebt nun wohl und reicht mir Eure Hand, ehrwürdiger Sokrates! Geht und nehmt den jungen Alcibiades, den lieben Göрге, mit Euch; bildet ihn, daß er Galimathias sprechen lerne, aber mit Maßen, damit er nicht verkannt werde, wenn er das, was auf einen Monat ausreichen sollte, in einem Tage an den Mann bringt. Fahrt wohl, ihr beiden Redner; übt euch dort vor dem Volke, und rührt und erbaut die Welt durch Liebe und erhabene Gesinnung! Indianer, großgesinnte Menschen mit edeln Inspirations-Gaben versehn, errichtet dort eine Akademie, um die trockne Welt geheimnisvoller zu machen und sie mit tiefer Mystik zu nähren! Begleitet diese Edeln, Ihr, Lesender; und wenn Ihr unserm Jahrhundert alles rücklings lesen und stellen könnt, so werdet Ihr Euch vielen Dank verdienen: ja der bloße Versuch wird Euch schon glänzend belohnt werden. Ihr, Baukünstler, bezieht wieder Euer Haus, das Ihr als aufgeblühte Schönheit verließet, und das nun zu einem alten Mütterchen zusammengeschrumpft ist! Pygmäenfeind, geht und vertreibt die bösen Geister! Ihr, Graf Birken, macht Euch davon, und laßt nun Weiber und Mädchen in Ruhe! Herr Linden, oder Methusalem, wie sie Euch hier nennen, verschwindet in Eil: denn Ihr macht hier nur teure Zeit, da Ihr sie so entsetzlich konsumiert. Wie? wenn ich Euch nun die Zehrungskosten nebst Zinsen für die hunderttausend Jahre abfordern wollte, die Ihr hier, Eurem eignen Geständnisse nach, zugebracht habt? Meilenweit hierherum kann das Kind im Mutterleibe keine Zeit zum Wachsen finden, da Ihr alles in Euch schlingt. - Friedrich, lebt wohl, und grabt keine Schätze mehr, sonst grabt Ihr Euch selber die Grube, in die Ihr hineinfallt!“

Jeder mußte ihm, indem er vorüberging, die Hand reichen. Alle verließen das Haus; nur Friedrich erklärte, daß er niemals weichen wolle. „Sieh“, rief der Direktor, am Fenster stehend, „wie sie sich verbreiten und dahinziehen, die lieben Pilgersleute! Sie werden es doch vielleicht nicht wieder so gut finden, als hier. Mancher wird sich zurücksehnen!“

Ein Wagen fuhr in den Hof, und der Mann, welcher herausstieg, war sehr verwundert, alle Tore offen zu finden. Noch mehr erstaunte er aber, als er sich dem zeitherigen Direktor näherte, und erkannte, daß dieser plötzlich ein Kranker seiner eignen Anstalt geworden sei. Er gab sich ihm als Doktor Anselm zu erkennen, welchem die Regierung diesen Posten anvertraut habe; doch jener antwortete bloß: „Ja, bester Mann, Sie finden mich ganz allein hier, als Stock und Stamm, der wohl wieder Früchte tragen mag, doch aber jetzt abgelaut ist. Für etwas, wenn auch nicht für viel, kann mein Friedrich gelten.“

Anselm ließ sogleich einige Diener zu Pferde ausreiten, um, wo möglich, noch einige der Flüchtlinge einzuholen.

* * *

Göрге ging mit seinem neuerworbenen Sokrates seiner Heirnat zu. „Sie müssen sich nur nicht Sokrates nennen“, machte er ihm begreiflich; „denn das klingt so heidnisch: so können Sie gewiß in unserm Hause bleiben, und mir Unterricht geben. Der Papa suchte schon seit lange einen Lehrer: er hilft Ihnen gewiß durch, und tut, als wenn er Sie dort oben nicht gesehn hätte; meine Schwester darf nichts ausplaudern, sonst verrate ich ihre schwärmerische Liebe zu dem Windbeutel Theophil-, bloß die Mama müssen wir betrügen, und Sie müssen sich nur hübsch klug und weise stellen.“

„Ich brauche mich nicht so zu stellen“, antwortete Sokrates; „das ist meine wahre Natur.“

In einiger Entfernung hinter diesen schlich Wolfsberg; er ging nur langsam, und sehnte sich nach einer Erquickung. In dem großen Dorfe, wo der Junker ihm mit seinem Mentor aus den Augen verschwand, ließ er sich in dem Gasthofe ein Zimmer geben, und bestellte sich Essen und Wein. Er legte sich indessen auf das Bett, um etwas zu schlafen; aber kein Schlummer befiel sein Auge, denn tausend gute Vorsätze, Lebensplane und Erinnerungen besuchten ihn jetzt, da er sich nun endlich der Freiheit zurückgegeben sah, die er sich seit so mancher Woche vergeblich gewünscht hatte. Die heitre frische Herbstluft zog durch das offene Fenster,

und stärkte seine Sinne. Wie ist mir wohl! sagte er zu sich selbst: warum habe ich denn so manches Jahr diese Empfindungen verschmäht, die mich jetzt besuchen, und die doch das teuerste Leben meines Lebens sind?

Ein sonderbares Gezänk, das draußen vorfiel, erregte erst seine Aufmerksamkeit und zog ihn dann ans Fenster. Ein alter Mann stritt mit einem jungen, und sagte jetzt eben: „Nein, Sie müssen mit uns gehen, und daß ich Ihnen Ihre Barschaft oder Ihre Wechsel jemals wiedergeben sollte, darauf machen Sie sich nur keine Rechnung; denn wenn ich nicht als ein kluger Mann Ihre Kapitalien in Verwahrung genommen hätte, so hätte es wohl so kommen können, wie uns der fremde Herr wahr sagte, daß mein altes Auge Sie nie wiedersah, und meine arme Tochter sich der Verzweiflung ergeben mußte.“

Wolfsberg sah sich hier wieder einen Spiegel vorgehalten, der ihm die Szene noch weit interessanter machte.

„Aber, Herr Kilian, es ist doch mein Geld“, sagte der junge Mensch.

„Was, Kilian?“, schrie der Alte; „Herr *Schwiegervater* müssen Sie zu mir sagen, so wie ich Sie auch lieber hochgeborener Herr Schwiegersohn, als Graf von Birken titulieren werde.“

„Wie?“, sagte Wolfsberg zu sich selbst, „dies also ist der junge verkehrte Mensch, für den ich so lange habe leiden müssen?“ Seine Aufmerksamkeit hatte den höchsten Grad erreicht, und weil er dem Gespräche so eifrig zuhörte, bemerkte er nicht, daß zwei fremde Menschen durch den Baumgarten herbeikamen. „Kommen Sie, ohne Umstände“, rief der Pfarrer jetzt von neuem, „oder ich lasse Sie aus meiner Machtvollkommenheit als Mädchenverführer und Jungfrauenräuber arretieren.“

„Einen solchen suchen wir eben“, sagte der eine Fremde, „einen jungen Grafen Birken, der ein Verbrecher und Narr zugleich sein soll. Alle Törichten haben sich heut aus dem Narrenhause befreit, und das ganze Land ist nun im Aufruhr, sie wieder einzufangen.“

Wolfsberg erschrak; er wollte schnell den Kopf zurückziehen, aber man hatte ihn schon bemerkt. Er sammelte sich und rief von oben herab: „Sie suchen den Grafen Birken? Der dort ist es, der mit dem alten Manne spricht.“

Der Graf erschrak, der Geistliche sammelte sich aber bald. „Schwiegersohn oder Arrestant?“, fragte er den jungen Mann schnell und leise. - „Ach! Schwiegersohn!“, wimmerte dieser kläglich, und der Geistliche sagte mit fester Stimme: „Meine Herren, ich bin der Pastor dieses Orts; dieser mein Herr Schwiegersohn wohnt schon seit vierzehn Tagen in meinem Hause; aber dem Menschen da oben sieht ja der Vagabunde und der Narr obenein aus den Augen heraus. Ich gebe Ihnen mein Wort, er ist der entsprungene Graf Birken!“

Er nahm seinen Schwiegersohn unter den Arm und führte ihn mit starker Hand davon. Die Fremden bemächtigten sich des unglücklichen Wolfsberg, erlaubten ihm kaum, sein bestelltes Mittagsessen zu genießen, und schleppten ihn wieder in seine alte Haft zurück.

* * *

Der Rat Walther war im Begriff, in schnellster Eile nach der Stadt zu fahren. Nur auf eine halbe Stunde wollte er in dem Dorfe beim Pfarrer Kilian einsprechen, und scheute deshalb den Umweg nicht, weil er doch vielleicht irgendeine Nachricht durch ihn erhalten könnte. Als er nach dem Dorfe einbeugte sah er seitwärts neben den Bergen auf einer grünen Wiese den Fluß entlang eine Gestalt gedankenvoll wandeln, die sein entzücktes Auge bald als seinen geliebten Raimund zu erkennen glaubte. Er ließ halten und wollte über die kleine Brücke dem Wasser zueilen, als er Schalmeien, Klarinetten und Waldhörner vernahm, und einen langen Zug geputzter Bauern und Bäuerinnen sich entgegenkommen sah. Alles jubelte, und in der Mitte gingen neben dem Pfarrer zwei wunderbar geschmückte Gestalten, die er für Graf Birken und die Tochter des Pfarrers erkannte, deren grüner Kranz in den brandroten Haaren sie deutlich als Braut ankündigte.

Da der Rat wußte wie wichtig es seinem Freunde, dem Arzte, sein mußte, daß die Trauung nicht vor sich ginge, so begab er sich, statt nach jener Wiese, in die Mitte des Brautzuges. Er wollte sprechen; aber die lärmende Musik ließ ihn nicht zu Worte kommen; besonders da der Pfarrer die Musikanten zum Blasen und das junge Volk zum Schreien ermunterte, um nur den lästigen Besuch zu übertäuben und zu verscheuchen. Des Rates Anstrengungen wären auch für jetzt vergeblich gewesen, wenn nicht einige Reiter herbeigesprengt wären, die dem Zuge Halt geboten. Die Musik verstummte, und diesen Augenblick der Ruhe benutzte Walther, um seinen Einspruch gegen die Feierlichkeit vorzutragen und zu erklären, daß der junge Graf noch nicht mündig, außerdem auch töricht im Haupte sei. Des Pfarrers bemeisterte sich ein erhabener Zorn. „Ich weiß nicht“, rief er aus, „warum sich alle Welt in Bosheit gegen meinen verehrten Schwiegersohn und meine geliebte Tochter verschworen hat! Er töricht im Haupte? Wissen Sie, unbekannter Freund, was das sagen will?“

Die Reiter begehrten ebenfalls angehört zu werden. „Sind Ihnen sonst keine Narren begegnet“, fragte der erste sehr eifrig: „das ganze Narrenhaus hat sich frei gemacht, wir sind alle in den Dörfern aufgeboden, sie

wieder einzufangen. Jeder Reisende ist jetzt verdächtig; man prüft alle Welt sehr scharf, und selbst der Vernünftigste muß sich in acht nehmen, nicht aufgegriffen zu werden; denn Narren müssen sie nun doch einmal dort oben wieder haben.“

„Sind Ihnen Verdächtige vorgekommen, Herr Pastor?“, fragte der zweite.

„Ich untersage hiermit diese Hochzeit!“, rief der Rat im höchsten Unwillen.

Der Pfarrer, welcher das Graftum seiner kleinen Tochter von neuem in Gefahr sah, dessen Vaterliebe alles daransetzte, sich diesen Schwiegersohn zu sichern, und dem mit Wolfsberg schon der kühne Streich gelungen war, rief jetzt laut: „Hier, meine Herren, sehn Sie einen solchen Wütigen vor sich, der sogar die heilige Zeremonie durch seine Raserei stören will!“

„Was?“, rief Walther aus; „ich ein Rasender?“

„Sehn Sie nur“, sagte der Pfarrer gesetzt, „wie ihm die Augen wie zwei Feuerräder im Kopfe herumgehn! Er ist toll; wir erkennen ihn alle dafür an.“

„Ja“, schriean die Musikanten, und am lautesten der Graf, „es ist der tolle Mensch der schon seit acht Tagen hier herumläuft.“

„Geben Sie acht, was Sie tun“, sagte der Rat etwas besänftigt; „ich wollte eben nach der Stadt; ich bekleide dort jetzt die Stelle des Gerichtspräsidenten.“

„Vor Hochmut ist er übergeschnappt“, rief der Pfarrer; „allons! fort mit ihm!“ - „Fort mit ihm“, schrie der ganze Haufe. Die Reiter hatten schon ein drittes, lediges Pferd herbeigeschafft; Walther ward hinaufgepackt, und ehe er noch sagen konnte, daß sein Wagen vor dem Dorfe halte, trabten seine Begleiter mit ihm fort; denn das Singen und Schreien der Menge, die betäubende Musik, und die Glocken, welche die Zeremonien einläuteten, machten für jetzt jede Erörterung unmöglich. Walther mußte gezwungen den Weg zur neuen Behausung seines Freundes antreten; der Pfarrer aber schleppte als Sieger seinen mühsam errungenen Schwiegersohn in die Kirche, mit dem Vorsatz, sich späterhin lieber jeder Verantwortung zu unterziehen, als das Horoskop Lügen zu strafen!

* * *

Der neue Direktor Anselm hatte sich indessen um seinen kranken Kollegen bemüht, und es war ihm auch gelungen, den alten Mann wieder ziemlich zu beruhigen. Dieser sah seinen Zustand ein, und fühlte sich beschämt, daß er so leicht jenem Gelüste nachgegeben, welches ihm noch kürzlich der Prediger als so gefährlich geschildert hatte. Er besaß in der Nähe ein Landhaus, auf welches er sich verfügte, und Anselm sah ihn gern abreisen, weil er überzeugt war, daß die schnell erzeugte Unpäßlichkeit in einigen Tagen auf immer verschwinden müßte.

Jetzt ward eine Gesellschaft von Reisenden gemeldet, die das Haus besehn wollten. Anselm ging ihnen entgegen, sie zu bewillkommen, und zugleich zu entschuldigen, daß ihre Neugier sich diesmal mit einem einzigen Vernünftigen begnügen müsse. Voran in den Saal trat ein langer alter Herr, dem die übrigen große Verehrung bezeugten; er führte an seinem Arm ein phantastisch geschmücktes Frauenzimmer, die dem Arzte bekannt schien, obwohl er sich ihrer nicht gleich erinnern konnte. Ein breitschultriger junger Mann folgte, und als letzte Begleiterin schlich ein blasses, krankes Mädchen nach, die Strickkorb und Tuch ihrer lachenden und übermütigen Gebieterin demütig trug.

„Wir kommen“, sagte der angesehene Mann, „Ihre Anstalt zu betrachten; meine junge Gemahlin hat dergleichen noch niemals gesehn, und der Bruder meiner Frau hat noch andere philosophische und künstlerische Absichten bei dieser Reise.“

„Sind die Narren aber auch nicht fürchterlich³¹¹?“, fragte junge Dame; „ist man nicht auch in Gefahr angesteckt werden?“

Anselm erzählte ihnen die unglückliche und doch lächerliche Begebenheit, worauf der alte Herr sehr betreten und erblaßt zurückfuhr und ausrief: „Wie? Alle entlaufen? Schrecklich! Und auch ein gewisser Baron Linden unter den Geflüchteten?“

„Jawohl; leider“, sagte der Arzt, indem er den Sprechenden näher ins Auge faßte.

„Das ist ein Jammer“, rief der robuste junge Mensch aus; so bin ich denn vergebens hiehergereist? Mir fallen jetzt bei unserm Theater die wichtigen Rollen des Macbeth und Lear zu, und für diese möchte ich so gern hier meine Studien machen; denn seit unser Großprahler, der Adlerfels, so ganz verschollen ist, und man nirgend von ihm hört - schade um den übrigens guten Künstler! - so muß ich doch notwendig die Lücke ausfüllen, die mit seinem Verlust bei uns entstanden ist.“

„Du solltest ihn nicht nennen, *mon frère*“, sagte die Dame: „sieh nur, wie Fanny wieder von Erinnerung ergriffen wird.“

„Auf den großen Mann“, sagte der Bruder, „hätte sich das Köpfchen ja doch niemals Rechnung machen

³¹¹ Im Sinne von: gefährlich.

dürfen.“

Friedrich, der auch zugegen war, sagte: „Es ist außer mir niemand im Hause, als der berüchtigte Graf Birken; den haben sie vor kurzem mit Gewalt wieder zurückgeschleppt.“

„Graf Birken?“, rief der Arzt höchst erfreut aus; „o diesen führe sogleich zu mir, guter Mann.“ Zugleich winkte er den Baron in ein Fenster, um im geheimen mit ihm zu sprechen: „Ich habe die Ehre“, fing er an, „den Herrn Baron Eberhard vor mir zu sehn.“ Jener verbeugte sich. „Wenn Ihr Neffe“, fuhr der Arzt fort, „jetzt sich wiederfände, würden Sie gewiß seiner Verbindung mit Fräulein Blanka nichts mehr in den Weg legen.“ - „Wenn er noch lebte, der liebe Jüngling“, sagte jener süßlich, „und sie den Verstand wieder gefunden hätte - doch scheinen das unmögliche Dinge zu sein!“ - „Doch nicht viel unmöglicher“, sagte Anselm, „als daß dieser nämliche Neffe lange als Baron Linden hier im Hause gelebt hat.“ - „Ei! was Sie mir sagen!“ - „Sie mußten es doch wohl wissen, da Sie sich gleich so angelegentlich nach dem jungen Linden erkundigten.“ - „Ich? Ja, sehn Sie einmal - daß ich nicht wüßte“, stotterte jener.

„Sie sind ein so berühmter Christ“, fuhr Anselm fort, „Ihre Frömmigkeit und Menschenliebe sind so exemplarisch, Sie ganz gewiß in alle meine Bitten und Vorschläge willigen werden, da ich es gleich gut mit Ihnen, wie mit Ihrem Neffen meine.“

„Je, du mein Himmel“, ächzte der Baron, „wir sind ja alle gute Menschen. Wann ich nur erst wüßte, wodurch ich die Ehre habe, von Ihnen gekannt zu sein.“

„Die arge Welt könnte glauben“, fuhr Anselm leise im sanftmütigsten Tone fort, „Sie hätten es auf das Vermögen Ihres lieben Neffen angesehen, besonders weil ein alter Schuft sich nicht entblödet, auszusagen, ein gewisser Pankraz -“

„O der Galgenschwengell!“, rief der Baron: „was sagt er aus? der soll mir alles bezahlen!“

„Sehn Sie einmal“, indem Anselm die Bogen auseinanderfaltete, „diese weitläufige Anklage, vor Zeugen ausgesagt und unterschrieben. Es ist entsetzlich! Was gewinnt aber ein frommes Herz, wie das Ihrige, dabei, einen solchen Menschen zu bestrafen? Nein; sammeln Sie feurige Kohlen auf sein Haupt; belohnen Sie ihn großmütig und übermäßig, daß er in sich geht, und an Ihrem Edelmut hinaufstaunend, an Tugend glauben lernt. Sie könnten ihm wohl ein Häuschen, ein kleines Kapital, eine mäßige Wiese und einige Äcker schenken, wie ihm ein sonderbarer Mann, der seit gestern Gerichtspräsident hier drüben in der Stadt ist, etwas voreilig in Ihrem Namen schon versprochen hat: ein gewisser Walther, er hat auch die Ehre, mit Ihnen verwandt zu sein, und denkt Ihnen auch die Mühe abzunehmen, künftig noch des Vermögens wegen, das Ihrem Neffen zusteht, Sorge zu tragen.“

„Je du mein Gott, ja - alles herzlich gern!“, seufzte der Alte kaum hörbar.

„Wie wäre es denn nun noch zuletzt, teuerster Mann, den ich immer mehr verehren muß, wenn Sie auch Ihren armen Sohn, den Theophil, legitimierten, und ihm ein anständiges Auskommen gewährten. Würde Ihr Herz darüber nicht eine unbeschreibliche Freude empfinden?“

„Ach ja“, sagte jener, „eine unbeschreibliche Freude, und da Sie es wünschen - und Sie eine gewisse Art zu bitten - und zum Herzen zu sprechen haben - o Himmel! die Tränen stehn mir in den Augen, daß ich eine solche Bekanntschaft gemacht habe.“

„Ich bin im Innersten gerührt“, erwiderte Anselm. Sie umarmten sich herzlich, und der Baron wischte sich die Tropfen des kalten Angstschweißes von der Stirn; „lange bin ich nicht so bewegt gewesen“, seufzte er, und blickte zum Himmel. - „Und ich“, erwiderte Anselm, „habe auch, solange ich lebe, an keinem so großen Herzen gelegen.“

Der Baron trat zur schäkernden Gattin. „Sie werden“, sagte er fromm, „in diesen Tagen einen Sohn von mir kennenlernen: auch ist mein Neffe wiedergefunden, und ein alter Diener [namens] Pankraz wird das kleine Gütchen Liebendorf erhalten, welches Sie dem Pächter verkaufen wollten.“

„Das ist ja viel in einer kleinen Viertelstunde“, sagte sie, und maß den Direktor mit großen Augen.

„Es geht fast zu, wie im Lustspiel“, sagte dieser.

„Ja“, sagte der Baron, „der Herr Direktor haben mir Eröffnungen gemacht, und auf eine Art -“

„Hier kommt Graf Birken“, schrie Friedrich; „er wollte sich erst gar nicht dazu bequemen.“

Wolfsberg trat herein; der Arzt ging ihm entgegen, aber beide fuhren in demselben Augenblicke voreinander zurück. „Sie, Herr von Wolfsberg, hier? unter diesem Namen? Und so verwandelt? so abgefallen?“ So drückte mit wiederholten Ausrufungen der Arzt sein Erstaunen aus. Die übrigen im Saale waren nicht ruhiger. Fanny lag in Ohnmacht, und Wolfsberg, der jetzt erst die Gruppe sah, machte sich aus den Armen des umhalsenden jungen Mannes, der einmal über das andre: „Mein Adlerfels!“ rief, los und eilte der Niedergesunkenen zu Hülfe. Er kniete zu ihr nieder, er legte ihr Köpfchen auf seinen Schoß: „O meine geliebte, meine teuerste, meine einzige Franziska!“ rief er in den zärtlichsten Tönen; „entziehe dich mir jetzt nicht wegen meiner Missetat, entfliehe mir nicht, denn ich bin kein Herzloser mehr: ich kehre zu dir zurück, wenn du mich noch würdigst, mich dein zu nennen! Ich bin ja aus meinem tiefen Elende zu mir selber erwacht; o so erwache denn auch du zu diesem Leben wieder!“

Franziska schlug die ermatteten, aber schönen Augen auf Sie konnte an ihr Glück nicht glauben, daß sie in dessen Armen lag, der sie mit so grausamem Hochmüte von sich gestoßen hatte. „Du mein?“, stammelte sie; „gewiß?“

„Ja, mein süßes Herz“, erwiderte Wolfsberg, der sich nun als Adlerfels ausgewiesen hatte; „ja ich kehre mit dir zurück, du wirst meine Gattin, und alle Schmerzen, allen Hohn, den du um meinetwillen ertragen hast, will ich dir vergüten, wenn ich es vermag. Und unser Kind, das arme Würmchen, lebt es denn noch?“

„Die liebe Bertha“, sagte die Entzückte, „ist zu Hause, bei meiner Schwester. Gott! wie wird sich alles freuen!“

„Ich gratuliere, Fanny“, sagte die gnädige Frau: „nun gib mir nur Strickkorb und Shawl her, daß ich es selber trage.“

„Bruder“, rief der andre Schauspieler, „wie wird das Publikum sich freuen, dich in deinen Effektrollen wieder auftreten zu sehn.“

„Soeben“, rief Friedrich hereinspringend, „haben sie noch einen ganz neuen Narren eingefangen. Das geht scharf her.“

Walther trat lachend ein und man verständigte sich sogleich. Anselm stellte ihm dem Baron vor und sagte ihm kurz, daß das edle Herz des frommen alten Herrn in alles gewilligt habe, was er nur irgend als Mensch oder Rechtsgelehrter von ihm fordern könne. „So laßt uns denn“, rief Walther, „nach dem Dorfe zurückkehren, von dem ich eben herkomme, denn wenn meine Augen nicht ganz zu Lügner geworden sind, so haben sie dort meinen geliebten Raimund erblickt.“

* * *

Wirklich war es Raimund gewesen, den Walther erst erspäht hatte. Stumm und in sich gekehrt hatte der Jüngling das Haus verlassen. Er begriff nicht, was ihm geschah; er wußte auch nicht, wo er hin wollte. So ging er dem Fußsteige nach, der ihn bald in den Wald führte. Er sann seinem verschwundenen [richtig: vergangenen] Leben nach, und ihm ward fromm und heilig zu Sinne. War es doch, als fielen verhallende Schleier von seinem Gemüte und Herzen herunter. Er kam an einen grünen runden Platz [an eine Lichtung] im Walde, wo er sich unendlich bewegt fühlte. Er sah sich um, um sich zu erkennen, und eine alte Birke, in welcher noch die Namenszüge, die er einst eingegraben, fast unkenntlich verwachsen waren, erinnerte ihn an alles. Er war noch ein Kind gewesen, als er hier einmal von seiner teuren Mutter Abschied genommen hatte; bis hieher hatte er sie begleiten dürfen, und von dieser Stelle kehrte er mit seinem Vater wieder nach dem Schlosse zurück. Er ahndete damals nicht, daß er nach einem Jahre schon beide Eltern beweinen sollte. Das Gut wurde nachher vom Oheime vorteilhaft verkauft, und Raimund hatte seit seiner Kindheit diese Gegend nicht wiedergesehn. So wie er jetzt zu diesen Erinnerungen immer deutlicher erwachte, wie die Sehnsucht nach den Szenen seiner Kindheit, nach dem Kirchhofe, wo seine Eltern ruhten, in ihm wuchs; so empfand er es, wie jene dumpfe Angst immer mehr verschwand, die bis dahin seinen Geist wie in einem finstern Kerker eingefangen hielt. Er verließ den Wald, da lag der kleine Fluß vor ihm der vom Wohnsitze seiner Kindheit herströmte. Alle Wogen schienen ihn zu grüßen, jede Blume am Ufer ihm einen kindlichen Gruß zuzunicken. Da fand er schon die Mühle im engen Tal, die ihm als Knaben mit ihren rauschenden Rädern so wunderbar erschienen war. Sie ist ja jetzt nicht weniger wundervoll, sagte er zu sich, wenn ich gleich weiß, was und wozu sie da ist. Er ging vorüber, und wollüstige erleichternde Tränen strömten aus seinen Augen. Da war der Bergschacht, der ihm so entsetzlich vorgekommen war; er ging dicht hinan, und erinnerte sich der grauenvollen Sagen, die von ihm im Lande umgingen. Nun sah er schon den wohlbekanntem Berg seines Geburtsortes, die rote hohe Felswand und die von oben herabhängenden Bäume. Da schimmerte auch schon das Dach des Schlosses herüber. Es schmerzte ihn, daß er nicht in das Tor vertraut eintreten dürfe, daß fremde Menschen, die er nur wenig kannte, in den Zimmern wohnten, wo seine Wiege gestanden, wo sein Vater ihm vorgelesen, wo seine Mutter ihn in einer Krankheit auf ihrem Schoße eingesungen hatte. Auf dem Kirchhofe kniete er mit Andacht an der Gruft. Er nahm sich nun fest vor, seine Freunde wieder aufzusuchen, und nachzuforschen, wer ihm das Schicksal bereitet haben könne, das ihm erst jetzt seltsam erschien. Doch mußte er, ehe er weiterging, die einsame Wiese hinter des Pfarrers Garten besuchen, den Spielplatz seiner Kindheit, wo er unter der hohen Linde so manchmal im grünen Grase halb eingeschlummert war, auf das Säuseln der Blätter, das Summen der Bienen, und das Plätschern des nahen Baches horchend, wo alles wie süßer Geistergesang ihn anredete, und er noch lieblicher aus seinen Träumen Antwort gab. Nun stand er wieder unter dem Baume, und eine himmlische Müdigkeit ergriff ihn wie damals; er tauchte die brennenden, tränennassen, jetzt so bleichen Wangen in das kühle Gras, und die Bienen schwärmten im Baum, die Blätter schwatzten mit ihnen, das Flößchen erzählte sich selbst eine alte Geschichte, und er entschlief wieder, wie in der Kindheit. - -

Ein Wagen hielt am Dorfe. „Willst Du ruhen, mein Kind?“, fragte die Mutter. - „Ja, aber im Freien.“ -

„Bist du auch wohl [kräftig?] genug?“ – „O Sie sorgsame, treue, mütterliche Pflegerin“, antwortete die Tochter, „Sie sehn ja, wie es mit meiner Gesundheit mit jedem Tage besser wird. Vertrauen Sie mir nur mehr, damit ich mir auch selber wieder vertraue. Nein, Geliebteste, jene trübe Zeit wird niemals wiederkehren; aber ich fühle es, durch diesen fürchterlichen Zustand mußte sich meine Krankheit arbeiten, damit ich wieder genesen konnte.“ – „Bist du dessen so gewiß, meine Tochter? Dann möchte ich Gott mit Tränen für die Verzweiflung danken, durch welche er mich damals geprüft hat.“

„Gewiß, liebe Mutter“, sagte die reizende Tochter. „Kenne ich doch nun mein ganzes Unglück; es ist mir kein düstres Geheimnis mehr. Wenn ich an die Ewigkeit der Liebe glaube, warum sollte ich denn jemals verzweifeln? Hier ist er geboren! O hätte ich ihn doch als Kind gekannt! Eine Welt voll Glück wäre mehr in meinem Besitz! Hier ist er auch wohl gewandelt; alle diese Gegenstände hat sein frisches Auge, wie oft, begrüßt. Nur über die Wiese will ich gehn, ein Viertelstündchen am Bache ruhn, so recht an ihn denken; dann komm ich zurück und wir reisen weiter. Aber allein müssen Sie mich lassen!“ Sie umarmte die Mutter, und schritt über die kleine hölzerne Brücke. - -

Raimund träumte indessen einen seltsamen Traum. Der Wahnsinn war die Wahrheit, und was die Menschen Vernunft nannten, nur ein dämmernder Schimmer. Auch kein Raum war da, und keine Zeit. So wie auf den alten Stammbäumen es abgebildet ist, sah er sich aus dem Herzen eine hohe Blume wachsen; sie wurde von seinem Herzblut getränkt, und ihr roter Glanz ward immer mehr zum goldnen Purpur. Da sang es im wiegenden Kelch, er tat sich süßflötend auf und Blanka³¹² schaukelte sich drin hin und wider, wie in einem durchsichtigen Kahn. Da blickte er über sich, und ihr blaues Auge ging in das seine; da zitterte sein Herz und mit ihm die Blume. „Warte“, rief sie, „jetzt stirbt mein Blumenhaus ab, ich komme draußen in der Wirklichkeit zu dir!“ Sie schlüpfte auf den Rasen und stellte sich unter die Linde. - „Gott im Himmel“, hörte er sagen, „das ist Raimund!“ - Er schlug die Augen auf, und Blankas blaues Auge ging in das seine. Er kannte sie gleich. Sie umschlossen sich, als wenn die Arme sich nie wieder loslassen wollten. Auf den lauten Freudenschrei eilte die Mutter herbei, und fand das unvermutete Glück, das sie noch nicht begriff. Auch Walther und Anselm kamen. Walther war so entzückt und berauscht, als wenn er selbst der Bräutigam wäre.

* * *

Im Hause des Pfarrers tobte indessen ein lautes Getümmel. Die Hochzeitgäste waren so lustig, daß es die Glücklichen endlich auch auf der Wiese hörten. Der alte Baron hatte indessen schon seinen Sohn Theophilus herausgesucht und ihm unter Umarmungen seine Vaterschaft erklärt. „Ich habe nun auch einen Vater!“, rief Theophilus im Hause lärmend umher, und schlug laut lachend mit den Beinen aus, als der Pfarrer ihm dazu vernünftig Glück wünschen wollte. Wolfsberg machte es mit dem Pfarrer ab, daß er ihn in den nächsten Tagen mit seiner übergelücklichen Franziska verbinden sollte. Der Gerichtspräsident Walther konnte in der Leidenschaft des Glücks nicht so mit dem Geistlichen sprechen, wie dieser es wohl verdient hätte; auch wurden alle Unterhandlungen durch ein laut schmetterndes Posthorn unterbrochen. Eine glänzende Equipage hielt, viele zierlich gekleidete Diener beeiferten sich, einen ansehnlichen Mann, der auf dem Rocke einen großen Stern trug, aus dem Wagen zu heben. Die Dorfleute befahl ein stilles Grauen, und als Anselm ausrief: „Der alte Graf Birken!“ so fing der Pfarrer an zu zittern.

„Wo ist mein ungeratener Sohn?“, schrie der alte Graf, als er in das mit Menschen überfüllte Zimmer trat. Die Braut heulte laut, und die anwesenden Weiber aus dem Dorfe stimmten in denselben Ton ein. „Wo ist Caspar Birken?“, schrie der Alte noch einmal. - „Hier“, winselte der junge Graf, der sich hinter einen großen eichenen Tisch verschanzt hatte. - „Und wo ist der unverschämte Pfaff, der es gewagt hat, den dummen Lafferi mit seiner Tochter zu verkuppeln?“ – „Hier!“, rief der Pfarrer, der sich indessen wieder gesammelt hatte; „aber keine Verkuppelung, sondern eine echte christliche Ehe, wie unsre Kirche sie vorschreibt.“ - „Die wird wieder geschieden!“ - „Die wird nicht geschieden!“ - „Sie ist nicht gültig, so gewiß da oben auf den Ebeschenbäumen keine Aprikosen wachsen.“ - „Sie bleibt so lange gültig, bis da oben die rote Felsenwand ein Mensch hinaufklettern kann, und von den nämlichen Ehreschenbäumen sein Veto in das Tal zu uns herunterschreit.“ - „Und wenn ich Blut und Leben, wenn ich mein Vermögen lassen muß, und wenn ich der Mörder meines eigenen Sohnes werden sollte, so gebe ich zu dem Unsinn nie meine Einwilligung.“ - „Und wenn ich“, schrie der Pfarrer entgegen, „prozessieren müßte, bis ich keinen Groschen mehr hätte, und wenn ich zur Fortsetzung des Prozesses von dem Junker Görge, oder einem noch Einfältigern, das Geld betteln müßte, so lasse ich die Sache nicht ruhn. Mein Kind muß glücklich und Gemahlin des Grafen, Ihres Sohnes, bleiben. Wissen Sie, was ein Horoskop ist?“ - „Nein.“ – „Nun, dann können Sie auch gar nicht mitsprechen. Sehn Sie dies Papier; in der Geburtsstunde meiner Tochter habe ich alle ihre Sterne beobachtet, und schon damals mit Gewißheit prophezeit, daß sie eine Gräfin werden müsse. Was können Sie gegen alle

³¹² Alias Urania.

Sterne ausrichten? He?“

Der Graf sah das Papier eine Weile mit staunenden Blicken an. „He! Caspar!“, schrie er von neuem. „Heraus aus deinem Winkel, du Satansbrut! Komm her, Spitzbube, ich will dir ja meinen väterlichen Segen geben, weil es denn also doch einmal nicht anders sein kann.“

Der junge Birken hüpfte herbei, er legte die Hand des Sohnes in die seiner Braut und küßte das kleine dicke Mädchen dann recht herzlich auf den Mund. „Nun, Spaß beiseite“, sagte hierauf der alte Herr bedächtig, „im Grunde ist es mir ganz lieb, daß die Sache so gekommen ist, denn der Junge hätte einmal noch ärger anlaufen können; er kommt somit in eine ziemlich reputierliche Familie; der Mosje Caspar muß nun aber seine dummen Teufeleien lassen, die ihm einmal den Hals hätten kosten mögen; der Schwiegerpapa ist ein resoluter Kerl, der wird ihm wohl den Daumen aufs Auge halten. Aber nun kriegt dein jüngerer Bruder die großen Güter, und du, Hasenfuß, trittst in seine Rechte, wie es auch eigentlich viel vernünftiger ist.“

Alles war zufrieden und glücklich. Walther und Raimund waren indes mit der geliebten Blanka zum Hause des Edelmanns gewallfahrtet. Es war vorläufig davon die Rede gewesen, den Jugendwohnsitz Raimunds wiederzukaufen; auch zeigte sich die Möglichkeit einer Verbindung zwischen der empfindsamen Baronesse und Theophilus, da dieser jetzt von seinem Vater anerkannt wurde.

Alle gingen selig, in Gefühlen und Hoffnungen schwelgend, sprechend und scherzend die grüne Wiese hinunter. Kilian unterhielt sich mit Sokrates. „Gnädige Frau“, sagte er nachher zu Görges Mutter, „der Mann kann Ihrem Sohne auf die Beine helfen; ich habe ihm auf den Zahn gefühlt, ich habe mit ihm disputiert, einen solchen Gelehrten bekommen Sie niemals wieder.“ Indem man noch sprach, hörte man von oben, die Felswand herunter ein lautes „Veto!“ rufen. Alle sahen hinauf und schwindelten, denn von der steilsten Höhe hing der alte Graf Birken reitend auf einem Ebreschenbaum. „Veto!“, rief er noch einmal; „aber nun kommt schnell zu Hülfe, oder ich breche den Hals!“ - „Widerrufen Sie erst Ihr Veto!“, schrie der Pfarrer hinauf. - „Ich widerrufe“, tönte es herab, „aber ich werde doch den Hals brechen.“ Die Bedienten liefen: die Leute aus dem Dorfe holten Stangen, Leitern und Stricke. Plötzlich brach der Baum, und der Graf stürzte herab; er kam aber noch ziemlich glücklich auf dem Boden, zur Freude aller, an. - „Wie ist er nur auf die steile Wand gekommen?“, rief der Pfarrer. - „Ja, Schwiegervater“, antwortete der junge Graf Birken, „Sie sehen, mein Papa ist noch toller, als ich!“

Die Sonne sank und beschloß den seligsten Tag, den Walther, Blanka und Raimund noch erlebt hatten. Franziska schloß sich diesen an, und im gebesserten Herzen fühlte sich Adlerfels als den glücklichsten Menschen.

XIV. Kapitel

Goethes Affaire mit Bettina Brentano

Kapitel XIV.1: Chronologie der Ereignisse

Dies ist der scheinbar unmögliche Versuch, die angeblich erdichteten Briefe (oder anders gesagt die Goetheschen Brieffragmente) in Bettinas Werk >G.Br.m.e.K.< chronologisch zu ordnen und zu beweisen, daß sie mehr Authentizität besitzen als bisher vermutet wurde.

Am 23. April 1807 sah Bettina Brentano ihren Halbbruder Goethe zum ersten Mal. Über diese erste Begegnung schrieb Bettina an die Frau Aja nach Frankfurt:

[>G.Br.m.e.K.<, Brief vom 16. Mai 1807]

... *In Weimar kamen wir um zwölf Uhr an; wir aßen zu Mittag, ich aber nicht. Die beiden [das Ehepaar Jordis, mit denen Bettina durch Weimar reiste] legten sich aufs Sofa und schliefen; drei Nächte hatten wir [während der Fahrt] durchwacht. „Ich rate Ihnen,“ sagte mein [Bettinas] Schwager, „auch auszuruhen; der Goethe wird sich nicht viel draus machen, ob Sie zu ihm kommen oder nicht, und was Besondres wird auch nicht an ihm zu sehen sein.“ Kann Sie [Frau Aja] denken, daß mir diese Rede allen Mut benahm? - Ach, ich wußte nicht, was ich tun sollte, ich war ganz allein in der fremden Stadt; ich hatte mich anders angekleidet, ich stand am Fenster und sah nach der Turmuhr, eben schlug es halb drei. - Es war mir auch so, als ob sich Goethe nichts draus machen werde, mich zu sehen; es fiel mir ein, daß ihn die Leute stolz nennen; ich drückte mein Herz fest zusammen, daß es nicht begehren solle ...*

Mit einem Empfehlungsschreiben von Wieland wagte Bettina dann doch, Goethe aufzusuchen:

... Mit diesem Billet ging ich hin, das Haus liegt dem Brunnen gegenüber; wie rauschte mir das Wasser so betäubend - ich kam die einfache Treppe hinauf, in der Mauer stehen Statuen von Gips, sie gebieten Stille. Zum wenigsten ich könnte nicht laut werden auf diesem heiligen Hausflur. Alles ist freundlich und doch feierlich. In den Zimmern ist die höchste Einfachheit zu Hause, ach, so einladend! Fürchte dich nicht: sagten mir die bescheidenen Wände, er wird kommen und wird sein, und nicht mehr sein wollen wie du - und da ging die Tür auf, und da stand er feierlich ernst und sah mich unverwandten Blickes an; ich streckte die Hände nach ihm, glaub ich - bald wußte ich nichts mehr, Goethe fing mich rasch auf an sein Herz. „Armes Kind, hab ich Sie erschreckt“, das waren die ersten Worte, mit denen seine Stimme mir ins Herz drang; er führte mich in sein Zimmer und setzte mich auf den Sofa gegen sich über. Da waren wir beide stumm, endlich unterbrach er das Schweigen: „Sie haben wohl in der Zeitung gelesen, daß wir einen großen Verlust vor wenig Tagen erlitten haben durch den Tod der Herzogin[mutter] Amalie.“ - „Ach!“ sagt ich, „ich lese die Zeitung nicht.“ - „So! - Ich habe geglaubt, alles interessiere Sie, was in Weimar vorgehe.“ - „Nein, nichts interessiert mich, als nur Sie [Goethe], und da bin ich viel zu ungeduldig, in der Zeitung zu blättern.“ - „Sie sind ein freundliches Kind.“ - Lange Pause - ich auf das fatale Sofa gebannt, so ängstlich. Sie [Frau Aja] weiß, daß es mir unmöglich ist, so wohlherzogen dazusitzen. - Ach Mutter! Kann man sich selbst so überspringen? - Ich sagte plötzlich: „Hier auf dem Sofa kann ich nicht bleiben,“ und sprang auf. - „Nun!“ sagte er, „machen Sie sich's bequem,“ nun flog ich ihm an den Hals, er zog mich aufs Knie und schloß mich ans Herz. - Still, ganz still war's, alles verging. Ich hatte so lange nicht geschlafen; Jahre waren vergangen in Sehnsucht nach ihm - ich schlief an seiner Brust ein; und da ich aufwachte war, begann ein neues Leben. Und mehr will ich Ihr [der Frau Aja] diesmal nicht schreiben.

An ihren Bekannten Achim von Arnim [in Königsberg] schrieb Bettina am 13. Juli 1807 von Kassel aus:
In Weimar ward mir ein einziger Wunsch erfüllt, die vier Stunden, die ich dort zubrachte, schaute ich in Göthes Antlitz, der mich wieder so freundlich ansah, so freundlich. Kein Wesen in der ganzen Natur war mir so angemessen, gab so, was ich begehrte, als eben das seinige. -

Mit Göthe sprach ich viel von Ihnen [von Achim von Arnim], er hat Sie lieb, er kann es sehr gut begreifen, daß ich Sie auch lieb habe. Ich wundre mich, daß ich so ruhig war bei ihm, bei ihm allein, daß ich auf seiner Schulter lag und beinah schlief, so still war die Welt um mich her, und er ließ sich's gefallen und war auch still und war so ehrend in dem wenigen, was er zu mir sprach. Ich trag einen Ring von ihm am Mittelfinger der rechten Hand, es ist eine kleine Figur in einen blauen Stein geschnitten, die ihr Haar löst oder bindet.

Dieses erste persönliche Kennenlernen dauerte 3 bis 4 Stunden. Bettina kehrte glücklich und zufrieden zu ihren Verwandten zurück und man reiste ab, ohne Goethe noch einmal besucht zu haben.

Im Juli 1807 befand sich Bettina wieder in Frankfurt und besuchte, wie früher, häufig Goethes Mutter.

Der angeblich zweite Besuch Bettinas bei Goethe, ich bin der Überzeugung, daß es bereits ihr dritter war, fand vom 1. bis zum 10. November 1807 statt. Um die Chronologie zu wahren, handele ich zuerst den heimlichen Besuch Bettinas bei Goethe ab.

Das Werk >Goethes Briefwechsel mit einem Kinde< ist unzweifelhaft aus echten Briefen Goethes an Bettina und umgekehrt zusammengesetzt. Ebenfalls unzweifelhaft wurden darin viele Briefe mit falschen Daten versehen, vor allem diejenigen, die ins Jahr 1807 fallen. Durch eine Gegenüberstellung der als echt nachgewiesenen Briefe mit denen in dem Werk >G.Br.m.e.K.< machen wir eine interessante Entdeckung, das erste Indiz für meine These, daß Bettina Goethe im Jahre 1807 mindestens dreimal sah, und nicht angeblich nur zweimal.

Meine Quelle des echten Briefwechsels war das Buch: >Bettinas Briefwechsel mit Goethe - Auf Grund ihres handschriftlichen Nachlasses< herausgegeben von Reinhold Steig, Leipzig 1922.

Frau Rat in Frankfurt an Goethe in Weimar, 8. September 1807 (Da Frau Aja nicht lesen und schreiben konnte, hat der Brief ihre Haushälterin geschrieben, die Frau Aja diktierte ihn nur):

Bettine Brentano ist über die Erlaubnis, dir zuweilen ein Blättgen [ein Briefchen] zuschicken zu dürfen, entzückt - antworten sollst du nicht - das begehre sie nicht - dazu wäre sie zu gering - belästigen wolle sie dich nicht - nur sehr selten - ein Mann wie du hätte Größeres zu tun als an sie zu schreiben - sie wolle die Augenblicke, die der Nachwelt und der Ewigkeit gehörten, nicht an sich reißen.

Dies bedeutet: der offizielle Briefwechsel Bettinas mit Goethe, mit Wissen von Goethes Mutter, kann frühestens am oder nach dem 8. September des Jahres 1807 begonnen haben! Der heimliche Briefwechsel Bettinas mit Goethe begann sogar schon am 1. August 1807, wie wir weiter unten sehen werden.

Bettina schrieb an Goethe [Frankfurt, nach dem 8. September 1807]:

Es wird [war] in der Jahreszeit, wo die Sonne heiß scheint [Anfang August des Jahres 1807], der blaue Himmel [ist] oft dunkel, man ahndet Sturm und Regen und doch geht endlich die Sonne wieder ruhig und

golden unter; so war mir's, da ich Ihnen [Wolfgang Goethe] geschrieben hatte, ich ward oft rot über den Gedanken, daß Sie es wohl unrecht fänden; und endlich ward mein Mißtrauen, nur durch wenig Worte, aber so lieb gelöst. Wenn Sie wüßten, wie schnelle und große Fortschritte mein Zutrauen in demselben Augenblick machte, da ich erfuhr, daß Sie es gern wollen [daß Bettina ihm schrieb]. O dürfte ich jetzt bei ihm sein, dachte ich, so glühend und hell sollte meine Sonne jetzt vor ihm auf und unter gehn, wie sein Aug' sich freundlich auf mir bewegte, ja wohl herrlich, ein Purpurhimmel mein Gemüt, ein warmer freudiger Liebestau meine Rede, die Seele müßte wie eine Braut aus ihrer Kammer treten, ohne Schleier, und sich bekennen. O Herr, in Zukunft will ich Dich oft sehen und lang am Tage, und oft soll ihn ein solcher Abend schließen.

Was haben wir anders, als daß wir das, was von der ganzen Welt nicht erkannt oder nicht gewußt, still und gewissenhaft mit dem teilen, der gern Teil an uns selber nimmt; das Gemüt hat, ohne Vertrauen, ein hartes Los, es wächst langsam, wie heiße Pflanzen zwischen Felsen, zwischen Freud und Schmerz auf, so bin ich! - Meine Sehnsucht, mein Gefühl waren Melodien, die sich ein Lied suchten, dem sie sich anschniegen, darf ich mich anschniegen? Dann sollen diese Melodien so hoch steigen, daß sie Ihre Lieder begleiten können.

Ihre Mutter schrieb, wie von mir [wie wenn es von mir wäre], daß ich keinen Anspruch an Antworten mache, daß ich keine Zeit rauben wollte, die Ewiges hervorbringen kann, sie hat Unrecht gehabt [es war falsch]; denn ich mögte gern alle Zeit, alle verfloss'ne und alle zukünftige, Ihnen rauben, wenn mir's möglich wär, ohne böses Gewissen zu haben, bedenken Sie indeß, daß nur wenig Worte, von Ihnen, mir mehr Freude machen werden, als man in langer Zeit zu haben pflegt.

Bettine

Das Analogon dazu in >G.Br.m.e.K.<, hier aber vordatiert auf den 25. Mai 1807, der echte Brief stammt jedoch von nach 8. September 1807:

An Goethe

Wenn die Sonne am heißesten scheint [Anfang August], wird der blaue Himmel oft trübe; man fürchtet Sturm und Gewitter, beklemmende Luft drückt die Brust, aber endlich siegt die Sonne; ruhig und golden sinkt sie dem Abend in den Schoß.

So war mir's, da ich Ihnen geschrieben hatte; ich war beklemmt, wie wenn ein Gewitter sich spüren läßt, und ward oft rot über den Gedanken, daß Sie es unrecht finden möchten, und endlich ward mein Mißtrauen nur durch wenig Worte [in einem Brief Goethes an sie?], aber so lieb gelöst. Wenn Sie wüßten, wie schnelle Fortschritte mein Zutrauen in demselben Augenblick machte, da ich erkannte, daß Sie es gern wollen [daß Bettina Goethe ab und zu ein Briefchen schrieb]! - Gütiger, freundlich gesinnter Mann! Ich bin so unbewandert in Auslegung solcher köstlichen Worte, daß ich schwankte über ihren Sinn; die Mutter [Frau Aja, Goethes Mutter] aber sagte: „Sei nicht so dumm, er [Wolfgang Goethe] mag geschrieben haben, was er will, so heißt es, du sollst ihm schreiben, so oft du kannst, und was du willst.“ - Ach, ich [Bettine] kann Ihnen nichts anders mitteilen, als bloß, was in meinem Herzen vorgeht. O dürft ich jetzt bei ihm sein, dacht ich, so glühend hell sollte meine Freudensonne ihm leuchten, wie sein Auge freundlich dem meinigen begegnet. Ja wohl, herrlich! Ein Purpurhimmel mein Gemüt, ein warmer Liebestau meine Rede, die Seele müßte wie eine Braut aus ihrer Kammer treten, ohne Schleier und sich bekennen: O Herr, in Zukunft will ich Dich oft sehen und lang am Tage, und oft soll ihn ein solcher Abend schließen.

Dies genügt, um zu erkennen, daß in dem Werk >G.Br.m.e.K.< echte Briefe Bettinas, und natürlich auch Goethes, verwendet wurden. Zwar dichterisch verfeinert, aber nicht sinnenstellt.

Jetzt werden die Analogismen zur Realität scheinbar immer mysteriöser und geheimnisvoller:

Echter Brief von Bettina in Frankfurt an Goethe, Oktober 1807:

Ich habe heute bei der Mutter einliegenden Brief abgeholt, um noch eher etwas schreiben zu dürfen, ohne unbescheiden zu sein. Ich mögte gar zu gern recht vertraulich kindisch und selbst ungereimt [gemeint ist: für Außenstehende unverständlich] an Sie schreiben dürfen, wie mirs in Kopf käme, darf ich? - z. B. daß ich verliebt war, 5 Tage lang, ist das ungereimt? O nur einen Augenblick in die eigne Jugend zurückgestiegen: was Himmel und Erde großes hat: Sonne, Wolken, Blitz, Donner, Regenbogen, Nebel und Erdbeben, zerriss'ne Tempel und stehende Wasserstrudel und Felsen, alles steht da in hoher heiliger Ordnung und dies alles wird doch nur bewegt durch ein einzig lebend liebend Herz.

[gekürzt]

Bettine

Euer [Goethes] Kind, Dein Herz, und
gut Mädchen, das den Göthe
gar zu lieb hat, allein über alles

*lieb hat, und sich mit seinem
Andenken über alles trösten
kann.*

Analogon in >G.Br.m.e.K.<, wiederum vordatiert auf den 3. Juni [1807], in Wirklichkeit stammte der echte Brief vom Oktober 1807:

An Goethe

Ich habe heut bei der Mutter einliegenden Brief an Sie abgeholt, um doch eher schreiben zu dürfen, ohne unbescheiden zu sein. Ich möchte gar zu gern recht vertraulich, kindisch und selbst ungereimt an Sie schreiben dürfen, wie mir's im Kopf käme; - darf ich? z. B., daß ich verliebt war fünf Tage lang, ist das ungereimt? - Nun, was spiegelt sich denn in Ihrer Jugendquelle? - Nur hineingeschaut: Himmel und Erde malen sich darin; in schöner Ordnung stehen die Berge und die Regenbogen und die blitzdurchrissenen Gewitterwolken, und ein liebend Herz schreitet durch, höherem Glück entgegen; und den sonnedurchleuchteten Tag kränzet der heimliche Abend in Liebchens Arm.

Darum sei mir's nicht verargt, daß ich fünf Tage lang verliebt war.

Bettine

Goethe antwortete Bettina (in >G.Br.m.e.K.< Goethe an Bettine, 10. Juni, in Wirklichkeit im Oktober 1807):

Der Dichter [Goethe meint sich selber] ist manchmal so glücklich, das Ungereimte zu reimen, und so wär es Ihnen [Bettina] zu gestatten, liebes Kind, daß Sie ohne Rückhalt alles, was Sie der Art mitzuteilen haben, ihm [Goethe meint sich wiederum selber] zukommen ließen.

Gönnen Sie mir aber auch eine nähere Beschreibung dessen, der in fünftägigem Besitz Ihres Herzens war, und ob Sie auch sicher sind, daß der Feind nicht noch im Versteck lauert. Wir haben auch Nachrichten von einem jungen Mann, der, in eine große Bärenmütze gehüllt, in Ihrer Nähe weilt und vorgibt, seine Wunden heilen zu müssen, während er vielleicht im Sinne hat, die gefährlichsten [Wunden, nämlich der Liebe] zu schlagen.

Erinnern Sie sich jedoch bei so gefährvollen Zeiten des Freundes [in Weimar, Goethe meint sich wiederum selber], der es angemessener findet, Ihren Herzenslaunen jetzt nicht in den Weg zu kommen.

G[oethe].

Bettina versichert im nächsten Brief Goethe, daß nicht der Mann in der Bärenmütze (von Türckheim) gemeint gewesen sei, in welchen sie „fünf Tage lang verliebt war“, sondern einzig und allein Goethe selber.

Ein echter Brief Bettinas an Goethe fehlt jetzt, wahrscheinlich wurde er von der Familie von Arnim unterdrückt. Aber in dem Buch >G.Br.m.e.K.< steht ja auch alles Wissenswerte, wir können den echten Brief daher leicht verschmerzen.

Bettina schrieb an Goethe [in >G.Br.m.e.K.<] An Goethe, 18. Juni [1807]:

(In Wirklichkeit ist dieser Brief erst im Oktober 1807 an Goethe geschrieben worden. Der Inhalt des Briefes bezieht sich auf den Plan einer heimlichen Reise nach Weimar, der zwischen Bettina und Frau Aja besprochen wurde. Dieses Gespräch fand im Juli 1807 in Frankfurt statt.)

Gestern [ca Mitte Juli 1807] saß ich [Bettina] der Mutter [Frau Aja] gegenüber auf meinem Schemel. Sie sah mich an und sagte: „Nun, was gibt's? - Warum siehst du mich nicht an?“ - Ich wollte, sie solle mir [von dir, Wolfgang Goethe, Geschichten] erzählen; - ich hatte den Kopf in meine Arme verschränkt. „Nein,“ sagte sie, „wenn du mich nicht ansiehst, so erzähl ich nichts“, - und da ich meinen Eigensinn nicht brechen konnte, ward sie ganz still. - Ich ging auf und ab durch die drei langen schmalen Zimmer, und so oft ich an ihr vorüberschritt, sah sie mich an, als wolle sie sagen: Wie lang soll's dauern? - Endlich sagte sie: „Hör! - Ich dünkte, du gingst.“ - „Wohin?“ fragte ich. - „Nach Weimar zum Wolfgang und holtest dir wieder Respekt gegen seine Mutter.“ - „Ach Mutter, wenn das möglich wär!“ sagte ich und fiel ihr um den Hals und küßte sie und lief im Zimmer auf und ab. „Ei“, sagte sie, „warum soll es denn nicht möglich sein? Der Weg dahin hängt ja aneinander, und ist kein Abgrund dazwischen; ich weiß nicht, was dich abhält, wenn du eine so ungeheure Sehnsucht hast; - eine Meile vierzigmal zu machen, ist der ganze Spaß, und dann kommst du wieder und erzählst mir alles.“

Frau Aja machte also Bettina im Juli 1807 den Vorschlag, Goethe in Weimar zu besuchen. Sie stattete das mittellose Mädchen höchstwahrscheinlich auch mit dem notwendigen Geld aus, um überhaupt die Reise finanzieren zu können. Frau Aja hatte gewiß ebensolche Sehnsucht nach Berichten und Erzählungen über

ihren Wolfgang, wie die törichte junge Bettina.

In einem Brief Bettinas an Achim von Arnim vom August 1807 (Steig II, Seite 61f) steht geschrieben, daß sie (Bettina) und Lulu (ihre Schwester) nach Berlin in „Bubenkleidern“ gereist sei. Ich glaube, die Reise ging nicht bis Berlin, sondern nur bis - Weimar, oder sogar nur bis zur Wartburg.

In Bettinas Werk >G.Br.m.e.K.< befindet sich nun ein Brief mit folgender Orts- und Datumsangabe:

„Wartburg [bei Eisenach], den 1. August [1807] in der Nacht.“

Der Inhalt des Briefes ist sonderbar genug:

Freund [Wolfgang Goethe ist gemeint], ich [Bettina] bin allein; alles schläft, und mich hält's wach, daß es kaum ist, wie ich noch mit Dir zusammen war. Vielleicht, Goethe, war dies das höchste Ereignis meines Lebens; vielleicht war es der reichste, der seligste Augenblick; schönere Tage sollen mir nicht kommen, ich würde sie abweisen.

Es war freilich ein letzter Kuß, mit dem ich [von Dir] scheiden mußte, da ich glaubte, ich müsse ewig an Deinen Lippen hängen, und wie ich so dahinfuhr durch die Gänge unter den Bäumen, unter denen wir zusammen gegangen waren, da glaubte ich, an jedem Stamme müsse ich mich festhalten, - aber sie verschwanden, die grünen, wohlbekanntenen Räume, sie wichen in die Ferne, die geliebten Auen, und Deine Wohnung war längst hinabgesunken, und die blaue Ferne schien allein mir meines Lebens Rätsel zu bewachen; - doch die mußst auch noch scheiden, und nun hatt ich nichts mehr als mein heiß Verlangen, und meine Tränen flossen diesem Scheiden; ach, da besann ich mich auf alles, wie Du mit mir gewandelt bist in nächtlichen Stunden, und hast mir gelächelt, daß ich Dir die Wolkengebilde auslegte und meine Liebe, meine schönen Träume, und hast mit mir gelauscht dem Geflüster der Blätter im Nachtwind, der Stille der fernen, weitverbreiteten Nacht. - Und hast mich geliebt, das weiß ich; wie Du mich an der Hand führtest durch die Straßen, da hab ich's an Deinem Atem empfunden, am Ton Deiner Stimme, an etwas, wie soll ich's Dir bezeichnen, das mich umwehte, daß Du mich aufnahmst in ein inneres, geheimes Leben, und hattest Dich in diesem Augenblick mir allein zugewendet und begehrtest nichts, als mit mir zu sein; und dies alles, wer wird mir's rauben? - Was ist mir verloren? - Mein Freund, ich habe alles, was ich je genossen. Und wo ich auch hingehe - mein Glück ist meine Heimat.

Im nächsten Brief von >G.Br.m.e.K.<, datiert mit 2. August 1807, steht am Schluß:

... In Kassel bleib ich [Bettina] vierzehn Tage, dort werd ich der Mutter schreiben; sie weiß noch nicht, daß ich bei Dir war.

Goethe schickte Bettina mit Datum 7. August 1807 und mit Ortsangabe „Weimar“ folgendes Gedichtchen mit Briefchen:

An Bettine

War unersättlich nach viel tausend Küssen
Und muß' mit einem Kuß am Ende scheiden.
Bei solcher Trennung herb empfund'nem Leiden
War mir das Ufer, dem ich mich entrissen,

Mit Wohnungen, mit Bergen, Hügeln, Flüssen,
Solang ich's deutlich sah, ein Schatz der Freuden.
Zuletzt im Blauen blieb ein Augenweiden
An fern entwichnen lichten Finsternissen.

Und endlich, als das Meer den Blick umgrenzte,
Fiel mir's zurück ins Herz, mein heiß Verlangen,
Ich suchte mein Verlorne gar verdrossen.

Da war es gleich, als ob der Himmel glänzte,
Mir schien, als wäre nichts mir, nichts entgangen,
Als hätt' ich alles, was ich je genossen.

Deine fliegenden Blätter, liebste Bettine, kamen g'rade zu rechter Zeit, um dem Verdruß über Dein Verschwinden in etwas zu steuern. Beiliegend gebe ich Dir einen Teil derselben zurück; Du siehst, wie man versucht, sich an der Zeit, die uns des Liebsten beraubt, zu rächen und schöne Minuten zu verewigen. Möge sich Dir der Wert darin [in den beigefügten zwei Gedichten] spiegeln, den Du für den Dichter [Goethe meint sich selber] haben muß.

Sollte Dein [Bettinas] Vagabondenleben noch länger dauern, so versäume nicht, von allem Nachricht zu geben, ich [Wolfgang Goethe] folge Dir gerne, wo Dich auch Dein dämonischer Geist hinführt.

Ich lege diese Blätter an die Mutter bei, die Dir sie zu freundlicher Stunde senden mag, da ich Deine Adresse nicht genau weiß. - Lebe wohl und komme Deinen Verheißungen nach.

Weimar, den 7. August 1807.

Goethe

Und Bettina schrieb an Goethe [in >G.Br.m.e.K.<]:

Kassel, den 13. August 1807

Wer kann's deuten und ermessen, was in mir vorgeht - Ich bin glücklich jetzt im Andenken der Vergangenheit, als ich kaum damals in der Gegenwart war; mein erregtes Herz, die Überraschung, bei Dir [gewesen] zu sein, dies Kommen und Gehen und Wiederkehren in den paar Tagen [genauer: in den fünf Tagen], das war alles wie eindringende Wolken an meinem Himmel ...

Ich möchte Deine liebe Hand mit meinen beiden an mein Herz drücken und Dir sagen: wie Friede und Stille über mich gekommen ist, seitdem ich Dich weiß.

„In den paar Tagen“, heißt es im obigen Brief? Es kann sich darum nicht um Bettinas ersten Besuch handeln, denn der dauerte nur ein paar Stunden, drei oder vier, und es handelt sich auch nicht um den Besuch vom 1. bis 10. November 1807, wie aus folgendem Brief zu ersehen ist:

>G.Br.m.e.K.<: An Goethe, [Frankfurt] am 21. August [1807]

Du kannst Dir keinen Begriff machen, mit welchem Jubel die Mutter mich aufnahm! [Offensichtlich nach Bettinas Rückkehr von ihrer heimlichen Reise nach Weimar.] Sowie ich hereinkam, jagte sie alle fort, die bei ihr waren. „Nun, ihr Herren,“ sagte sie, „hier kommt jemand, der mit mir zu sprechen hat“, und so mußten alle zum Tempel hinaus. Wie wir allein waren, sollte ich erzählen, - da wußte ich nichts. [Daraus ist Bettinas schlechtes Gewissen zu erkennen. Sie wußte nicht, was sie Goethes Mutter erzählen sollte, denn das Natürlichste, nämlich die Wahrheit, konnte sie der Frau Aja unmöglich mitteilen.] „Aber wie war's, wie du ankamst?“ - „Ganz miserabel Wetter.“ [Es war Sturm und Gewitter anfangs August 1807 auf der Wartburg!] - „Vom Wetter will ich nichts wissen; - vom Wolfgang, wie war's, wie du hereinkamst?“ - „Ich kam nicht, er kam.“ - „Nun wohin?“ - „In den Elefanten, um Mitternacht, drei Treppen hoch; alles schlief schon fest, die Lampen auf dem Flur [waren] ausgelöscht, das Tor [war] verschlossen, und der Wirt hatte den Schlüssel schon unterm Kopfkissen und schnarchte tüchtig.“ - „Nun, wie kam er denn da herein?“ - „Er klingelte zweimal, und wie er zum drittenmal recht lang an der Klingel zog, da machten sie ihm auf.“ - „Und du?“ - „Ich in meiner Dachstube merkte nichts davon; Meline [Bettinas Schwester] lag schon lange und schlief im Alkoven mit vorgezogenen Vorhängen; ich lag auf dem Sofa und hatte die Hände überm Kopf gefaltet und sah, wie der Schein der Nachtlampe wie ein großer runder Mond an der Decke spielte; da hört ich's rascheln an der Tür, und mein Herz war gleich auf dem Fleck; es klopfte, während ich lauschte, aber weil es ganz still war, so hörte ich nicht auf mein ahnendes Herz; - und da trat er [Wolfgang Goethe] herein, verhüllt bis ans Kinn im Mantel, und machte leise die Tür hinter sich zu und sah sich um, wo er mich finden sollte; ich lag in der Ecke des Sofas ganz in Finsternis eingeballt und schwieg; da nahm er seinen Hut ab, und wie ich die Sterne leuchten sah und den suchenden Blick, und wie der Mund fragte: Nun, wo bist du denn? da tat ich einen leisen Schrei des Entsetzens über meine Seligkeit, und da hat er mich auch gleich gefunden.“

Die Mutter meinte, das würde eine schöne Geschichte geworden sein in Weimar. [Demnach spielte sie sich gar nicht in Weimar ab? Goethe hätte es in Weimar auch nicht gewagt, Bettina heimlich in ihrem (Hotel-) Zimmer aufzusuchen. Die Szene spielte sich offensichtlich auf der Wartburg ab.] Der Herr Minister [von Goethe] um Mitternacht im Elefanten drei Treppen hoch eine Visite gemacht! [Bettina log Goethes Mutter vor, die Szene hätte sich in Weimar im Hotel „Zum Elefanten“ abgespielt!] - Ja, wohl ist die Geschichte schön [reflektierte Bettina]! Jetzt, wo ich sie hier überlese, bin ich entzückt, überrascht, hingerissen, daß mir dies all' begegnet ist, und ich frag Dich: welche Stunde wird so spät sein in Deinem Leben, daß es nicht Dein Herz noch rühren sollte? - Wie Du [Wolfgang Goethe] in der Wiege lagst, da konnte kein Mensch ahnen, was aus Dir werden würde, und wie ich [Bettina] in der Wiege lag, da hat mir's keiner gesungen, daß ich

Dich einst küssen würde.

Weitere Indizien für die Wartburg als Ort des heimlichen Treffens mit Goethe:

Im Brief vom 1. August [1807] in Bettinas Werk „G.Br.m.e.K.“ steht außerdem:

... Eben wollte ich noch ganz stark sein und mich gar nicht fürchten [vor dem Sturm]; da nahm aber der Wind einen so gewaltigen Anlauf und klirrte an den Fensterscheiben und heulte so jammernd, daß ich Mitleid spürte, und nun riß er so tückisch die schwere Türe auf, er wollte mir das Licht auslöschen; ich sprang auf den Tisch und schützte es, und ich sah durch die offene Tür nach dem Gang, um doch gleich bereit zu sein, wenn Geister eintreten sollten; ich zitterte vor herzklopfender Angst, da sah ich [et-] was sich bilden, draußen im Gang; und es war wirklich, als wollten zwei Männer eintreten, die sich bei der Hand hielten; einer weiß und breitschultrig, und der andere schwarz und freundlich; und ich dachte: das ist Goethe! Da sprang ich vom Tisch Dir entgegen und lief zur Tür hinaus auf den dunklen Gang, vor dem ich mich gefürchtet hatte, und ging bis ans Ende Dir entgegen, und meine ganze Angst hatte sich in Sehnsucht verwandelt; und ich war traurig, daß die Geister nicht kamen, Du und der Herzog...

Die beiden angeblichen „Geister“, Goethe und der Herzog, befanden sich anscheinend aber doch Ende Juli oder Anfang August des Jahres 1807 auf der Wartburg, das geht aus folgendem Brief Bettinas an Goethe hervor:

>G.Br.m.e.K.<

Brief mit Datum 21. August [1807]

Die Mutter läßt mich heut [am 21. August 1807] rufen und sagt, sie habe einen Brief von Dir, und läßt mich nicht hineinsehen und sagt, Du verlangst, ich soll dem Dux [dem Herzog von Weimar] schreiben ein paar Zeilen, weil er die Artigkeit gehabt hat, für die umgestürzte Linde zu sorgen, und das nennst Du [Goethe] „in meine elegischen Empfindungen eingehen“. - Liebster Freund, ich kann nicht leiden, daß ein anderer [z.B. der Herzog] in meine Empfindung eingehe, die ich bloß zu Dir hege; da treib ihn nur wieder heraus; und sei Du allein in mir und mache mich nicht eifersüchtig.

Dem Dux [Herzog von Weimar] aber sage, was meine Devotion mir hier eingibt: daß es ein anderer hoher Baum ist [Goethe ist gemeint], für dessen Pflege ich ihm danke, dessen blühende Äste weit über die Grenzen des Landes in andere Weltteile ragen und Früchte spenden und duftenden Schatten geben. Für den Schutz dieses Baumes, für die Gnadenquelle, die ihn tränkt, für den Boden der Liebe und Freundschaft, aus welchem er begeisternde Nahrung saugt, bleibt mein Herz ihm [dem Herzog von Weimar] ewig unterworfen, und dann dank ich ihm auch noch, daß er der Wartburger Linde nicht vergißt.

Goethe antwortete ihr auf den obigen Brief:

>G.Br.m.e.K.<, Brief mit Datum 5. September [1807]

... auch ein belobendes Wort muß ich Dir hier sagen für die Art, wie Du Dich mit meinem gnädigsten Herrn [dem Herzog von Weimar] verständigt hast. Er konnte nicht umhin, auch Dein diplomatisches Talent zu bewundern; Du bist allerliebste, meine kleine Tänzerin, die einem mit jeder Wendung unvermutet den Kranz zuwirft. Und nun hoffe ich bald Nachricht, wie Du mit der guten Mutter lebst, wie Du ihrer pflegst, und welche schöne vergangene Zeiten zwischen euch beiden wieder auferstehen.

Bettina an Goethe: >G.Br.m.e.K.<, Brief mit Datum 17. September [1807]

... Welch heiliges Abenteuer, das unter dem Schutze des Eros sich kühn und stolz aufschwingt, kann ein herrlicher Ziel erreichen, als ich in Dir erreicht habe! Wo Du [Wolfgang Goethe] mir zugibst mit Lust: Gehemmt sei nun zum Vater hin das Streben. - glaub es: Nimmer trink ich mich satt an diesen Liebesergießungen; ewig fühl ich von brausenden Stürmen mich zu Deinen Füßen getragen und in diesem neuen Leben, in dem meine Glückssterne sich spiegeln, vor Wonne untergehen.

Und noch einmal Bettina an Goethe:

>G.Br.m.e.K.<, Brief vom 2. Oktober [1807]:

Die Mutter ist listig, wie sie mich zum Erzählen bringt; so sagt sie: „Heute ist ein schöner Tag, heut geht der Wolfgang gewiß nach seinem Gartenhaus; es muß noch recht schön da sein, nicht wahr, es liegt im Tal?“ - „Nein, es liegt am Berg, und der Garten geht auch bergauf, hinter dem Haus, da sind große Bäume, von schönem Wuchs und reich belaubt.“ - „So! Und da bist Du abends mit ihm hingeschlendert aus dem

römischen Haus?“ - „Ja, ich hab's Ihr ja schon zwanzigmal erzählt.“ - „So erzähl's noch einmal. Hattet ihr denn Licht im Haus?“ - „Nein, wir saßen vor der Tür auf der Bank, und der Mond schien hell.“ - „Nun! Und da ging ein kalter Wind?“ - „Nein, es war gar nicht kalt, es war warm und die Luft ganz still, und wir waren auch still. Die reifen Früchte fielen von den Bäumen; er sagte: „da fällt schon wieder ein Apfel und rollt den Berg hinab; da überflog mich ein Frostschauer. - er [Wolfgang] sagte „Mäuschen, du frierst“, und schlug mir seinen Mantel um, den zog ich dicht um mich, und seine Hand hielt ich fest, und so verging die Zeit - und wir standen beide zugleich auf und gingen Hand in Hand durch den einsamen Wiesengrund; - jeder Schritt klang mir wieder im Herzen in der lautlosen Stille, - der Mond kam hinter jedem Busch hervor und leuchtete uns, - da blieb der Wolfgang stehen und lachte [lächelte] mich an im Mondglanz und sagte zu mir: „Du bist mein süßes Herz“, und so führte er mich bis zu seiner Wohnung, und das war alles.“

Es war aber doch nicht „alles“, wie wir aus folgendem Selbstbekenntnis Bettinas erkennen werden:

[Quelle: >Goethes Gespräche<, Nr. 3245, Bettina v. Arnim: Aufzeichnung]

Es war in der Abenddämmerung im heißen Augustmonat [des Jahres 1807 auf der Wartburg und/oder in Weimar] ..., er [Goethe] saß am offenen Fenster, ich stand vor ihm und hielt ihn umhalst, und mein Blick wie ein Pfeil scharf ihm ins Aug gedrückt blieb drin haften, bohrte sich tiefer und tiefer ein. Vielleicht weil er's nicht länger ertragen mochte, frug er, ob mir nicht heiß sei, und ob ich nicht wolle, daß mich die Kühlung anwehe, ich nickte, so sagt' er: „Mache doch den Busen frei, daß ihm die Abendluft zugut komme.“ Und da er sah, daß ich nichts dagegen sagte, obgleich ich rot ward, so öffnete er meine Kleidung; er sah mich an und sagte: „Das Abendrot hat sich auf deine Wangen eingebrennt.“ Und dann küßte er mich auf die Brust und senkte die Stirn darauf. - „Kein Wunder“, sagte ich, „meine Sonne geht mir ja im eignen Busen unter.“ - Er sah mich an, lang, und [wir] waren beide still. - Er fragt': „Hat dir noch nie jemand der Busen berührt?“ - „Nein“, sagt' ich, „mir selbst ist es so fremd, daß du mich anrührst.“ - Da drückte er viele, viele und heftige Küsse mir auf den Hals, mir war bang, er solle mich loslassen, und er war doch so gewaltig schön, ich mußte lächeln in der Angst und war doch ganz freudig, daß mir's galt, diese zuckende Lippen und dies heimliche Atemsuchen, und wie der Blitz war's, der mich erschütterte, und meine Haare, die von Natur sich krausen, hingen herunter; er wollte Ruhe wieder, ich sah es recht in seinem Gesicht, wie er mich faßte, und sammelte mein zerstreutes Haar in der Hand, und war immer wieder still, wie wenn er hätte sprechen wollen und hatte nicht Atem [vor Erregung]. Dann sagt' er so leise erst: „Du bist wie das Gewitter, deine Haare regnen, deine Lippen wetterleuchten, und deine Augen donnern.“ - Da fand ich auch meine Stimme: „Und du bist wie Zeus, du winkest mit den [Augen-] Brauen, und der Olympus erzittert.“ - „Wenn du künftig abends dich auskleidest und die Sterne leuchten dir in den Busen wie jetzt, willst du da meiner Küsse gedenken?“ - „Ja.“ - „Und willst du denken, daß ich ohne Zahl wie die Sterne tausendfach das Siegel meiner Liebe dir in den Busen drücken möchte?“ - „Ja.“ - „Und willst du denken, daß es Unvergeßliches ist, Unsterbliches, was ich in dir erlebe, willst du das glauben?“ - „Ja“, sagt' ich, „ich will's glauben.“ - Er ... ja wie war's doch? - Er seufzte so tief, und lehnte den Kopf an mich, und: „Verzeih mir's“, sagte er, „daß ich so ganz stark nicht bin.“ Und sah zu mir hinauf und drückte mir den Busen fest ...

... Er lachte laut auf, ließ mich los und rief: „So bändigend und solche Unschuld - solche Gelassenheit und solche Leidenschaft! - Süßes, süßes Weib!“ Nun muß ich Dir sagen, dem ich [Bettina] dies erzähle, wie er [Goethe] diese Worte ausrief, das machte mich taumeln, es schrie in meiner Brust vor Wehtum [Wehmut?] der Wonne, und meine Seufzer wurden zu Lauten, ich umklammerte ihn fest. - Er war bewegt, wie wenn er die Tränen verhalte, und sagte: „Komm, ich will dir den Busen wieder zudecken.“ Er liebte sie aber wieder und fragte: „Warum meinst du, daß es Strafe verdient? - Soll man nicht das Schöne umfassen? Ist es nicht die Aufgabe meines Lebens? - Bin ich darum nicht der Dichter?“ ...

... aber es war noch nicht alles; - jetzt streckte er die Arme wieder nach mir und sagte: „Komm!“ Und zog mich aufs Knie und drückt' meinen Kopf ans Herz und spielt' mit meinem Ohr und lehnte mit der Stirn an meiner Stirn und so lange Zeit, wo [bis] ihm Schweißtropfen auf mich niederfielen, erst küßt' ich sie auf, dann bekam ich wahrhaftig Durst darnach, und trank sie mit den Lippen auf, die Augenwimpern badete ich ihm mit meinen Lippen. - Der Schweiß perlte über seinen herrlichen Mund, den er herb geschlossen hielt, er seufzte tief, er ächzte, ich ließ mich nicht stören, ich leckte alle Schweißperlen auf, er legte die Zunge auf die Lippen, ich biß sie ganz leise, ich biß auch in die Lippen, er drückte mich an seine Wangen, und meine Tränen liefen ihm über das Antlitz ...

Diese erotische Szene fand keineswegs im August 1810 in Teplitz statt, sondern bereits im August des Jahres 1807. Als „Tatorte“ kommen Goethes Gartenhaus an der Ilm oder sogar die Wartburg in Frage.

Die törichte Jungfrau Bettina hatte aber aus diesem Erlebnis von Ende Juli bis Anfang August 1807

anscheinend keine Lehren gezogen. Wäre sie im August 1807 von Goethe geschwängert worden, wäre die moralische Hauptschuld auf Goethe gefallen, nämlich als ihren wahrscheinlichen Verführer. Da Bettina sich jedoch mit zwei Schwestern, dem Schwager Savigny, Bruder Clemens Brentano und Freund Achim von Arnim vom 1. bis zum 10. November zum dritten Mal in Weimar aufhielt, konnte sie es wiederum nicht lassen, Goethe nachzuschleichen, ihn heimlich aufzusuchen und ihn erneut in Versuchung zu führen.

Am 1. November 1807 kamen die Demoiselles Bettina und Melina Brentano bereits in Weimar an. Erst am 3. November traf die Familie Savigny, Schwager und ältere Schwester Bettinas, aus München in Weimar ein.

Am 4. November spielte sich die bekannte Szene auf der Bibliothek ab:
[in >G.Br.m.e.K.<]: ... *auf der Bibliothek da konnte ich nicht umhin, mich zu Deiner [Goethes] jungen Büste aufzuschwingen und meinen Schnabel wie eine Nachtigall d'ran zu wetzen;*

In >Goethes Gespräche< Nr. 2560 wird die Szene ausführlich beschrieben:
T. Koller: Heinrich Grunholzer
... *Über ihr Verhältnis zu Goethe sprach sich Bettina [1843] Grunholzer gegenüber ganz offen aus ... In der Bibliothek habe Goethe sie bei Seite zu einer Büste geführt, sich in den Mantel gehüllt und majestätisch vor dieselbe gestellt. Es war Goethes Brustbild. Bettina stellte sich, als erkannte sie ihn nicht und sagte: „Das ist ein schöner Mann.“ Goethe: „Ja, der konnte sich in seiner Jugend schön nennen.“ Bettina wollte ihm um den Hals fallen; verletzt, daß sie ihn in der jugendlichen Büste nicht erkannt, wies er sie ab. Darauf küßte sie die Büste. Jetzt hob Goethe sie auf die Arme, schaute ihr in die Augen und sagte: „Du Sonnenkind!“ Darauf schrieb er das bekannte Sonett...*

Bettinas Empfängnis könnte am Abend, bzw. in der Nacht des 9. November zum 10. November 1807 stattgefunden haben. Bettina schrieb an F. H. Jacobi:

... *eines Abends [lt. Goethes Tagebuch war es der 9. November] hatte er mich ins Theater gebracht, es war Tasso; er ging weg; die Vorstellung ward mir langweilig, ...ich ging mit Freude nach Haus, weil mir Goethe versprochen [hatte], noch eine Stunde mit mir zu bleiben ...*

Die Vorgänge sind leicht zu durchschauen. Goethe und Bettina gingen angeblich am Abend des 9. November zusammen ins Theater. Während des ersten Akts des >Tasso< verließ Goethe bereits wieder das Schauspiel. Er ging nach Hause, oder noch besser, in sein Gartenhaus, wo sie ungestört waren. Goethe machte wohl zuerst Feuer, denn es war November und kalt. Ungefähr eine halbe Stunde später kam Bettina nach. Während alle Welt glaubte, Bettina und Goethe wären im Theater, trafen sie sich heimlich im Gartenhaus an der Ilm. Dieses „Abenteuer“ regte Goethe zwei Tage später, nur ein Tag nach Bettinas Abreise, zu dem Schauspiel >Pandora< an:

[>Pandora - Ein Festspiel<, WA I.50, ab Seite 302]:

Phileros:

Phileros, nur dahin zum bedufteten Garten!
Da magst du die Fülle der Liebe dir erwarten,
Wenn Eos, die Blöde, mit glühendem Schein
Die Teppiche rötet am heiligen Schrein,
Und hinter dem Teppich das Liebchen hervor,
Mit rötlichen Wangen, nach Helios Thor,
Nach Gärten und Feldern mit Sehnsucht hinaus
Die Blicke versendet und spähet mich aus.
So wie ich zu dir,
So strebst du zu mir!

Epimetheus [alias Goethe]:

Fahr' hin, Beglückter, Hochgesegneter! dahin!
Und wärst du nur den kurzen Weg zu ihr [Pandora,
alias Bettina] beglückt,
Doch zu beneiden! Schlägt dir nicht des Menschenheils
Erwünschte Stunde? zöge sie auch schnell vorbei.
So war auch mir! So freudig hüpfte mir das Herz,

Als mir Pandora [alias Bettina] nieder vom Olympos kam.
 Allschönst und allbegabtest regte sie sich hehr
 Dem Stauenden entgegen, forschend holden Blicks
 Ob ich, dem strengen Bruder gleich, wegweise sie.
 Doch nur zu mächtig war mir schon das Herz erregt,
 Die holde Braut empfing ich mit berauschem Sinn.
 Sodann geheimnisreicher Mitgift naht' ich mich,
 Des irdenen Gefäßes hoher Wohlgestalt.
 Verschlossen stand's. Die Schöne freundlich trat hinzu,
 Zerbrach das Göttersiegel, hub den Deckel ab.
 [weiter unten]
 Da rief ich aus: Vergebens glänzt ein Sternenheer,
 Vergebens rauch-gebildet wünschenswerter Trug!
 Du trügst mich nicht, Pandora, mir die Einzige!
 Kein and'res Glück verlang' ich, weder wirkliches
 Noch vorgespiegeltes im Luftwahn. Bleibe mein!
 Indessen hatte sich das frische Menschenchor,
 Das Chor der Neulinge, versammelt mir zum Fest [im Theater].
 Sie starrten froh die muntern Luftgeburten³¹³ an,
 Und drangen zu und haschten. Aber flüchtiger
 Und irdisch ausgestreckten Händen unerreich-
 bar jene, steigend jetzt empor und jetzt gesenkt,
 Die Menge täuschten stets sie, die verfolgende.
 Ich aber zuversichtlich trat zur Gattin schnell
 Und eignete das gottgesandte Wonnebild
 Mit starken Armen meiner lieberfüllten Brust.
 Auf ewig schuf da holde Liebesfülle mir
 Zur süßen Lebensfabel jenen Augenblick.

(Er begibt sich nach dem Lager in der Vorhalle
 und besteigt es.)

Jener Kranz, Pandorens [alias Bettinens] Locken
 Eingedrückt von Götterhänden,
 Wie er ihre Stirn umschattet,
 Ihrer Augen Glut gedämpft,
 Schwebt mir noch vor Seel' und Sinnen,
 Schwebt, da sie sich längst entzogen,
 Wie ein Sternbild über mir.

Am nächsten Morgen, dem 10. November, war bereits die Stunde des Abschiednehmens gekommen. Goethe wagte nicht, Bettina allein unter die Augen zu treten. Er ließ eine Schauspielerin zu sich kommen.

Bettina muß es gefühlt haben, denn sie schrieb Goethe:

... heißt sie [die Schauspielerin] nicht Elsermann, die einmal [genauer: am Vormittag des 10. November 1807] mit uns an Deinem Tisch gesessen hat ... und deren Gegenwart mich beim Abschied verhinderte, Dich recht nach Willkür zu küssen? Aber nein! Du warst selbst schuld, du standest da, wie zwischen Wasser und Feuer, und möchtest keine Probe aushalten ...

Und noch einmal erwähnte Bettina den Abschied am Morgen des 10. November 1807:

Den Tag, da ich Abschied nahm von Dir mit einem Kuß, mit dem ich nicht schied von Dir, da war ich morgens beinah eine ganze Stunde allein im Zimmer, wo das Klavier steht, da saß ich auf der Erd im Eck und dachte: es geht nicht anders, du mußt auch einmal weinen; und Du warst ganz nah und wußtest es nicht, und ich weinte mit lachendem Munde ... Du kamst, und ich sagte Dir recht kurz (und ich schränkte mich recht ein dabei, im Streichlen und Küssen) [wegen der Elsermann wahrscheinlich], wie Du mir wert seist.

Riemer berichtet uns außerdem etwas sehr Merkwürdiges über diesen Morgen des 10. November (Quelle: Riemer >Mitteilungen über Goethe<, 1841):

³¹³ Lieblingsausdruck Goethes für „Phantasieprodukte“ (gemeint ist das Schauspiel >Tasso<) ist „Luftgestalten“ oder „Luftgeburten“.

„Die Dame [Bettina Brentano] beklagte sich [am 10. November] 1807, im zweiten Stadium ihres zwischen Mignon und Philine [siehe die Philine in Goethes „Wilhelm Meisters Lehrjahre“] einschillernden, übrigens noch durch ein eigen Brentano'sches Ingrediens nuancierten Attachements, an einem schönen Morgen [am Morgen des 10. November], gegen mich [Riemer], der, damals in Goethes Hause lebend, von manchem Augen- und Ohrenzeuge war, daß Goethe so wunderbar und sonderbar sich gegen sie zeige ...“

Ich bin der Überzeugung, dieses wunderliche und sonderbare Verhalten Goethes der jungen Bettina gegenüber, war eine Folge dessen, was in der vorherigen Nacht geschah, und es zeugt von Goethes schlechtem Gewissen; vielleicht war es auch mehr Angst vor einem Skandal.

Diese Zurückhaltung Goethes ist Orakel. Immer und immer wieder bestürmte die junge, unerfahrene und verliebte Bettina den alten Goethe mit ihrer Liebe. Vergebens.

Im Frühjahr 1808, als Bettinas Schwangerschaft offensichtlich war, kehrte sie zu Goethes Mutter nach Frankfurt zurück. Folgender „echter“ Brief an Goethe hat wieder ein Pendant in ihrem Buch >G.Br.m.e.K.<
Bettina in Frankfurt an Goethe in Weimar, Anfang März 1808:

Wer draußen auf der Taunusspitze wohnte und die Gegend und ganze liebe Natur, von Schönheit zu Schönheit sinken oder steigen sähe, während ihm Dein herrlich Gemüt so in die Augen leuchtet, wie mir, der würde freilich auch besser wie ich, sagen können, was er zu sagen hat. Aber mein Aug' hat einen kleinen Umfang, meine Liebe einen großen, kommen nie ins Gleichgewicht ... Dir muß ich schreiben, muß Dich einen Freund nennen, während andre [ihre Familie?], die wohl gescheiter als ich sind, sich scheuen mit Dir zu sprechen, ...

Analogon dazu in >G.Br.m.e.K.<:

An Goethe

Wer draußen auf der Taunusspitze wär und die Gegend und ganz liebe Natur von Schönheit zu Schönheit steigen und sinken sähe abends und morgens, während sein Herz so mit Dir beschäftigt wär wie meins, der würde freilich auch besser sagen können, was er zu sagen hat. Ich möchte so gern vertraulich mit Dir sprechen, und Du verlangst ja auch, ich soll Eigensinn und Laune Dir preisgeben.

[weiter unten]

Ein Blick von Deinen Augen in die meinen, ein Kuß von Dir auf meinen Mund belehrt mich über alles; was könnte dem auch wohl noch erfreulich scheinen zu lernen, der wie ich hiervon Erfahrung gemacht hat. - Ich bin entfernt von Dir, die Meinen sind mir fremd geworden, da muß ich immer in Gedanken auf jene Stunde zurückkehren, wo Du mich in den sanften Schlingen [Umschlingungen] Deiner Arme hieltest, da fang ich an zu weinen; aber die Tränen trocknen mir unversehens wieder: Er liebt ja herüber in diese verborgene Stille, denke ich, und sollte ich mit meinem ewigen ungestörten Sehnen nach ihm nicht in die Ferne reichen? Ach, vernimm es doch, was Dir mein Herz zu sagen hat; es fließt über von leisen Seufzern, alle flüstern Dir zu: „Mein einzig Glück auf Erden sei Dein freundlicher Wille zu mir.“ O lieber Freund, gib mir doch ein Zeichen, Du seist meiner gewärtig...

Goethe übersandte Bettina daraufhin dieses Sonett:

Ein Blick von deinen Augen in die meinen,
Ein Kuß von deinem Mund auf meinen Munde,
Wer davon hat, wie ich, gewisse Kunde,
Mag dem was anders wohl erfreulich scheinen?

Entfernt von dir, entfremdet von den Meinen,
Führ' ich stets die Gedanken in die Runde,
Und immer treffen sie auf jene Stunde,
Die einzige; da fang ich an, zu weinen.

Die Träne trocknet wieder unversehens:
Er liebt ja, denk' ich, her in diese Stille,
Und solltest du nicht in die Ferne reichen?

Vernimm das Lispeln dieses Liebeswehens!
Mein einzig Glück auf Erden ist dein Wille,
Dein freundlicher zu mir; gib mir ein Zeichen!

Wegen Bettinas Schwangerschaft wurde Goethe jetzt noch vorsichtiger. Er schrieb ihr persönlich keine Briefe mehr, sondern legte sie vorsichtshalber den Briefen an seine Mutter bei oder er ließ Bettina durch Riemers Hand Mitteilungen machen. Bettina war darüber empört:

[G.Br.m.e.K.] An Goethe, am 5. März [1808]:

... Aber Goethe, erst ganz zuletzt denkst Du an mich! Erlaub, daß ich so frei bin, Dir einen Verweis zu geben für diesen Brief; fasse alles kurz ab, was Du verlangst, und schreib's mit eigner Hand; ich weiß nicht, warum Du einen Sekretär [gemeint ist: Riemer] anstellst, um das Überflüssige zu melden; ich kann's nicht vertragen [ertragen], es beleidigt mich, es macht mich krank; im Anfang glaubt ich, der Brief sei gar nicht an mich, nun trag ich doch gern solch einen Brief [einen Brief von Goethe] auf dem Herzen, solange bis der neue kommt, - wie kann ich aber mit einer solchen fremden Sekretärhand verfahren? Nein, diesmal hab ich Dich in meinem Zorn verdammt, daß Du gleich mit dem Sekretär in die alte Schublade eingeklemmt wurdest, und der Mutter hab ich gar nicht gesagt, daß Du geschrieben hattest, ich hätte mich geschämt, wenn ich ihr diesen Perückenstil hätte vortragen müssen [Frau Rat Goethe konnte nicht lesen und schreiben]. Adieu, schreibe mir das einzige, was Du zu sagen hast, und nicht mehr.

Bettine

Goethe schwieg beleidigt längere Zeit.

An Goethe, am 15. März [1808]

Nun sind's beinahe sechs Wochen, daß ich auch nur ein Wort vor Dir gehört habe, weder durch die Frau Mutter, noch durch irgendeine andere Gelegenheit. Ich glaube nicht, daß, wie viele andere sind, Du auch bist und Dir durch Geschäfte und andere Wichtigkeiten den Weg zum Herzen versperrst ...[ich] muß um Deinetwillen die ganze Welt verachten [wegen ihrer außerehelichen Schwangerschaft], muß ihr [der Welt] um Deinetwegen Gnade widerfahren lassen, weil Du sie verherrlichst, und [ich] weiß nichts von Dir! ...

Dieser Verzweiflungsschrei erweichte den Alten nun doch. Er antwortete am 4. Mai 1808: [in >G.Br.m.e.K.<]

An Bettine

Du zürnst auf mich, da muß ich denn gleich zu Kreuz kriechen und Dir recht geben, daß Du mir den Prozeß machst über meine kurzen kalten Briefe, da doch Deine lieben Briefe, Dein lieb Wesen, kurz alles, was von Dir ausgeht, mit der schönsten Anerkenntnis müßte belohnt werden. Ich bin Dir immer nah, das glaube fest, und daß es mir wohler tut, je länger ich Deiner Liebe gewiß werde. Gestern schickte ich meiner Mutter ein kleines Blättchen für Dich; nimm's als ein bares Äquivalent für das, was ich anders auszusprechen in mir kein Talent fühle; sehe zu, wie Du Dir's aneignen kannst, Leb wohl, schreib mir bald, alles, was Du willst.

Goethe

Zur Beruhigung legte Goethe dem obigen Brief auch noch ein weiteres Sonett an Bettina bei.

Im Juni 1808 begann sich der Gesundheitszustand von Goethes Mutter rapide zu verschlechtern. Bettina schrieb an Achim von Arnim nach Heidelberg:

Die Alte [Frau Rat Goethe] wird wohl sterben, ihr Ansehen [gemeint ist: ihr Aussehen] ist sehr betrübt; es macht mich immer traurig, sie zu sehen, und doch kann ich es nicht lassen; es wird bald heißen, sie ist tot.

Was lag für Bettina näher, als die Vermutung, ja als die Hoffnung, Goethe könnte, wegen des schlechten Gesundheitszustands seiner Mutter, nach Frankfurt reisen, und zwar noch vor ihrer (Bettinas) Niederkunft.

Bettina schrieb deshalb an Goethe [in >G.Br.m.e.K.<, mit Datum 25. Juni 1808]:

... O Weimar, o Karlsbad, entlaßt mir den Freund! Schließ Dein Schreibpult zu und komm hierher [nach Frankfurt] lieber als nach Karlsbad; das ist ja ein Kleines, daß Du [Wolfgang Goethe] dem Postillon sagst: links statt rechts; ich weiß, was Du bedarfst, ich mache Dir Dein Zimmer [bei der Mutter] zurecht neben meinem, das Eckzimmer, mit dem einen Fenster den Rhein [richtig: den Main] hinunter und dem andern hinüber; ein Tisch, ein Sessel, ein Bett und ein dunkler Vorhang, daß die Sonne Dir nicht zu früh hereinscheint. Muß es denn immer auf dem Weg zum Tempel des Ruhms fortgeleiert sein, wo man so oft marode wird?

Aber die Frau Aja vermochte nicht so enthusiastisch zu hoffen, wie Bettina, daß ihr Sohn sich heimlich zu einer Reise nach Frankfurt entschließen könnte. Sie schrieb, bzw. sie ließ Bettina schreiben:

Frau Rat Goethe an Bettina [Datum unbestimmt, es kann nur vor Goethes heimlicher Reise nach Frankfurt gewesen sein]:

... In Weimar ist alles ruhig und auf dem alten Fleck. Das schreiben die Zeitungen schon allemal voraus, lang eh es wahr ist, wenn mein Sohn zu einer Reis' [nach Frankfurt] Anstalt macht, der kommt einem nicht mit der Tür ins Haus gefallen. Da sieht man aber doch recht, daß Dein Herz Deinem Kopf was weismacht. Herz, was verlangst du? ...

Und tatsächlich, Goethe reiste angeblich nicht zu seiner todkranken Mutter nach Frankfurt, um sie noch ein letztes Mal zu sehen, sondern nach Karlsbad, um seiner eigenen Gesundheit zu pflegen.

Ich bin der Überzeugung, Goethes heimliche Reise nach Frankfurt wurde aus mehreren Gründen von ihm selber streng geheim gehalten. Goethe wollte keinen Menschaufbruch damit hervorrufen, und außerdem fürchtete er sich wohl vor Bettinas Verwandten, die ihn wegen des Unterhalts des Kindes „anfallen“ konnten, dessen Geburt in Kürze bevorstand. Ein weiterer Grund könnte gewesen sein, Bettina heimlich treffen zu wollen.

Goethe reiste daher zuerst einmal ins Karlsbad. Aber laut Riemers Tagebuchnotizen (siehe GG Nr. 2713) reiste Goethe am 7. Juli, wahrscheinlich allein, von Karlsbad angeblich weiter ins Franzensbad. Am 22. Juli 1808 kam Goethe angeblich von Franzensbad zurück nach Karlsbad.

Ich bin der Überzeugung, Goethe reiste in Wirklichkeit heimlich nach Frankfurt zu seiner Mutter. Erstens, um die todkranken Mutter noch einmal zu besuchen, zweitens, um die Erbschaftsfragen mit ihr zu regeln, und drittens könnte er auch noch Bettina einen heimlichen Besuch im Rheingau abgestattet haben. Möglicherweise trafen sie sich sogar in Frankfurt, in der Wohnung von Goethes Mutter. Die erotische Szene vom August, angeblich in Teplitz im Jahre 1810, könnte daher im Juli des Jahres 1808, wie auch im Juli bis August des Jahres 1807, oder sogar in den heißen Monaten von beiden Jahren stattgefunden haben!

Aber dieser These steht ein zweites Tagebuch Goethes entgegen. Ich frage daher, braucht man eigentlich zwei Tagebücher? Oder sind die Eintragungen im zweiten Tagebuch zwischen dem 9. und 22. Juli 1808 als bewußte Irreführungen von Goethe angelegt worden, damit nicht der Verdacht einer heimlichen Reise nach Frankfurt zu seiner todkranken Mutter und zu seiner hochschwangeren Geliebten, Bettina Brentano, ersichtlich wäre? Wurde es bereits von Goethe als Fälschung angelegt oder erst später von Riemer, im Auftrag des Weimarer Herzogshauses? Diese Frage endgültig zu klären, muß ich aus Zeit- und Kostengründen einer späteren Goethe - Forschung überlassen. Es gibt jedenfalls kein einziges direktes Zeugnis, daß Goethe tatsächlich im Franzensbad gewesen wäre, außer den Tagebucheintragungen. Dafür haben wir aber mehrere gewichtige Indizien, die für eine heimliche Reise Goethes nach Frankfurt sprechen.

Bei meiner These von Bettinas heimlicher Reise zu Goethe nach Weimar oder zur Wartburg, findet sich der gleiche Schwachpunkt. Im ersten Tagebuch ist eine große Lücke vom 31. Juli bis 21. August 1807. In dieser Zeit, bzw. anfangs August, könnte Goethe sehr wohl, mit Herzog Carl August zusammen, den Karlsbadaufenthalt für mehrere Tage unterbrochen haben und nach Weimar oder zur Wartburg gereist sein, um Bettina heimlich zu treffen. Im zweiten Tagebuch sind die Zeiten vom 31. Juli bis 21. August 1807 mit Eintragungen über angebliche Begegnungen und Gespräche Goethes in Karlsbad „belegt“. Dies könnte ebenfalls ein bewußtes Verschleierungsmanöver Goethes oder Riemers gewesen sein.

Bettina schrieb jedenfalls am 21. Juli 1808, nach Goethes heimlichem Besuch in Frankfurt, und wohl auch bei ihr im Rheingau, einen enthusiastischen Brief an den immer noch Heißgeliebten (in >G.Br.m.e.K.<):

Wo war ich heut Nacht? [Vor dem 21. Juli 1808!] Wenn sie's wüßten, daß ich die ganze Nacht nicht zu Hause geschlafen habe und doch so sanft geruht habe! - Dir will ich's sagen; Du bist [jetzt wieder] weit entfernt, wenn Du auch schmälst, - bis hierher verhält der Donner Deiner Worte...

Ach Prophet! - deute mir diesen Traum; komm dem Schicksal zuvor, laß unserer Liebe nichts zu nahe geschehen, nach dieser schönen Nacht, wo ich zwischen Furcht und Freude im Rat der Sterne Deiner Zukunft gedachte. Ich hatte schon längst Sehnsucht nach diesem süßen Abenteuer; nun hat es mich so leise beschlichen, und alles steht noch auf dem alten Fleck. Keiner weiß, wo ich war, und wenn sie's auch wüßten, könnten sie ahnen, warum? - Dort kamst Du her, durch den flüsternden Wald, von milder Dämmerung umflossen, und wie Du ganz nahe warst, das konnten die müden Sinne [Bettinas] nicht ertragen, der Thymian duftete so stark; - da schlief ich ein [richtig wohl: Bettina fiel in Ohnmacht], - es war so schön, alles Blüte und Wohlgeruch. Und das weite, grenzenlose Heer der Sterne, und das flatternde Mondsilber, das von Ferne zu Ferne auf dem Fluß tanzte ...

Und den Beweis liefert uns Bettina gleich selber mit einem Sonett Goethes:

Als ich auf dem Euphrat [Rhein oder Main?] schiffte,
Streifte sich der goldne Ring
Fingerab in Wasserklüfte,

Den ich [Bettina] jüngst [von Goethe] empfang.

Also träumt ich. Morgenröte
Blitzt' ins Auge durch den Baum,
Sag', Poete, sag', Prophete!
Was bedeutet dieser Traum?

Dies zu deuten, bin [ich, Goethe] erbötig!
Hab' ich dir nicht oft erzählt,
Wie der Doge von Venedig
Mit dem Meere sich vermählt?

So von deinen Fingergliedern
Fiel der Ring dem Euphrat [Rhein oder Main?] zu.
Ach, zu tausend Himmelsliedern,
Süßer Traum, begeisterst du!

Mich, der von den Indostanen
Streifte bis Damaskus hin,
Um mit neuen Karawanen
Bis ans rote Meer zu ziehn,

Mich vermählst du deinem Flusse,
Der Terasse, diesem Hain;
Hier soll bis zum letzten Kusse
Dir mein Geist gewidmet sein.

Bettinas Niederkunft muß, nach der mittleren Schwangerschaftsdauer von 281 bis 282 Tagen, zwischen dem 8. bis 18. August des Jahres 1808 stattgefunden haben. Im August 1808, demnach mit ihrer Niederkunft, endet auch der erste Teil ihres Buches >G.Br.m.e.K.<. Ein Lebensabschnitt ging zu Ende.

Goethe schrieb Bettina aus dem Karlsbad am 21. August 1808, nachdem ihre Niederkunft erfolgt war [in >G.Br.m.e.K.<]:

An Bettine

Es ist noch die Frage, liebste Bettine, ob man Dich mehr wunderlich oder wunderbar nennen kann; besinnen darf man sich auch nicht; man denkt endlich nur darauf, wie man sich gegen die reißende Flut Deiner Gedanken [gemeint ist: die reißende Flut von Bettinas Briefen] sicherzustellen habe; laß Dir daher genügen, wenn ich nicht ausführlich Deine Klagen, Deine Forderungen, Fragen und Beschuldigungen beschwichtige, befriedige, beantworte und ablehne, im ganzen aber Dir herzlich danke, daß Du mich wieder so reichlich beschenkt hast.

Bettina beschenkte Goethe, nicht in seinem 59sten, sondern in seinem 64sten Lebensjahr [siehe dazu III. Kapitel] mit einem - Nachkommen!

... Ich bekenne Dir indessen, daß es mir geht wie dem Primas: Du bist mir ein liebes, freundliches Kind, das ich nicht verlieren möchte, und durch welches ein großer Teil des ersprießlichen Segens mir zufließt. Du bist mir ein freundliches Licht, das den Abend meines Lebens behaglich erleuchtet, und da gebe ich Dir, um doch zustande zu kommen mit allen Klagen, zum letzten Schluß beikommendes Rätsel; an dem magst Du Dich zufrieden raten.

Goethe

Scharade [Rätsel]

Zwei Worte sind es, kurz, bequem zu sagen,
Die wir so oft mit holder Freude nennen,
Doch keineswegs die Wesen deutlich kennen,
Wovon sie eigentlich den Stempel tragen.

Es tut gar wohl, an schön beschloss'nen Tagen
Eins an dem andern kecklich zu verbrennen;
Und kann man sie vereint zusammen nennen,
So drückt man aus ein seliges Behagen.

Nun aber such' ich ihnen zu gefallen
Und bitte, mit sich selbst mich zu beglücken;
Ich hoffe still, doch hoff' ich's zu erlangen:

Als Namen der Geliebten sie zu lallen,
In einem Bild sie beide zu erblicken,
In einem Wesen beide zu umfassen.

Das Rätsel lautet in einfacher Prosa gestellt: In welchem Fall kann man „in einem Bild zwei Bilder“ erblicken? Im Gesicht eines Kindes erblickt man das des Vaters (Wolfgang Goethe) und das der Mutter (Bettina Brentano) gleichzeitig. Ebenso kann man, wenn man ein Kind umarmt, zwei Wesen gleichzeitig umarmen: Vater und Mutter, Wolfgang Goethe und Bettina Brentano.

Über Denken und Handeln der beiden kann man keine hergebrachten Maßstäbe anlegen. Das „ewige Kind“ Bettina und der längst zum moralischen Kind degenerierte alternde Dichterstern Goethe, beide waren sich ihres Tuns nicht voll bewußt. Bettina noch lange nicht und Goethe schon lange nicht mehr. Ihre „Kindereien“ waren die Folgen einer übersteigerten und wahrhaft kränkelnden Empfindsamkeit, die jedes Gefühl für Realität und jedes Verantwortungsbewußtsein, ähnlich wie in einem Opiumrausch, überschwemmte und auslöschte. Ich spreche von einer Art Empfindsamkeit, die wir Heutigen kaum noch erahnen können.

Als völlig unzurechnungsfähige, gänzlich vergeistigte Individuen, die man in etwa mit unmündigen Kindern vergleichen könnte, stehen Bettina Brentano und Wolfgang Goethe über jedem weltlichen Richterstuhl und enthebt sie damit jeder irdischen Gerichtsbarkeit.

XV. Kapitel

Goethes „Farbenlehre“ oder das Unveränderlichste und Unantastbarste

Kapitel XV.1: K. R. Eisslers >Geschichte einer partielle Psychose<

In der physikalischen Natur gibt es nichts Ewiges, auch keine ewig gleichbleibende Materie. Alles verändert sich, wenn auch in für uns unvorstellbar langen Zeiträumen. Goethe glaubte jedoch, das Unveränderlichste und Unantastbarste, das heißt etwas Ewiges, etwas Unzerstörbares im Licht gefunden zu haben. Deshalb wollte, ja konnte er Newtons Lehre vom Licht, das man „auseinandernehmen“, das man „zerlegen“ und damit „töten“ kann, nicht wahrhaben, nicht anerkennen. Ich bin daher wie K. R. Eissler der Überzeugung, daß diese Sperre in Goethes Denken von einer partiellen Psychose ausgelöst wurde. Siehe dazu K. R. Eissler: >Goethe – Eine psychoanalytische Studie<, zweiter Band, Teil III.B: Goethe und die Wissenschaft, dtv-Verlag 1987.

Hier ein kurzer Auszug aus dem Kapitel: Die Geschichte einer partiellen Psychose

[...] Jeder empfindet Freude, wenn eine gewünschte Schlußfolgerung, eine narzißtisch besetzte Neigung jenen Grad von Unwiderlegbarkeit erreicht, der den Wahrnehmungen eigen ist. Kurz, ein Apercu³¹⁴ ist ein Gedanke, der zur Wahrnehmung geworden ist. Darin eingeschlossen ist ein Erlebnis, das nahe an religiöse Offenbarung grenzt, bei der der Glaube für die Wahrnehmungsorgane annehmbar wird. Wenn Goethe seine Entdeckung des Zwischenkieferknochens ein Apercu nannte, hatte er recht. Wenn er die sutura incisira bemerkte, die vom foramen incisivum auf der unteren Gaumenebene ausging³¹⁵, nahm er nicht nur einen

³¹⁴ Französisch: Überblick. Von Goethe gebraucht im Sinne von: wissenschaftliche Erkenntnis, Einfall, oder Entdeckung.

³¹⁵ Häcker, Valentin: >Goethes morphologische Arbeiten und die neuere Forschung<, Jena 1927 (dort 2. Kapitel).

neuen Knochen wahr, sondern begriff zugleich die Stellung des Menschen als Teil der Natur. In solchen Situationen ist sich der Beobachter nicht bewußt, wie viele Annahmen, Theorien und Schlußfolgerungen von ihm als Wahrnehmungen registriert werden, und er realisiert nicht, daß das, was er als den Inhalt seiner Wahrnehmungen glaubt, in Wirklichkeit über alle Sinnesdaten hinausgeht.³¹⁶ Goethe hatte deswegen Schwierigkeiten mit Newtons Experimenten, weil sie ihm keine solche Wahrnehmungssituation verschafften. Nur nach einer langen Analyse aller Faktoren hätte er die Schlußfolgerung ziehen können, die Newton zog. Goethe tendierte aber dazu, nur das anzuerkennen, was er als Sinnesdaten erfahren konnte. In pathologischen Fällen führt gerade diese Situation zu fixen Ideen und Wahnvorstellungen. Die Wahrnehmungssysteme des Schizophrenen sind aktiver als die des Nichtschizophrenen. Sein Wahrnehmungssystem hat sich nicht jenem Grad von »Zähmung« unterzogen, wie es ein nicht wahnhaftes getan hat.

Der Künstler aber behält diese Dimension der Wahrnehmung. jeder hat sie wahrscheinlich einmal besessen, und sie mag in jedem von uns schlummern, wird aber gewöhnlich beherrscht, unterdrückt oder gehemmt und nur im Traumvorgang freigelassen. Der Künstler hat das Privileg, diese Dimension intakt zu halten, ohne das Opfer einer Psychose zu werden. [...]

Der Schauspieler ist im Grunde der Künstler, der wenigstens für eine begrenzte Zeitspanne in der Realität das sein kann, was der Autor nur in der Phantasie zu genießen vermag. Wenn man Goethes Leben in dieser weiten Perspektive sieht, wird die Frage, ob seine wissenschaftlichen Theorien richtig waren oder nicht, ganz unwichtig. Nur seine Tätigkeit als Wissenschaftler verdient dann überhaupt Interesse und ist nur als psychologische Gegebenheit überraschend. Wenn Gebhardt³¹⁷ schreibt: „... immer blieb er unbewußt Dichter, wenn er bewußt Physiker sein wollte“, kann er recht haben. Er hat aber nur insoweit recht, als der Mensch Goethe mit dem Dichter Goethe gleichgesetzt und identifiziert wird; es bleibt die Frage, ob der Künstler Goethe das Wesen des Menschen Goethe wirklich repräsentiert. Wahr ist, daß wir Goethe nicht als Genie ansehen würden, wie wir es tun, wenn wir nur von Goethe dem Maler, dem Physiker, dem Staatsmann, dem Bühnendirektor oder sonstwem wüßten, den Dichter ausgenommen.

Wie das Urteil über Goethe in einem solchen Fall aussehen würde, ist im Grunde eine müßige Frage, denn seine literarischen Leistungen sind ohne die anderen nichtliterarischen Tätigkeiten und Leistungen nicht denkbar. Der größere Teil seines literarischen Werks war vielleicht eine Serie von Aperçus, und zwar deswegen, weil ein großer Teil der Welt durch seine Wahrnehmungen gegangen war, so daß er die ganze Welt in seinen literarischen Produktionen wiederzuerschaffen vermochte.

Eine psychologische Analyse, die den Anspruch der Wissenschaftlichkeit erhebt, kann sich nicht mit der Feststellung zufriedengeben, daß Goethe unbewußt ein Dichter war, wenn er sich zum Ziel setzte, ein Physiker zu sein, obwohl eine solche Feststellung unleugbar richtig sein mag. Goethe selbst hätte sehr heftig gegen seine »Reduzierung« auf einen Dichter protestiert. Wiederholt sagte er zu Eckermann:

Auf Alles was ich als Poet geleistet habe, bilde ich mir gar nichts ein. Es haben treffliche Dichter mit mir gelebt, es lebten noch Trefflichere vor mir, und es werden ihrer nach mir seyn. Daß ich aber in meinem Jahrhundert in der schwierigen Wissenschaft der Farbenlehre der Einzige bin, der das Rechte weiß, darauf thue ich mir etwas zu gute, und ich habe daher ein Bewußtseyn der Superiorität über Viele .

Dieser Satz ist von außerordentlicher Bedeutung. Die Selbsteinschätzung des Genies ist oft - wenn nicht regelmäßig - falsch. Aber der Irrtum in der Selbsteinschätzung ist ein wichtiger Schlüssel. Wir müssen schließen, daß für Goethe die Farbenlehre das Werk war, das ihm am nächsten stand. Ich sollte dies mit folgendem vergleichen: Das höchste Gefühl der Überlegenheit, der wirklichen Leistung erlebt man manchmal im Traum. Man wacht auf mit dem Gefühl, eine ungeheure Entdeckung gemacht oder eine hervorragende Rede gehalten zu haben. Wenn man sich aber an die im Traum wirklich gesprochenen Worte erinnert, entdeckt man zur eigenen Überraschung, daß sie Unsinnsworte sind. Wie kann das Ich das Gefühl der Überlegenheit aus bloßen Nonsensworten gewinnen? Bei der Erklärung lautet ein Gesichtspunkt: die Worte im Traum sind mit großen Quanten narzißtischer Energie besetzt. Das ist es, was die Worte für den Träumer so äußerst wertvoll macht. Er kann nicht dem Gefühl entgehen, etwas Ungeheures geleistet zu haben, weil er mit seinem eigenen ungebundenen Ich konfrontiert wird. Wir stoßen beim Studium der Haltung von Wahnpatienten gegenüber ihren eigenen Wahnproduktionen auf eine ähnliche Situation. Sie können sich sowenig von ihren Wahnvorstellungen losmachen, wie ein normaler Mensch seine eigene Identität verleugnen kann. Ein Teil der Identität des Patienten steckt in seiner Wahnvorstellung, und deshalb muß er diese überschätzen. Deshalb ist es so wichtig, Goethes Fehlurteil über seine Farbenlehre zu studieren, weil sein endgültiges Urteil mit Wahrscheinlichkeit anzeigt, daß er hier Gedanken über sich von besonders großer Geschlossenheit und Bedeutung niedergelegt hat.

³¹⁶ Siehe Häcker, Valentin: »Goethes morphologische Arbeiten und die neuere Forschung«, Jena 1927. (dort 2. Kapitel: Zwischenkiefer. Erstes Auftauchen der Typus-Idee.

³¹⁷ Gebhardt, Martin: »Goethe als Physiker – Ein Weg zum unbekanntem Goethe«, Berlin 1932.

Wie sehen die Vorläufer dieser endgültigen umfassenden Vorstellung Goethes über sich selbst aus? Uns liegen darüber einige Informationen vor, weil Goethe in seiner etwa tausend Seiten umfassenden Farbenlehre achtundzwanzig der »Confession des Verfassers« widmet (WA II, 4, S. 283-311). Diese »Confession« enthält viele bemerkenswerte Züge, von denen aber hier nur einige erörtert werden. Ich schlage vor, Goethes Interesse an Farben hinzunehmen und sich nur die Umstände anzusehen, unter denen er auf die Idee kam, Newton sei bei seinem Beweis, daß weißes Licht die Farben des Spektrums enthalte, im Irrtum. Goethe hatte als Student von Newtons Theorie gehört und sie akzeptiert:

Wie alle Welt war ich überzeugt, daß die sämtlichen Farben im Licht enthalten seien; nie war es mir anders gesagt worden, und niemals hatte ich die geringste Ursache gefunden, daran zu zweifeln, weil ich bei der Sache nicht weiter interessirt war.

Als Goethe nach der Italienreise begann, mit dem Problem der Farben zu ringen, wollte er Newtons Experimente originalgetreu wiederholen. Die Gelegenheit dazu bot sich, als Hofrat Büttner nach Jena zog, denn dieser Wissenschaftler besaß die notwendigen Prismen für die Strahlenbrechung.

Goethe lieh sich die Kiste aus, die die optischen Instrumente enthielt, verschob aber die Durchführung des Experiments. Zuerst hatte er kein geeignetes Quartier, wo er es einrichten konnte, daß ein schmaler Strahl Sonnenlicht in einen abgedunkelten Raum eindrang. Als er dann in ein Haus umgezogen war, wo diese Bedingungen erfüllbar waren, hielten ihn andere Dinge ab. Hofrat Büttner wurde unruhig und verlangte mit wachsendem Nachdruck, seine Prismen zurückzuerhalten. Goethe entschuldigte sich, versprach, schob aber das Experiment noch auf. Zuletzt scheint Büttner ernstlich ungehalten gewesen zu sein; er schickte einen Boten, der die Kiste abholen sollte. Goethe konnte nicht länger zögern, wenn er nicht die Prismen fahren lassen wollte, ohne sie überhaupt benutzt zu haben; er nahm eins aus der Kiste und sah hindurch in der Erwartung, alles weiße Licht in vielfarbiges Licht aufgelöst zu sehen, so wie er gedacht hatte, daß es nach Newton geschehen müsse. Zu seinem Erstaunen beobachtete er aber, daß die weiße Wand noch weiß erschien und daß nur da, wo das weiße Licht an die Dunkelheit grenzte, Farben zu sehen waren.

Es bedurfte keiner langen Überlegung, so erkannte ich, daß eine Gränze nothwendig sei, um Farben hervorzubringen, und ich sprach wie durch einen Instinct sogleich vor mich laut aus, daß die Newtonische Lehre falsch sei.

Von diesem Augenblick an konnten kein Argument, kein Versuch, keine Überredung und kein Einwand gegen seine Theorien Goethe von seiner Überzeugung abbringen, die mit meteorhafter Plötzlichkeit am Horizont aufgetaucht war, niemals mehr den Griff lockern, der seinen Geist umklammerte. Jahre harter Arbeit, Hunderte von Seiten, Gedichte, Artikel, fast jedes Medium, das ihm zur Verfügung stand, verwandte er auf Beweisen, Überzeugen, Überreden, daß das weiße Licht rein sei und keine Farben enthalte. Ein Wort gegen seine Theorien konnte eine gefestigte und aufrichtige Freundschaft bedrohen; die Anerkennung seiner Theorie wurde mit Zuneigung vergolten. Der einzige Mißklang, der, soweit ich weiß, jemals zwischen Goethe und Eckermann, seinem loyalsten Bewunderer, entstand, geschah, als letzterer darauf hinwies, eine von Goethe's Theorien könne nicht richtig sein, sondern bedürfe der Revision. Eine so extreme Empfindlichkeit war bei Goethe ganz ungewöhnlich und führt zu einer Diskussion des möglichen Problems. Die altherwürdige Eitelkeit und der Stolz eines Autors können die Abweichung vom gewöhnlichen Verhalten nicht erklären. Sogar Eckermann notiert, daß Goethe auf diesem Gebiet ganz anders reagierte als auf einem anderen Feld. So schrieb er, daß

Goethe in seiner Farbenlehre nicht gut Widersprüche vertragen konnte, während er bey seinen poetischen Werken sich immer durchaus läßlich erwies und jede gegründete Einwendung mit Dank aufnahm.

Eckermann versucht, diesen Unterschied durch den Kontrast zwischen Goethes literarischen Arbeiten und der Schmähung und Mißbilligung zu erklären, auf die seine Farbenlehre ein halbes Jahrhundert lang stieß. Das scheint kaum eine befriedigende Erklärung zu sein.

Goethes Reizbarkeit bei allem, was Newton betraf, entwickelte sich schrittweise. Ein früher Hinweis auf diese neue Idee klingt nicht sehr aggressiv, obwohl der Hinweis auf eine »Revolution« einen schwelenden Angriff auf eine Vaterfigur anzeigt. So schrieb er in einem Brief an J. F. Reichardt vom 30. Mai 1791:

Unter den Arbeiten die mich jetzt am meisten interessiren, ist eine neue Theorie des Lichts, des Schattens und der Farben. [...] Wenn ich mich nicht betrüge, so muß sie mancherlei Revolutionen sowohl in der Naturlehre als in der Kunst hervorbringen.

Johann Friedrich Reichardt (1752-1814), Dirigent und Komponist, wurde damals von Goethe stark bewundert. Reichardt vertonte viele Gedichte Goethes. Später kam es zwischen ihnen zu ernststen Meinungsverschiedenheiten.

Newton taucht, glaube ich, zuerst in Goethes Brief an Knebel vom 8. Oktober 1791 auf:

An einem Jesuiten [namens] Grimaldi welcher ohngefähr zu eben der Zeit mit Newton sich um das Licht und die Farben bekümmerte, habe ich sehr große Freude und Trost. Sein Buch >De Lumine Coloribus et Iride< ist fünf Jahre früher gedruckt als Newton seine Optische Vorlesungen hielt und viel früher als er seine

Optik herausgab. Grimaldi ist ein weit schärferer Beobachter als Newton und ganz dünckt mich auf dem rechten Wege von dem uns dieser Kirchenvater [Newton] abgebracht hat.³¹⁸

Goethe versucht hier, Newton klein zu machen, indem er die Frage nach der Priorität stellt, trotz der Tatsache, daß er Grimaldis Werk offenbar nicht als früher, sondern nur als anders einstuft. Was es mit diesem Unterschied auf sich hat, der Goethe friedlich stimmte, wird später zitiert werden.

Wie ernst Goethes Vergleich von Newton mit einem Kirchenvater gemeint war, kann man aus einem Brief an Zelter vom 13. März 1822 ersehen:

Meine Gegner irren mich nicht, wer müßte dieß nicht in der Welt, besonders aber in Deutschland gewohnt werden! Die edlen physischen Widersacher [gemeint sind seine Gegner unter den Physikern] besonders kommen mir vor wie katholische Pfaffen, die einen Protestanten aus dem tridentinischen Concilium widerlegen wollten.

Es ist interessant, hier Goethes Unterredung mit Eckermann aus Anlaß einer Meinungsverschiedenheit zwischen ihnen über die Farbentheorie vom 10. Februar 1829 zu zitieren:

Es geht mir mit meiner Farbenlehre, fuhr er darauf etwas heiterer und milder fort, gerade wie mit der christlichen Religion. Man glaubt eine Weile treue Schüler zu haben, und ehe man es sich versieht, weichen sie ab und bilden eine Sekte. Sie sind ein Ketzler wie die anderen auch, denn Sie sind der erste nicht, der von mir abgewichen ist.

Wenn man dieses Zitat mit dem Brief an Zelter vergleicht, entdeckt man einen typischen Fall von Projektion.

Seine Reizbarkeit bei diesem Thema nahm bedenkliche Formen an, und es wurden geradezu Beschimpfungen gegen Newton und sein Werk geschleudert, etwa wie:

Schlimme Advokatenstreich; Sophistische Entstellung der Natur; Unser Ehrenmann; Der Autor benimmt sich schändlich; Ob wohl in der Geschichte der Wissenschaften etwas ähnlich Närrisches und Lächerliches von Erklärungsart zu finden sein möchte?; Barer Unsinn;

Diese Haltung ging bis zur direkten Anklage bewußter Unredlichkeit, wenn Goethe folgenden Vers aus seinem eigenen Werk zitierte:

Aber ich sehe wohl, Lügen bedarf's, und über die Maßen!

Unredlichkeit, Bösartigkeit und Dummheit, die Newton zur Last gelegt wurden, hatten ihren Gegenspieler in Goethes Überzeugung, daß ihm die schuldige Anerkennung infolge einer Verschwörung eines Teils seiner Zeitgenossen, motiviert durch Eitelkeit, versagt bliebe. Er war sich ganz sicher, daß seine Enthüllung über Newton eine sensationelle Wirkung haben würde und daß er wesentlich dazu bestimmt sei, einem Irrtum den Todesstoß zu versetzen, der die Menschheit in Knechtschaft gehalten habe. Als sich die Anerkennung nicht einstellte, entwickelte er die Theorie, er sei das Opfer des Zunftgeistes einer Clique, der sich gegen ihn, den Außenseiter und Laien, richte. In späteren Jahren bevorzugte er eine andere Version. Als z. B. J. B. Wilbrand, den Goethe im ganzen als Wissenschaftler schätzte, ein Buch veröffentlichte, in dem er sich in Übereinstimmung mit Newtons Theorie des Spektrums aussprach, schrieb Goethe ihm am 5. August 1820:

... bedauerte ich, daß ein Mann, der sich schon von so vielen Vorurtheilen losgesagt [...] hatte, sich noch nicht von der schmähhlichsten aller Taschenspielerereyen, dem Newtonischen Spectrum, habe retten können, [...] Nun find ich [in Ihrem Buch] [...] aber von meiner Farbenlehre selbst, [...] auch nicht die mindeste Notiz, worüber ich in ein Erstaunen gerieth, das der Verzweiflung nah war;

Zu Beginn gab es sichtbare Reste der Christusidentifizierung, die ich von Zeit zu Zeit erwähnt habe. So schrieb er in einem Entwurf, nachdem er die Newtonschule mit der Römischen Kirche verglichen hat:

Und so ist mir recht wohl bekannt, was mich erwartet, indem ich gegenwärtig auftrete, um zu zeigen ...

Später aber schrieb er über das Jahr 1810, in dem die Farbenlehre beendet und vollständig veröffentlicht war:

Um die Wirkung war ich wenig bekümmert, Einer so vollkommenen Untheilnahme und abweisenden Unfreundlichkeit war ich aber doch nicht gewärtig;

In seinen Gesprächen mit Eckermann gibt es mehrere Passagen über seine Vorstellungen von den Gelehrten auf diesem Gebiet: sie sind eitel, ehrgeizig, unbedeutend und stoßen jeden Außenseiter zurück.

Ein weiteres, vielleicht sogar noch eindrucksvolleres Beispiel als die schon zitierten kann man in Soret's Bemerkungen (vom 30. Dezember 1823) finden. Goethe beklagte sich über einen jungen Mann, der eine Arbeit über die Optik veröffentlicht hatte, die ganz ähnliche Ansichten wie Goethe äußerte, der aber vermied, sich auf Goethe namentlich zu berufen, um angesichts von Goethes geringem Ansehen als Physiker seine Reputation nicht zu gefährden. Später besuchte der Autor Goethe und entschuldigte sich bei ihm. Soret glaubte, daß Goethes Kampf nicht allein gegen Newton gerichtet war, sondern daß in den allgemein

³¹⁸ Goethe kannte mit Sicherheit die theistischen Veröffentlichungen Newtons (u. a. >Gottesbeweise<, >Portsmouth Collection<, >Chronologie<). Dies erregte vollends Goethes - des deutschen Voltaires - Haß auf Newton. Siehe dazu auch L. Baus: >"Nachtwachen" von [des] Bonaventura, alias Goethe<.

akzeptierten Ansichten ein tiefgreifender Wandel notwendig sei, »und hätten Sie tausendmal recht, so müssen Sie zunächst geraume Zeit unrecht haben«. Darauf erwiderte Goethe:

»Und mir wird es um so schlimmer ergehen, weil ich, stolz auf meine Entdeckung, mir voller Hochmut einredete: dieser Newton, den die ganze Welt bewundert, diese unerbittlichen Mathematiker, diese Rechengenie, diese scharfsinnigen Beobachter, sie alle sind im Irrtum, ich allein bin gegen sie im Recht, ich allein habe den Stein der Weisen in der Hand, den sie doch so leicht finden könnten, der sonnenklar für sie am Tage läge, wenn sie nur die Augen öffnen und ordentlich sehen wollten. Mit dieser Überzeugung habe ich alle überkommenen Meinungen, und tüchtig, vor den Kopf gestoßen; man hat mich bekämpft, oder noch mehr: man hat meine Ideen lächerlich gemacht, aber ich bin an meinem Werk nicht irre geworden, sei es auch nur, um das Vergnügen gehabt zu haben, die Schwäche der Menschheit besser zu durchschauen.«

Während seine Worte unerschöpflich hervorsprudelten mit einer Kraft des Ausdrucks, die ich nicht wiederzugeben vermag, funkelten seine Augen in ungewöhnlichem Feuer. Siegesfreude leuchtete aus ihnen, während um seine Lippen ein ironisches Lächeln spielte, sein schöner Kopf war imposanter denn je.

Soret war hinsichtlich des Inhalts der Unterredung ein zuverlässiger Berichtersteller, und im Hinblick auf seine Ehrfurcht und Bewunderung für Goethe ist seine Interpretation von Goethes Gesichtsausdruck ganz verständlich; in einer psychoanalytischen Interpretation aber wird man gegenüber dieser Interpretation einen Vorbehalt anmelden. Es ist vernünftig, den von Soret verzeichneten Affekt und den Gesichtsausdruck, beides offenbar bei Goethe ungewöhnlich, mit der Psychopathologie in Verbindung zu bringen, die ich als den Grund von Goethes Störung postuliert habe.

Der bemerkenswerte Zug in dieser ganzen Episode von Goethes Leben, die man kurz mit dem Begriff Farbenlehre etikettieren kann, besteht darin, daß sie den Charakter einer paranoiden Psychose aufweist. Wir wissen jetzt sicher, daß Goethe an einer Psychose nicht in dem Sinn litt, in dem dieses Wort gewöhnlich gebraucht wird, d. h. bezogen auf einen Menschen, dessen Ich von einer Psychose überwältigt ist. Goethes Psychose muß eine partielle Psychose gewesen sein.

Die Episode beginnt mit einem Erlebnis, das die typisch klinischen Bedingungen einer schweren Krankheit erfüllt. Es ist charakteristisch für den Beginn einer schizophrenen Krankheit, die zum erstenmal manifest wird. Ich möchte aber die Frage, ob Goethe an einer schizophrenen Krankheit litt oder nicht, hier nicht aufgreifen, sondern mich auf das Studium der Struktur und der Geschichte der Krankheit beschränken.

Als Goethe in das Prisma blickte, während Büttners Bote wartete, gab es einen plötzlichen Geistesblitz, der innerhalb eines ziemlich gut umschriebenen Bereichs seiner Persönlichkeit eine bleibende Wirkung hatte. Er löste Gedanken und Gefühle über ein Genie aus, dessen Persönlichkeit und Grundsätze ihm plötzlich in einem anderen Licht als zuvor erschienen.

Aus der klinischen Erfahrung sind wir mit der Bedeutung solcher plötzlichen Blitze vertraut. Sie sind für das »primäre Wahnerlebnis« charakteristisch. Sie werden manchmal als innere Erleuchtung erlebt. Die Welt erscheint plötzlich verwandelt, tot oder entfernt oder unnatürlich eng oder der Patient erkennt plötzlich eine umfassende Wahrheit, die ihm zuvor gedämmt hatte. Es ist notwendig, die ganze Phänomenologie dieses höchst interessanten Phänomens durchzugehen. Goethe berichtet bei anderen Gelegenheiten von ähnlichen Erlebnissen. Die Entdeckung des os intermaxillare und seine Gedanken beim Betrachten eines Schafschädels auf dem jüdischen Friedhof in Venedig scheinen von ähnlichen Gefühlen begleitet gewesen zu sein. Aber in diesen beiden Fällen war ein Prozeß inbegriffen, bei dem etwas schon latent Vorhandenes konkrete Gestalt annahm, oder wo, mit anderen Worten, plötzlich ein wahrnehmbares Gebilde entdeckt wurde, dem ein zuvor schon bestehender Gedanke harmonisch zugeordnet oder zu einer Synthese verschmolzen werden konnte.

Die Erleuchtung über Newton war anders strukturiert. Wie Goethe behauptete, enthielt sie einen Gedanken, auf den er in keiner Weise vorbereitet war, und der Akzent lag auf dem negativen Inhalt - >Newton hat unrecht< -, während die anderen beiden Erlebnisse betonten, daß bestimmte Beziehungen existierten.

Beim Studium von Goethes Beziehung zu Newton entdeckt man, daß Goethe ihn in jüngeren Jahren geradezu verehrte. Als er mit Lavater bei dessen berühmten physiognomischen Studien zusammenarbeitete, schrieb Goethe für Lavater einige Charakteranalysen, die scheinbar auf der Erforschung der menschlichen Gesichtszüge und Schädelformen beruhten. Eine davon war Newton gewidmet. Goethes Analyse ist in typischer Sturm-und-Drang-Sprache geschrieben (was die Übersetzung [ins Englische] äußerst schwierig macht). Er schrieb folgendes:

1.

*... Voll innerer Kraft die A u g e n, den Gegenstand zu fassen; ihn zu ergreifen, nicht bloß zu **beleuchten**; nicht ihn ins Gedächtniß **aufzuhäufen**; sondern ihn zu verschlingen, und in das große All, das im Haupte ist, **immanieren** zu lassen. - Augen voll Schöpfungskraft und Augenbrauen voll der*

lichtvollsten, solidesten Fruchtbarkeit.

... Mehr hohes, gewaltiges Denken, als abstraktes scheint sie [die Stirn] auszudrücken. Mächtiger Drang, Drang der Zuversicht und der Gewißheit schwebt drauf.

... Auffallend ist die Reinheit, die Ruhe des Ganzen, bey der sichtbaren innern Anstrengung ...

2.

... Ein Republikaner ist's, der, ohne zu befehlen, herrscht, immer widerstehen muß, viele Geschäfte geordnet, eingerichtet, gebaut hat. Wie fest ergreift er sinnlichen Eindruck, - macht prüfenden Entwurf, nicht ohne Zutrauen zu sich und seiner übermannenden Kraft ...

4.

... Die Stirn, wie gedrängt in Erinnerung von Wirkungen! Ahndung künftiger Seelennoth in gegenwärtiger Kraft!

... Die Lippe Widerhalt - innerer Kraft ..

Die Analyse von Newton ist ersichtlich mit besonderer Leidenschaft geschrieben, in den stärksten, positivsten Ausdrücken, in einem Stil, in dem ein moderner Physiognom über Albert Einstein schreiben würde, der die öffentliche Phantasie wie Newton im achtzehnten Jahrhundert beflügelte und einen berühmten Platz einnimmt. Von besonderem Interesse ist, welch starkes Gewicht Goethe auf Newtons Augen legte (ganz im Unterschied zu seinen anderen Analysen), was in bedeutsame Verbindung zu dem späteren Konflikt gebracht werden kann. Überraschend ist auch, wie viele Personen Goethe für die physiognomische Analyse auswählte, die in der einen oder anderen Weise idealisierte Vaterersatzfiguren waren oder die ihn selbst in idealisierter Gestalt (Ichideal) repräsentierten: Klopstock, Homer, Rameau, Scipio, Titus, Brutus. In dem primären Wahnerlebnis wechselte also das Bild eines erlauchten und geliebten Vaters in das eines böartigen, schlechten und gehaßten Vaters. Der Vollständigkeit halber muß gesagt werden, daß Goethes Psychogramm von Newton Charakteristika enthält, die weiblich klingen. Eigenschaften wie Reinheit, Ruhe, innere Anstrengung, Fruchtbarkeit, Schöpfungskraft können ein Indiz dafür sein, daß Goethe schon bei dieser ersten Begegnung auf Newton die Vorstellung einer Urmutter projizierte, oder wir haben es hier mit einem Vaterbild der archaischen Periode zu tun, wie früher dargelegt (vgl. oben, S. 899).

Das primäre Wahnerlebnis war der Ausgangspunkt seiner Störung, wie aber sah der weitere Verlauf aus? Wenn man annimmt, daß Goethes paranoide Behauptungen über Newtons Persönlichkeit das Resultat seiner eigenen Projektionen waren, können wir einen Teil der zugrunde liegenden Prozesse rekonstruieren. Da er ausführlich über das schrieb, was er für die psychologischen Voraussetzungen für Newtons angeblichen Irrtum hielt, können diese Auslassungen eine wichtige Informationsquelle werden.

Hat man aber recht mit der Annahme, daß dieses Material der Niederschlag von Projektionen ist? Meiner Meinung nach kann man Belege anführen, die zu einer solchen Annahme nötigen. Im Schlußparaphrasi seiner Erörterung von Newtons Optik lesen wir folgende Meinung Goethes über Newton:

Und bemerken wir nicht im Leben, in manchen andern Fällen: wenn wir ein falsches Apercu, ein eigenes oder fremdes, mit Lebhaftigkeit ergreifen, so kann es nach und nach zur fixen Idee werden, und zuletzt in einen völligen partiellen Wahnsinn ausarten, der sich hauptsächlich dadurch manifestirt, daß man nicht allein alles einer solchen Vorstellungsart Günstige mit Leidenschaft festhält, alles zart Widersprechende ohne weiteres beseitigt, sondern auch das auffallend Entgegengesetzte zu seinen Gunsten auslegt.

Heute wissen wir, daß dies Wort für Wort auf Goethe selbst anwendbar ist und deshalb schließe ich, daß der bei seinem Gegner angenommene psychische Prozeß aus Projektionen von Prozessen bestand, die in Wirklichkeit in ihm selbst vor sich gingen.

Merkwürdigerweise ist Goethes Bericht über das Versagen, mit dem er seinen illustren Gegner belegt, das aber in Wirklichkeit sein eigenes ist, erstaunlich genau. Die zitierte Passage bestätigt auch unsere Behauptung, daß Goethe wirklich von einer partiellen Psychose ergriffen war. Selbst wenn er mit all seinen Theorien und Schlüssen über die Natur des Lichts recht gehabt hätte, hätte er keinen berechtigten Grund zu der Annahme gehabt, daß Newton von partiellem Wahnsinn befallen war. Deshalb erscheint die Zuschreibung partiellen Wahnsinns wie die Folgerung unbewußten Gewährwerdens ernster Psychopathologie bei ihm selbst.

Ich möchte zwei weitere Passagen zitieren, die die projektive Natur von Goethes Auslassungen über Newtons Persönlichkeit wohl noch deutlicher zeigen. An einer Stelle vermutet Goethe:

daß vielleicht Newton an seiner Theorie soviel Gefallen gefunden, weil sie ihm, bei jedem Erfahrungsschritte, neue Schwierigkeiten darbot.

Das wäre eine wirklich ungewöhnliche Quelle, aus der man Lust gewänne, aber es war Goethe, der zu einer Skizze seiner Biographie schrieb:

Mein Leben ein einzig Abenteuer.

*Keine Abentheuer durch Streben nach Ausbildung dessen was die Natur in mich gelegt hatte.
Streben nach Erwerb dessen was sie nicht in mich gelegt hat. Eben soviel wahre als falsche Tendenz.*

Deßhalb ewige Mar[ter] ohne eigentl. Genuß.

(Ich erinnere an ein früheres Zitat - siehe oben, S. 715 - das die große Anziehungskraft zeigt, die eine solche Situation auf Goethe ausübte). In dem Buch, in dem er Newton so stark attackierte, schrieb er unter der Überschrift »Confession des Verfassers« über seine Bemühungen als Maler - die ihn im Grunde zur Farbenlehre geführt hätten:

... [...] ja ich fühlte hiezu [zum Malen] wozu ich eigentlich keine Anlage hatte, einen weit größern Trieb als zu demjenigen was mir von Natur leicht und bequem war. So gewiß ist es, daß die falschen Tendenzen den Menschen öfters mit größerer Leidenschaft entzündet, als die wahrhaften, und daß er demjenigen weit eifriger nachstrebt was ihm mißlingen muß, als was ihm gelingen könnte.

In einem anderen Teil seiner Farbenlehre trifft Goethe bei seinem Angriff auf den Wert von Newtons Experiment folgende merkwürdige Feststellung:

Wie es dagegen um die Newtonsche Beobachtungsgabe und um die Genauigkeit seiner Experimente stehe, wird jeder, der Augen und Sinn hat, mit Verwunderung gewahr werden; ja man darf dreist sagen, wer hätte einen Mann von so außerordentlichen Gaben, wie Newton war, durch ein solches Hocuspocus betrügen können, wenn er sich nicht selbst betrogen hätte? Nur derjenige, der die Gewalt des Selbstbetruges kennt, und weiß, daß er ganz nahe an die Unredlichkeit gränzt, wird allein das Verfahren Newtons und seiner Schule sich erklären können.

Goethe behauptet, er besitze die Kraft zur Erklärung, und räumt so indirekt ein, daß er »die Gewalt des Selbstbetruges kennt, daß er ganz nahe an die Unredlichkeit gränzt.« Hier verrät Goethe unwissentlich selbst den projektiven Ursprung seines Newtonporträts.

Wenn man Goethes zornige Angriffe gegen Newton liest, seine sich wiederholenden Argumente und seine Beteuerungen, wie bedauerlich Newtons Halsstarrigkeit sei, gewinnt man den Eindruck, daß Goethe von einem lebenden Menschen spricht, der trotz vieler überzeugender Argumente, die Goethe anzuhäufen wählte, nachzugeben sich boshaft weigerte. Goethe machte Newton auch verantwortlich für das gleiche halsstarrige Beharren nahezu aller nachfolgenden Physiker und für deren prinzipielle Zustimmung zu dessen Lichttheorie. Die Unklarheit in bezug auf Objekte seines Zorns, der Mangel an Bewußtsein, daß er mit einem schon vor langer Zeit verstorbenen Menschen wie mit einem Zeitgenossen umging, der noch von einem Irrtum überzeugt werden könnte, macht die Diagnose noch wahrscheinlicher, ganz abgesehen von der Tendenz zur Verdinglichung des Denkens, deren sich Goethe in seiner Farbentheorie selbst schuldig machte (vgl. 288, S. 15 und passim).

Goethes Schärfe bei der Beschreibung seiner eigenen, Newton zugeschriebenen Psychopathologie stellt eine unschätzbare Quelle von psychologischen Daten hinsichtlich Goethes eigener Konflikte dar. Bei der Erörterung von Newtons Charakter gab Goethe folgende psychologische Analyse:

Jedes Wesen das sich als eine Einheit fühlt, will sich in seinem eigenen Zustand ungetrennt und unverrückt erhalten. Dieß ist eine ewige nothwendige Gabe der Natur, und so kann man sagen, jedes Einzelne habe Charakter [...]. In diesem Sinne dürfen wir dem Schwachen, ja dem Feigen selbst Charakter zuschreiben: denn er gibt auf, was andere Menschen über alles schätzen, was aber nicht zu seiner Natur gehört: die Ehre, den Ruhm, nur damit er seine Persönlichkeit erhalte.

[...] Einen starken Charakter nennt man, wenn er sich allen äußerlichen Hindernissen mächtig entgegengesetzt und seine Eigenthümlichkeit, selbst mit Gefahr seine Persönlichkeit zu verlieren, durchzusetzen sucht. Einen großen Charakter nennt man, wenn die Stärke desselben zugleich mit großen, unübersehlichen, unendlichen Eigenschaften, Fähigkeiten, verbunden ist und durch ihn ganz originelle unerwartete Absichten, Plane und Thaten zum Vorschein kommen.

Goethe fährt dann fort zu zeigen, daß dies von jedem ethischen Wert einer Handlung ganz unabhängig ist.

Das Sittliche beruht auf dem Streben nach dem Guten. Charakterstärke liegt außerhalb von Gut oder Böse, und Newton wies einen starken Charakter auf, indem er mit großer Beharrlichkeit einem Irrtum anhing, trotz aller Warnungen, die er von außen und innen erhielt.

Und hier tritt nun ein ethisches Haupträthsel ein, das aber demjenigen, der in die Abgründe der menschlichen Natur zu blicken wagte, nicht unauflösbar bleibt.

Und dann erklärt er die Psychologie des Irrtums:

Der Mensch ist dem Irren unterworfen, und wie er in einer Folge, wie er anhaltend irrt, so wird er sogleich falsch gegen sich und andere;

[...] Man widme einer Person mehr Liebe, mehr Achtung als sie verdient, sogleich muß man falsch gegen sich und andre werden:

[...] Dagegen lassen Vernunft und Gewissen sich ihre Rechte nicht nehmen. Man kann sie belügen aber

nicht täuschen. Ja wir thun nicht zu viel, wenn wir sagen: je moralischer, je vernünftiger der Mensch ist, desto lügnhafter wird er, sobald er irrt, desto ungeheurer muß der Irrthum werden, sobald er darin verharret;

Es sei ängstlich anzusehen, fährt Goethe fort, wenn ein starker Charakter, um sich selbst treu zu bleiben, untreu gegen die Welt werde.

Allein hiermit ist noch nicht das ganze Räthsel aufgelöst; noch ein Geheimnißvolleres liegt dahinter. Es kann sich nämlich im Menschen ein höheres Bewußtsein finden, so daß er über die nothwendige ihm einwohnende Natur, an der er durch alle Freiheit nichts zu verändern vermag, eine gewisse Übersicht erhält. Hierüber völlig in's Klare zu kommen ist beinahe unmöglich; sich in einzelnen Augenblicken zu schelten, geht wohl an, aber niemanden ist gegeben, sich fortwährend zu tadeln.

Ich bedaure, an dieser Stelle mit dem Zitieren aufhören zu müssen. Wo sonst ist jemals so klar und bündig über die Dynamik einer Psychose geschrieben worden? Goethe beginnt mit dem Streben des Menschen nach Identität und endet mit der Last von Schuldgefühlen. Hätte er stärkeres Gewicht auf den Drang verbotener Es-Wünsche gelegt, wäre sein Bild vollständig. Eine Psychose ermöglicht einem Menschen tatsächlich, gewöhnlich auf Kosten von seelischem Schmerz, gegen die schmerzhaftere Störung des Identitätsgefühls zu kämpfen und um den erdrückenden Schuldgefühlen zu entgehen. Entnahm er all dies wirklich dem Studium von Newtons Leben? Es ist nicht vernünftig, das anzunehmen, sondern man sollte eher davon ausgehen, daß Goethe sich hier in allgemeinen Worten auf die emotionalen Konflikte bezog, die ihm Newtons Lichttheorie unannehmbar machten und ihn dazu brachten, seine eigene aufzustellen. Wenn er behauptet, daß Newtons Farbentheorie als ein erstarrtes Apercu [WA II, 4, S. 100] anzusehen sei, beschreibt er die beschädigte Struktur eines Teils seines eigenen psychischen Apparates, der in diesem Bereich seine Elastizität verloren hat. Hier konnte Goethe weder vor- noch rückwärts gehen, sondern mußte starr in der Stellung verharren, die ihm aufgezwungen war, und ich bezweifle nicht, daß er recht hat, wenn er sagt, durch seine Untersuchung der Optik sei ihm

eine Entwicklungskrankheit eingeimpft, die auf Leben und Thätigkeit den größten Einfluß haben sollte.

Eine vollständige Aufklärung eines primären Wahnerlebnisses klärt gewöhnlich fast die gesamte Psychopathologie. Obgleich keine Möglichkeit besteht, Goethes primäres Wahnerlebnis gänzlich aufzuklären, nämlich die Offenbarung, die er hatte, als er durch die Prismen sah, so ist es doch wichtig, dieses Erlebnis so weit als möglich zu erforschen.

Die erste Frage betrifft das genaue Datum des Ereignisses. Bedauerlicherweise kann dies, soweit ich damit vertraut bin, auf der Grundlage der veröffentlichten Zeugnisse nicht festgestellt werden. Man kann aber zwei Daten sicher festmachen, die den Zeitraum eingrenzen, in dem das Ereignis stattgefunden haben muß. Das erste Datum wird bestimmt durch eine Bemerkung Goethes in der »Confession des Verfassers«, daß er Gelegenheit zur Wiederholung von Newtons Versuchen erhielt, als er in ein neues Haus zog, in dem die Versuchsbedingungen erfüllt werden konnten. [...] Das spätestmögliche Datum des primären Wahnerlebnisses wird mit der frühesten Erwähnung seiner Farbenstudien in seinen Briefen gesetzt. In einem Brief an den Herzog vom 17. Mai 1791 bezieht er sich auf seine Farbenarbeit, was darauf hinweist, daß dieser Brief nach dem primären Wahnerlebnis geschrieben wurde. – „Die Theorie der blauen Farbe“, schrieb er „habe ich auch in diesen Tagen geschrieben.“ Und am folgenden Tag:

Noch kann ich mit lebhafter Freude melden, daß ich seit gestern die Phänomene der Farben wie sie das Prisma, der Regenbogen, die Vergrößerungsgläser pp zeigen auf das einfachste Principium reducirt habe. Vorzüglich bin ich durch einen Widerspruch Herders dazu animirt worden der diesen Funcken herauschlug.

Dies ist, glaube ich, das früheste bekannte Zeugnis für Goethes Arbeit über die Farben. Danach werden die dokumentarischen Beweise zahlreicher. Meiner Meinung nach muß man den Schluß ziehen, daß das primäre Wahnerlebnis sich zwischen November 1789 und dem 17. Mai 1791 ereignete. Goethe selbst behauptete, das Erlebnis habe 1790 stattgefunden. In den Tag- und Jahres-Heften schrieb er für das Jahr 1790:

entdeckte Ich zu meinem großen Erstaunen: die Newtonische Hypothese sei falsch und nicht zu halten.

Weiterhin gibt es in den Notizen zur Vorbereitung von »Dichtung und Wahrheit« eine kurze Zusammenfassung der Ereignisse von 1790. Gegen Ende dieser Zusammenfassung schreibt er:

Veränderung der Wohnung. Apercu der prismatischen Farberscheinungen.

Doch ist Goethes Zeugnis nicht ganz zuverlässig, da beide Bemerkungen viele Jahre später geschrieben wurden und in der zweiten offensichtlich ein Fehler steckt, da Goethes Umzug in seine neue Behausung 1789 erfolgte.

Wenn man wüßte, ob Goethe auf das primäre Wahnerlebnis sofort reagierte oder ob es in ihm eine Zeit lang gärte, bevor er es aktiv in Arbeit umsetzte, würde uns dies helfen, das Datum in der fraglichen Periode zeitlich genauer zu lokalisieren. Das aber ist der Spekulation überlassen.

Konkretere Beweise kann man bei der nächsten Frage vorlegen: Worin bestand für Goethe die unbewußte

Bedeutung des Lichts?³¹⁹ Licht bedeutete bei ihm etwas Reines und besaß eine weibliche Qualität. Bei der Erörterung von Newtons sechstem Versuch, dem entscheidenden, bei dem ein Lichtstrahl durch ein Prisma abgelenkt und in seine Bestandteile zerlegt wird, beschuldigt Goethe Newton, dieser habe die Natur auf die Folter gespannt, um sie zum Geständnis dessen zu nötigen, was Newton zuvor festgesetzt habe. Dann fährt er fort:

Allein die Natur gleicht einer standhaften und edelmüthigen Person, welche selbst unter allen Qualen bei der Wahrheit verharrt. Steht es anders im Protocoll, so hat der Inquisitor falsch gehört, der Schreiber falsch niedergeschrieben. Sollte darauf eine solche untergeschobene Aussage für eine kleine Zeit gelten, so findet sich doch wohl in der Folge noch jemand, welcher sich der gekränkten Unschuld annehmen mag; wie wir uns denn gegenwärtig gerüstet haben, für unsere Freundin diesen Ritterdienst zu wagen. Wir wollen nun zuerst vernehmen, wie Newton zu Werke geht.

Die vorherrschend weibliche Bedeutung des Lichts für Goethes Unbewußtes ist in dieser Passage offensichtlich. Die Idee ist, daß Newton einen feigen Angriff auf die weibliche Reinheit begehe. Goethe muß die weibliche Unschuld gegen diesen Angriff verteidigen, damit die Frau weiter in ihrem wahren und unschuldigen Licht erscheinen kann. Goethe muß wirklich Empfindungen körperlichen Ekels in Verbindung mit Newtons Begriff des Lichts gehabt haben. Zumindest an einer Stelle nennt er Newtons Weiß „ekelhaft“ (WA II.4, S. 302: >Confession des Autors<). Noch stärker ist folgende Behauptung:

*Das Widerwärtigste aber, was mir jemals vor Augen gekommen, war Biots Capitel über die entoptischen Farben, dort Polarisation des Lichts genannt. So hatte man denn, nach falscher Analogie eines Magnetstabs, das Licht auch in zwei Pole verzerrt und also, nicht weniger wie vorher, die Farben aus einer Differenzirung des **Unveränderlichsten** und **Unantastbarsten** erklären wollen.*

Das Unveränderlichste und das Unantastbarste werden das Widerwärtigste, sobald jemand versucht, es zu verändern und zu berühren – das scheint zur Annahme zu zwingen, daß der ganze Komplex Licht mit der unbewußten Vorstellung von der jungfräulichen Mutter assoziiert wurde. Von diesem Gesichtspunkt aus wird verständlich, warum Goethe in so anerkennenden Worten über den Physiker Grimaldi schrieb (vgl. oben, S. 1019). Obgleich Grimaldi zum Teil Newtons Lichttheorie vorwegnahm, konnte Goethe die »Vorsicht und Zartheit« preisen, mit der Grimaldi den Gegenstand untersuchte, und man spürt bei Goethe eine gewisse Freude, wenn er berichtet, daß für Grimaldi Licht

eine Flüssigkeit, die er jedoch auf's äußerste zu verfeinern sucht,

darstellte. Einen ähnlich lobenden Ton schlägt Goethe an, wenn er sagt, Grimaldi wolle den Leser

von der Zartheit eines so subtilen materiellen Wesens, das gleichsam nur wie ein geistiger Aushauch wirkt, überzeugen.

Der Vergleich der Analogien, die Goethe beim Bericht über Newtons Theorie benutzt, mit denen, die er bei Grimaldi verwendet, zeigt, daß Goethe auf die Theorien von beiden nicht nach den Kriterien von Echtheit oder Falschheit reagierte, sondern nach seinen Gefühlen, die die Theorien in ihm hervorriefen, so als ob er subjektive Eindrücke und Ansichten über eine lebende Person, die seinem Herzen nahesteht, lesen würde.³²⁰

Wir haben jetzt zwei wichtige Komponenten des unbewußten Komplexes aufgegriffen, mit dem Goethe bei seinen Farbenstudien kämpfte. Eine Vaterfigur (Newton) versuchte einer unberührbaren, reinen, unveränderlichen, jungfräulichen Mutter (Licht) Gewalt anzutun. Er mochte mit ihrer Verleumdung vorübergehend Erfolg haben, und seine Autorität konnte groß genug sein, die Welt seine verdammenswerten Anklagen glauben zu machen. Goethe aber würde die Unschuld der erniedrigten Mutter wiederherstellen. Ein Punkt bleibt vage. Hatte der Vater selbst die Mutter befleckt, oder hatte er nur lügnerisch vorgegeben, die Mutter sei unrein, und würde Goethe (der Sohn) beweisen, daß die Reinheit der Mutter trotz der Übeltaten des Vaters niemals beeinträchtigt worden sei, oder war es seine Aufgabe, die Schändung, die der Vater wirklich an ihr begangen hatte, ungeschehen zu machen? Der körperliche Ekel, den Goethe wirklich empfand, als er plötzlich auf die zusammengesetzte Natur des Lichts stieß, kann anzeigen, welche Version vorherrschend war.

Wenn wir jetzt zu dem primären Wahnerlebnis zurückkehren, sind wir in der Lage, die Bedeutung eines Elementes zu sehen, dem wir bis jetzt noch keine Aufmerksamkeit geschenkt haben, nämlich die Bedeutung von Goethes Aufschieben der Benutzung von Hofrat Büttners Prismen. Wie schon berichtet, ließ Goethe sie viele Monate unbenutzt liegen. Trotz seiner vielfältigen Verpflichtungen und Tätigkeiten ist überraschend, daß er, und sei es nur aus Neugierde, nicht einen flüchtigen Blick durch die Instrumente warf. Dieses Zögern, denke ich, ist bei Goethe höchst ungewöhnlich, und ich bewerte es als Prodromalsymptom seiner Krankheit. Die manifesten Inhalte können sich nicht aus dem Augenblick heraus gebildet haben, sondern müssen schlafend in ihm gelegen haben, wahrscheinlich von Kindheit an. Deshalb wäre es wichtig zu wissen, was

³¹⁹ Diese Frage Eisslers konnte ich eindeutig beantworten: Goethe assoziierte das Licht mit dem Auge der verstorbenen Geliebten: Urania, alias Henriette Alexandrine von Roussillon. Siehe weiter unten.

³²⁰ Dies war in der Tat der Fall. Goethe analogisierte das Licht mit dem Auge Uranias. Siehe weiter unten.

Goethe in dem Augenblick im Kopf hatte, bevor er von dem primären Wahnerlebnis gepackt wurde. Von diesem Augenblick, in Gegenwart von Büttners wartendem Boten, erzählt er uns, daß er einen raschen Blick durch das Instrument werfen wollte,

was ich seit meiner frühesten Jugend nicht gethan hatte. Ich erinnerte mich wohl, daß alles bunt erschien, auf welche Weise jedoch, war mir nicht mehr gegenwärtig.

Wir haben also folgende Sequenz: Goethe sah in seiner frühesten Jugend durch ein Prisma. Er hatte eine undeutliche Erinnerung, was er dabei gesehen hatte. Wir wissen, daß diese Erinnerung falsch war, weil in einem Prisma nicht alles Licht vielfarbig erscheint. Als Erwachsener wollte Goethe seit langem wieder durch das Prisma schauen. Selbst nach seinem Umzug in ein neues Haus, wo die notwendigen Bedingungen leicht eingerichtet werden konnten, hatte er es wieder aufgeschoben. In einem Augenblick der Hast, als er das Prisma seinem Besitzer zurückgeben mußte, erinnerte er sich des vagen Eindrucks aus seiner frühesten Jugend. Deshalb schaute er durch das Prisma. Die folgende Wahrnehmung bestätigte den Inhalt der Kindheitserinnerung nicht. In diesem Augenblick ergriff ihn das primäre Wahnerlebnis.

Aus dieser Sequenz schließe ich, daß Goethes Aufschub, durch die Prismen zu sehen, das Ergebnis einer inneren Hemmung war. Er hatte Angst vor dem, was er sehen würde. Von seiner späteren Erinnerung aus ist es um so bemerkenswerter, daß er eine falsche Erinnerung aus der Kindheit besaß, was man sieht, wenn man durch ein Prisma schaut. Zu seinem Erstaunen nahm er nichts Ärgerliches wahr, wie er in Übereinstimmung mit der Behauptung einer Vaterfigur (Newton) gedacht hatte. In diesem Augenblick wurde er zu der Vorstellung gedrängt, daß eine Vaterfigur gänzlich unrecht habe und böse sei, und weiterhin kam ihm blitzartig die Grundlage einer neuen Theorie in den Sinn, die die Existenz einer ärgerlichen, von einer Vaterfigur behaupteten Erscheinung widerlegen würde.

Das ganze Rätsel kann eine rasche Lösung finden, wenn man berücksichtigt, daß Goethes erstes Kind, ein Sohn, am 25. Dezember 1789 geboren wurde, vermutlich in dem Haus, in dem Goethe dem primären Wahnerlebnis ausgesetzt war. Ein paar Schlußfolgerungen schließen sich an. Der Gegenstand von Goethes voyeuristischem Drang als Kind war vermutlich die Schwangerschaft seiner Mutter. Hatte er den Wunsch, von der Schwangerschaft keine Notiz zu nehmen, die Existenz des hervortretenden Bauches zu verleugnen? Goethe sprach von Newtons Wunsch, das Licht zu „zerspalten“. Hatte er als Kind Angst davor, seine Mutter würde platzen? Wie dem auch sei, wahrscheinlich wurde er von dem Problem verwirrt, ob seine Mutter ohne Unreinheit schwanger geworden sein könnte. Der Vater schien es zu behaupten oder zu verleugnen, daß er der Mutter etwas angetan hatte, oder andere behaupteten, daß der Vater die Ursache sei. War das aber wahr? Kann ein Baby nicht geboren werden, ohne daß die Mutter befleckt wird? Jetzt war Goethes Sohn geboren, am fünfundzwanzigsten Dezember wie das Christkind, und keine zwei Monate vor der Geburt des Kindes war Goethe aus seinem Haus am Frauenplan in das entferntere Haus am Rande der Stadt in der Marienstraße [das sog. Jägerhaus] umgezogen³²¹. Das Kind stammte von Christiane, die von niederem sozialem Stand war und die zu heiraten Goethe nicht über sich bringen konnte. Aller Wahrscheinlichkeit nach ließen die Umstände in seinem Haus am Frauenplan es bequemer erscheinen, aus dem Zentrum der Stadt, wo er in großer Nähe zu Charlotte von Stein lebte, in die Außenbezirke der Stadt wegzuziehen, wo er sich weniger beobachtet fühlte. Wie die Heilige Familie floh seine Familie nach Ägypten.

Meinem Gefühl nach fand das primäre Wahnerlebnis nach der Geburt des Kindes statt. Goethes Gefühlszustand während dieser Monate kann rekonstruiert werden. Christianes leichte Art, die schlichte Wärme ihrer jugendlichen Zuneigung, unbelastet von Konflikten, Problemen oder Vorwürfen, machte sein Heim zu einem reizenden Vergnügen, wie er es niemals zuvor erlebt hatte. Trotzdem hatten sich einige seiner tiefsten Ängste bewahrt. Ein Verbrechen war begangen worden. Ein unschuldiges Mädchen, das ihn immer liebte, war öffentlich der Erniedrigung ausgesetzt. Bode berichtet über den Aspekt der Legalität in Goethes Situation:

Im nächsten Frühjahr war das Mädchen guter Hoffnung. Uneheliche Geburten wurden im weimarischen Gebiete seit kurzem nicht mehr mit polizeilichen oder Kirchenstrafen belegt; dagegen stand harte Strafe auf die Verheimlichung solcher Schwangerschaften. Auch hatte der Erzeuger des Kindes noch einige Strafgeder zu entrichten; anderthalb Taler an den Kirchner, ebensoviel an den Kantor der Heimatgemeinde und fünf Taler an die Entbindungs-Anstalt in Jena. Seine Unterhaltungspflichten wurden je nach der besonderen Beschaffenheit des Falles bemessen. Diese Bestimmungen galten also jetzt für Christiane und Goethe. Ob sie erfüllt oder durch landesherrliche Gnade erlassen wurden, ist uns nicht überliefert;

Das Erscheinen des Sohns am Tage der Geburt von Christus muß für Goethe die Situation noch unheimlicher gemacht haben. Christianes unerschütterliche Ergebenheit ihm gegenüber und das absolute Fehlen von Gegenbeschuldigungen muß Goethes Schuldgefühle in kaum erträgliche Höhen getrieben haben. Die allgemeine Ansicht ist, daß Goethe seine Geliebte damals nicht heiraten konnte, weil ihre Einführung bei

³²¹ Götting, Franz: >Chronik von Goethes Leben<, Leipzig 1949.

Hofe unmöglich gewesen wäre. Goethes Stellung war aber sicher und fest genug, so daß ihm die Heirat, wenn er sie nicht öffentlich ausposaunt hätte, vergeben worden wäre. Die gesamte Stadt klatschte über sein Zusammenleben mit Christiane, und niemandem war ihr Mangel an Manieren und Bildung unbekannt. Wenn Goethe sie damals nicht heiratete, geschah dies aus innerer Hemmung. Dies vergrößerte sein Schuldgefühl natürlich noch mehr.

Unter solchen, für sein inneres Gleichgewicht wirklich gefährlichen Umständen bildete er bei der ersten sich bietenden Gelegenheit ein primäres Wahnerlebnis aus, dessen unbewußte Bedeutung lautete: Es ist nicht wahr, daß Frauen durch Befruchtung schwanger werden; jungfräuliche Geburt ist möglich; der Vater tat der Mutter böse Dinge an; die Mission meines Lebens besteht darin, die Ehre der Mutter wiederherzustellen und sie von den böartigen Verleumdungen zu reinigen, die auf sie zusammengelagert sind!

Es ist nicht erforderlich, bei dieser Interpretation zwischen denjenigen Faktoren zu unterscheiden, die zu der aktuellen auslösenden Situation der Gegenwart gehören, und denen, die sich auf die infantile Situation der Vergangenheit beziehen, aber es ist wertvoll, den Leser noch einmal an einige Analogien zu erinnern, die Goethe in diesem Zusammenhang benutzt: die Inquisition, das Quälen einer unschuldigen Frau, die Verfälschung ihrer Behauptungen, um die Verdammung zu ermöglichen. Hätte sich Christianes illegitime Schwangerschaft in früheren Zeiten ereignet, wäre sie vielleicht einer Behandlung wie dieser ausgesetzt gewesen. Tatsächlich hatte Goethes eigenes Verhalten zum Ergebnis, daß er Christiane derselben Situation auslieferte, insofern er wußte, daß sie Verleumdungen würde zu ertragen haben. Also bedeutet das primäre Wahnerlebnis auch die Verleugnung einer Missetat in der Gegenwart und ihre Projektion auf den Vater. Der unbewußte Kern des Wahns aber war vermutlich die so sehr benötigte Überzeugung, er habe an der Erzeugung des Kindes keine Schuld.

Die Beziehung zu Christiane hielt ungestört an; er arbeitete fleißig und handelte wie der Gesündeste der Gesunden. Wenn Morris behauptet, daß die Anerkennung seines Irrtums in der Farbenlehre »diese mächtige Natur in ihren Grundlagen unheilbar erschüttert« hätte, offenbart er die tiefste Bedeutung und Zweckbestimmung von Goethes Farbenlehre. Anscheinend konnte Goethe sein inneres Gleichgewicht und seine Stabilität nur unter der Voraussetzung aufrechterhalten, daß Licht rein und eingestaltig, unveränderlich und ungetrübt ist. Ein Wahn hilft dem Ich, einen Riß in seiner Struktur zu überbrücken.³²²

Goethes Autorität und Ruf auf der einen Seite und die relative soziale Unauffälligkeit seines Wahnsystems und dessen Begrenzung auf einen genau definierten Bereich auf der anderen Seite machten es für Goethe möglich, dieses Wahnsystem auszuleben und bis zu seinem letzten Tag ungestört aufrechtzuerhalten. Zu den vielen Privilegien, die er genießen durfte, muß man auch das hinzufügen, daß er eine Psychose integrieren konnte, ohne die Bestrafungen zu erleiden, welche die meisten Sterblichen für einen solch kühnen und gefährlichen Schritt auf sich nehmen müssen. Die Unannehmlichkeit seines schlechten Rufs bei Gelehrten wegen seiner falschen physikalischen Theorien darf man tatsächlich als nur leichte Strafe einschätzen. Vom Schicksal begünstigt wie er es war, wird seine Farbenlehre noch heute lobend von Physiologen und Psychologen zitiert, da der subjektive Teil seiner Arbeit so wertvoll ist, wie er es zur Zeit ihrer Abfassung war, und er war der erste, der richtig und akkurat Nachbilder, Kontrast und verwandte Erscheinungen systematisch beschrieb.³²³

Bemerkenswert ist, wie frei seine Fähigkeit zur Beobachtung subjektiver Farbphänomene von Beeinträchtigung durch irgendeine Psychopathologie blieb und wie produktiv er bei der Beobachtung der Natur bei ungewöhnlichen Farberscheinungen war. Immer bereit, das Unbekannte aufzulegen, bewahrte er ein kluges Auge für das Seltene und berichtete treulich, was notierenswert war. Sobald er seinen Geist aber auf die logische Analyse von Newtons Versuchsanordnung lenkte, stellte ihm sein Unbewußtes ein Bein, und der tapfere Kampf des Ich zur Aufrechterhaltung der Verleugnung furchtbarer Schuld beraubte die Vernunft ihrer höchsten Funktionen.

Die Frage, wie er es schaffte, diese pathologische Weise des Kampfes gegen einen unbewußten Konflikt auf diese eine genau definierte Situation zu beschränken, ist rätselhaft. Vom rein psychologischen, oder besser klinischen Standpunkt aus kann man nur feststellen, daß die große Bedeutung, die die Naturwissenschaften für Goethe hatten, in der sich bietenden Möglichkeit eines Rahmens lag, in den er seine Psychose stellen konnte, ohne weiteren Schaden für das Funktionieren seiner Persönlichkeit in der Gesellschaft. Darf man vielleicht vermuten, daß in der Wissenschaft objektiv Eigenschaften vorhanden waren, die Goethe nahelegten, seine Psychose damit zu verbinden? Mit anderen Worten, gab es eine spezifische Beziehung zwischen beiden oder führten nur zufällige Umstände dazu, daß seine Psychose sich auf dem Gebiet der Wissenschaften entwickelte? Hätte sie sich ebensogut auf dem Gebiet der Kunst

³²² Nunberg, Hermann: »Die synthetische Funktion des Ich«, in »Internationale Zeitschrift für Psychoanalyse«, Nr. 16, 1930, S. 301 – 318.

³²³ Heisenberg, Werner: »Das Naturbild Goethes und die technisch-naturwissenschaftliche Welt«, in: Werner Heisenberg: »Schritte über Grenzen – Gesammelte Reden und Aufsätze«, München 1971.

entwickeln können? Es mag wie eine müßige Frage klingen zu fragen, warum Goethe nicht eher Shakespeare als Newton als Zielscheibe seiner paranoiden Reaktion wählte. Die Spekulation über eine solche Frage kann dennoch einige Punkte klären. Zuallererst: als Goethes große Bewunderung für Shakespeare oder sogar Sehnsucht nach ihm begann, war sein Verlangen nach einem erhöhten Vaterersatz in ihm noch stark; er hatte seine eigene volle Identität noch nicht gefunden; seine Persönlichkeit war noch im Fluß und bedurfte eines Ideals als Muster für ihn selbst; das Schuldgefühl hatte noch nicht jene Intensität erreicht, als er sich in unheilbare Schuld verstrickt hatte. Zweitens hatte er in Shakespeare das Bild eines Vaters vor sich, mit dem er glaubte erfolgreich konkurrieren zu können. Shakespeares Größe stand zur Zeit des primären Wahnerlebnisses in guter Synthese sicher und fest; der Vaterersatz, gegen den die Aggression gerichtet war, mußte jemand sein, dessen Bild sich verändern konnte.

Hier möchte ich einen allgemeinen Faktor einführen, der über die zufälligen Schicksale im menschlichen Leben hinausgeht. Ich glaube, daß Goethe zur Zeit des Beginns seiner Psychose, als er vierzig oder einundvierzig³²⁴ Jahre alt war, seinen absoluten Lebenshöhepunkt erreicht hatte. Wie schon zuvor bemerkt, wurde Goethes Identifizierung mit dem pedantischen Vater zunehmend deutlicher.³²⁵ Die psychobiologischen Wirkungen dieser Identifizierung gingen bis ins frühe Alter zurück. Die wirklichen Manifestationen dieser Identifizierung werden jedoch, besonders von individualistischen und rebellischen Persönlichkeiten, in der Schwebe gehalten. Das Alter schält die Haut ab, die solche alten und verdrängten Identifizierungen verbirgt, und meine Vermutung lautet, daß der Zeitpunkt des Beginns der Reaktivierung einer solchen alten Identifizierung, den bloß der Beobachter bemerkt - oder daß der Zeitpunkt, wenn die Gegenkräfte erlahmen, die die Identifizierungen niederhielten - zusammenfällt mit dem Erreichen des Höhepunkts der psychobiologischen Existenz.

Man kann in Goethes partieller Psychose einen Versuch sehen, gegen die Wiederauferstehung einer alten Identifizierung anzukämpfen, die widerwärtige Züge für ihn hatte. Alle Prozesse dieser Art haben vielfache Bedeutungen und Funktionen, ich möchte aber nur herausstellen, daß in dieser Psychose ein Versuch lag, den Kampfplatz nach außen zu verlagern. Da diese psychobiologischen Prozesse trotz großen Widerwillens vom Ich nicht in Schach gehalten werden können und das Ich sie erdulden muß, kann das Ich leicht jemanden als Sündenbock auswählen, gegen den es aktiv und uneingeschränkt vorgehen kann, damit es innerhalb seines eigenen Gebiets weniger unter dem leidet, dessen unerbittlichen Verlauf sein Ich nicht abschwächen kann. Mit anderen Worten bestand eine der Funktionen von Goethes Psychose, wenn meine Hypothese korrekt ist, im Kampf gegen das Altern, ausgeführt von einem Prozeß des Nach-außen-Wendens einer inneren Gefahr. Natürlich erinnerte sein eigenes Kind Goethe ständig daran, daß er älter wurde. Daß er das Kind zumindest damals in der Illegitimität beließ - ein so offen feindseliger Akt, daß seine Bedeutung evident ist - gehörte auch zur Verleugnung, daß er einen Sohn hatte. Weiterhin ist klar, daß die Ausdehnung eines psychopathologischen Prozesses solcher Größe und Schwere auf das Feld seiner künstlerischen Kreativität eine weit größere Umwälzung in Goethe bewirkt hätte, als es bei der Beschränkung auf das Gebiet der Farbenlehre der Fall war. Es ist auffällig, daß dieser Prozeß seine Macht gerade auf die eine kreative Tätigkeit ausübte, die - unter all den vielen Tätigkeiten Goethes - durch ihre konstante Beziehung zu der Kategorie von wahr oder falsch typisiert war. In diesem Zusammenhang kommt mir in den Sinn, daß die wenigen Menschen mit außergewöhnlicher mathematischer Begabung, die ich kennengelernt habe, besonders bizarre Persönlichkeitsmerkmale aufwiesen. Die Mathematik ist der exakteste Zweig der Wissenschaften, und es ist mir immer rätselhaft gewesen, wie Persönlichkeiten, die so tief unter der Macht irrationaler Kräfte standen, die Disziplin und Kontrolle aufbringen konnten, die auf dem Gebiet des mathematischen Denkens so intensiv erforderlich sind.

Zu Goethe zurückkehrend muß man berücksichtigen, daß seine Schöpfungen auf dem Gebiet der Kunst nicht in einem konstanten Strom flossen, sondern in plötzlichen Anstrengungen produziert wurden. Um etwas Außergewöhnliches zu schaffen mußte er unter hoher emotionaler Spannung stehen. Diese konzentrierte sich gewöhnlich auf eine Frau, in die er sich leidenschaftlich und fast zwanghaft verliebte - ohne sexuelle Abfuhr. Wie Möbius überzeugend zeigt, hing dies - trotz allem Anschein - nicht von äußeren Umständen ab: wenn die emotionale Krise eintrat, fand er eine Frau, die ihn zu inspirieren schien.³²⁶

Unsere gegenwärtige Art des Denkens läßt uns glauben, daß solchen Anfällen von Anstrengung biologische Faktoren entsprechen. Die künstlerischen Schöpfungen waren dann die schönen Gefäße, in die die sporadischen Ausbrüche von Leidenschaft und Emotionen gegossen wurden. Der gesunde Menschenverstand würde annehmen, daß solche Anfälle von außergewöhnlicher emotionaler Spannung besonders geeignet sind, Psychopathologie, d. h. die partielle Psychose, entstehen zu lassen. Man kann aber

³²⁴ Sogar fast fünf Jahre älter: Wirkliches Geburtsdatum: 28. Januar 1745. Siehe L. Baus: >Bettinas wirkliches Verhältnis zu Goethe – Ist Goethe der natürliche Sohn Kaiser Karls VII.?<.

³²⁵ Freud, Sigmund: (1939a [1934-1938] Der Mann Moses und die monotheistische Religion, GW 16, S. 101-246.

³²⁶ Möbius, Paul Julius: >Goethe<, 2 Bde, Leipzig 1903.

beobachten, daß die Wissenschaft und damit auch die Farbenlehre - seinen Geist eher dann okkupierte, wenn seine Psyche den Forderungen großer emotionaler Anstrengungen nicht standhalten mußte. Dieser scheinbare Widerspruch geht möglicherweise auf das Konto unserer relativen Unwissenheit über die Gesetze emotionaler Vorgänge. Was zur Zeit mit biologischen Rhythmen verbunden scheint, mag später als Wirkung früher Traumen erkannt werden. Perioden, die heute durch relative emotionale Ruhe charakterisiert zu sein scheinen, können später als Zeiträume großer emotionaler Spannung erkannt werden, in denen jene Spannung durch die Abwehr des Ich erfolgreich bekämpft wurde. Was jetzt wie der Höhepunkt emotionaler Spannung aussieht, kann in Wirklichkeit eine Periode geschwächter Abwehr sein. Weiterhin ist möglich, daß das Ich bei der Einhaltung des Realitätsprinzips manchmal weniger sorgsam ist, wenn es sich durch die völlige Kontrolle seiner Realitätsprüfung gut geschützt glaubt. Etwas Ähnliches kann man bei einem Versprecher oder einer anderen Fehlleistung beobachten. Gerade wenn das Ich besondere Aufmerksamkeit legt auf das, was es tut, oder wenn es sich aus anderen Gründen sicher fühlt, kann seine Wachsamkeit fehlgeleitet werden, und die Fehlleistung tritt ein. Auch künstlerische Schöpfung kann dem Unbewußten unmittelbar Luft machen und ihm Abfuhr verschaffen, während die Notwendigkeit, die strengen Regeln wissenschaftlicher Untersuchung einzuhalten - besonders für eine Persönlichkeit wie Goethe - eine unerträgliche Last bedeuten und das gefesselte Ich durch Konzentrierung dazu führen kann, dem am meisten Verdrängten vollen Raum zu geben. Der Inhalt findet dann seinen Ausdruck in einem Zusammenhang und unter Bedingungen, bei denen das Ich völlig davon überzeugt ist, gewiß nicht das Opfer irrationaler Kräfte zu werden.

Im Fall der zuvor erwähnten Mathematiker muß der Vorgang umgekehrt verlaufen sein. Sie waren beständig vom Bruch mit der Realität bedroht, und die Mathematik war die einzige Insel, wo das Ich innerhalb der sicheren Mauern unumstößlicher Regeln ausschreiten konnte.

Die Wissenschaften boten Goethes Kreativität also ein Feld an zu Zeiten, wo, aus welchen Gründen auch immer, die künstlerische Kreativität ihren niedrigsten Stand erreichte. War Goethe aber in der Wissenschaft wirklich kreativ? Die Frage ist lang und breit erörtert worden, und ich möchte nur einen Aspekt betonen, der durch seine Ernsthaftigkeit auf mich Eindruck gemacht hat.

Ein großer Teil derjenigen, die sich über Goethes Beitrag zur Wissenschaft ausgelassen haben, hat die wissenschaftliche Literatur der Goethezeit und ihre Vorläufer nicht gut zur Kenntnis genommen. Kohlbrugge zitiert in einer äußerst gedankenreichen und gut dokumentierten Studie³²⁷ auf der Grundlage weitgehender Kenntnis der wissenschaftlichen Literatur des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts viele Beispiele folgender Art.

In einem Brief an Merck vom 27. Oktober 1782 sagte Goethe voraus, daß Versteinerungen bald mit den Epochen der Weltgeschichte verbunden würden. Bielschowsky, einer der populärsten Goethebiographen, zögert nicht, nach dem Augenschein dieses Briefes zu behaupten, Goethe sei der erste gewesen, der die Bedeutung »dieser steinernen Zeugnisse« für die Geologie erkannt habe. Kohlbrugge hingegen weist leicht nach, daß Goethe dieser Gedanke nach der Lektüre von Buffong, und anderen Zeitgenossen kam. Kohlbrugge untersucht die meisten von Goethes Entdeckungen und Theorien, die Goethe zugeschrieben worden sind, und wird zu dem Schluß gezwungen, daß in fast allen Fällen entweder Goethe im Irrtum war oder dem folgte, was andere vor ihm gesagt hatten. Kohlbrugge erkennt auch an, daß dies Goethes Größe überhaupt keinen Abbruch tut:

Wieviel würden wir entbehren, wenn Goethe wirklich ein moderner, exakter, fast möchte ich sagen »langweiliger« Naturforscher gewesen wäre. Wir sollten uns freuen, daß er es nicht gewesen ist, daß unter den wenigen Dingen, die ihm versagt waren, diese Gabe gehörte.

Goethes Kampf und Abneigung gegen Mathematiker ist gut bekannt. Man könnte viele psychologischen Faktoren ausgraben, die für diese Aversion in Frage kommen. Wolfram von den Steinen betont in seinem ausgezeichneten Buch *Das Zeitalter Goethes* (Bern 1949) jene Sektoren des kulturellen Lebens in Goethes Umgebung, deren Bedeutung Goethe nicht begriff. Der bedeutsamste scheint mir die Entstehung des Maschinenzeitalters zu sein, die zu Goethes Lebzeiten vor sich ging und die von ihm unbemerkt blieb. Ich möchte gern wissen, in welchem Ausmaß Goethe genau das zurückwies, was im Verlauf der Geschichte seine Gesellschaft und Kultur wirklich zerstörte und das letztlich jene Probleme schuf, denen wir uns heute gegenüber sehen und die über unseren Scharfsinn und unser Beherrschungsvermögen hinauszugehen scheinen. Ich würde gerne wissen, wie weit sich unsere Technologie ohne den Zuwachs auf dem Gebiet der Mathematik seit Leibniz entwickelt hätte, d. h. über die Differentialrechnung hinaus. Wenn ich meine Meinung äußern darf, obgleich ich bei diesem Thema von jedem Wissen gänzlich unbelastet bin, würde ich die liebenswerte Illusion wagen, daß technisches Wissen sich nicht über jene Grenze hinaus entwickelt hätte, jenseits derer es die Menschheit beschädigt. Goethe stand gerade an dieser Grenze. Er warnte vor dem Kommenden, drückte sich aber irgendwie phantastisch aus. Zu Eckermann sagte er (am 23. Oktober 1828),

³²⁷ Kohlbrugge, Jacob H. F.: >Historisch-kritische Studien über Goethe als Naturforscher<, Würzburg 1913.

die Zeit werde kommen, wo Gott seine Freude an der Menschheit verlieren und alles »zu einer verjüngten Schöpfung«, zerstört werden würde.³²⁸ Goethe dachte, dies würde sich in tausend Jahren ereignen. Diese seltsame Prophezeiung muß aus einem tiefen Zweifel und in einem vagen Gefühl von unheimlichen Vorgängen entstanden sein, in die der westliche Mensch verwickelt werden würde. Goethe schrieb am 28. Februr 1811 an Zelter:

Die Mathematiker sind närrische Kerls, und sind so weit entfernt auch nur zu ahnden, worauf es ankommt, daß man ihnen ihren Dünkel nachsehen muß. Ich bin sehr neugierig auf den ersten, der die Sache einsieht und sich redlich dabey benimmt: denn sie haben doch nicht alle ein Brett vor dem Kopfe, und nicht alle haben bösen Willen. Übrigens wird mir denn doch bey dieser Gelegenheit immer deutlicher, was ich schon lange im Stillen weiß, daß diejenige Cultur, welche die Mathematik dem Geiste giebt, äußerst einseitig und beschränkt ist.

Attackiert Goethe bei seinem so heftigen Angriff auf „diejenige Cultur, welche die Mathematik dem Geiste giebt“, nicht auch jenen Aspekt unserer Zivilisation, der ihm das größte Unbehagen bereiten würde, wenn er heute lebte, nämlich die Nutzung der technischen Wissenschaften zur Verleumdung von Kunst und Religion, auf die weitgehend verzichtet wird? Und wie ich, glaube ich, bei allen paranoiden Psychosen bemerkt habe, bei denen Kulturleistungen unserer Zeit eine große Rolle spielen, hatte auch Goethes Psychose einen wesentlich konservativen Inhalt. Sie umfaßte jenen Bereich, wo das Individuum sich bedroht fühlt und wo es sich mit all seiner zur Verfügung stehenden Macht gegen die Flut zu stemmen versucht. Aber vergebens! Wußte Goethe, daß er einen verlorenen Kampf kämpfte? Eine Passage in einem anderen Brief an Zelter, vom 18. März 1811, scheint dies zu verraten. Über den Physiker Weiß, einen Gegner, schrieb Goethe:

ein ohnmächtiger Haß ist die schrecklichste Empfindung; denn eigentlich sollte man Niemand hassen, als den man vernichten könnte.

Auch hier treffen wir wieder eine Projektion in schönster Blüte an, denn Goethes Haß war ein ohnmächtiger. Er richtete sich nicht nur gegen die Manen seines Vaters und, da es ein paranoider Haß war, im Grunde gegen ein Objekt der Vergangenheit, das fast niemals satisfaktionsfähig ist, sondern er zielte auch auf die Einbrüche einer neuen Kultur, die zu verhindern er nicht mächtig genug war, so unvereinbar sie mit dem sein mochte, was er liebte. Diese beiden Faktoren machten Goethes Haß zu einem sich selbst perpetuierenden, den das Selbst nicht auslöschen konnte. Ein solcher Haß ist nur möglich, wenn das Ich wenigstens unbewußt weiß, daß seine Sache niemals zu einem Sieg geführt werden kann. [...]

Daß aber Wissenschaft eine so große Rolle in seinem Leben spielte, daß er wissenschaftlichen Problemen soviel Zeit und Anstrengung widmete, zeigt, wie sehr er den Geist des Zeitalters begriffen hatte, in dem er lebte. Ich habe hier nur deswegen einen historischen Faktor vermutet, der eine große Bedeutung für ihn gehabt haben kann, weil bestimmte Aspekte der Wissenschaft für ihn niemals relevant wurden. Dieser Faktor steht nicht im Gegensatz zum psychologischen. Wir sahen, daß er um die moderne Physik herum ein System paranoider Ideen entfaltete, die archaischen Problemen der Kindheit angehörten. So hatte das Archaische und Infantile in seiner Persönlichkeit Erfolg bei der Untergrabung dessen, was in seiner Persönlichkeit am wenigsten integriert war, und das war die moderne Wissenschaft; aber es konnte nicht gefährden, was ein gut organisierter Teil seiner Persönlichkeit geworden war, nämlich seine künstlerische Kreativität. So focht er einen Kampf gegen eine Realität, deren Umrisse er dunkel am Horizont wahrnahm, die zu integrieren für sein Ich aber zu schmerzlich gewesen wäre.

An dieser Stelle möchte ich nochmals die diagnostische Frage stellen. Sie kann nur angemessen diskutiert werden, wenn man Goethes partielle Psychose nicht isoliert betrachtet, sondern sie in den genetischen Zusammenhang mit der psychotischen Episode oder den psychotischen Episoden stellt, die er in seinen Studentenjahren in Leipzig erlebte. Die verschiedenen Episoden können dann als Phasen derselben Krankheit erscheinen. Als äußeren Beweis füge ich an, daß die Leipziger Episode durch Augenbewegung seiner Liebsten ausgelöst wurde (Brief an Behrisch vom Beginn Oktober 1767). Obwohl die Besonderheit dieses auslösenden Elements nur eine oberflächliche Ähnlichkeit zu der späteren Phase begründet, bei der das Auge die führende Funktion hatte, kann die scheinbare Übereinstimmung doch der Schlüssel zu einer tieferen Verbindung sein. Die voyeuristischen und homosexuellen Elemente waren in beiden Phasen besonders betont. Es wäre eine herausfordernde Aufgabe, beide Phasen nebeneinander zu analysieren. Sie sind vergleichbar mit dem Verlauf, den eine Tuberkulose nehmen kann: einer akuten Phase in der Adoleszenz mit spontaner Genesung folgt eine Phase in den mittleren Jahren mit Bildung einer Kaverne, die nur ein Minimum an klinischen Symptomen macht. So können wir annehmen, daß Goethes psychische Krankheit, die während seiner Adoleszenz kurze Zeit akut gewesen war, unterirdisch wurde, um in jenem unglücklichen Augenblick, als Goethe durch das Prisma schaute, wieder manifest zu werden und ihn nicht wieder zu verlassen. So gesehen wird die Diagnose Schizophrenie, so unwahrscheinlich und überraschend

³²⁸ Auch dies ist keine eigenständige Idee Goethes, sondern er hat sie der stoischen Eschatologie entnommen.

sie sein mag, denkbar. Unnötig zu sagen, wie sehr man zögert, einen solchen Schluß im Angesicht der ausgezeichneten Wirksamkeit einer beträchtlichen Reihe von Ichfunktionen, eines ungewöhnlichen Grades an Flexibilität und starker Objektbeziehungen zu ziehen. Non nostrum tantas componere lites.

Soweit der Auszug aus K. R. Eisslers Buch >Goethe – Eine psychoanalytische Studie<, in zwei Bänden. Kapitel XV.2: Der wahre Grund für Goethes Psychose?

Kapitel XV.2: Der wahre Grund für Goethes Psychose?

In Abweichung der Ursache, die von Eisler hypothetisch angenommen wird, bin ich folgender Überzeugung: Goethe klammerte sich an den letzten Strohalm einer Hoffnung. Und welcher? Es war die geheime Hoffnung, daß doch nicht alles Nichts ist.

Goethe war seit seiner Jünglingszeit ein Stoiker und ein Existentialist. Jedoch bedingt durch die Unsicherheit aller menschlichen Erkenntnisfähigkeit und auch durch den Widerspruch in der Stoischen Philosophie in Bezug auf den Fortbestand der Psyche nach dem Tode, siehe oben das Kapitel >Fragmente aus dem Tagebuche eines Geistersehers<, blieb ihm noch ein letzter, ein ganz geringer Rest von Zweifel zurück. Es war sozusagen das Pech von Newton, daß Goethe ausgerechnet im Licht einen Beweis gefunden zu haben glaubte, daß es etwas Unveränderliches und Unantastbares in der physikalischen Natur gäbe. Das Nichterkennenwollen der Zerlegung des Lichtes in Spektralfarben war die Folge einer psychischen Sperre: Sie verhinderte, daß die letzte Hoffnung Goethes an etwas Ewiges sich in Dunst auflöste. Hätte er Newtons Lehre als richtig eingestanden, wäre sein letzter Rest an kindlichem Ewigkeitsglauben verloren gewesen. Er hätte vor dem absoluten – Nichts gestanden. Alles, was er in den zurückliegenden Jahrzehnten schuf, z. B. die vielen literarischen Denkmäler für Urania, wäre ebenfalls Nichts gewesen, denn sie wären ja zum Untergang verurteilt. Sein ganzes Streben und Handeln hätte sich in Nichts aufgelöst. Vor diesem letzten Schritt der Erkenntnis schauderte Goethe, bzw. sein unbewußtes narzißtisches Überich zurück.

Außerdem war sein Selbstbewußtsein zum Zeitpunkt dieser von Eissler diagnostizierten Psychose schwer angeschlagen. Er zog aus seinem Haus am Frauenplan, in dem er bisher zur Miete gewohnt hatte, in das Jägerhaus vor die Stadtmauern Weimars. Es war sozusagen eine Verbannung, ja geradezu eine Ausweisung aus der Stadt Weimar, wegen seiner Affaire mit Christiane Vulpius. Dies belastete mit Sicherheit seine Psyche und sein Ego aufs Schwerste.

K. R. Eissler schrieb: „Das Unveränderlichste und das Unantastbarste werden [für Goethe] das Widerwärtigste, sobald jemand versucht, es zu verändern und zu berühren“. Das heißt mit anderen Worten: Das Widerwärtigste, das es auf der Welt für uns Menschen gibt, ist – der Tod. Er ist die Zerstörung unseres narzißtischen Überichs. Das Überich kann diesen Gedanken überhaupt nicht denken. Der Tod, das absolute Nichts, kann nur abstrakt als eine Hypothese spekulativ angenommen werden; er geht über alle Begriffe. Mit unserem Tode geht nichts weniger als die Welt unter: sie vergeht in Nichts. Daher ist es so gefährlich, einem Diktator die absolute Macht und die Mittel zur Zerstörung unserer Erde in die Hand zu geben. In seiner narzißtischen Erniedrigung angesichts seines baldigen Todes ist er in der Lage, mit seinem persönlichen Weltuntergang auch den tatsächlichen zu verknüpfen.

Goethes Überich empörte sich also mächtig bei dem rein hypothetischen Gedanken, daß alles, was er an „unsterblichen“ Werken geschaffen hatte und in Zukunft noch schaffen könnte, zur Vertreibung seiner Langeweile, im Grunde ein vergängliches Nichts ist. Alles, was er geleistet hatte, diente im Grunde genommen nur dazu, seinen im wahrsten Sinne des Wortes krankhaften Ehrgeiz zu befriedigen. Eine solche Erkenntnis ins Bewußtsein aufsteigen zu lassen, weigerte sich sein Überich vehement. Es blieb demnach nur ein Ausweg: Goethe mußte Newton öffentlich zu einem Betrüger erklären, um seinen letzten winzigen Rest an Jenseitshoffnung und den Glauben an sein Schaffen – das Verfassen von „unsterblichen“ Dichtwerken – nicht zu verlieren.

Eissler schrieb: „Sobald er [Goethe] seinen Geist aber auf die logische Analyse von Newtons Versuchsanordnung lenkte, stellte ihm sein Unbewußtes ein Bein, und der tapfere Kampf des Ich zur Aufrechterhaltung der Illusion beraubte die Vernunft ihrer höchsten Funktionen.“ Diese Reaktion des Unbewußten war, so meine Überzeugung, der letzte winzige Rest einer theistischen Illusion Goethes.

In dem literarischen Denkmal, das Goethe zu Uranias 50stem Todesjahr gedichtet hatte, mit Titel >Diana von Montesclaros<, fand ich die allerletzte und tiefste Ursache für diese theistische Illusion Goethes. Und

zwar assoziierte er darin eindeutig das Licht mit dem Auge der Geliebten. Adalbert, alias Goethe, träumte folgendes (siehe II. Band, ab Seite 143 der Originalerstaufflage):

Durch Berg und Wald, so träumte er [Adalbert, alias Goethe], ritt er immer fort an der Seite seines Freundes; da eröffnete sich seinen trunkenen Blicken ein weites, unabsehbares Thal in nie geahnter Schönheit. Grüngolden, wie mit funkelnden Saphiren übersät, leuchtete die unermessliche Ebene; azurne Berge beschränkten sie in dem tiefen Hintergrunde, links wogte das silberne Meer und tausend Schiffe flogen in rastloser Bewegung hin und her. Über seinem Haupte zogen weiße Schwäne; ihr Lied pries in entzückenden Worten die Schönheit der Erde und vor ihrem Klange erweiterte sich die Brust des Hörenden, um alle die seligen Gefühle, die ihn über das Irdische erhoben, in sich aufzunehmen. Da erblickte sein Auge, dicht am Rande des Meeres, auf der Spitze eines diamantenen Felsens ein leuchtendes Schloß; purpurn brannten seine Mauern und von den vier Seiten strebten vier goldene Thürme zum Himmel auf. Das hohe Fenster des vordersten Thurmes eröffnete sich mit leisem Klange, so wie er von Sehnsucht getrieben, näher hinzukam; - ach, es war Diana [alias Urania], die ihm winkte, in lieblicher engelgleicher Schönheit! Aber kein Pfad führte hinan zu dem Schlosse; ringsum brandeten die höher sich hebenden Wellen des Oceans, und wie er schmerzlich in vergeblichem Sehnen die Arme ausbreitete nach der Geliebten dort oben, da wuchsen die Thürme unabsehlich immer höher zu dem Himmel hinan; das winkende Bild Dianens [Uranians] war verwandelt in ein leuchtendes Auge, das liebend auf ihn herunter blickte; die Thürme zerfielen wie vom Winde gejagte Nebel, - das Auge schwamm in dem tiefblauen Himmel, und eine heiße Thräne fiel aus ihm in sein brennendes Herz. - Und die Ebene und das Schloß und das Auge waren verschwunden, in dem stillen Garten saß er [Adalbert, alias Goethe] plötzlich, wo er als Kind harmlos gespielt, und jede Stelle winkte ihm mit bekannten Erinnerungen. In den blühenden Lauben saßen alle, die seinem Herzen theuer waren, Guidos Haupt ruh'te am Busen Isabellens, in der Mitte saß der Herzog mit allen Zeichen seiner Würde geschmückt, neben ihm seine edle Gemahlin, die mit weichen Blicken die Tochter ansah, deren Händen in den ihrigen lagen; in einer andern Laube spielte Alvarez mit Blumen, mit denen er das Haar seiner Eleonore bekränzte, und Giuliano und die beiden Nichten halfen ihm. Aber aller Blicke lagen wehmütig auf ihm, der scheidend [es war die Stunde des Abschieds] vor ihnen stand; er allein verarmte in dem Kreise so vieler Glücklichen! Da erhuben sich alle, einer nach dem andern, zuletzt die Herzogin selbst, und gingen auf den Herzog zu und verbeugten sich vor ihm, aber streng blieben dessen Züge; und in dem zerreißenden Schmerze, daß alles Glück des Lebens nun auf ewig verloren, warf er [Adalbert, alias Goethe] den letzten Scheideblick hinüber zu der still weinenden Diana. Da ward es plötzlich hell in dem nahen Gebüsch, und wie aus der Erde gestiegen, trat leuchtend eine weiße Gestalt hervor, deren Haupt ein goldener Reif [Krone] zierte. - O, tröste Dich nur, mein Sohn, mein Geliebter, Du bleibst ja nun hier im seligen Glücke, - blicke auf zu mir, - ich bin ja Dein Vater! Und mit feierlichem Schritte wandelte er auf Dianen [Uranian] zu, die himmlisch lächelnd ihm entgegen schwebte, von rosigen Gluthen übergossen. - Euch segne ich im Tode! sagte er leise, ihre Hände zusammen fügend und verschwand. - -

Dieser Traum ist unzweifelhaft ein theistischer Wunschtraum. Das weite unabsehbare Tal mit nie geahnter Schönheit und wie mit funkelnden Saphieren übersät ist eine unbewußte Verschlüsselung für den unendlichen Weltraum, bei Nacht gesehen, in dem unendlich viele Sterne wie Edelsteine funkeln. Fliegende weiße Schwäne lobpreisen wie fliegende Engel in entzückenden Worten die Schönheit der Erde. Auf der Spitze eines diamantenen Felsens erhebt sich ein leuchtendes Schloß mit vier goldenen Türmen. Damit könnte der goldene Tempel oder die Trutzburg der Dichtkunst analogisiert sein, wohin man sich sicher und bequem zurückziehen kann, wenn es der Psyche oder dem narzißtischen Überich in der Realität zu ungemütlich wird. Diana, alias die verstorbene Urania, winkt ihm in lieblicher, engelgleicher Schönheit zu. Sie ist demnach gar nicht gestorben, nicht tot, d. h. sie lebt in einer anderen, überirdischen Welt. Schmerzlich und in vergeblichem Sehnen breitet Adalbert, alias Goethe, seine Arme nach der im Kindbett verstorbenen Geliebten dort oben aus. Das winkende Bild Dianens, alias Uranians, verwandelt sich in ein leuchtendes Auge, das liebend - gleichsam mit warmen Lichtstrahlen - auf ihn herunter blickt. Das Auge Uranians schwamm in dem tiefblauen Himmel und eine heiße Träne fiel aus ihm in Adalberts, alias Goethes, vor Sehnsucht brennendes Herz. Jedoch das Gewebe des Schicksals ist in der Realität unabänderlich. Nur ein Wunder kann die beiden Liebenden auf Erden noch vereinen. Das Wunder geschieht, jedoch nur im Roman und im Traum: Wie aus dem Boden gestiegen, tritt leuchtend eine weiße Gestalt hervor, um das Liebesdrama in ein glückliches happy end zu verwandeln. Der Geist trägt einen goldenen Reif, eine Kaiserkrone. Es ist Goethes Vater: Kaiser Karl VII. Diese beiden, im wahrsten Sinne des Wortes bis zum Wahnsinn geliebten Menschen, Urania und den Vater, hoffte Goethe in unstillbarer, völlig irrationaler Sehnsucht in einer überirdischen Welt wiederzusehen. Den endgültigen Verlust dieser beiden geliebten Menschen, konnte er niemals akzeptieren, niemals überwinden.

Auch in dem Werk >Bruchstücke aus den Begebenheiten eines unbekanntem Beherrschers der verborgenen Obern der höhern Illuminaten und höhern Propagande<, zum 25sten Todesjahr Uranias erschienen, steht ein theistischer Suggestivraum (I. Band ab Seite 51 der Originalerstaufflage):

... „Ich glaubte, irrsinnig werden zu müssen. Ich verfiel in den heftigsten Fieberparoxismus, aus dem ich erst nach Verlauf einer Woche wieder erwachte und zum Gebrauch meiner Vernunft zurückkam.

Es war an einem heiteren Morgen ein Erwa/52/chen wie aus dem tiefsten Schläfe. In einem elenden, von räucherischen Wänden umschlossenen Zimmer in Valentino war ich in Paroxismus verfallen. Im Zimmer eines Zauberschlosses erwachte ich wieder aus dem sanftesten Schlaf. Ich würde noch jetzt alles für Bilder meiner mich aufs äußerste damals täuschenden Phantasie gehalten haben, wenn nicht der Zeitraum, den ich dort zubrachte, beinahe einen Monat gedauert hätte. Ich kann also unmöglich mich so sehr getäuscht haben, daß ich der erhitzten Phantasie Lugbilder für Wirklichkeit halten konnte, so unerklärlich, so unbegreiflich mir diese Wirklichkeit auch noch ist. Hören Sie nun weiter.³²⁹

Zum ersten Mal öffnete ich nun wieder die Augen mit Bewußtsein. Mit himmlischen Zaubereien glaubte ich mich umwebt, meiner Vernunft traute ich nicht, ich glaubte nicht zu wachen. In einem göttlichen Traume versunken, ahndete ich mich. Lange hielt dieses stumme, ganz nur von angenehmen Empfindungen vollgepreßte Staunen aller meiner Sinne an. Ich erwachte wie aus des Grabes schauerlicher Tiefe, durch Auferste/53/hung zum Genuß eines seligen Himmels erweckt, mit sich erst entfaltendem Leben, mit jugendlichen Kräften verjüngt. Die Sonne brach, wie das Purpurrot einer aufbrechenden Rose, zwischen den Spitzen zweier dunkeln Gebirge hervor, und begrüßte meinen ersten bewußtvollen Aufblick durch des Morgenduftes rosenglühende Strahlen. Vor der Sonne Feuerglut schien nun der sinkende Morgenduft³³⁰ zu flüchten, um in des Regenbogens Farbenglanz der Sonne Bild tausendfach wiederzustrahlen. Grabesstille war umher. Ich blickte um mich. Ich war in einem Salon, weit im Umfang, sich wölbend in einer Kuppel. Der bildenden Hand des vom griechischen Geist beseelten Künstlers war dieses Meisterstück der Baukunst aus Carrarischem Marmor, der blendender als Schnee, jetzt aber gleich ihm mit sanftem Rosenrot der erwachenden Sonne glänzte, entgangen. Auf schlanken, in heller Purpurglut glänzenden korinthischen Säulen ruhte die Kuppel, die in dunklerm Purpur sich verlor. Ein kristall'ner Kronleuchter senkte sich, mit allem Regenbogenfarbenglanz spielend, aus deren Mitte, und /54/ spiegelte sich vom Fußboden wieder. Ein Fenster, meinem Ruhebett gegenüber, und zwei [Fenster] auf beiden Seiten, vom Fußboden bis zur Kuppel zwischen den Säulen sich hebend, zeigten mir durch Spiegelscheiben ein vor mir liegendes, sich unter der Morgensonne Strahlen aus dem Nachtdunkel emporsteigendes Paradies. Auf sich stufenartig erhebendem, mit einem schwarzeingefaßten, weißen atlasenem Teppich erhob sich mein Ruhebett. Neben mir auf dem Teppich stand ein mit Silber ausgelegter, in ebenso echt - fein griechischem Geschmack gearbeiteter Tisch von Ebenholz. Auf ihm lagen verschiedene Dinge, ich bemerkte sie jetzt nicht. Noch war alles nur ein Blick für mich. Ich lag noch in jenes bezaubernde [Bild in] Staunen verloren. Mein Auge ruhte auf dem, in ruhiger, erhaben feierlicher Stille vor mir liegenden Paradies. Was für ein heilender, alle meine erwachende Geisteskräfte stärkender Blick! Der Salon mußte auf einer Gebirgsspitze liegen, der Blick war zu vielumfassend. Glühendrot erhoben anfangs sich immer größer und größer bildende Inseln aus der Nacht Dunkel. Mit der Sonne /55/ höhern Steigen verschwand jene Glut und in dunkleren, grün bepurpurten, nach und nach sich wie eine Kette zusammenschwimmender und in tiefe Fernen mit dem im blendenden Gold glänzenden Horizont, sich in einen dunklen Punkt verlierenden Inseln verwandelten sie sich. Die Sonne stieg höher und aus dem Dunkel entwickelten sich zwei, mit Flüssen durchschlängelte und mit Seen, Dörfern, geschmückte Täler; von jener langen Gebirgskette durchschnitten. Durch's südöstliche Fenster glänzte des grenzenlosen Weltmeers Feuerflut und schwarz erhoben sich hin und wieder viele Inseln. Das südwestliche Fenster ward halb mit einem dunklen Baum beschattet und eröffnete die Aussicht nach einem Park. Der Vögel liebeklagendes Lied bebte mit entfernter Flöte Seufzen wechselnd durch der Bäume schauerliches Dunkel. Aus tiefster Brust geholt, schien beides der Geliebten Verlust zu beklagen. Elisa Seraphinens Bild³³¹ schwebte vor meiner Phantasie, nicht mit des Rachegefühls Furien begleitet. Nein! In ihrer holden, behrenden Gestalt. Ich sah /56/ ihren erhabenen Blick, hörte ihre zärtlich behrenden Worte.

In süßen Träumen wiegte sich meine Phantasie. Von tausend bezaubernden Gerüchen ward ich gerührt. Jeder Sinn ward aufs angenehmste tausendfach geschmeichelt. Zu viel waren der empfangenen Eindrücke in des Erwachens erstem Blick. Ich lag noch immer in ein tiefes Staunen [versunken]. Wie lange dies angehalten habe, weiß ich nicht. Schon vergoldeten sich der Sonne Strahlen und mit ihnen der Salon, als ich aus meinen Träumen erwachte und wiederkehrte aus der Phantasie täuschendes Reich. Ich warf einen Blick auf den Tisch, bemerkte jetzt die auf ihm liegenden Dinge. Ein Schleier lag auf ihm. Ich erkannte ihn für

³²⁹ Dieser Satz könnte ein Verhörfehler sein. Goethe sagte wahrscheinlich zu seinem Schreiber: „Hören Sie nun weiter.“

³³⁰ Goethe schrieb seine Werke nicht mit eigener Hand, sondern diktierte sie Schreibern in die Feder.

³³⁰ der sinkende Morgenduft = der Nebel.

³³¹ alias Uranias Bild.

meiner Elisa letztes Geschenk. Eine Träne drang in meine Augen und fiel auf ihn. Der Vergangenheit Bild lag wieder, nicht mit seinen schrecklichen, nur mit gemilderten Farben vor mir. In düstere Schwermut verfiel ich. An meine Lippen preßte ich das Tuch. Die gefundene Brieftasche lag auch auf dem Tisch. Nicht zu berühren vermochte ich sie, um nicht wieder der Szene schauderndes Ge/57/mälde vor mir³³² zu rufen. Neben ihr bemerkte ich eine Kapsel. Hastig ergriff ich sie. Eine mit Diamanten besetzte Einfassung umschloß die Worte:

>In der glühendsten Leidenschaft Überwindung
liegt jeder erhabenen Tugend Keim.<

Ein Druck öffnete mir den obern Deckel. Eine in Nacht ruhende schöne Landschaft zeigte sich mit der Umschrift:

>In der Einsamkeit Dunkel reift sie.<

Nach Öffnung des zweiten Deckels fand ich eben die von der aufgehenden Sonne erleuchtete schöne Gegend mit diesen Worten umschrieben:

>Zum allschöpferischen, beglückenden,
der Gottheit ähnlichen Geiste.<

Unter diesem bemerkte ich noch einen und bei Öffnung dieses las ich die Worte auf blau emailliertem, mit Diamanten strahlenförmig umfaßten Felde:

>Dies war der Dornenpfad, schon gewandelt von Deiner ...<

Schnell öffnete ich auch diesen Deckel und sah das Gemälde der

[Elisa] Seraphine [de R.]³³³

ganz mit den sprechendsten ähnlichen Zügen. Einen heißen, feurigen Kuß drückte ich auf das Bild. „Ja, folgen will auch ich Dir auf Deinem Pfade!“, rief /58/ ich mit der erhabendsten Tugendliebe aus. „Sollte mein Leben mir auch auf die fürchterlichste Weise entrissen werden, wandelte ich dann doch Deinen Weg. Ewig will ich Deiner wert bleiben!“ - Schnell sanken die Fensterrolleaus hinab. Der Salon war matt verfinstert. Blaue Funken entprasselten dem Kronleuchter. Die Lichter entzündeten sich. In einem Nu öffnete sich die Tür.

„Sei ewig meiner wert, so wie ich es unendlich mal mehr Deiner bin!“, rief Elisa, auf mich zueilend, und lag in meinen Armen.

O, es war zu viel in diesem Augenblick der Seligkeit für mich. Stumm lag Lippe an Lippe, heiß von des Wiederfindens Feuer. Auf ewig schon verloren geglaubt und nun wieder das in seine Arme zu schließen, was man in des Grabes nie wiedergebendes Dunkel verschlossen gewöhnt³³⁴, war ein vom tiefsten Schmerz bis zur höchsten Wollust steigendes Gefühl für mein krankes Herz. Fest schlang ich meinen Arm um sie. Nicht zu überzeugen vermochte ich mich, der Wirklichkeit Reizendes zu genießen. Wie wäre dies auch möglich gewesen! Nur erst da mein Gefühl mich überzeugte, daß /59/ nichts Unkörperliches ich umfassen [hielt], überstieg der Freude überströmendes Maß meine erst wiederauflebenden Kräfte. Meine Sinne schwanden, ich sank in eine sanfte Ohnmacht.

Bei meinem Erwachen saß sie vor mir³³⁵. Ihre rechte Hand ruhte in der meinigen. „Frag' nicht nach der Ursache meiner Rückkehr“, sagte sie mit sanft bezaubernder Stimme. „Dunkelheit schwebt über dieser. Nur nach Erreichung des Dir bestimmten Ziels wird Dein Auge unbewölkt sehen, was Dir jetzt in Dunkel gehüllt ist. Dann wird das Rätselhafte Dein Geist auflösen und mit Bewunderung wirst Du die Wege, die Du durchwandelt, übersehen. Möchtest Du doch schon auf dem Dir bestimmten Standpunkt stehen, so entsänke schon jetzt Deinem Blick diese Hülle.“

Wodurch entsteht eine partielle Psychose? Wir könnten auch fragen: wodurch entsteht Leid? - Durch tatsächliches oder eingebildetes Unrecht, das einem Menschen zugefügt wurde. Die Liebestragödie mit dem schönen Gretchen, von seinem Stiefvater verschuldet, die Liebestragödie mit Urania, von dem Standesdünkel der Adelligen verschuldet, und die moralische Tragödie der Mutter, die ihm das Recht auf einen legitimen Vater nicht zu schenken vermocht hatte (Elisabeth Textor war bereits als 14jähriges Mädchen von ihrem

³³² Eigentümliche Grammatik Goethes: >mir< anstatt richtig >mich<.

³³³ alias Henriette Alexandrine von Roussillon, Urania genannt.

³³⁴ Goethe analogisiert damit offensichtlich das Wiedersehen nach dem „düstern Zwischenraum“. Siehe mein Buch >Goethes Musengöttin Urania, alias Henriette Alexandrine von Roussillon – Die Liebestragödie des jungen Goethe<, III. Auflage. Urania spielte mit dem Gedanken, in ein Kloster zu gehen, wenn ihre außereheliche Schwangerschaft aufgedeckt werden würde. Ob im Kloster eingesperrt oder gestorben, das kam für Goethe aufs gleiche heraus: Urania wäre für immer für ihn verloren gewesen. Deshalb ist die obige Szene von Elisass, alias Uranias angeblicher Ermordung durch Rubino, alias Heinrich Merck nur ein Gleichnis. Goethe wollte uns verdeutlichen, wie ihm zumute war, als Urania ihm mitteilte, daß sie in ein Kloster zu gehen beabsichtige.

³³⁵ Ab hier beginnt ein (erdichtetes) philosophisches Zwiegespräch des Ich - Erzählers (Goethe) mit seiner >Musen- oder Tugendgöttin< Urania, alias Henriette Alexandrine von Roussillon.

Vater, dem Bürgermeister von Frankfurt, an den Kaiser des Heiligen Römischen Reiches deutscher Nation, Kaiser Karl VII., als Maitresse verkuppelt worden), das waren die tiefsten und letzten Ursachen für Goethes Psychosen und seines partiellen Wahnsinns.

Goethe hatte durch seine psychische Erkrankung das Vertrauen nicht nur an seine Vernunft, sondern allgemein an die Vernunft verloren. „Freiheit des Willens“ ist für einen psychisch labilen oder gar kranken Menschen nicht möglich, da die absolute Kontrolle über die Affekte und über das Rechtsempfinden dem Willen entzogen, bzw. nicht immer präsent ist.

Goethe war ein enthusiastischer Mensch. Die tiefere Ursache seiner übergroßen Empfindsamkeit, seines Enthusiasmus, könnte krankhaften Ursprungs gewesen sein. Möglicherweise litt er an Neurasthenie, an Nervenschwäche und schneller Übererregbarkeit.

Einige Überlegungen zur Ursache von Goethes Hass auf Newton: Kant war ein Befürworter Newtons, Hegel war ein Gegner Newtons. Und Goethe? Mußte er gegen Newton sein, weil er ein Hegelianer war oder weil er Hegel gefällig sein wollte?

Ein weiteres Indiz für Goethes Assoziation von „Licht gleich Auge der Geliebten“ fand in in dem unten folgenden zehnteiligen Artikel von Joseph Görres mit Titel >Goethe's Briefwechsel mit einem Kinde – Seinem Denkmal<. Darin steht gegen Ende VIII. Teils:

„ [...] Daran knüpfe sich dann auch mit beinahe unabwendbarer Notwendigkeit jene hohle, leere, dem Christentum durchaus feindliche Naturbegeisterung [Illuminaten - Philosophie gleich stoische Naturphilosophie], die, statt die Natur zum Spiegel der Religion zu machen und sie dadurch, von höherer Weihe berührt, über sich selber zu erheben, umgekehrt die Religion zum Spiegel der Natur degradiert, diese dadurch in heidnischer Weise vergöttert, jene aber profanisirt und materialisiert, und sich nun befugt hält, mit dem wegwerfenden Dünkel über die Entwürdigte hinzufahren, wie wir davon die merkwürdigsten Proben uns haben gefallen lassen müssen. Da tauchen dann Lehren auf, gleich zweideutiger Art, wie die Stimmung, aus der sie hervorgegangen, z. B.: „Die Philosophie ist Symbol der Leidenschaft zwischen Gott und dem Menschen, die Liebe aber ist Metamorphose der Gottheit: Gott ist Mensch geworden im Geliebten. Dieselbe Liebe ist aber auch Stimme des Gewissens, was ihr nicht zusagt, ist Sünde, die nur durch ein Abwenden aus der Umarmung der idealischen Liebe geboren wird. Sie ist aber auch der Genius in dir: liebst du, dann nimmt er sinnliche Gestalt an, du liebst ihn dann in dem Geliebten, wie du mit ihm bist, wenn du allein weilst in der Einsamkeit. Selbstbeherrschung ist daher, wenn deinem Genius die Macht über deinen Geist gegeben ist, die der Liebende dem Geliebten einräumt; denn das ist die rechte Selbstbeherrschung, die sich durch ihn beherrschen läßt. Sei darum mit deinem Genius, so bist du auf dem geraden Wege zum Himmel; denn nur was eine Kluft bildet zwischen dir und ihm, ist Sünde; nichts aber ist Sünde, was nicht mit ihm entzweit, weil er die göttliche Freiheit ist in uns, und so kann denn auch nur er die verletzte Unschuld wieder herstellen. Er ist das innere Auge, und wenn wir wissen, daß alle äußern Augen dies eine innere Auge sind, so tun wir alles ihm zu lieb; denn unser Trieb, schön zu handeln, ist der Trieb, diesem Auge wohlgefällig zu erscheinen.“³³⁶

XVI. Kapitel

Der alte Goethe

Kapitel XVI.1: Zusammenfassung der Ereignisse aus >Goethes und Uranias Sohn - Ludwig Tieck<

Anstatt der Bezeichnung >Krisenjahre der Frühromantik< hätte Josef Körner treffender >Skandaljahre der Frühromantik< wählen können.

Sophie Tieck gesteht A. W. Schlegel, daß er sie „innerlich so heftig und gewaltig berührt“ habe, wie einst ihr Ziehbruder Ludwig. Für mich steht mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit fest, daß Sophie Tieck ihren Ziehbruder liebte und zu heiraten begehrte. Wolfgang Goethe konnte einer solchen Verbindung aus mehreren Gründen nicht zustimmen. Er weigerte sich, den unehelich gezeugten Sohn Ludwig

³³⁶ Welches Goethewerk Görres hier zitierte, ist mir unbekannt.

(öffentlich) zu legitimieren.

Ludwig Tieck „beredete“ seine Ziehschwester Sophie und den Freund Bernhardi zur Heirat. Die Ehe wurde nicht glücklich.

A. W. Schlegel, der bereits von seiner früheren Frau Caroline im Stillen getrennt lebte, verliebte sich in Sophie. Sie bekam höchstwahrscheinlich zwei Kinder von A. W. Schlegel, das erste, Ludwig getauft, starb im Säuglingsalter, das zweite, Felix getauft, wurde später sogar ein hoher preußischer Beamter. Selbstverständlich gehörte Felix zum Kreis der Wissenden. Aber Rücksicht auf seinen eigenen makellosen Ruf und seine berufliche Karriere zwangen ihn, die Wahrheit zuzudecken und nicht etwa aufzudecken.

Die Rolle, die der Goethesohn Ludwig Tieck in diesen Liebes- und Eheskandalen spielte, ist fast unbeschreiblich - so erbärmlich erscheint sie. Ludwig heiratete wohl selber auf Einreden des väterlichen Freundes Reichardt dessen Schwägerin Malchen Alberti; und hinter Reichardt stand höchstwahrscheinlich Goethe, der daran interessiert sein mußte, daß Ludwig von seiner Schwester Sophie getrennt und entfernt wäre. Ludwigs und Malchens Ehe wurde ebenfalls nicht glücklich.

Die Liebes-, Ehe- und Scheidungswirren Sophies erreichten anfangs des Jahres 1804 ihren Kulminationspunkt. Sie hatte sich von A. W. Schlegel ab- und dem baltischen Baron von Knorring zugewandt. Schlegel folgte der reichen Frau von Stael nach Coppet. Sophie flüchtete vor ihrem Ehemann Bernhardi nach - Weimar! Goethe stand wohl kurz vor dem psychischen Zusammenbruch. Das Werk >Nachtwachen< läßt es zumindest vermuten. Im Jahr vorher hatte der mittlere Goethesohn, August Klingemann, ihm bereits eine uneheliche Enkelin geschenkt, Ludwig Tieck liebte seinerseits bereits mit Henriette von Finkenstein. Friedrich Schlegel witzelte im März 1804: „wollen sie (die Töchter des Grafen von Finkenstein) ihn (Ludwig) als ihren gräflichen Privatfinkler ganz für sich allein behalten?“. Goethe mußte nicht zuletzt auch von A. W. Schlegel eine Indiskretion befürchten, der bei Frau von Stael in der Schweiz in sorgloser finanzieller Unabhängigkeit lebte.

Sophie verlangte von ihrem Bruder, daß er wieder gutmachen solle, was er ihr einst antat, indem er ihr Bernhardi (zum Ehemann) aufschwatzte. Ludwig begleitete sie auf ihrer Flucht nach Italien zuerst einmal bis München. Goethe war wiederum mit Ludwigs Handlungsweise nicht einverstanden, denn Ludwig blieb in München zurück, während Sophie einige Monate später mit Baron von Knorring nach Italien weiterreiste. Goethe mußte befürchten, Bernhardi könnte aus Wut und Rache Indiskretionen über Ludwig Tiecks Abkunft begehen. Ludwig schwankte, schließlich reiste er mit Ziehbruder Friedrich Tieck doch noch nach Italien.

Ziebinger Ränke, hinter denen, laut einem Brief Dorothea Schlegels, Vater Goethe steckte, bewirkten, daß Ludwig Tieck kein Geld mehr zum Lebensunterhalt aus Deutschland erhielt. Von den belletristischen Werken (seines Vaters) verdiente er anscheinend rein gar nichts mehr und Vater Goethe zahlte das Unterhaltsgeld anscheinend kategorisch nur an Ehefrau Malchen Tieck aus. Ludwigs Freunde und Bekannte (Burgsdorff, die Schierstett und Genellis, möglicherweise sogar die Familie von Finkenstein) hatten in dem Ehestreit Bernhardi gegen Bernhardi anscheinend alle für den Ehemann Partei ergriffen. Man wollte Ludwig Tieck zwingen, die Partei seiner Schwester zu verlassen und nach Deutschland (Ziebingen) zurückzukehren. Da Ludwig Tieck völlig mittellos war, nach Caroline Schelling soll er noch nie „eigenes Geld“, d. h. wohl selbstverdientes Geld besessen haben, mußte seine Schwester ihn ein halbes Jahr lang mit dem Geld ihres Liebhabers, des Baron von Knorring, aushalten. Aus Geldnot kam es zum Streit zwischen Sophie und Ludwig, so daß dieser schließlich beleidigt nach Deutschland zurückreisen mußte.

Ludwig besuchte die Großmutter in Frankfurt und anschließend den Vater in Weimar. Während Ludwigs Romaufenthalt hatte sich seine Ehefrau Malchen Burgsdorff zugewandt. Sie bekam eine Tochter von ihm, die später bei der Großmutter in Schlesien aufwuchs.

Zutiefst gedemütigt und von den Ziebinger Verhältnissen angeekelt, reiste Ludwig Tieck im Sommer 1808 erneut zu seiner Ziehschwester Sophie, die inzwischen in Wien, später in München lebte.

Mitte August 1808 kam Bettina Brentano mit einem unehelichen Kind Goethes nieder. Bei Erscheinen von Goethes Roman >Wahlverwandtschaften< sprach Ludwig Tieck von „Qualverwandtschaften“. Ludwigs schwere Erkrankung (angeblich) an der Gicht in München, scheint mir eher eine tiefe psychische Krise gewesen zu sein, die nach außen hin als Gichtleiden hingestellt wurde.

Bettina Brentano lebte nach ihrer Niederkunft ebenfalls in München. Sie war „auch ganz im Klaren über ihn“, das heißt, sie wußte, daß Ludwig Tieck Goethes und Uranias Sohn war. Caroline Schelling berichtet außerdem, daß Ludwig Tieck „wunderbarerweise da einen Beschützer gesucht und gefunden habe, wo man es am wenigsten erwarten konnte“ - in F. H. Jacobi, dem Verfasser der Werke >Woldemar< und >Allwill<, in denen von Goethes Leben und Briefen „dichterischer Gebrauch“ gemacht wurde.

Im Juli 1810 kam es zum endgültigen Bruch zwischen Ludwig und Sophie. Wiederum lebte Ludwig monatelang von dem Geld des Barons von Knorring. Die Reibereien zwischen Sophie und Ludwig wurden schließlich unerträglich, bis Baron von Knorring ein Machtwort sprach. Ludwig reiste nach Baden Baden, um das Bad gegen seine Gicht zu gebrauchen. Sulpiz de Boissereé war vermutlich Goethes geheimer

Verbindungsmann. Anschließend unternahm Ludwig wiederum einen „Gang nach Canossa“, d. h. nach Weimar zu seinem Vater. Die Ankündigung einiger neuer Werke im Meßkatalog (nach F. Schlegel) ist auf ein Gespräch mit dem Vater zurückzuführen. Wiederum wurde darüber beratschlagt, wie man dem Sohn zu Einkünften verhelfen könne.

Nach dem >Kaiser Octavianus< und dem >Musenalmanach für das Jahr 1802<, also von 1802 bis 1812, Beginn des Erscheinens des >Phantasmus<, wurden keine Werke Goethes unter dem Namen Ludwig Tiecks veröffentlicht. Dies ist ein klares Indiz für die wachsenden Spannungen, in denen Vater und Sohn (spätestens seit 1797 oder 1798) lebten. Ludwig hatte in den Jahren von ca. 1802 bis ca. 1812 fast gar nichts getan, nicht einmal Werke seines Vaters „abgeschrieben“, um sie Verlegern anzubieten. Die Abschrift von >Flore und Banscheflur< (ein Werk Sophies), die Ludwig Tieck in Rom auf Bitten der Schwester unternahm, soll, nach einem Brief Friedrich Tiecks an A. W. Schlegel, so fehlerhaft gewesen sein, daß sich Sophie zu einer Überarbeitung des Werkes entschließen mußte. Bei dem Gedanken, Ludwig Tieck könnte bei der Abschrift und Redaktion von Werken Wolfgang Goethes ebenfalls nachlässig gewesen sein, kann es einem Goethe-Philologe nur noch eiskalt den Rücken hinunterlaufen.

Schelling berichtet von einer neuen Tätigkeit Ludwig Tiecks: Er tat sich als Vorleser hervor. Er las (angeblich) eigene Werke vor, in Wirklichkeit waren es (überwiegend) Werke Goethes. Ludwig Tieck als der Vorleser der Werke seines Vaters, der Gedanke entbehrt nicht eines gewissen romantischen Flairs.

Die schöpferische Quelle war bei Wolfgang Goethe nach einer fast vierzigjährigen rastlosen Vielschreiberei, die ihn bis an den Rand des Wahnsinns führte, ziemlich versiegt. Aus Rücksicht auf seine psychische Gesundheit mußte er mit dem Dichten zukünftig behutsam und vorsichtig - langsam sein. In den folgenden Jahren tritt uns daher Ludwig Tieck vor allem als Herausgeber älterer oder zeitgenössischer Dichter hervor. Auch (angeblich) eigene Jugendwerke wurden redigiert, d. h. Goethes „Handschrift“ daraus größtenteils getilgt, und erneut den Verlegern zum Druck angeboten.

1811 werden zwei Bände Shakespeare - Übersetzungen herausgegeben, außerdem erscheinen Friedrich Müllers Werke, ohne Tiecks Namen. 1812 beginnt der >Phantasmus< in drei Bänden zu erscheinen, der sich überwiegend aus älteren Werken (>Volksmärchen von Peter Lebrecht<, alias Wolfgang Goethe) zusammensetzt, durch eine Rahmenerzählung lose miteinander verbunden.

Wir erinnern uns, Caroline Schelling nannte Professor Oken als einen der Teilnehmer an der geheimen Geburtstagsfeier Goethes am 28. Januar des Jahres 1809. Oken gehörte offensichtlich (anfangs) zu den Bewunderern und Verehrern Goethes. Dessen Farbtheorien und Knochenstudien schienen ihm anfänglich gefallen zu haben. Später gerieten sie (nach H. H. Houben) „über die Priorität einer osteologischen Entdeckung - die Wirbeltheorie des Schädels - in Zwist“. Die Bewunderung Professor Okens nahm ab und schlug möglicherweise ins Gegenteil um.

Das Herzogtum Sachsen - Weimar war bekanntlich der erste Feudalstaat, der es wagte, die Press(e)freiheit einzuführen. So gab es ein böses Erwachen, als Professor Oken mit seiner Encyclopädischen Zeitschrift >Isis< ankündigte, er wolle einmal ausprobieren „ob wir wirklich Preßfreiheit haben oder ob sie durch literarische Privilegien und willkürliche Deutung und Ausdehnung derselben soll als Fratze verspottet werde“.

H. H. Houben berichtet weiter (ab Seite 112 seines Buches >Der polizeiwidrige Goethe<): „... Und dann begann er (Prof. Oken) mit einer geharnischten Kritik der neuen Verfassung Sachsen - Weimars. Ein Aufsatz über dieses brenzliche Thema im 9. bis 11. Stück (der >Isis<) machte „die Regierung, vorzüglich das Ministerium, ja sogar den Adel in Weimar völlig wütend“, wie Oken am 22. Oktober an Brockhaus schrieb, und auch dem tapfern Großherzog wurde unbehaglich zumute. Er wies zwar jeden „Gewaltstreich“ von der Hand, beauftragte aber doch die Polizei mit einem Bericht, um „dem ersten Mißbrauch der Preßfreiheit, der Folgen halber, recht gründlich zu Leibe zu gehen“ und weiteren Ausschreitungen durch ein zu schaffendes Gesetz vorzubeugen. Sogar ein Ministerrat fand eigens der „Isis“ wegen statt, denn Oken hatte zwar den „reinen Entschluß“ des Großherzogs, seinem Lande freiwillig eine Verfassung zu geben, anerkannt, aber das ganze Grundgesetz doch „völlig verfehlt“ genannt, da es außer der Preßfreiheit keine sonstigen Volksrechte, deren er dreiundzwanzig aufführte, gewähre. Da aber der Präsident des Staatsrats gerade verreist war, verzögerte sich die Sache. Karl August legte derweilen die Akten seinem Freund und (früheren) Minister von Goethe vor und bat um dessen Urteil ...“

Goethe schrieb daraufhin folgenden Brief an den Herzog:

(Quelle: WA IV.27, Brief Nr. 7.513) Weimar, den 6. October 1816

... Manchem dürfte, bey Betrachtung der Acten, wünschenswerth däuchten, daß man sogleich bey'm

Erscheinen der Ankündigung von Polizeiwegen das Blatt (die >Isis<) verboten hätte, wie denn dieser Behörde (der Polizei) ganz ohne Frage in einem solchen Falle aus eigener Autorität zu verfahren zusteht ... Da es aber nicht geschehen, sondern von gedachtem Blatte (gemeint ist: der >Isis<) schon mehrere Nummern ausgegeben worden, so hat man dabei den traurigen Vortheil, zu sehen, wie ungehinderte Verwogenheit (Verwegenheit) täglich wächst und ihre gränzenlose Natur offenbart.

Beyliegende Acten enthalten die Blätter, welche künftigen Geschäftsmännern (gemeint sind: die zuständigen Polizeibeamten) nothwenig als ein Gräuel erscheinen müssen ... Ihre Vorschläge gehen dahin, man solle

- 1.) dem Herausgeber (also Prof. Oken) seine Ungebühr mündlich oder schriftlich verweisen und ihn
- 2.) bedrohen, daß bey erneuerten Ausfällen auf einzelne Personen, oder ganze Stände, sein Blatt sogleich verboten werden solle.

Hierzu fügen sie (die „Geschäftsmänner“)

- 3.) den Vorschlag (hinzu), daß man den Fiscal (gemeint ist: das Finanzamt) gegen ihn aufregen und auf dem Wege Rechtsens den bisher Beleidigten Genugthuung verschaffen möge.

Hierüber meine Meinung zu eröffnen, finde ich mich in großer Verlegenheit; denn so bedeutend und kräftig auch diese Maaßregeln scheinen möchten, so bin ich doch genöthigt, auszusprechen, daß sie mir eher geeignet scheinen, das Übel zu vermehren, als demselben Einhalt zu thun. Ich will die mir vorschwebenden möglichen Folgen gedachter Schritte nicht verhehlen.

Ad 1. Citirt man den Herausgeber zu einem Vorhalt (gemeint ist: zu einer Anhörung) (vor die Regierung) und er (Prof. Oken) bleibt aus, wie soll man alsdann verfahren? Will man ihn durch Militär holen lassen, oder was sonst für eine Maaßregel ergreifen?

Wenn er nun aber erschiene und vor der Behörde eben so kühn und unverschämt spräche, wie er drucken läßt - (und ihm fehlt es nicht an Redegabe) - will man ihn dann auf die Hauptwache setzen, oder ihn triumphierend ziehen lassen?

Gesetzt aber, er betrüg sich bescheiden, registrierte aber sogleich den ganzen Vorfall (gemeint ist: schrieb ihn nieder) und ließ ihn im nächsten Stück (der >Isis<) abdrucken, mit direkter und indirekter Verspottung der Behörde, wozu ihm Druckerstöcke und andere Narrenspossen hundertweis zu Gebote stehen: will man alsdann mit dem angedrohten Verbot (der Zeitschrift) vorschreiten, da die Behörde als Partei erscheint und eine ihr angethane Beleidigung ahnden muß, nachdem so viele andere Verhältnisse ungestraft preisgegeben worden?

Dasselbe kann und wird er thun, wenn man ihm schriftlich Verweis und Drohungen zugehen läßt.

... Der Herausgeber (Prof. Oken) ist ein Mann von Geist, von Kenntnissen, von Verdienst; ihn als einen Schulknaben herunter zu machen, ziemt sich nicht; hat er aber bey allen seinen Vorzügen nebenher noch einen partiellen Wahnsinn, der dem Staate schädlich, ja verderblich ist, so bändige man diesen und die Sache ist mit Ehren gethan.

Ad 2. Sodann will man ihn bedrohen. Auch davon kann ich keine Frucht erwarten. Würde man wohl einem Mohren bey Strafe aufgeben, sich weiß zu waschen?

Das Blatt soll mäßiger, bescheidener werden, es soll sich selbst beschränken! Man betrachte den Inhalt oder die Form dieser Flugschrift: wo soll die Beschränkung herkommen? Es umfaßt encyclopädisch alles Denkbare und sogar das, was es scheinbar ausschließt, nimmt es beleidigend wieder auf. Die Form ist wild, frech, ohne Rücksicht auf irgend ein Verhältnis, ohne Geschmack in der Darstellung: wie soll diese Form sich vernünftig gestalten?

Und gibt es denn eine Grenze des Wahnsinns, der Unbescheidenheit, der Verwogenheit (Verwegenheit)? Sie und ihre Geschwister und ihre Verwandte sind, ihrer Natur nach, unbedingt, nicht zu belehren und nicht zu bändigen.

Und wo wäre dann der Maaßstab der Gesetzlosigkeit? Man will das Blatt fort dauern lassen und wer soll dann beurtheilen, ob der Verfasser in sich gegangen, ob wirklich sein Blatt sich der Sitte, sich dem Erträglichen nähert? Fürwahr der hundertste Theil desselben ist eben so schlimm, als das Ganze, und nach der Bedrohung (des Herausgebers) können mancherlei Fälle eintreten. Entweder der Herausgeber fährt auf die bisherige Weise fort: wird man resolut genug seyn, die Drohung zu erfüllen? Oder er wirft sich in die Ironie, welche von ihrem zartesten Gipfel bis zu ihrer plattesten Base hundert Formen darbietet, die Leute zu quälen, ohne daß man sich beklagen darf: wird man ihm wehren, die Druckerstöcke zu vervielfältigen, jedes Blatt mit Rebus zu schmücken, wozu er schon auf dem Wege ist? Wer wird ihn hindern, in Rätseln, Logogryphen, Charaden, seine Leidenschaft zu verhüllen, und ist es einer Behörde anständig, den Ödipus zu einer solchen Sphynx zu machen?

Und noch das Letzte und Schlimmste: er hat den Fürsten innerhalb der Staatsverhältnisse angegriffen, wird er lange säumen, die Familienverhältnisse anzugreifen? ...

Was soll denn nun aber geschehen? - *Die Anfangs versäumte Maaßregel muß ergriffen und das Blatt*

sogleich verboten werden.

Man fürchte sich ja nicht vor den Folgen eines männlichen Schrittes; denn es entstehe daraus, was da wolle, so behält man das schöne Gefühl, recht gehandelt zu haben, da die Folgen des Zauderns und Schwankens auf alle Fälle peinlich sind. Mit dem Verbot des Blattes wird das Blut auf einmal gestopft; es ist männlicher, sich ein Bein abnehmen zu lassen, als am kalten Brande zu sterben.

(...)

Des Herausgebers Unternehmen ist catilinarisch und wer hätte Lust, den Cicero zu spielen, der schlechten Dank verdiente, daß er die Stadt rettete?

Noch ein Punkt von großer Bedeutung ist zu berühren.

In den Acten und Blättern, die zu mir gekommen sind, nimmt man als etwas Bekanntes an, daß dieser Zustand auf Selbstrache hinführe. Mit Verwunderung habe ich gesehen, daß man das Schreckliche eines solchen Bekenntnisses nicht zu fühlen scheint. Ich will jetzt für den Herausgeber sprechen, gegen den ich gesprochen habe. - Wie ich oben eine schülerhafte Demüthigung von ihm abzulehnen gedachte, so will ich jetzt die Gefahr schmähdichster Behandlung von ihm ablenken. Wer steht dafür, daß die Szenen sich erneuern, die durch Schlözers Anzeigen die Welt erschreckten, aber leider über größere Gräuelpersonen vergessen sind? Wasern wurde das Haupt abgeschlagen, Graf Münster mit Hetzpeitschen lederweich traktiert und das sollte sich wiederholen? Wer will dann dem Herausgeber, der noch immer verdient, in der Wissenschaft eine glänzende Rolle zu spielen, wer will ihm zu Hülfe kommen, wenn ihn gereizte junge Leute auf's gräßlichste mißhandeln?

So eben wird mir ein ausführlicher, wohlgedachter Aufsatz mitgeteilt über die künftige Censur - Einrichtung, welcher mich in der umständlich geäußerten Überzeugung noch mehr bestätigt. Denn es geht daraus hervor, daß der Preß - Anarchie sich ein Preß - Despotismus entgegen setze, ja ich möchte sagen, daß eine weise und kräftige Dictatur sich einem solchen Unwesen entgegen stellen müsse, um dasselbe so lange zurückzudrängen, bis eine gesetzliche Censur wieder hergestellt ist. Wie dieses zu thun sei, bedarf einer weiteren Berathung ...“

An dieser Stelle muß ich, leider, den orthodoxen Goethianern eine weitere herbe Enttäuschung bereiten: Goethe stimmte nicht aus irgendwelchen konservativen gesellschaftspolitischen Gründen zum „Preßdespotismus“, d. h. für das sofortige Verbot von Okens Zeitschrift >Isis<, sondern einzig und allein aus persönlichem Egoismus. Er fürchtete, Prof. Oken könnte in seiner Encyclopädischen Zeitschrift irgendwelche „Indiskretionen“ über seine, Goethes, und seines Sohnes Abkunft begehen. Wie Houben treffend ausdrückte: vor dem alten Goethe stand - die Ewigkeit. Er wollte als der größte und bedeutendste deutsche Dichter in die Ewigkeit eingehen. Dazu war ihm jedes Mittel recht, sogar eine Presse - Zensur - Diktatur! Und nur eine diktatorische Presse - Zensur konnte das schier unmögliche Kunststück fertigbringen, die Skandale und Lebensgeheimnisse Goethes zu unterdrücken.

Im Mai 1817 begann Ludwig Tiecks Reise nach England. Burgsdorff begleitete ihn. Ich vermute, daß Ludwig Tieck auf Goethes Wunsch nach London reiste, um die Bibliotheken nach Werken Shakespeares zu durchsuchen. Ein bemerkenswerter und ich glaube sogar ein doppeldeutiger Satz steht auf Seite 377 von Köpkes Tieck - Biographie:

... Er (Ludwig Tieck), der Dichter, stand in frommer Verehrung an der Wiege des Dichters (Shakespeare), an dessen Geiste im fernen Lande und nach Jahrhunderten sich der seine entzündet, dessen Namen er im Herzen getragen hatte, seit er seiner selbst bewußt geworden ...

Richtig ist: Er, Ludwig Tieck, der gar kein Dichter war, stand an der Wiege des Mannes, William Shakespeare, der ebenfalls gar kein Dichter war, sondern der, wie Ludwig Tieck, nur seinen Namen hergab für die geistigen Produkte eines anderen. Und ich wage im Fall Shakespeare die gleiche These wie im Fall Ludwig Tieck: sein Erzeuger schenkte ihm die schöngeistigen Werke. Lord Bacon könnte der Vater William Shakespeares gewesen sein. Seine Mutter war „nur“ eine hübsche Bürgerin. Lord Bacon schenkte dem unehelichen Sohn belletristische Werke, die unter dem Namen William Shakespeares veröffentlicht wurden, um ihm Einkünfte zu verschaffen!

Kein Geringerer als Ludwig Tiecks Erzeuger, Wolfgang Goethe, war derjenige, der von Jünglingsjahren an mit glühender Verehrung von den Werken William Shakespeares sprach, vor allem der >Hamlet< hatte es Goethe angetan, gewiß wegen der Wahnsinnszenen und der Selbstmordgedanken Hamlets. Lesen Sie dazu Goethes >Wilhelm Meister< und vor allem die >Nachtwachen<. Auf der Rückreise von England besuchte Ludwig Tieck daher selbstverständlich seinen Vater in Weimar. Gewiß brachte er ihm Bücher von und über Shakespeare mit, die in Deutschland nicht aufzutreiben waren.

Im Frühjahr 1818 starb der alte Graf Finkenstein und im Sommer 1819 übersiedelte Ludwig Tieck nach

Dresden. Köpke läßt unerwähnt, daß auch Gräfin Henriette von Finkenstein, mit der Ludwig in wilder „Schattenehe“ lebte, mit nach Dresden zog.

Es ist (scheinbar) eine Haushaltung bei Tiecks wie bei dem Grafen Gleichen oder in Goethes >Stella<. Ludwig Tieck lebt mit seiner (früheren) Ehefrau und mit seiner Geliebten unter einem Dach zusammen, höchstwahrscheinlich aber nur aus Sparsamkeitsgründen. Von Ehefrau Malchen ist er im Stillen getrennt und mit der Geliebten im Stillen verbunden. Außerdem lebt seine leibliche Tochter Dorothea und eine jüngere Pflügetochter, das Kind, das Malchen von Burgsdorff bekam, im Haus.

Ludwig Tieck wußte mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit, daß der braunschweigische Theaterdirektor August Klingemann sein Halbbruder war. In Hugo Burath's Klingemann - Biographie fand ich folgende Hinweise (ab Seite 193):

... Clara Mathilde Klingemann war des Meisters (A. Klingemann) älteste Tochter (und Goethes Enkelin), geboren am 25. Februar 1803 in Braunschweig, von Frau Sophie Schröder, die darauf von ihrem Gatten, dem Buchhändler Karl August Schröder, geschieden wurde. Klingemann, der erst 1805 Sophie Schröder heiratete, ließ dieses Kind am 12. Februar 1818 legitimieren. Das anmutige und reich begabte Mädchen wurde in Tanz, Musik und Schauspielkunst ausgebildet und betrat schon als Kind tanzend, singend, spielend die Bühne. Als dann die Kinder der zweiten Frau heranwuchsen und Mathilde der Stiefmutter als eine Art Wechselbalg erschien, war es an der Zeit, diese Tochter aus dem Hause zu tun, zumal, da es heikel war, das eigene Kind an der väterlichen Bühne weiterzubilden. So vertraute Klingemann ihre weitere schauspielerische Ausbildung dem Dichter Ludwig Tieck an, dem er in der Jenaer Studienzeit nahegetreten war und der nun das Dresdener Hoftheater leitete ...

Sie heiratete 1827 in Breslau den Schauspieler Louis Isidor Haas ... Auf einem winzigen Notizbuchzettel ... hat die Unglückliche später die Daten ihrer Schicksalsschläge, Glück und Elend ihres dreijährigen Ehelebens in mühsam hingequälter Schrift zusammengefaßt: „Louis Isidor Haas starb am 3. Januar 1831 ... Ich wurde am 12. Dezember 1827 mit ihm getraut; wollte Gott, ich hätte seinen Besitz zu würdigen gewußt ... Den 25.sten J(anuar) 1831 starb mein guter Vater (August Klingemann) - das Schicksal hat mir Hartes auferlegt, in einem Monat meine ganze Stütze dahin.“

In diesen Zeilen liegt angedeutet das Bekenntnis einer schweren Schuld. Mathilde hatte drei Kinder, die 1826 geborene Maria Haas, den am 29. März 1828 geborenen Meno Karl August Haas - er wurde Buchhändler in London und Großvater der Filmschauspielerin Dolly Haas - schließlich die am 15. Juni 1830 geborene Anna Cornelia Haas.

Tatsächlich war Vater dieser Cornelia der junge schlesische Dichter Heinrich Laube ...“

Im Jahre 1822 erschien - natürlich unter Ludwig Tiecks Namen - die erste der sogenannten Dresdner Novellen mit Titel >Die Gemälde<, weitere Novellen folgten. Wann diese Werke von Goethe diktiert wurden, muß einer späteren eingehenden Prüfung überlassen bleiben, falls es überhaupt noch feststellbar ist. Wiederum kennzeichnend und sehr charakteristisch für Goethe und eindeutige Beweise für seine Verfasserschaft, das sind die Angriffe auf das „neumodische, ausschließende Christentum“ (nach Köpke) und wiederum versucht Köpke die Quadratur des Kreises zu beweisen, wenn er den Lesern seiner Tieck - Biographie weißmachen will, daß Tieck eigentlich gar nichts gegen das Christentum hatte. Köpke hat Recht im Unrecht, denn Tieck war gar nicht der Verfasser, sondern sein Vater, Wolfgang Goethe. Und der war offensichtlich ein kleiner, verkappter deutscher Voltaire.

Ludwig Tieck schrieb an den Ziehbruder Friedrich Tieck:

Dresden, den 23sten Oktober 1823

... >Der Geheimnisvolle< (Novelle) scheint Dir Eindruck gemacht zu haben; diese Novelle muß man öfters lesen, wenn man die ganze Absicht fassen will ... künftiges Jahr werden >Die musikalischen Leiden< und >Die Reisenden< auch abgedruckt ... Du sollst alles von mir immer zuerst erhalten, aber oft habe ich es selbst noch nicht, wenn es schon im Publikum umläuft. So ging es mir mit der >musikalischen Novelle<. Freilich habe ich die ganze Geschichte meines Violinspielens eingeflochten, was Dich wohl wird ergötzt haben: so ist im >Geheimnisvollen< viel (von) Ziebingen, in den >Reisenden< der gute Charles Burgsdorff, den Du auch wohl wirst erkannt haben, auch meldet sich in der >Verlobung< manche Erinnerung. *Ist denn nicht alles echte Componieren eine Wiederkehr und Belebung der Gegenwart und Wirklichkeit?* Nur muß es freilich nicht auf die flache Weise geschehn ...

1826 gab Ludwig Tieck die gesammelten Werke Heinrich von Kleist's heraus. Köpke berichtet: „Ihm (Tieck) verdankt man die Erhaltung von Kleist's bestem Werk, des >Prinzen von Homburg<. Er erinnerte an das einzige noch vorhandene Manuskript, welches unter den Papieren einer hohen Person, die sich einst

dafür interessiert hatte, vergessen worden war.“

Frage: Wer könnte die „hohe Person“ gewesen sein, in dessen Besitz sich das Manuskript von Kleist's >Prinz von Homburg< befand? Goethe könnte es gewesen sein.

„In den ersten Tagen des Oktober“ des Jahres 1828 weilte Ludwig Tieck „mit seiner Familie“ einen Mittag bei Goethe. „Zwanzig Jahre (richtig: nur elf Jahre, seit 1817) waren verflossen, seit er Goethe gesehen hatte“, lt. Köpke.

Die beiden natürlichen Söhne Goethes (Ludwig Tieck und August Klingemann) machten ihrem Vater zu dessen offiziellem 80. Geburtstag (im Jahre 1829, in Wirklichkeit feierte Goethe bereits am 28. Januar 1825 seinen tatsächlichen achtzigsten Geburtstag) ein verstecktes Geburtstagsgeschenk: sie ließen zum ersten Mal Goethes >Faust< über die Bretter gehen.

August Klingemann ließ am Montag, den 19. Januar 1829 zu Braunschweig erstmals den >Faust< aufführen. Das Datum ist auffallend nahe an Goethes wirklichem Geburtstag: 28. Januar 1829. Es war jedoch bereits Goethes vierundachtzigster!

In der >Dresdener Abendzeitung< erschien am 29. Januar 1829 ein Artikel, der „des Lobes voll“ war. Was liegt näher als zu vermuten, daß der Halbbruder Ludwig Tieck hinter diesem Lob steckte.

Ludwig Tieck war nicht so leichtsinnig wie sein Halbbruder August Klingemann. Die Dresdener Aufführung des >Faust< (wohl nach der Bühnenbearbeitung Klingemanns) fand im August statt.

Am 22. März 1832 starb Goethe. Rudolf Köpke erzählt: „... Die letzte Berührung (ich korrigiere: die letzte offizielle Berührung) hatte Tieck mit ihm, als 1829 zur Feier von Goethes Geburtstage auf der Dresdener Bühne der >Faust< zur Aufführung gebracht wurde ... Wenige Tage später erhielt er ein danksagendes Schreiben von Goethes Hand.

... Goethes Tod wirkte auf ihn (Ludwig Tieck) mit schmerzlicher Gewalt. Wochen lang war er in schwermütiger Trauer, und vermochte seiner Rührung nicht Herr zu werden. Familie und Freunde fingen an für seine Gesundheit zu fürchten. Ergreifend sprach er das Gefühl seiner tiefen Wehmut aus, als er einmal sagte, Goethe sei der Stern gewesen, der seiner Jugend vorgeleuchtet habe; wie Ferdinand für Egmont, habe er für Goethe gefühlt. In dem Epilog zum Andenken Goethes, der nach der Darstellung der >Iphigenia< gesprochen wurde, legte er ein letztes Zeugnis für ihn als Vorbild, Lehrer, Freund und hohen Meister ab, indem er ihn mit Dante und Shakespeare zusammenstellte, und sie als das leuchtende Dreigestirn der Poesie bezeichnete ...“

Kommentar: Ich füge hinzu, es war auch ein pietätvolles und zugleich verstecktes Zeugnis für seine Sohnesliebe, wenn Tieck seinen Vater, Wolfgang Goethe, mit Dante und Shakespeare als das leuchtende Dreigestirn der Poesie bezeichnete. Calderon, über den Goethe zu A. W. Schlegel einmal geäußert hatte, daß „ihm fast noch mehr als Shakespeare zuzugestehen sei“, übersah Ludwig Tieck leider. Die Bezeichnung „leuchtendes Dreigestirn“, die dem dreieinigen Gott der Christen (Vater, Sohn und Heiliger Geist) entlehnt ist, hätte Goethe, dem deutschen Voltaire, wohl ebenfalls nicht gefallen.

Köpke berichtet: „... Die königliche Familie (das preußische Königshaus) zeichnete ihn (Ludwig Tieck) durch Aufmerksamkeiten in mancher Weise aus. Auch am Hofe schätzte man die Kunst des Vorlesers (Ludwig Tieck), und es geschah wohl, daß er vor dem Könige Friedrich August oder auch bei der Anwesenheit fremder Fürsten las.

1834 modellierte David d' Angers Tieck's Kopf in kolossalem Maßstabe, die in Marmor ausgeführte Büste übersandte er ihm zwei Jahre später als Geschenk zu seinem Geburtstage. Tieck schenkte später die Büste der königlichen Bibliothek in Dresden.

Am 11. Februar 1837 starb Tieck's Frau an der Wassersucht. Fast genau vier Jahre später, am 21. Februar 1841 starb Ludwig Tiecks Tochter Dorothea. Sie war unverheiratet geblieben.

Der preußische König, inzwischen war Wilhelm IV. an die Regierung gelangt, setzte nun alles daran, um die immer noch tickende innenpolitische Zeitbombe, namens Ludwig Tieck, nach Berlin zu bekommen und zu entschärfen.

Rudolf Köpke berichtet: ... Im April 1842 erfolgte eine zweite Einladung zum Besuche in Sanssouci, welche einer förmlichen Berufung gleichkam. Ein bedeutendes Jahresgehalt wurde verheißen (Tieck angeboten), und nur im Allgemeinen der Wunsch ausgesprochen, Tieck möge sich (etwas) des Theaters annehmen [...] Schon früher hatte ihm der König den Roten Adlerorden dritter Klasse und den Titel eines

Geheimen Hofrats verliehen. Um diese Zeit war der neue Orden für Verdienst in Wissenschaft und Kunst gestiftet worden, dessen geschlossene Mitgliederzahl nur die hervorragendsten Notabilitäten umfassen sollte. Am 31. Mai, dem (offiziellen) Geburtstage Tieck's, überreichte ihm der König persönlich in einer Versammlung im Neuen Palais die Decoration dieses Ordens. Ein Jahr früher hatte ihm Guizot das Kreuz der (französischen) Ehrenlegion übersandt.

Im September kehrte er zum letzten Male nach Dresden zurück, um Abschied zu nehmen und sein Hauswesen aufzulösen [...] Auf der Reise (von Dresden nach Berlin) wurde er von einem Schlaganfall getroffen. Noch erreichte er Potsdam, aber sein Zustand schien lebensgefährlich. Die Sprache versagte ihm und die rechte Seite war gelähmt. Ein langwieriges Krankenlager folgte. Erst in den nächsten Monaten wurde er hergestellt, doch blieb eine Schwäche in der Hand zurück, die zu Zeiten das Schreiben erschwerte. Vor Ablauf des Jahres 1842 konnte er indeß die Winterwohnung in Berlin beziehen ...“

Kommentar: Ich vermute, daß der (angebliche) Schlaganfall in Wirklichkeit eine Angstpsychose gewesen sein könnte. Das schlechte Gewissen, die Angst zu versagen, die geradezu komplexe Angst vor der Aufdeckung des ganzen Literatur-Schwindels, verbunden mit dem halberzwungenen Umzug nach Berlin, könnte mit Leichtigkeit zu einer Angstpsychose geführt haben. Schon früher, so vermute ich stark, „rettete“ sich Ludwig Tieck in die psychische Krankheit.

Ein Hohn- und Spottgelächter ohne Gleichen wäre in Deutschland, in Europa, ja in der ganzen Welt ausgebrochen, wenn bekannt geworden wäre, daß der mit höchsten Orden dekorierte „Scheinintellektuelle“ Ludwig Tieck die Mehrzahl seine literarische Werke, wenn nicht sogar alle, in Wahrheit von seinem Vater, Wolfgang Goethe, zum Lebensunterhalt „geschenkt“ erhalten hatte. Die Verwicklung des preußischen Königshauses, von der Vermittlung des halbweisen Ludwig Tieck an Berliner Pflegeeltern bis zur Verleihung des höchsten Ordens für Verdienste in Wissenschaft und Kunst, den Ludwig Tieck offensichtlich zu Unrecht erhielt, wäre einem innenpolitischen Desaster gleichgekommen, das Preußen die Vormachtstellung in Deutschland gekostet, ja das sogar eine Revolution in Deutschland ausgelöst haben könnte. Kein Wunder also, wenn für Wilhelm III. der Name Goethe gleichbedeutend war mit dem, was ein rotes Tuch für einen Stier ist. Houben spricht sogar von einem Goethe-Haß des Preußenkönigs.³³⁷

Im Jahre 1847 starb die „langjährige Freundin seines Hauses“ (lt. Köpke), die Gräfin Henriette von Finkenstein.

Am 18. März 1848 wurden unter Ludwig Tiecks Wohnungsfenstern Barrikaden erbaut. Die Revolution von 1848 brach los. Kann eine „intellektuelle Scheinexistenz“ etwas, ja nur das Geringste, für Einigkeit und Recht und Freiheit des deutschen Volkes tun? Den Vorwurf, nichts getan zu haben für die Freiheit, den wir Goethe massiver denn je berechtigt sind zu machen, bei Ludwig Tieck müssen wir mitleidig verstummen.

Was Köpke über Tiecks grandiose Privat - Bibliothek mitteilt, ist wiederum mehr als merkwürdig (ab Seite 133 des 2. Teils):

„... Schon in Dresden war er im Besitze einer Bibliothek, die mit Recht berühmt genannt werden konnte, und deren Umfang endlich auf 16.000 Bände stieg ... Im Jahre 1849 ward er ihrer plötzlich überdrüssig ... Ein namhafter Antiquar kaufte die Bibliothek und brachte sie zur Versteigerung ... Kaum war er die erste Bibliothek los geworden, so begann er eine zweite zu sammeln (ca. 4 Jahre vor seinem Tod, klingt sehr unglaublich, Herr Köpke!), die in kurzer Zeit ebenfalls 11.000 Bände betrug ...“

Frage: Was könnte da in Wirklichkeit geschehen sein? Ludwig Tieck war seine Bibliothek los geworden. Nun erhielt er, womöglich von der Zensurbehörde, die Nachlaß - Bibliothek irgend eines deutschen Freigeistes, etwa die von A. W. Schlegel. Was war Tiecks Aufgabe? Er mußte die Bücher aussortieren, die „guten“ ins Körbchen, die „schlechten“ ins - Feuer.

Köpke berichtet auch, daß es Tiecks „letzter literarischer Plan“ gewesen sei, „eine Auswahl seiner Briefe“ zu geben. Hierbei könnte der Plan gemeint sei, was Köpke aber nicht wußte, die Briefe seines Vaters Goethe, die Ludwig wie einen kleinen Schatz aufbewahrte, als angebliche Briefe des früh verstorbenen Jugendfreundes auszugeben. Dies ist eine literarische Fälschung Tiecks, für die wir ihm unseren allerherzlichsten Dank aussprechen können. Im übrigen, an dieser Stelle sei es gesagt, dürfen wir über den Goethesohn nicht nur „eher mild als streng“ urteilen, sondern wir dürfen ihn wohl gar nicht ver - urteilen. Schließlich zählt er zu den Opfern des größten Literaturbetrugs in Deutschland, ja möglicherweise sogar in der ganzen Welt.

Am 28. April 1753 starb Ludwig Tieck. Am 25. April traf erst seine Pflgetochter aus Schlesien ein,

³³⁷ Siehe H. H. Houben, >Der polizeiwidrige Goethe<, Berlin 1932.

obwohl er schon seit Januar kränkelte. Kein Beweis von Herzlichkeit, aber sie war ja nicht blutsverwandt mit ihm. Merkwürdig ist, daß Köpke uns den Namen der inzwischen verheirateten Pfliegerin nicht nennt. Man wollte den späteren privaten Tieckforschern die Arbeit möglichst mühsam machen. Seinen achtzigsten Geburtstag hatte Ludwig Tieck selbstverständlich noch erlebt und (im engsten Kreise von Eingeweihten) noch ein bißchen feiern können, denn er war im März [in Darmstadt] geboren und nicht im Mai [in Berlin].

Theodor Mundt

Dr. Theodor Mundt schrieb über Varnhagen von Ense, seine „Lebensaufgabe“ wäre, „Wächter der Goethe'schen Classicität“ zu sein.

Kommentar: Wozu braucht ein verstorbener Dichter einen Wächter? Varnhagen von Ense war, wie Alexander von Humboldt, von dem preußischen Königshaus als „Skandalwächter“ beauftragt.

Heinrich Heine

Heinrich Heine nannte Varnhagen von Ense den „Statthalter Goethes auf Erden“.

Über Ludwig Tieck sagte Heinrich Heine: „Er war der wirkliche Sohn von Phöbus Apollo, und wie sein ewig jugendlicher Vater (alias Wolfgang Goethe) führte er nicht bloß die Leier, sondern auch den Bogen mit dem Köcher voll klingender Pfeile.“

Clemens Brentano

Clemens Brentano sagte über Ludwig Tieck: Er sei „der größte Schauspieler, der je die Bühne *nicht* betreten hat“.

Kommentar: Das soll wohl bedeuten, Ludwig Tieck „schauspielerte“ nur, er tat nur so, als wäre er ein großer Dichter, der sogenannte „König der Romantik“. In Wirklichkeit hatte sein Vater, Wolfgang Goethe, die meisten seiner (angeblichen) Werke gedichtet.

Müllner

Quelle: >Aus dem Lager der Goethe-Gegner<, Seite 134:

„Müllner erzählte mir (Ludwig Börne), daß Goethe jetzt darum so viel unnützes Zeug schreibe, weil sein Sohn, der viel Geld brauche, ihn aus Eigennutz dazu antreibe, das ist mir ein schöner Sohn, dem Geld mehr ist als der Ruhm seines Vaters ...“

Kommentar: Um welchen „Sohn Goethes“ kann es sich gehandelt haben? August Walter von Goethe offensichtlich nicht. Mit dem „unnützen Zeug“, das unter dem Namen Tiecks veröffentlicht wurde, um diesem zu Einkünften zu verhelfen, konnte Goethe seinen literarischen Ruhm wirklich nicht vermehren.

Wolfgang Menzel

Quelle: >Streckverse< von Wolfgang Menzel, Seite 112:

„Mißlungene Schriften großer Autoren, wie die spätern Göthischen, sind uns unheimlicher, als ganz schlechte schlechter (Autoren); wie die Nacht weniger grauenhaft ist als das fahle Licht bei einer Sonnenfinsternis.“

Seite 113:

„Der Riesenvater Göthe zeugte im Alter Zwerge, wie Osiris nach Horus, der Sommersonne, den lahmen Harpokrates, die Wintersonne.“

Kommentar: Mit den „mißlungenen Schriften“, den „Zwergen“ Goethes, meinte damit Wolfgang Menzel die meisten der sogenannten „Dresdner Novellen“, die unter dem Namen des Goethesohns Ludwig Tieck veröffentlicht wurden?

Kapitel XVI.2: >Psyche< - Vom Verfasser der natürlichen Tochter

Im Jahre 1818 erschien in Braunschweig bei G. C. E. Meyer ein Buch mit Titel >Das Hochgericht oder der

Delinquent nebst andern Erzählungen<. Als Autor wird genannt: >Vom Verf. der natürlichen Tochter<.

Wie konnte es wohl zum Druck dieses Buches kommen? August Klingemann, der ebenfalls Werke bei G. C. E. Meyer veröffentlichte, befand sich wahrscheinlich in Geldnöten. Er bat seinen Vater, den Weimarischen Geheimrat von Goethe, um finanzielle Unterstützung. Goethe sandte ihm daraufhin die drei Erzählungen >Das Hochgericht oder der Delinquent<, >Psyche< und >Ein Nachmittag und Abend in Paris<, damit der Herr Sohn daraus „Kapital schlagen“ solle. Um den Absatz der drei mittelmäßigen Werke etwas zu erhöhen, also um möglichst viel „Kapital“ herauszuschlagen, würzte Klingemann sie mit der mysteriösen Verfasserangabe (Hehlname) „Vom Verfasser der natürlichen Tochter“. Und der heißt - Goethe.

P s y c h e
frei
bearbeitet nach einer Mythe
des Alterthums
vom Verfasser der natürlichen Tochter -
[alias Johann Wolfgang Goethe]

Unter Asiens sanftem Himmel ward die schöne Psyche geboren. - Ihre Königlichen Eltern beherrschten mit wohlthätigen Zepter eine Provinz dieses Welttheils, dem die Natur den Beinamen des Lieblichen gab.

Psyche besaß noch zwei Schwestern von großer Schönheit; doch standen sie ihr im Begriffe der holden Weiblichkeit im Allgemeinen nach. Man konnte sie die schönsten Sterblichen, Psyche aber ein überirdisches idealisches Wesen nennen.

Wollten wir die bilderreichen Bezeichnungen oder Namen der Psyche und ihrer Schwestern in unsere Sprache übertragen, so würde Psyche die Liebe, ihre Schwestern aber Einbildung und Gefühl heißen.

Sehr richtig bemerkt der Biograph der Psyche als Erklärung einer Mythe³³⁸, daß die Namen ihrer Schwestern unter dem Begriffe von Eitelkeit und Neid, der schönen Dichtung unwürdig hießen.

Psyche flößte ihren Zeitgenossen eine noch stärkere Empfindung der Verehrung und Anbetung als der Liebe ein.

Tausend Fremde kamen, sie anzustauen; überall brannten für sie Opfer und Altäre. Ihr Kommen glich einer Götter-Erscheinung! - Man konnte sich an ihrem Anblicke nicht satt sehen! Blumen waren ihre Zeitvertreibe und gefälligsten Geschenke. Sehr leicht können wir hier auf die Vermuthung gerathen: daß die Alten unter dieser lieblichen Dichtung die Seele personificirten, während sich noch oft abstreiten läßt, daß Psyche wirklich existirte!³³⁹

Socrates sagt uns deutlich: die Seele sei ein Gott, und Schönheit ihr Abglanz, der vom höchsten Gute entspränge, und nur vom Geiste, nicht mit sterblichen Augen, gesehen werden könne. ec.

Daß jedoch im Abstände Psychens, selbst von der Liebesgöttin, und in dem, was der Geist der Weisheit und der Liebe sich als Schönheit denkt ec. jene Dichtung aufzusuchen ist, nach welcher Venus selbst über Psyche eifersüchtig ward, und ihrem Sohne Cupido befahl, sie zustrafen, ist äußerst wahrscheinlich.

Wir bleiben bei der Geschichte der holden Psyche stehen, ohne uns in weitere philosophische Abstractionen zu verlieren.

Sigilla in mento impressa Amoris digitulo, nennt sie Varro. - Sie besaß das Kinn, das Anacreon seinem Mädchen leiht, den schwimmenden Blick, den man an der Venus des Apelles bewundert, und das zarte Grübchen, daß man unter dem Namen Grübchen der Liebe, kennt. - Ihr Körper war zart, sanft, weich und schlank; ihr Auge blau, das Haar blond ec.

Venus selbst ergrimte nach der Dichtung über diese irrdische Gottheit, und schwur: daß diese schöne Sterbliche ihre Reitze bereuen sollte! Sie berief ihren Sohn Cupido den losen geflügelten Knaben, dessen muthwillige Spiele die Sitten vergiften und die Tugend entwurzelt.

Er trägt Pfeile und Köcher, alles zu verwunden und jede Ruhe zu rauben, und in seiner zarten Hand die Fackel, alles in Glut zu setzen, heilige Bündnisse durch leichtsinnige Flammen zu trennen, und lächelnd mit den Leiden der Menschheit zu spielen.

Venus führte ihren Sohn Cupido nach Asien in die Königsstadt wo Psychens Eltern wohnten; sie zeigte ihm die schöne Sterbliche und sprach: „Mein Sohn, bei der himmlischen Flamme die Deine Fackel entzündet, räche mich an ihr! flöße ihr für einen der verworfensten Sterblichen schändliche Leidenschaft ein.

³³⁸ Siehe am Ende des Textes: Schluß - Anmerkung.

³³⁹ Wiederum eine Invektive Goethes gegen den Unsterblichkeits - Wahn: Seele = Psyche = unsterbliche Seele (Psyche) gibt es nicht!

Es verdient erinnert zu werden, daß bis jetzt zwar Alles Psychen huldigte und anbetete, aber kein Sterblicher sie zu lieben wagte. - Kein König und kein Privatmann warb um ihre Hand, während ihre minder reizende Schwestern an benachbarte Fürsten vermählt, bereits das Glück der Liebe genossen. Angebetet, aber ungeliebt, sollte sie ihre Tage verschwinden sehen; - dies schien der harte Schluß des ewigen Schicksals.

Psyche fühlte das nur allzutief, - ihr Herz heischte Liebe, es sehnte sich nach einem andern Herzen, um die innere Glut auszuströmen. - So ward ihr ihre Schönheit verhaßt, und die Glorie der Anbetung lästig. Schwermuth nagte an ihres Lebens Blüthe, trostlos irrte sie oft umher und forderte vom Ewigen den Tod!³⁴⁰

Cupido oder Amor sah die holde Psyche, und stand in sich verloren. - Dem Liebreitze hatte er bisher gehuldigt, jetzt huldigte er der Schönheit. Ein zarteres Gefühl als Scherz und Wollust beschlich ihn: er zerbrach seine Pfeile und löschte die Fackel aus. - Der Gott der Wollust verschwand, der Liebe blieb nur das Sehnen nach Vereinigung mit der Seele! Dies Gefühl zeichnet ein französischer Dichter zu schön, um es hier vermissen zu lassen:

Quand l'amour ne séduit que les yeux
Ce n'est jamais qu'une foible étincelle
Et pour le fuir il offre avec son aile,
De son bandeau le charme officieux.
Mais - quels dangers, avec une ame tendre
De s'exposer près d'un être enchanteur -
Qui réunit sans vouloir y prétendre -
Graces, talens, et tous les dons du coeur ?
O liberté vous n'etes qu'une erreur!
Il faut alors, en proie à sa faiblesse,
Dans l'univers, ne voir que son amour,
S'en occuper, jouir de son ivresse,
Fut - on privé de l'espoir du retour:
Chérir ses maux, subir dans la tristesse
Mille tourmens pour le bonheur d'un jour;
Pour un coup - d'oeil, un mot de sa maitresse -
Frémir, pleurer, s'enflamer tour a tour -
Oublier tout, renoncer à soi - meme
En la quittant songer à revenir;
Ne lui parler que pour dire: „Je t'aime!“ -
Et n'exister que pour le bien sentir!

Liebenden Eltern entgeht keine Gemüthsbewegung ihrer Kinder. - Die Eltern der schönen Psyche gewährten ihren stillen Gram, und in sich verschlossenen Kummer. Sie beschlossen das Orakel zu Milet deshalb zu befragen, und brachten ihm reiche Opfer und Gelübde; das Alles konnte die Unerbittlichkeit nicht bewegen; das Orakel gab folgende hyrogliphische Antwort.

„Geleitet das holde jungfräuliche Mädchen
auf der Berge höchsten Gipfel im bräutlichen Schmuck!
Hoffet nicht für sie einen sterblichen Gemahl zu finden -
Sie ist verurtheilt:
Der Wuth eines wilden Ungeheuers zur Beute zu werden -
Das der große Jupiter selbst scheuet und fürchtet.“

Dieser Ausspruch war ein Donnerschlag für die unglücklichen Eltern der Psyche, - Thränen, Seufzer und Klagen füllten den Palast und die Königsstadt. -

Indeß mußte man dem Ausspruche des Orakels gehorchen.

Der Leichenzug begann - die holde Psyche ward, verhüllt im bräutlichem Schmucke, zum Opfer - zum Tode geführt.

Sie allein war standhaft; sie weinte nicht, sie tröstete selbst noch die Klagenden; sie unterwarf sich mit

³⁴⁰ Fußnote im Text: Wer geräth hier nicht auf die Muthmaßung, daß die Eingeweihten, jenes Verlangen nach Vereinigung mit der Gottheit, mit dem Namen Liebe bezeichneten? Geist ist ihr Ideal, aber sein Wirkungskreis ist Liebe.

Ergebung dem Willen der Götter - sie feierte lebend ihr Leichenbegängniß! - „heilig“, sagte sie, „sind die Gebote der Götter, unerforschlich ihre Schlüsse.“ - So riß sie sich gewaltsam aus den Armen ihrer trostlosen Eltern, die, mit dem Moment der Trennung, den letzten frohen Augenblick ihres Daseins begonnen.

Sie erreichte den höchsten Gipfel des Gebürges - auf einmal entschwand die Welt und ihre Begleiter ihren Blicken, sie fühlte sich allein in der ganzen Natur!

Doch weinte und klagte sie nicht - ihr Schmerz war zu groß für Thränen, sie blickte hinunter in den bodenlosen, grauenvollen Abgrund - da entquoll dem holden Auge eine Thräne!

Aber diese Thräne glich dem Thau der Morgenröthe, und der Seufzer der die Thräne preßte, zerfloß in Nachtviolen - Hauch. - Schon ist sie im Begriffe, sich in die Tiefe zu stürzen - schon hebt sich der Fuß, und der schöne Körper senkt sich. -

Unten stöhnt's hohl: „Hinab mit ihr, hinab!“ - Siehe, da hebt sie mit sanftem Hauche, nicht spielend, aber ehrerbietig, ein schmeichelnder Zephir, und schwellt die seidenen Gewände empor! sanft glitt Psyche auf den elastischen Aether hinab ins Tal. -

Ein Rosengebüsch nahm sie auf, Zephir küßte liebetrunken die blasse Wange und verschwand. -

Schöner versinnlichte die Phantasie nicht das Thal von Eden, als jenes, in den jetzt Psyche schlummerte. -

Die ganze Natur, alle ihre Sänger, und das Heer von Nachtigallen begrüßte sie mit einem Feierliede. - Welche Worte malen dieses himmlische Plätzchen.

Au loin dans ce vallon brille un peu ple de fleurs -
Qui se mirent dans l'eau, peinte de leurs couleurs -
Mille ruisseaux couraient, fuyoient dans la verdure,
S'évitoient, se joignoient, meloient leurs onde pure -

Se séparoient encore, et par de longs détours
Tantot sous des berceaux vont égarer leurs cours
Tantot en jaillissant, roulent dans un bocage
Et promeneant leurs flots sous ce mobile ombrage -
Ils repetent les cieux, les arbres, les fruits d'or. -

Suspendus aux rameaux, courbés sous leurs trésors,
Enfin ralentissant leurs course vagabonde
Sur un lit d'éméraude, ils reposent leur onde
Toujours dans ces beaux lieux l'automne et le printemps
Se tenoient par la main, unissoient leurs présens!

So viel Wonne und Genuß nach so viel eben empfundenen Schmerz, konnte die schwache Sterbliche nicht ertragen; - Ruhe forderte der von Anstrengung ermüdete Geist.

Blüthen taumelten auf sie herab, Wohlgerüche hauchten sie an, und von allen Zweigen athmete der Gott der Liebe! Die Rosen wichen von selbst, den sanft sich senkenden Gliedern, und nickten über ihr schönes Antlitz, um sie zu beschatten: ihre Augen schlossen sich! -

Nun schwiegen die Weste, die gefiederten Sänger verstummten, sanfter murmelte die Silberquelle, die ganze Natur feierte die Ruhe des holden Mädchens.³⁴¹ -

Psyche erwachte und befand sich in einem Zauber - Pallaste, ähnlich jenem, von dem der erste unter Deutschlands Dichtern singt:

Das wie aus Abendroth gewebt,
Sich schimmernd in die Luft erhebt -
Ein Labyrinth von Sälen, Kabinetten,
Tapeten, Spiegel, Tische, Betten ec.

Doch wunderbarer noch war die Stille, die auf der ganzen Gegend lag, denn unbewohnt fand Psyche den Feen - Pallast, nirgend eines Hüters Spur, oder den Laut eines menschlichen Wesens. Der Schauer der Einsamkeit ergriff sie, - sie wankte umher, und eine unsichtbare Stimme rief ihr zu: „Warum zagst Du, Holde? Warum trauerst Du? - Alle diese Schätze sind Dein! - ruhe! - ein erfrischendes Bad erwartet Dich, die Unsichtbaren sind bestimmt Deinen Befehlen zu gehorchen.“

³⁴¹ Vergleiche damit die >Elegien an Urania< und >Pettrarchische Oden<: die Weste (= die Westwinde), gefiederte Sänger, Silberquelle, holdes Mädchen.

Psyche ahndete jetzt die geheime Gegenwart eines Gottes - sie warf sich auf das Ruhebett und badete dann ihren schönen Körper.

Jetzt empfing sie:

Ein Saal dem in der Geisterwelt
An Schimmer gleich, wo selbst die Götter speisten -
Die Tafel war bestellt,
Und eine Simphonie, die Stern' aus ihren Kreisen,
Herab zu ziehn geschickt, und wechselsweis gestellt,
Zum lieblichen Gesang! -

Unsichtbare bedienten sie. - Es flog der seelige Abend hin, und die Nacht erschien; - Psyche legte sich zur Ruhe! Plötzlich erlischt die Wohlgeruch duftende Lampe. -

Ein leises Rauschen ihres Bettvorhanges weckte sie, - die Gedanken von Gefahr die ihrer Unschuld drohen, schrecken sie auf, bebend hüllt sie ihr glühendes Gesicht in den seidenen Teppich.

Ihr unsichtbarer Gemahl nahete sich - Hier läßt die keusche Einbildung den Vorhang fallen. -

Wer könnte sich auch erdreisten den Kampf holder Schaam und jungfräulichen Sittsamkeit mit der glühenden Sehnsucht, die Vermählung der Liebe ec. zu schildern.

Eine so himmlische Allegorie würde durch Verkörperung entheiligt. -

[Eine typisch Goethesche Elegie:]

Er nahte sich! - schon saugen
An Psychens Rosenmund sich seine Lippen ein -
Schon löset er die himmelblauen Bänder
In denen auf und ab der schönste Busen schweift,
Schon hat er unvermerkt die seidenen Gewänder
Von Arm und Schultern abgestreift,
Umsonst daß wider ihm zu kämpfen Psyche waget,
Die kleine Hand bekriegt den süßen Feind nur schwach -
Umsonst daß sie entbrennt, und über Unrecht klaget -
Zur Bitte wird ihr Zorn, und ihr Verbot zum Ach! -

Ehe noch Aurora erschien, verschwand auch ihr Gemahl. - Er schien sich es versagen zu müssen, der Liebe höchsten Genuß im schüchternen schwimmenden Auge der von Schaam glühenden Braut, ihr Glück und das seinige zu lesen! -

Am frühen Morgen erschienen die Sylphen um Psychen zu bedienen. Jeden Abend kehrte ihr Gatte zurück, und verschwand mit der Morgenröthe. So reichte ein Tag dem andern freundlich die Hand, Psyche war glücklich und ruhig; in einfacher gleichförmiger Ruhe flossen ihre Tage, und im Wonnetaumel der Liebe ihre Nächte dahin. -

Doch bald beschlich sie das Gefühl der Sättigung, Unruhe und Sehnsucht nagte an der Blüthe ihrer harmlosen Freude.

Ihre Eltern durchweinten indeß ihre Tage und Nächte, umsonst kamen ihre ältern Töchter sie zu trösten.

Amor - denn er selbst war Psychens Gemahl, redete bei der nächsten süßen Umarmung die Liebliche also an: „Reizende, theure Gattin, eine furchtbare Gefahr droht uns, Deine Schwestern werden Dich auffsuchen und an die Spitze des Felsen kommen, auf welche Du, nach dem Spruche des Orakels geführt wurdest. Wenn Du ihr Klagegeschrei hörst, so wende den Blick ab und antworte nicht; thust Du es, so ist unser Beider Unglück entschieden.“ -

Psyche versprach zu gehorchen, aber kaum verschwand der Gatte, kaum grüßte sie die Morgenröthe, so überließ sie sich aller Pein ihrer Sehnsucht.

Ich bin verlohren, rief sie, lebendig begraben, selbst das kleine unschuldige Vergnügen, meine um mich bekümmerten Schwestern zu sehen, ist mir versagt.

Sie versäumte heute ihr Bad und verbarg sich in dem einsamsten Winkel des Pallastes; vergebens winkte ihr die Freude und der Scherze Chor - sie weinte den ganzen Tag.

In heißen Thränen fand sie des Abends ihr Gatte. - Ich bin unglücklich, rief er, Du fühlst Dich in meinen Armen nicht seelig, und benetzest die Rosen der Liebe mit Thränen. Und doch bete ich Dich an, doch liebe ich Dich unaussprechlich! - Wohlan - befriedige Deine verderblichen Wünsche, siehe Deine Schwestern! -

Holder Gatte! rief Psyche, nur trösten will ich sie - Ihre Küsse, ihre Liebkosungen erweichten den Gott,

er zählte auf die Stärke der Gefühle die er ihr eingeflößt hatte, er erlaubte ihr, ihren Schwestern so viel Geld und Kostbarkeiten zu geben, als sie fordern könnten, aber er bat sie flehentlich, ihrem Verlangen zu widerstehen, sofern sie von ihr fordern möchten: sein Anschauen zu verlangen.

Diese Neugierde, sagte er, würde mich auf ewig von Dir trennen, und Dich in den Abgrund stürzen.

Sie versprach's, sie versiegelte den Schwur mit ihren Küssen. - Zephir erhielt Befehl: Psychens Schwestern in ihre Arme gleiten zu lassen.

Welche Wonne! - welche Scene des Wiedersehens und der Umarmungen. -

Psyche führte ihre Schwestern in ihrem Zauberpallaste umher, köstliche Bäder und eine herrliche Mahlzeit wurden für sie bereitet.

Die Neugierde dieser Schwestern stieg von Moment zu Moment, und mit ihr auch der Neid. -

Sie bestürmten Psyche mit Fragen: „Wer ist der Besitzer dieses Pallastes? Sahst Du ihn, wie ist seine Gestalt und sein Character beschaffen?“ -

Psyche dachte an ihren Schwur, und bewahrte das Geheimniß ihrer seeligen Nächte.

Sie log zum ersten Male, um den lästigen Fragen zu entgehen. Mein Gemahl, sagte sie, ist jung und liebenswürdig, aber selten zu Hause, stets auf der Jagd, oder auf seinen Landgütern. - So überhäufte sie ihre Schwestern mit Geschenken und befahl dem gefälligen Zephir sie zurück zu bringen. -

Nicht ohne Neid über Psychens Glück kehrten die Schwestern zurück, und betrübten selbst ihre Eltern mit der Bestätigung von Psychens Tode. -

Ihr Gatte empfing sie in der nächsten Nacht inniger als je. - „Geliebte!“ rief er, „Deine undankbaren Schwestern wollen den zärtlichsten Empfang durch den schwärzesten Verrath erwidern; - sie werden wiederkommen, werden in Dich dringen, daß Du mich zu sehen verlangst; folgst Du, so verlierst Du mich auf ewig! daher antworte nicht, was sie auch immer vor Fragen wegen Deines Gemahls an Dich stellen.“

„Psyche! - heiligere Familienbande erwarten Dich! Ein Kind, ein theures Pfand unsrer Liebe, liegt unter Deinem Busen, sein Schicksal ist in Deiner Hand, es wird unsterblich sein, wenn Du unser Geheimniß bewahrst, - es ist sterblich und mit Dir verloren, wenn Du es verletzest!“ -

Einem Gotte das Dasein zu geben! - welche entzückende Idee für Psyche - Mutter eines Gottes! welche Glorie für sie! -

„Nein“ rief sie, „nie soll ein Gedanke von Verrath und Schwäche in meine Seele kommen!“ -

Schon waren ihre Schwestern auf der Reise begriffen. Amor warnte noch einmal seine Geliebte: „Vielleicht“, rief er, indem er sie glühender als je umarmte, „ist dies die letzte unsrer seeligen Nächte! Deine Schwestern nahen sich, habe Mitleid mit mir und Dir; mit dem unschuldigen Wesen, dem Du noch mehr als das Dasein rauben würdest, - fliehe diese Nattern, sie sind Deine feindliche Dämonen, nicht Schwestern!“

Psyche erwiderte unter Thränen: „Warum zweifelst Du an meiner Folgsamkeit? warum fürchtest Du eine unbesonnene Neugierde? - Erwarte ich nicht Dein sichtbares Ebenbild, Dein zweites Selbst? - In ihm Dich anzuschauen, wird der ununterbrochene und höchste Genuß meines Daseins sein.“

Amor küßte ihre Thränen auf, und willigte in Alles. -

Aber die Neugierde ist ein ursprünglicher unzertrennbarer Trieb der Seele, - Ach die holde Psyche war ja eine Sterbliche! -

War es unnatürlich, daß Psyche, den Gatten, in dessen Armen sie die höchsten Freuden des Lebens genoß, der sie zur Mutter machte, nun auch zu sehen und anzuschauen wünschte? -

„Ist er wirklich liebenswürdig“ sagte sie zu sich selbst, „warum verbürgt er sich der geliebten liebenden Gattin?“ -

Ihre Schwestern erschienen - heuchlerisch schmeichelnd riefen sie, „In welchem hoffnungsvollen Zustand treffen wir Dich! - Dein schlanker Wuchs ist verschwunden, welchem Gotte wirst Du das Leben geben?“

Psyche trägt einen Gott unter ihren Busen, welche Glorie für unser Haus! -

So berührten die Verräterinnen die zartesten Saiten des innigen Gefühls der guten unerfahrenen, harmlosen Psyche, und entlockten ihr Traulichkeit. - Beim köstlichen Mahle drangen sie wieder in sie mit Fragen über ihren Gemahl.

Psyche vergaß ihr erstes Märchen, und erzählte jetzt: ihr Gatte wäre ein reicher Kaufmann von mittlern Alter ec.

Die Schwestern affectirten Thränen - „Geliebte Psyche“, sagten sie, „länger können wir Dich nicht im Irrthume lassen, und Dir die Hand der Rettung verweigern.“ - „Wisse denn: eine ungeheure Schlange die in diesen nahen Sümpfen wohnt, und alles verschlingt was ihr begegnet, ist Dein Gemahl, den Du jede Nacht in Deinem Bette aufnimmst. - Erwähne Dich des Ausspruchs des Orakels, das Dich verurtheilt: die Gattin eines wilden Ungeheuers zu werden! Der Ausspruch ist erfüllt - die Landleute der Gegend sahen dies Ungeheuer oft des Abends von seinem Raube heimziehen, in deinen Pallast schleichen, und mit des Tages Anbruch sich wieder in die Sümpfe stürzen. - Entweder Du gebierst ein gräßliches Wesen, oder Du

wirst mit ihm von dem Ungeheuer verschlungen, denn die Zeit der Sättigung ist gekommen! Rette dein Leben, kehre mit uns zurück, in unsern Armen schützen dich die Götter.

Entsetzen ergriff Psychen, sie vergaß die Warnungen ihres Gatten, der Spruch des Orakels machte ihn in ihren Augen zum Lügner; sie gestand ihren Schwestern, daß sie ihren Gemahl nie gesehen habe. - Sie glaubte, daß er ein Ungeheuer sei. - Rettet, rief sie, die unglückliche Psyche wenn ihr könnt.

Der Plan ward entworfen! Psyche erhielt von den Schwestern einen Dolch und eine Lampe.

Sie beschworen sie, den Dolch unter ihr Kissen zu verstecken, und die Lampe zu verbergen; wenn das Ungeheuer ins Bett schliche, sollte sie die Lampe hervorziehen, es beleuchten, und mit dem Dolche tödten. Sie, die Schwestern, würden in der Nähe bleiben, um ihr beizustehen.

Jetzt baten sie Psychen, sie von dem Zephir zurück bringen zu lassen! Wir kommen zur bestimmten Stunde wieder, riefen sie.

Auch diese Einsamkeit, dieser Zwischenraum war Plan, Psyche sollte ganz unglücklich sein. - Sie rissen sich aus ihrer Umarmung.

Da stand nun die verlass'ne Unglückliche, und in ihr tobten tausend Gefühle, Ahnungen und Schrecknisse.

Vernichtet war ihre Glückseligkeit, zertreten die Blumen ihres Daseins, und eine grauenvolle Zukunft stierte sie an.

So nahte die Nacht. - Der Gatte erschien; sie fühlte, daß er Platz an ihrer Seite nahm. - Sie bemerkte, daß er sanft schlief. - Jetzt entwand sich die unruhige schlaflose Psyche leise seinen sie umschlingenden Armen, ergriff die Lampe mit der einen, und den Dolch mit der andern Hand, nahte sich dem Lager und - Allmächtige Götter! wie wird ihr. - Statt des Ungeheuers erblickt sie den holdesten reizendsten Jüngling, den Gott der Liebe selbst, sanft hingegossen und schlummernd auf dem weichen Lager. - Der Dolch entsinkt ihr. - Bei diesem furchtbar lieblichen Anblick mußte die Natur unterliegen; Wonne und Entsetzen bestürmten sie - der letzte besonnene Blick schwelgte noch an seinen Reizen. Welche Gestalt! Das blonde Haar des Gottes wallte in gold'nen Ringen über seine alabasternen Schultern. - Die sanften Rosen des Schlafs blühten auf den Wangen, unaussprechliche Glorie war über sein Gesicht ausgegossen und verdeutlichte den Unsterblichen. An seinen Schultern hingen die zarten Fittiche herab, am Fuße des Bettes lagen die furchtbaren Waffen des Mächtigsten der Götter, sein Bogen und der Köcher voll spitziger tödtlicher Pfeile. Lange noch blieb Psyche verlohren im Anschauen dieser Reize. -

Endlich fällt ihr Blick auf das tödtliche Geschoß - sie zieht einen Pfeil aus dem Köcher, probt die subtile Spitze desselben, und - verwundet sich. - Gleich einem electrischen Schläge durchzittert sie Amors Zaubermacht. -

Wie eine verzehrende Flamme rollt die Glut der Liebe durch alle Adern bis zum Herzen, und erfüllt es mit heftiger Leidenschaft für den Gott der Liebe. -

Mit begehrliehen, wonnetrunkenen Blicken verschlingt sie jetzt die Reize des Gottes, ihre Blicke schwelgen - die Lampe zittert in ihrer Hand - ein Tropfen Oel fällt auf den alabasternen Körper des schönen nackenden Schläfers. - Er erwacht!

Die beschämte zitternde Psyche stürzt zu seinen Füßen und fleht um Mitleid und Liebe! Der Gott erräth und übersieht Alles mit einem Blicke - sein holdes Auge zürnt. Er entfaltet seine himmlischen Fittige und erhebt sich in den Aether!

Vergebens strengt Psyche ihre letzte Kraft an, um ihn zurück zu halten. - Er flieht. - Er verschwindet ihrem Auge, und sie sinkt bewußtlos in Ohnmacht.

C'est ici le fatal moment,
Ou cette amante malheureuse
Perdit son cher amant:
Pour avoir été curieuse! -
Cette fable nous apprend
Qu'amour est pret à disparaître,
Et qu'il s'echappe au meme instant
Que nous voulons trop le connoître.

Noch im Fliehen gab Amor der schönen Verrätherin einen Beweis seiner Liebe. - Er weilte auf einer Cypresse (dem Sinnbilde der Trauer) und redete die Trostlose folgendermaßen an:

„Allzuleichtgläubige! Du siehst nun, wen du verriethst! Ich betete dich an, als Gattin, und du verabscheutest mich als Ungeheuer! Warum gabst du meinen zärtlichen Bitten kein Gehör? Du hast *mein* Glück vernichtet und das *Deine*! An den Urheberinnen dieses Verraths werde ich mich grausam rächen, *Deine* Strafe sei meine Flucht!“

Psyche blieb in sprachloser Verzweiflung - mit Amors Flucht begannen ihre Leiden! Sie waren unaussprechlich, doch leistete ihr Amor noch immer geheimen Schutz, besonders in den Momenten, die zu ihrem unvermeidlichen Untergange geeignet schienen. Der Trostlosen schien oft jener Mut und der Adel zu fehlen, welcher dem Unglücke die Stirn bietet. -

Das Bewußtsein ihrer Schuld, die jetzt unnennbare Leidenschaft für ihren Gemahl, und der Gedanke seines ewigen Verlustes ec. machte ihr blos den Tod noch wünschenswerth. Sie stimmte noch eine rührende Klage an, nahm gleichsam von allen Freuden Abschied, und stürzte sich in den nahen Fluß.

Aber die Najade, Amors Ergebene, trug die Gattin ihres Gebieters sanft an das jenseitige blumenreiche Ufer. - Hier saß Pan, und spielte der göttlichen Coma auf seiner Hirtenflöte ihr Lieblingsstückchen vor; neben ihm weidete auf der bunten Aue eine Heerde Ziegen. -

Pan redete die schöne Psyche an: ich bin zwar nur ein Landmann, ein Hirt, aber Alter hat mir Erfahrung gegeben, diese ist die Mutter der Weisheit; deine blassen Wangen verrathen unglückliche Liebe - - . Suche nicht durch einen gewaltsamen Tod dein Dasein zu enden, sondern nimm deine Zuflucht zu den Göttern, flehe Amor den Mächtigen an, er wird deine Thränen und Bitten nicht widerstehen können! -

Psyche erkannte den Gott; sie dankte ihm schweigend und gerührt, und entfernte sich.

Von rastloser Sehnsucht getrieben, beschloß sie, den Geliebten aufzusuchen. Ihre Empfindung war wehmütiges Sehnen; sie klagte dem Echo ihren Schmerz und ihre Liebe. -

Während sie so umher irrte, suchte Venus die Göttin Juno und Ceres auf, und mahnte sie um ihren Beistand, um die schöne umherirrende Psyche zu finden. -

Die Göttinnen suchten Cytheren zu besänftigen. Flößest du, sagten sie, nicht selbst dem Himmel und der Erde Liebe ein, und in deiner Familie willst du sie tadeln und bestrafen?

Venus verließ die Göttinnen erzürnt.

Die umherirrende Psyche gewahrte plötzlich auf einer Anhöhe einen Tempel - sie tritt hinein, und findet aufgehäufte Garben und Acker-Geräthe darin.

Es war ein Tempel der Ceres, die jetzt Psyche erschien und ihr zurief: Unglückliche, denke auf deine Sicherheit, Venus verfolgt dich, um sich an dir zu rächen. -

Flehend bat Psyche, die Göttin möchte ihr erlauben, sich unter diesen Garben zu verbergen, aber Ceres schlug es ihr ab, und rieth ihr neuerdings zur eiligsten Flucht.

Psyche entfloh in ein dichtes Gehölz. Hier erblickte sie abermals einen Tempel, und fand, daß er der Juno geheiligt war. Sie umfaßte den Altar und von ihren bleichen Lippen strömte das Gebet: Gattin und Schwester des Vaters der Götter, laß dich vom Uebermaße meiner Leiden rühren! Die Schwangern haben den nächsten Anspruch auf deinen Schutz und Beistand - gewähre mir ihn, ende meine namenlosen Leiden ... ec.

Juno erschien ihr in ihrer Glorie. - Schönes Mädchen, sagte sie, ich wünschte, Venus ließe sich versöhnen, aber so lange sie dir nicht verzeiht, kann ich einer flüchtigen Scлавin keinen Beistand gewähren. -

Also bin ich ihre Scлавin? rief Psyche, wenn die Mächte des Himmels mich bedauern und doch nicht zu schützen wagen, wo ist Rettung für mich? Vergebens ist jede Hoffnung - wohlan denn, ich eile, mich der Zürnenden selbst zu übergeben.

Venus hatte sich indeß in den Olymp begeben, um den Vater der Götter zu bitten, ihr den Götter - Boten Mercur zu einem Geschäfte zu überlassen. Jupiter gewährte ihre Bitte, und Venus entstieg mit Mercur dem Olymp. Du weißt es, mein Bruder, sagte sie, daß ich ohne dich nichts unternehme, ich suche eine flüchtige Scлавin; mache sie und meine Belohnung feierlich bekannt, bezeichne die Entflohene genau. - Sie gab ihm hier Psychens Beschreibung. -

Mercur durchflog den Erdkreis und erließ in allen Zonen den folgenden Steckbrief:

>Wer eine Prinzessin, genannt Psyche, eine entflohene Scлавin der Liebes - Göttin, entdeckt oder anhält, melde es dem Mercur im Tempel der Venus! Die Göttin verspricht 66 Küsse zum Lohne.<

Psyche wartete den Erfolg dieses himmlischen Steckbriefes nicht ab; sie folgte ihrem Entschlusse, sich selbst der erzürnten Göttin zu übergeben, und trat in ihren Tempel ein. -

Schon am Eingange erblickte sie Cytherens vertrauteste Scлавin, die Gewohnheit. - Sie ergriff die gute Psyche und schleppte sie bei ihren schönen seidenweichen Haaren vor den Thron der Göttin.

Venus empfing sie mit höhnischem Lächeln. Endlich - rief sie ihr zu, bequemst du dich doch, der Schwiegermutter deine Ehrfurcht zu bezeugen! Oder kommst du vielleicht, deinen kranken Gatten zu besuchen? Sei ruhig, ich werde dich als eine zärtliche Schwiegermutter empfangen. - Man rufe meine getreuen Gefährten. -

Die Unruhe und der Gram erschienen, und geisselten die arme Psyche mit fühlloser Grausamkeit.

So ward sie wieder vor die Göttin gebracht, die ihr mit dauerndem Hohne sagte: Deine Lage rührt mich. - Deine Schwangerschaft läßt mich hoffen, bald Großmutter zu werden. - Doch schmeichle dir nie, Elende! daß ich dein Kind je für meinen Enkel erkenne - es wird nur ein verächtlicher Bastard sein! -

Bis dahin dürfte es dir an Beschäftigung gebrechen! - Sie winkte ihren Getreuen. Sie lies einen Haufen

Korn, Hafer, Linsen und Gerste bringen, und sagte: Du bist jeden andern Dienste als der einer Magd unwerth, ich will deinen Fleiß prüfen, lese diese Körner einzeln aus, auf den Abend muß die Arbeit vollendet sein. -

Die Göttin entfernte sich. -

Psyche überließ sich den Ergiessungen ihres Schmerzes, überzeugt von der Unmöglichkeit des Unternehmens, wagte sie nicht einmal den Versuch.

Ein Kind der Erde, eine kleine Ameise ward von dieser Grausamkeit gerührt - sie versammelte ihre Gespielen und rief: erbarmt euch der schönen Gattin des schönsten der Götter, rettet sie vom Untergange! Augenblicklich versammelte sich die ganze weise Republik, sie vertheilten die Arbeit, vollendeten sie, und entfernten sich.

Venus kehrte am Abend zurück - sah die Arbeit vollendet, erstaunte und rief: Elende, nicht du hast diese Arbeit vollendet, sondern Er, der dir zu seinem und deinem Unglücke die schändliche Leidenschaft einflößte! Sie wirft ihr ein Stück schwarzes Brod zu, und geht.

Am andern Morgen ließ sie die Dulderin rufen - Siehst du, sagte sie, jenes Thal von einem Flusse begränzt, und den Abgrund, in welchen sich der Fluß schäumend stürzt? Dort weidet eine Heerde Schaafe; ihre Wolle hat den Glanz des Goldes, hole mir eine Flocke.

Psyche flog davon, aber nicht um den Befehl zu vollführen, sondern sich in den Fluß zu stürzen.

So, wie sie sich dem Ufer näherte, tönte es melodisch aus dem Rohrgesträuche: Verzweifelnde Psyche! hüte dich diesen reinen Strom durch ein Verbrechen zu beflecken; hüte dich auch, dich jenen Schaafen zu nahen die glühende Sonne flößt ihnen eine unnatürliche Wildheit ein, sie verwunden jeden, der sich ihnen naht. -

Aber, wenn die Mittagshitze sie zur Ruhe ruft, schwimmen sie durch diesen Fluß, und kühlen ihr wildes Feuer; setze dich unter den Schatten dieses Platanus, du wirst die goldene Wolle am Fuße dieses Baumes finden.

Psyche befolgte den Rath, und brachte der Göttin statt einer Flocke eine ganze Handvoll der wundervollen Wolle.

Ich weiß wohl, sagte die Göttin, daß du auch diese Unternehmung nicht selbst ausführtest. Nun dann, es gilt der Probe deines Muths und deiner Klugheit. - Siehst du jenes hohe Gebürge? Von dem steilsten Gipfel stürzt sich ein dunkles Gewässer in das Thal, und befeuchtet die stygischen Moräste. - Hole mir eine Schaale von dem Wasser an der Quelle geschöpft.

Psyche erhält eine Vase von Cristall und eilt fort, dem Befehle zu genügen.

Sie ersteigt den Gipfel - doch Welch ein Anblick! Ein schroffer Felsen ergoß aus seinem unersteigbarem Krater das schwarze giftige Gewässer; - unten im Abgrunde lagen zwei fürchterliche Drachen als Wache.

Eine Donnerstimme brüllte Psychen zu: flich, oder stirb!

Die Dulderin sinkt zusammen. -

Plötzlich ließ sich ein königlicher Adler mit ausgebreiteten Fittichen vor ihr nieder, und spricht: Verwegene, wie kannst du hoffen, diese furchtbare Quelle zu erreichen? Wisse, bei den Stygischen Gewässern zittert selbst Jupiter, und alle Götter schwören ehrfurchtsvoll bei der Majestät des Höllenflusses! gieb mir deine Schaale. -

Er nimmt sie auf seine Schwingen, dringt zwischen den gähnenden Rachen der Ungeheuer durch. - Die Nymphe der furchtbaren Quelle ertheilt dem heiligen Vogel die gefüllte Schaale, denn er giebt sich bei ihr für einen Boten der Liebesgöttin aus. -

Psyche kehrte mit der Schaale zu ihrer unversöhnlichen Feindin zurück. - Wüthend ruft die Göttin: ich sehe wohl, du bist eine gefährliche Zauberin; nun dann - nimm diese Büchse, steige hinab in die Regionen der Nacht, wo Pluto thront. Gieb diese Büchse Proserpinen, und sage ihr: Venus bittet euch, ihr etwas von Eurer Schönheit zu senden. - Bis zu meinem Ankleiden muß du zurück sein, ich will mich mit dieser Schminke zur Götter - Versammlung schmücken. -

Psyche fühlte, daß hiermit ihr Untergang beschlossen war. Sie erklimmte einen hohen Thurm, um sich herab zu stürzen. Eine dumpfe Stimme ruft: Unglückliche! nach so vielen Gefahren verlierst du am Ziele den Muth? Dein verbrecherischer Tod stürzt dich auf ewig in den Orcus. - Folge mir, geh nach Lacedemon, suche bei dieser Stadt den Lauf des Tenarus auf, hier wirst du die Höhle finden, die Plutos Reich mit der Oberwelt verbindet, stürze dich mutig in die düstre Kluft hinab, du wirst zu Plutos Palast kommen. Nimm in jede Hand einen Kuchen von Honig und Mehl, und zwei Stückchen Geld in den Mund. Wenn du in das Totenreich trittst, so wirst du einen hageren, mit Holz beladenen Esel finden, den ein eben so dürrer Treiber leitet. - Er wird dich bitten, den herabgesunkenen Strick seines Bündels aufzunehmen. Sieh vorüber und antworte nicht; geh vorwärts ohne hinter dich zu blicken, bis an den Fluß wo Charon dir seinen Lohn abfordern wird, ehe er dich in seinen Kahn aufnimmt; gieb dem grämlichen Alten eins deiner Geldstücke, aber reiche es ihm mit den Zähnen. -

Ein häßlicher, im Strome schwimmender Schatten wird dich flehend bitten, ihm in den Kahn aufzunehmen. Sei und bleibe taub bei seinen Bitten.

Jenseits des Ufers wird eine alte Frau am Weberstuhle sitzen, sie wird dich bitten, ihr zu helfen, aber hüte dich, ihr Gewebe zu berühren.

Verliere deine Honigkuchen nicht; fehlt dir einer, so siehst du die Oberwelt nie wieder.

Der furchtbare dreiköpfige Cerberus, mit dreifachem Geheul und Rachen, liegt vor Plutos leerem Pallast; wirf ihm einen Honigkuchen zu, und du wirst sicher vor ihm vorbei passiren.

Proserpine wird dich höflich empfangen und dir einen Polster anbieten, schlage ihn aus, und setze dich auf die Erde. - Sie wird dich zum herrlichen Mahle einladen, bedanke dich, und fordere ein Stück Brod. Vollziehe deinen Auftrag, und eile, wenn du die Büchse erhalten hast, sogleich zurück.

Bei der Rückkehr wirf dem Höllenhunde den zweiten Kuchen hin, und mit dem zweiten Geldstück bezahle die Rückfracht des Charon.

Vor allen öffne die Büchse nicht, die dir Proserpine zustellen wird, und sei nicht neugierig die göttliche Schönheit zu sehen, die sie enthält. -

Hier endigte der großmüthige Geist des Thurms.

Psychens Muth erwachte, sie beschließt das Abenteuer zu bestehen, versorgt sich mit den befohlenen Nothwendigkeiten, besteht alle die Gefahren, und empfängt von Proserpinen die Büchse. -

Sie kehrt zurück, und sieht das Licht des Tages wieder, das sie auf ihren Knien grüßt, sie fühlt sich groß und erhaben!

Der Dämon der Neugierde ergreift sie jetzt - sie phantasirt, daß sie ihr Gatte vielleicht deshalb verließ, weil sie ihm nicht schön genug sei ec.

Ich habe die Essenz göttlicher Schönheit im Besitz, sagte sie zu sich selbst, und sollte nicht einen kleinen Theil davon anwenden, um mit verklärteren Reizen vor meinen Geliebten erscheinen zu können?

Sie wagte es, und öffnete die Büchse. - Ein tödtlicher Qualm stygischer Dünste entströmte und verfinsterte die Luft. - Die strafbare Psyche sinkt leblos nieder.

Amor, der Beherrscher der ganzen Natur, sieht seine Psyche verloren, in den Armen des ewigen Schlummers! Leise schlüpft er durch das Gitter, das Venus vor seinem Krankenzimmer angebracht hatte, schüttelt seine sanften Fittiche, fliegt, und umschwebt die schöne Verbrecherin. - Hier verscheucht er mit seinen Pfeilen die tödtenden Dünste, und schließt die Büchse zu.

Psyche erwacht, und erblickt den Gott der ihr zuruft: Unglückliche! zum zweitenmale stürzte dich strafbare Neugierde ins Verderben - ermanne dich, vollende den Auftrag meiner Mutter. -

Er entflieht. - Psyche, die entzückte Psyche starrt ihm nach, und eilt nun der Göttin Proserpinens Geschenk zu bringen.

Amor flieht indeß zum Sitz der Unsterblichen, und erlebt den Beistand des Göttervaters. Wohlwollend empfängt ihn Jupiter und berührt sanft seine Wange.

Mein Sohn, sagt der Donnerer - oft hast du mir Ehrfurcht versagt, dich den Gesetzen des Weltregierers entzogen, Unordnung und Verwüstung verbreitet, mich selbst gedemüthiget, zu schändlichen Verwandlungen erniedriget, und doch lieb ich dich, du bist mein Kind, mein lieber Sohn, den ich in meinen Armen erzog. Ich bewillige deine Bitte, doch mußst du dich gegen deine Feinde vertheidigen; bringe mir deine Geliebte, die Schönste der Sterblichen! -

Psyche erscheint auf Amors Wink - Ihre Leiden sind geendet, ihre Prüfungen überstanden. Mercur versammelt auf Jupiters Befehl den olympischen Senat. Zeus hält eine große Sitzung und redet von seinem erhabenen Throne die Götter also an: Ihr kennt alle den kleinen Gott, den ich selbst erzog, den Wüstling, der längst eines Zügels bedurfte. - Er will seine Sitten ändern, und Hymens reine und heilige Bande annehmen. Er hat eine reizende Sterbliche gewählt, und ich genehmige diese Verbindung. Psyche ist der Nahme seiner Gattin; ich will, daß ihr sie dafür erkennt, daß sie die Achtung und Würde dieses Standes genieße! Du Cythere, meine Tochter, darfst dich also weder fürchten noch härmen, deine Familie durch eine niedere Verbindung entehrt zu sehen. - Ich gebe ihr den Rang der Götter! -

Mercur erhielt jetzt Befehl, Psychen in die himmlische Versammlung einzuführen.

Sie erscheint. Ha! - welch eine Scene. Psyche, die schönste der Sterblichen erscheint schüchtern und beschämt in der Versammlung der Götter. Jupiter selbst reicht ihr die Nectarschaale der Unsterblichkeit. -

Amor, rief er, ist nun von dir unzertrennlich!

Die Götterversammlung steht auf, und begrüßt die neue Unsterbliche. - Ein prächtiges Hochzeitsmahl beginnt; Amor, von Psychens zarten Armen sanft umschlungen, sitzt obenan. - Bachus ergießt Nectarströme; die Horen bestreuen den Göttersaal mit Rosen, die Grazien erfüllen ihn mit Wohlgerüchen.

Momus scherzt, die Musen singen im Chor, Apollo entlockt der goldenen Leier einen der entzückendsten Hochzeitsgesänge; selbst die versöhnte Venus tanzte mit den Nymphen und Amoretten, während die schalkhaften Satyrn den Tanz mit ihren Flöten begleiteten, und Pan das Chor der Flötenspieler anführte ec.

Psyche war nun Göttin, unsterblich und Amors rechtmäßige Gemahlin; ein unsterblicher Sohn entwand sich ihren Schoos - man gab ihm den Beinamen, das dauernde Glück, weil nur Tugend und unentwehte Liebe dauerndes Glück hervorbringen kann.

Schluß - Anmerkung:

Der geistreiche Erklärer der Mythe, die zu diesem Fragment Veranlassung gab, findet in der Geschichte der Psyche eine Apologie der Seele, und nennt Psyche selbst >die Seele, die durch Leiden geprüft, geläutert, veredelt, und zum Ziel, zum Zweck ihres Daseins hinauf gerückt wird<.

Psyche, die Seele, mit der Liebe vermählt, konnte nur durch sie Ausdauerungskraft und Verklärung finden, denn was verklärt nicht Liebe?

So erschiene also die ganze Erzählung reich an philosophischen Sinn und die Leiden der Psyche, als das Bild der Seele, wenn sie sich bestrebt, den Pfad des Lasters zu vermeiden, und den der Tugend zu wandeln.

Mehrere Vergleichen dieser Art anzustellen, wird dem Verstande nicht schwer werden. Sollte aber die Einbildungskraft hier und da dem Geschäfte nicht die Hand bieten, dann rathen wir, die in vier Büchern erschienene Erklärung dieser Mythe (Berlin bei Maurer) zu lesen, um sogleich die schöne Fabel in der geistreichen Erklärung zu bewundern.

XVII. Kapitel

>Diana von Montesclaros< - Das letzte große literarische Denkmal für Urania

Kapitel XVII.1: Vorwort des Herausgebers

Ist es tatsächlich möglich, nach einer mehr als 200jährigen Goethe - Philologie, ein Werk zu entdecken, das Johann Wolfgang von Goethe unter einem Pseudonym veröffentlichten ließ? Wie kann ich Ihnen, liebe Leserin oder lieber Leser, in einem kurzen Vorwort verdeutlichen, daß dieser Roman von Goethe als ein weiteres literarisches Denkmal für seine große Jugendliebe, Henriette Alexandrine von Roussillon, Urania genannt, konzipiert war, und im Jahre 1823, zum fünfzigsten Todesjahr Uranias, erschien? Dies in einem kurz gefaßten Vorwort erläutern zu wollen, ist leider völlig unmöglich und ich muß Sie daher auf meine früheren Veröffentlichungen verweisen, in denen ich Goethes Liebesgeschichte mit Urania abgehandelt habe. Ohne diese wahrhaftige Liebestragödie gewußt oder zumindest geahnt zu haben, konnte natürlicherweise kein Germanist oder Goetheforscher auf den Einfall kommen, das Werk >Diana von Montesclaros< Goethe zuschreiben zu wollen. Nur der „eingeweihte“ Leser kann diesen Roman mit dem wehmütvollen inneren Auge lesen, mit dem er von dem greisen Goethe gedichtet wurde.

Wolfgang Goethe begegnete wahrscheinlich Ende des Jahres 1771 dem Hoffräulein Henriette Alexandrine von Roussillon. Er, bereits siebenundzwanzig Jahre alt, melancholisch, überdurchschnittlich gebildet, mit einem Herz voller Menschenliebe und Sehnsucht; Urania, ebenfalls siebendzwanzig, melancholisch, weiblich ungebildet, wie zu damaliger Zeit nicht anders denkbar, ebenfalls voller Sehnsucht und doch bereits jungfernhafte unterkühlt. Sie „erkennen“ sich: Der glühendheiße Dichterstern Goethe und der erstarrte Eisplanet Urania. Er zieht sie mit immer stärkerer Anziehungskraft an. Während das Polareis Uranias an dem Feuerball Goethe schmelzend verdampft, verliert sie sich immer schneller und immer unbedingter an diesen Fixstern. Es kommt zur physischen Katastrophe. Eine klassengesellschaftlich verbotene Berührung und - alles ist nicht mehr so wie es einmal war.

Die Naturgewalten, die aus diesem Ungeheuerlichen hervorbrechen, sind unvorstellbar, unberechenbar, unlenkbar. Sie vernichten alle Pläne, alle Träume. Urania, der heißgeliebte Planet, wird zerstört; doch im Untergehen gebiert sie noch einen neuen, kleineren Stern, der zukünftig um den Fixstern Goethe kreisen wird - Ludwig Tieck.

Die ersten literarischen Denkmäler für die im Kindbett verstorbene Geliebte sind der Gedichtband >Elegien an meine Urania<, die >Gesänge für Christen<, der Briefroman >Die Leiden des jungen Werthers< und das Drama >Clavigo<, 1773 geschrieben doch erst 1774 gedruckt erschienen.

Für das Jahr 1793, zum zwanzigsten Todesjahr Uranias, konnte ich ein weiteres literarisches Denkmal für die verstorbene Geliebte ausfindig machen: Ein Illuminaten-Roman mit Titel >Bruchstücke aus den Begebenheiten eines unbekanntem Beherrschers der verborgenen Obern der höhern Illuminaten und höhern

Propagande<. Es ist sozusagen Goethes dichterische Rechtfertigung, warum er ein „unsichtbarer Oberer“ der Illuminaten geworden war: Wegen seiner Liebestragödie mit Urania.

Der vorliegende Roman >Diana von Montesclaros< erschien 1823, zum fünfzigsten Todestag Uranias. Die hohe Empfindsamkeit, die eher einem weiblichen als einem männlichen Dichter gemäß wäre, ließ den Roman als ein ephemeres Produkt des neunzehnten Jahrhunderts erscheinen. Jedoch dieser kaum noch zu überbietende schwärmerische Enthusiasmus ist eines der stärksten Indizien, die auf Goethe und auf den Kreis der Empfindsamen um Heinrich Merck hinweisen.

Bedenken wir außerdem, daß dieser Roman ein Alterswerk Goethes ist, das geistige Kind eines über Fünfundsiebzigjährigen, sicherlich das letzte Romanwerk Goethes überhaupt. Hier kommt es überhaupt nicht mehr auf Konzeption, Ausführung und äußere Form an, sondern einzig und allein auf seinen Gehalt, was er uns halb versteckt und sozusagen zwischen den Zeilen aussagen will: Diana und Adalbert gehören einander an vom ersten Augenblick ihres Kennenlernens, wie Urania und Goethe. Sie treffen sich, sie verlieben sich, sie werden getrennt. Wie durch ein Wunder finden sie sich ein zweites, ein drittes Mal, wieder und immer wieder trennt sie ein böses Geschick, der Fluch der Sklaven- und Narrenerde. Sie wissen, daß sie einander angehören, aber wegen der Schranken des Zweiklassensystems kann es keine Erfüllung für ihre Liebe geben. Adalbert rettet Diana das Leben, hilft Dianens Bruder die geliebte Frau zu gewinnen, rettet dem Vater Dianens das Leben, rettet Diana ein zweites Mal das Leben - nichts kann den Herzog von Santa Fé auch nur im Traum dazu bewegen, sein Einverständnis zu geben, daß seine adelige Tochter einen bürgerlichen Offizier heiraten kann. Es sind bereits zu viele Roman - Wunder geschehen, welches Wunder könnte jetzt noch die Erfüllung, den Höhepunkt dieses enthusiastischen Romans bringen? - Das Wunder liegt in Goethe selber begründet: Der bürgerliche Liebhaber ist in Wirklichkeit von adeliger Abkunft - wie Goethe.

Das Pseudonym „Bonaventura“ wurde von Goethe mindestens dreimal verwendet. Zum ersten Mal im Schlegel - Tieckschen Musenalmanach auf das Jahr 1802, ein zweites Mal bei dem satirischen Werk >Nachtwachen<, das ich zweifelsfrei als ein Werk Goethes nachgewiesen habe, und zum dritten Mal bei dem vorliegenden Roman, allerdings diesmal noch mit dem weiblichen Vornamen „Maria“ versehen. Jedoch eine Schriftstellerin namens Maria Bonaventura gab es nicht. Unzweifelhaft ist dieser Roman von einem Mann, von Goethe verfaßt.

Deutlich ist zu erkennen, daß das Romangeschehen ein verklärtes Spiegelbild der Goetheschen Liebesgeschichte mit Urania darstellt, wobei nur die Figur des Adalbert ins Übermenschliche hochstilisiert wurde. Die Hauptpersonen des Romans sind der Realität entnommen. Der absolute Beweis, daß der vorliegende Roman wiederum ein literarisches Denkmal für Urania und nicht zuletzt auch für die „Gemeinschaft der Heiligen“ darstellt:

Realität		Roman
Wolfgang Goethe	=	Hauptmann Adalbert
Diener (Philipp Seidel)	=	Diener (Bernhard)
Urania, Goethes Geliebte, die Tochter eines Barons	=	Donna Diana, die Tochter d H von Santa Fé
Bruder Uranias ist Offizier	=	Bruder Dianas ist Offizier
Uranias Mutter lebt im Kloster	=	Mutter Dianas lebt im Kloster
Uranias Vater ist gestorben, an seine Stelle trat in der Realität eine strenge Tante, die Freiin von Pretlack	=	Dianas Vater ist ein strenger Adeliger, der sich der Heirat seiner Tochter mit dem Bürger Adalbert widersetzt;
Goethe ist in Wirklichkeit der natürliche Sohn Kaiser Karls VII.	=	Adalbert, der bürgerliche Offizier, in Wirklichkeit von Adel
Heinrich Merck	=	Guido von Hohenlinden
Lila, alias Louise von Ziegler (Mercks Geliebte)	=	Isabella von Aramona (Guidos Angebetete)
Franz Michael Leuchsenring, der >unsichtbare< Illuminatenagent	=	Dobrowa, Geheimagent

Die sogenannte „Geisterseherei“ (siehe II. Band, Seite 141 bis 145 und Seite 227 bis 233 im vorliegenden Roman) war zu Beginn des 19. Jahrhunderts eine weitverbreitete literarische, ja gesellschaftliche „Modeerscheinung“. Der Bad Homburger Landgrafenhof und selbst der Preußenkönig Friedrich Wilhelm II. sind dafür bekannt. Ich glaube, Goethe wollte damit das Geheimnis seiner wirklichen Abkunft in den Roman hineinweben. Der Satz auf Seite 90: „... das Geheimnis, welches er sorgfältig in der eignen Brust verschloß,

schon zu der Kunde des Fürsten gekommen ...“, deutet ebenfalls auf Goethes Lebensgeheimnis hin, das nach seiner Liebesaffaire mit Bettina Brentano in den höchsten Adelskreisen zu Berlin, Wien, München und anderswo bekannt wurde. Die Aristokratie war jedoch aus politischen Gründen an strengster Geheimhaltung der nicht eben wenigen Goetheschen „Lebensgeheimnisse“ interessiert, so daß dieses Wissen einer unnachsichtigen Zensur und dadurch langsam aber sicher der Vergessenheit anheimfiel. Jedoch nach den versteckten schriftlichen Zeugnissen von Bettina Brentano, in ihrem Buch >Goethes Briefwechsel mit einem Kinde<, und nach den verschlüsselten Enthüllungen von Joseph Görres, in seinem zehnteiligen Artikel im >Morgenblatt für gebildete Stände<, kann kein Zweifel mehr bestehen, daß Johann Wolfgang von Goethe der natürliche Sohn Kaiser Karls VII. war. Lesen Sie dazu mein Buch >Bettina Brentanos wirkliches Verhältnis zu Goethe - Ist Goethe der (natürliche) Sohn Kaiser Karls VII.?<.

Die Fülle der Analogismen zu Werken und Briefen Goethes und die große Anzahl bisher entdeckter literarischer Denkmäler für Urania, das kann kein Zufall sein. Der vorliegende Roman ist mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit ein Alterswerk Goethes.

Ein wirklich eindeutiges und durchschlagendes Beispiel für ein mehrmals von Goethe verwendetes Gleichnis, ist das von den wilden Pferden, die des Schicksals Wagen vorantreiben. Goethe verglich sein Schicksal, seinen Schicksalswagen, mit einer Quadriga, einem von vier Pferden gezogenen antiken Rennwagen.

1. Stelle: In einem Brief an Herder schrieb der junge Goethe (WA IV.2, Brief Nr. 88, Zeit: ca Mitte Juli 1772): „... *Wenn du kühn im Wagen stehst, und vier neue [gemeint ist: frische] Pferde wild unordentlich sich an deinen Zügeln bäumen, du ihre Kraft lenkst, den austretenden herbei, den aufbäumenden hinabpeitschest, und jagst und lenkst, und wendest, peitschest, hältst, und wieder ausjagst, bis alle sechzehn Füße in einem Takt ans Ziel tragen - das ist Meisterschaft, Virtuosität ...*“

2. Stelle: Am Ende des IV. Buches von >Dichtung und Wahrheit< schrieb Goethe: „... *Kind, Kind! nicht weiter! Wie von unsichtbaren Geistern gepeitscht, gehen die Sonnenpferde der Zeit mit unseres Schicksals leichtem Wagen durch, und uns bleibt nichts als, mutig gefaßt, die Zügel festzuhalten, und bald rechts, bald links, vom Steine hier, vom Sturze da, die Räder wegzulenken. Wohin es geht, wer weiß es? ...*“

3. Stelle: In einem Brief an den Sohn Ludwig Tieck schrieb Goethe (siehe mein Buch >Goethes und Uranias Sohn - Ludwig Tieck<, Seite 37): „... *die große Schranke fiel donnernd ein, vor mir eine große wüste Ebene, die Zügel entfielen meiner Hand, die Rosse rissen den Wagen unaufhaltsam mit sich ...* „

4. Stelle: Im Roman >William Lovell<, dessen wirklicher Verfasser nicht Ludwig Tieck, sondern dessen Vater Wolfgang Goethe ist, lesen wir: „... *Schon seh ich die wilden Pferde die Zügel zerreißen, rasselnd springen sie mit dem Wagen den schroffen Felsenweg hinunter, an den Klippen zerschmettert liegt das Fuhrwerk ...*“

5. Stelle: Im vorliegenden Roman, im I. Band, Seite 208, fand ich folgende Variante von den „wilden Pferden“, die so leicht mit unseres „Schicksals leichtem Wagen durchgehen“, der absolute Beweis für Goethes Verfasserschaft: „... *Bin ich denn noch derselbe, der mit jugendlichem Mute den Wagen des eigenen Schicksals zu lenken gedachte; der ich wähnte, die Zügel der wilden Rosse in den starken Händen zu halten, bald hier bald dort ablenkend; der ich in reger Lust des Lebens die Bahnen rascher noch hinabzufliegen strebte ...*“

Und noch etwas Wichtiges gilt es hier zu erwähnen: Goethes Geburtstag ist nicht der 28. August 1749, sondern er erblickte bereits am 28. Januar 1745 das Licht dieser Welt. Goethe und Henriette Alexandrine von Roussillon waren demnach fast gleichaltrig; Uranias Geburtstag ist der 19. Januar 1745. *Im Januar 1995 jähren sich zum 250sten Mal ihre Geburtstage.*

Dieser Roman ist ein weiterer Beweis dafür, daß Urania, alias Henriette Alexandrine von Roussillon, nach ihrem Kindbettod zu einer >Musengöttin< für Goethe geworden war:

„*So wird es bleiben*“, rief er aus, „*dies Gefühl, die Quelle aller übrigen, kann nicht /14/ untergehen, denn ewig ist die Liebe.*“ *Folgende Worte, die er mit bewegter Stimme vor sich hin sagte, gingen in seiner Seele auf:*

*Und dieses Sehnen, tausendfach verzweigt
Sich all' zurück zu Einem Urquell neiget, -
Es ist des ewig Schönen göttlich Bild,
Wonach das Herz sich hingezogen fühlt; -
Nun ich in Ihr [Urania, alias Diana] dies Bild erkennt,
Ist ewig nur zu Ihr mein Herz gewandt!*

>Diana von Montesclaros<, II. Band, Seite 13 - 15

Die Gedichteinlage im Roman ist ebenfalls eine Goethesche Creation.

Zwölftes Kapitel

Unter den abwechselndsten Vergnügungen des Stadt- und Landlebens, durch stetes Beisammensein der Freunde erhöht, waren nun schon zwei Monate verflossen, und der Tag der Hochzeitsfeier rückte heran. Alle Vornehme der nahen und fernerer Gegenden strömten herbei, und als endlich der lang ersehnte Tag anbrach, da wimmelten die an den Palast der Marquise grenzenden Straßen von zahllosen Dienern in prachtvollen Livreen, da drängten sich Carossen auf mannigfache Art verziert. Die bunten, überall hervorblickenden Wappenschilder deuteten auf die vornehmen Besitzer, die /214/ hinzugefügten Sinnsprüche zeigten deren zur Schau getragenen Stolz. - Guido und Isabelle, Alvarez und Eleonore, Giuliano und Catalina lagen still gerührt einander in den Armen, und als der Priester feierlich den Bund segnete, da gelobten sie sich im Herzen ewige Treue. - Die heißen Wünsche der Nahestehenden erflehten Segen von dem Allmächtigen. Wie zwei Verklärte standen Diana und Adalbert da, kein Schatten von Gram umwölkte die heiteren Stirnen, sie waren ausgesöhnt mit dem Schicksal, da es die Wünsche derer krönte, die ihrer Liebe am nächsten standen.

Ein Fest drängte das andere, und als endlich alles nach Ruhe und Erholung sich sehnte, da eilten die Paare, von ihren nächsten Verwandten und Freunden begleitet, nach Miralcampo, dem Gute Eleonorens, um in seinen schattigen Hainen, von allem Zwang entfernt, ihr Glück desto ungestörter zu genießen.

In der engsten Vertraulichkeit flossen für Dianen und Adalbert glückliche Tage hin. Durch /215/ die geschwisterliche Unbefangenheit leuchtete nur bisweilen der Blitz der im verborgenen Busen glühenden Liebe. Niemand störte sie, selten nur fiel auf sie ein sorglicher Blick des Vaters, der indessen eben so schnell verschwand als er gekommen war. Dachten auf oft im beklommenen Herzen Alvarez und Guido und ihre Gattinnen: >Wie soll das werden?<, so beruhigte sie doch wieder das heitere, sich immer gleich bleibende Betragen des Vaters, und sie nährten die geheime Hoffnung, daß, wenn die Stunde der Entscheidung schlage, doch vielleicht die Unmöglichkeit zwei so fest verbundene Herzen zu trennen, den alten Montesclaros besiegen werde.

In der Kühle des Abends lustwandelte die Gesellschaft. Heitere Spiele und Scherze vereinigten sie bald, bald gingen sie wieder paarweise getrennt, in mannigfache Gespräche vertieft. Froh und zufrieden erschien auch Adalbert, aber in der zerrissenen Brust zuckten allmählich Schmerzen. Von einer schönen Aus/216/sicht des ausgedehnten Parkes eilte man zur noch schönern; die Älteren der Gesellschaft waren längst zurückgeblieben. - „Und nun hier!“ rief die unermüdete Eleonore, weiter gehend, die Übrigen folgten, nur Diana und Adalbert blieben zurück. Weit hin eilten die andern, nur bisweilen noch schallten einzelne Stimmen durch die Gebüsch. Stiller ward es umher und die Schatten des Abends fielen verlängert vor der niedersinkenden Sonne. Sanft rauschten die Zweige der Anhöhe, auf der sie sich befanden. Darunter schlängelte sich stillfließend der silberne Strom des Guadalaviar durch das Tal, gegenüber stiegen allmählich die grünenden Hügel hinan. - Einzelne Arbeiter eilten aus dem Feld nach Hause zurück, vom Turm des Klosters ertönte von Miralcampo her der Abendmette Geläut. - Da erfaßten aufs neue die heißen Schmerzen unglücklicher Liebe Adalberts Herz. - Scheiden, scheiden! erklang es allein in der verödeten Brust. - O, nun gehe, gehe, rief /217/ eine Stimme ihm zu, reiße dich los von diesen Qualen, die du nicht länger ertragen kannst. Wirf dich zurück in den betäubenden Strom des Lebens - bald wird ja alles vorüber sein. Aber ehe du gehst, zeige dein Inneres der Heißgeliebten, enthülle ihr die Wunden deines Herzens, an denen es verbluten muß! Ach, noch einmal lege dein Haupt an ihre zitternde Brust, trink noch einmal Seligkeit von ihren süßen Lippen, dann hülle dich ein in des verbleichenden Lebens düstre Nacht! - Schweigend blickte er zu Dianen hin, die sinnend dastand, denn ihr bebendes Herz ahnte die Gefühle, die Adalbert jetzt bewegten. - Endlich sagte er leise: „Ich muß gehen, Diana, gehen und von allem scheiden was ich liebe, von allem! Ach, verhüllt wollte ich von hinnen gehen, Ihr solltet sie nicht sehen die Leiden, die mich zerreißen, aber ich erliege unter der Macht dieses Augenblickes. Ja, blicke hinein, Du Geliebte, in dieses Herz. - Sieh, wie darin Dein Bild in unaus/218/löschlichem Glanze steht, wie ein Stern in tiefer Nacht, und vernimm den Schwur, daß, wie ich jetzt allmächtig Dich liebe, ich ewig, ewig Dich lieben will!“

Adalbert war vor ihr niedergesunken in unaussprechlicher Bewegung. Heftig drückte er ihre Knie gegen die pochende Brust, gegen die heißen Augen.

„Adalbert! - Adalbert!“ rief Diana. - „O Gott! Soll ich denn vergehen in Tränen?“

„Sende Trost meinem Herzen, Diana, in dieser schmerzlichen Stunde! Laß aus Deinem Munde mich hören, daß Du mich liebst, und immer mich lieben willst!“

„Steh auf, Adalbert“, sagte Diana, im überströmenden Gefühle sich gegen ihn niederbeugend. „Steh auf und komm in meine Arme, an den Ort, der Dir nur allein gehört. Ich liebe Dich und möge Dein Herz es

fühlen, wie sehr ich Dich liebe!“

Weinend sanken die Liebenden einander in die Arme. Lange ruhte Adalberts Mund auf /219/ Dianens blühenden Lippen. - Die besänftigten Herzen, sanft hinweggehoben über die Dornen der rauhen Erde, schlugen in ruhigeren Pulsen.

„Und scheiden willst Du, mein Geliebter!“ seufzte Diana, ihr Haupt an Adalberts Brust lehnd, „scheiden willst Du, und Deine Diana einsam zurücklassen?“

„Ja, Diana, laß mich gehen, das Schicksal gebietet. - Das Andenken dieser Stunde im Herzen, werden wir nie ganz unglücklich sein! Uns trennen die Nebel der Erde - nie wird Dein Vater unsre Verbindung gestatten. Darum muß ich scheiden, wenn im ewig erneuerten Kampfe unser Herz nicht unterliegen soll. Die Tugend fordert ein Opfer, das höchste, das ich ihr bringen kann. - Laß mich es bringen, damit ich mit Deiner Liebe auch Deine Achtung bewahre. - Wir trennen uns auf lange Zeit, doch nicht auf immer. - Sei glücklich im Kreise der Deinen, und mich er/220/halte der Gedanke aufrecht, von Dir geliebt und Deiner wert zu sein!“

Heftiger zog er sie an sich, sein zitternder Mund küßte die Tränen weg, die aufs neue aus Dianens Augen hervorbrachen.

„Ja“, sagte sie dann, mit leuchtenden Blicken sich emporrichtend, „ich fühle es wohl, es muß sein! - Ach, ich wußte es ja längst, daß es so kommen mußte! - Du wirst gehen, Geliebter, und Deiner Diana ewige Liebe wird mit Dir sein. Nie wird ein anderes Bild dies Heiligtum entweihen, in welchem Du wohnst. - Es kommt ja eine Stunde, die uns auf ewig vereinen wird! - Aber gehe nicht so schnell, mein Geliebter, laß mich erst lernen, den Gedanken zu fassen, von Dir getrennt zu sein, daß nicht das ganze Gewicht der schrecklichen Stunde auf mich Unvorbereitete zerschmetternd herabsinke! Willst Du, mein Adalbert?“

„Ja, ich will, ich will alles, was Du wünschst.“

/221/ „Dann komm“, sagte sie und drückte den letzten Kuß auf seine Lippen, „dann komm und laß uns zu den Übrigen gehen, die uns suchen werden. - Laß uns heiter sein, Adalbert, laß uns dem Gesckicke ruhige Stirnen zeigen, und gleich klugen Haushältern mit den letzten Stunden geizen, die uns beschieden sind.“

Als sie endlich die übrige Gesellschaft wiederfanden, hatten sich ihre Blicke aufgeheitert, aber ein stiller, verklärter Schein, der auf ihnen ruhte, ließ mehr als ein mitfühlendes Herz in der Stille ahnen, welche große Minuten an beiden Liebenden vorübergegangen.

Als an demselben Abend alle vereint unter den großen Kastanienbäumen saßen, welche den grünen Rasenplatz beschatteten, der am Eingang des Gartens lag, da kündigte ihnen Adalbert an, daß er in wenigen Tagen sie verlassen müsse. „Ich muß fort“, sagte er, „nach der Heimat zieht es mich hin, den lange entbehrten Vater wieder zu begrüßen. - Laßt mich ziehen, denn einmal muß es ja sein. /222/ In Freundschaft und Liebe wohne ich jetzt in Eurer aller Herzen, schnell hinweggerissen aus Eurem Kreis, mitten in der Blüte, da bewahrt Ihr mir stets ein mildes Angedenken, statt daß, wenn ich länger bliebe, Ihr bald vergessen würdet, den überdrüssig, nun entbehrlich Gewordenen. - O, blickt nicht so trübe vor Euch nieder, trauert doch nicht so bange um den Euch Verlassenden, denkt, daß ich im Herzen ewig bei Euch bin, daß eine Stunde des Wiedersehens kommt. - O, bittet mich nicht, dringt nicht in mich, denkt, daß ich *muß*, daß das Schicksal selbst es ist, das mit eisernem Gebote mich hinweg führt.“

Wie von einem plötzlichen Schlage getroffen, blickten alle vor sich nieder, als Adalbert zu reden anfing. Keiner wagte zu dem andern das Auge zu erheben, aus Furcht, bei dem Anblick des fremden Schmerzes den eignen nur noch bitterer zu empfinden. Sie fühlten selbst das Gesetz der Notwendigkeit, dem Adalbert wich, und diese Notwendigkeit vermehrte nur /223/ ihren Kummer. Und nicht ihren Verlust allein empfanden sie, da war in dem ganzen Kreise kein Herz, das losgerissen nicht an dieser Wunde blutete, und was mußte Diana, was mußte Adalbert nicht empfinden, auf deren Brust alle die Schmerzen vereint eindringen, die die andern nur einzeln erlitten!

Als er aber geendet, mit männlicher Kraft der Wehmut gebietend, die dunkel gegen ihn daher zog, da erhoben sich alle und bestürmten ihn mit Bitten, seine Abreise noch weit hinaus zu verschieben. Nur der Herzog, der durch einen Blick seinen Entschluß zu billigen schien, und Diana blieben zurück. Aber mit sanften Worten lehnte Adalbert ihr wohlgemeintes Drängen von sich ab: „Erschüttert nicht, ihr Gütigen, die Standhaftigkeit, der ich, ach! so sehr benötigt bin!“

„Nun denn, edler, edler Adalbert, wenn es denn sein muß, daß Ihr uns verlaßt, so verkürzt uns wenigstens nicht die letzten Augenblicke, auf die wir ein billiges Recht haben. Leider fühle ich wohl, daß es eine Tugend ist, von uns zu gehen, aber gebt uns Zeit, daß der plötzliche Verlust uns nicht zu sehr überrasche. - Verweilt noch acht Tage bei uns, und gestattet mir, auf unserm Schlosse Alforines Euch das Abschiedsfest zu bereiten. Noch immer seid Ihr nicht dort gewesen, stets haben unerwartete Hindernisse unser Dortsein verhindert, und Ihr dürft Valencia nicht verlassen, ohne die schönste Aussicht genossen zu haben, die es vielleicht besitzt.“

„Recht gern“, sagte Adalbert, „unsere Wünsche begegnen sich, denn einige Tage gedachte auch ich noch in Eurem Kreise zu verweilen.“

„Nun gut denn“, sagte Eleonore und küßte ihn freundlich, „habt das zum Dank, daß Ihr uns wenigstens doch noch einige Hoffnung laßt. - Aber nun wollen wir auch die ganze Zeit über, in der wir unsern Freund noch besitzen, seiner Abreise mit keinem Worte erwähnen, um uns die Freude nicht zu sehr zu /225/ verbittern. Denken werden wir freilich genugsam daran, aber es geschehe schweigend.“

Mancherlei Gespräche wurden begonnen, jedoch der düstre Geist, der nun einmal über die Gesellschaft sich verbreitet hatte, wollte heute sich nicht wieder verschrecken lassen. Es war schon spät geworden, aber man saß immer noch unter den hohen Bäumen. Lichter waren in die windstille Abendluft gesetzt, die die dunkeln herunterhängenden Blätter im vielfach gebrochenen Scheine erhellten, und niemand dachte daran, daß es Zeit sei, sich zu trennen, vor der Einsamkeit sich fürchtend, die so manchen bitteren Kummer zurückführen werde.

„Also nach Alforines willst Du uns führen?“ fragte der Herzog.

„Ja, mein Vater“, antwortete Alvarez. „Ihr wißt, das Schloß ist Jahre lang unbewohnt gewesen. Manches war verfallen und einer Wiederherstellung bedürftig. Die Arbeiten verzögerten sich, immer war noch etwas Neues zu tun. Jetzt nun endlich ist alles fertig, und ich hoffe, daß meine Einrichtungen Beifall haben werden.“

„Gut, mein Sohn“, sagte die Herzogin. „Du hast einen recht lebendigen Wunsch von mir erfüllt. Ich freue mich recht herzlich nach dem schönen Orte wieder hin zu kommen. - Aber es wird kühl, ich werde mich ins Zimmer begeben müssen. - Sie ging fort, von dem Herzog begleitet.“

„Ich glaube, Diana“, sagte die Marquise, „Du hast noch nie von dem seltsamen Gast geredet, der sich zu Alforines eingefunden hat. Dir ist ja mehrere davon gemeldet und Du sprachst schon neulich darüber. Erzähle uns doch, wie es damit eigentlich ist.“

„Ach“, sagte Diana, „das ist ja eine veraltete Fabel, und es wissen sie auch schon alle.“

Adalbert, Guido und noch mehrere andere versicherten, davon noch nichts gehört zu haben, und baten, ihre rege gewordene Neugier zu befriedigen.

Fast mit einem heimlichen Grauen begann /227/ Diana zu erzählen, daß schon seit etwa 4 Wochen sich auf dem Schlosse von Alforines in verschiedenen Nächten eine weiße Gestalt habe blicken lassen, die plötzlich erscheine und eben so schnell wieder verschwinde. Überall sei nachgesucht worden, aber nirgends habe sich eine Spur entdecken lassen. Unter der dort wohnenden Dienerschaft habe sich eine solche Furcht verbreitet, daß ich der Nacht fast niemand mehr von ihnen allein in den dunkeln Gängen zu gehen sich getraue, wie denn von allerlei märchenhaften Begebenheiten die Sage sich schnell verbreitet habe. Mir lag daran, zu wissen, was an alle dem Gerede sei“, setzte sie hinzu, „weshalb ich meinen alten Antonio hinschickte, aber auch der will die Gestalt gesehen haben, und läßt sich davon, daß er sich geirrt haben müsse, nicht überzeugen.“

„Nun, ich denke, wenn wir hinkommen werden wir schon Gelegenheit haben, nähere Bekanntschaft mit dieser Gestalt zu machen, wenn sie nicht etwa, wie ich beinahe fürchte, /228/ für gut finden wird, vorher in aller Stille das Feld zu räumen“, sagte lachend Alvarez.

„Und weißt ist die Gestalt?“ fragte Isabelle.

„Ja“, antwortete Diana. „Und“, setzte sie mit leisem Schauer hinzu, „eine Krone soll sie auf dem Haupte tragen.“

Adalbert und Guido sahen sich lange betroffen an.

„Höre, mein liebes Kind“, sagte scherzend Eleonore, „man merkt Dir's an, daß Du das Beste uns vorenthältst. - Erzähle nur alles, was Du weißt, wir wollen Dir ja gern alles glauben - je schauerlicher, je besser.“

„Ach, nein“, sagte Diana zögernd, „meine Geschichte ist aus, ich habe zu ihr nichts mehr hinzuzufügen. - Und dennoch verschweige ich Euch etwas, das mit dieser unglaublichen Erzählung sich so sonderbar berührt, daß sie mich aufmerksam machte, was sonst vielleicht nicht geschehen wäre. Ich habe diesen Umstand immer nicht erzählen wollen, aber heute, da mich dies Gespräch nun einmal angeregt, /229/ will ich es tun. Wäre es auch nur, um die Nachforschungen einigermaßen zu entschuldigen, die ich nach der Gespenstergeschichte von Alforines angestellt habe, und worüber Du, liebe Eleonore, schon öfters mich geneckt hast. - Als wir in Bordeaux uns aufhielten, ganz kurz vorher, ehe Ihr beide dort zu uns kamt, Guido und Adalbert, ängstete mich in der Nacht ein furchtbarer Traum, dessen Beklemmung ich noch jetzt fühle, wenn ich nur daran denke. Wegen eines Vergehens war ich angeklagt, und, wie denn der Traum das Ungereimteste mit dem Bekannten zu verbinden pflegt, viele von Euch saßen umher, mein Vater, finster zürnend, als mein Richter, mitten zwischen Euch. Wir waren in dem Saale von Alforines, mein Vater selbst sprach mein Todesurteil, gebunden, ohnmächtig lag ich am Boden, eine furchtbare Gestalt trat heran - da öffnete sich plötzlich die Wand, von einem hellen Lichte umflossen schwebte ein ehrwürdiger Greis auf mich zu, seine /230/ Hände berührten mich, und ich war gerettet! Weißt Du sein Gewand, einen goldnen Reif mit Perlen geziert, trug er auf dem Haupte, und als ich erwachte und getröstet die Blicke erhob, da war es mir,

als ob das milde Licht, das ich im Traume gesehen, allmählich an den Wänden des Zimmers zerfließe.“

Adalbert und Guido waren blaß geworden bei diesen letzten Worten. Alle schwiegen. -

„Ihr schweig!“ so fuhr Diana fort, „und Ihr denkt vielleicht, daß ein solcher Traum nicht wert sei, noch nach mehreren Monaten wieder erzählt zu werden, aber ihr könnt nicht glauben, welchen tiefen Eindruck er mit allen seinen Bildern auf mich gemacht hat, besonders aber, wie unnennbare Ruhe sich meiner bemächtigte, als der herrliche Greis erschien und mich anlächelte.“

„O Vater, Vater!“ sagte Adalbert leise vor sich.

Alvarez aber sprach: „Nein, Kinder, nun ist es genug. Mir /231/ wird ganz bange. Euch andern wird es eben so gehen, wenigstens ist alles still geworden. Meine Schwester hat ihren Traum so schauerlich vorzutragen gewußt, dabei schwärmen die Nachtvögel, bald erscheinend, bald verschwindend, so gespensterhaft um die flackernden Lichter, daß ich mich gar nicht verwundern würde, wenn wir in diesen unerschöpflichen Stoff so sehr uns vertieften, daß wir nach Verlauf einiger Zeit Erscheinungen aus allen Büschen hervortreten sähen. Nein, laßt uns hineingehen, unsere Damen mögen uns jede noch ein Lied singen, und dann zur Ruhe für heute.“ -

„Meine Erzählung hat einen tiefen Eindruck auf Dich gemacht, ich habe es wohl bemerkt“, sagte Diana zu Adalbert, als dieser sie am Arme dem Schlosse zuführte. „Was dachtest Du, Adalbert?“

„Ich war vertieft in die Wunder, die uns umgaben“, antwortete dieser. „Du wirst erstaunen, Diana, aber ich sage Dir, ich kenne den Greis, von dem Du sprachst. In derselben/232/ Nacht, in Bordeaux, ist er auch mir erschienen.“

„Adalbert, was redest Du; es ist unmöglich ...“

„... trug der Greis nicht eine rote Narbe auf der Stirn, nach dem rechten Auge herabgesenkt?“

„O gütiger Himmel!“ rief Diana zusammenschreckend, „ja, so war es, Adalbert.“ Und fest umschlang ihn ihr Arm, als wenn sie Schutz bei ihm suchte.

„Bewundere die seltsame Fügung, Diana: Dieser Greis - ist die Gestalt meines Vaters. Eben so tröstend wie Dir erschien er auch mir in jener schauerlichen Nacht, aber mein Traum hatte noch näheren Bezug auf Dich und meine Liebe zu Dir.“ - Adalbert erzählte. - „Sieh, Diana, wie ein leiser Schimmer durch die Nacht, so dämmerte dieses wunderbare Zusammentreffen mit einem Strahle von Hoffnung durch meine trostlose Zukunft. Wie es geschehen soll, weiß ich nicht, /233/ aber ich kann mich der Regung nicht erwehren, die Deine Erzählung in mir erweckt hat. Ach, Diana, wenn es sein könnte!“ Eine heiße Umarmung erstickte seine Worte, dann traten sie ein.

Bald nachher trennte sich die Gesellschaft. Guido ging mit Adalbert, lange blieben die beiden Freunde noch beieinander. Sie redeten noch vieles von dem Traume und von ihrer Zukunft.

XVIII. Kapitel

Goethe's Briefwechsel mit einem Kinde - Seinem Denkmal³⁴²

Zehnteiliger Artikel im >Morgenblatt für gebildete Stände<
über Bettinas gleichnamiges Buch

von

Joseph Görres

Vorwort

Bettina Brentano, verheiratete von Arnim, ließ erst nach Goethes Tod ihr berühmt - berichtigtes Buch >Goethes Briefwechsel mit einem Kinde< veröffentlichen. Schwerwiegende Gründe rieten zur Vorsicht.

Joseph Görres schrieb, nachdem er Bettinas Buch gelesen hatte, einen Artikel darüber, der im >Morgenblatt für gebildete Stände< in zehn Folgen abgedruckt wurde.

Beim ersten flüchtigen Lesen erscheint uns dieser Aufsatz als der reinste Unsinn, und man würde wohl dem Verfasser gewünscht haben, er hätte seine „Wahnsinnsvorstellungen“, die er darin zu Papier brachte, bei einem Psychiater behandeln lassen können, wie das heutzutage möglich ist. Jedoch in der Biographie von Görres steht nichts von einer Erkrankung an Wahnsinn, außer, daß er ein überzeugter katholischer Christ und ein Demokrat gewesen sein soll. Deswegen mußte er auch nach Frankreich und der Schweiz emigrieren. Görres war also „nur“ ein überzeugter Demokrat, was in den Augen vieler seiner Zeitgenossen einem zumindest partiellen Wahnsinn gleichkam. Aber die Zeiten und die Systeme ändern sich.

Ich bin natürlich der festen Überzeugung, daß Görres keineswegs wahnsinnig war, sondern, wie Hamlet, seine übergroße Intelligenz und Schlaueheit hinter scheinbarem Wahnsinn versteckte. Denn was er in dem besagten Artikel für die Nachwelt hinterließ, ist in Wirklichkeit ein verschlüsselter, ein bewußt chiffrierter

³⁴² Nach Goethes Ableben zu seinem 90.sten Geburtstag geschrieben. Siehe Ende des Artikels.

Text. Es wäre tatsächlich reiner Wahnsinn gewesen, ja der reinste Selbstmord, wenn er dasjenige, was er uns darin versteckt mitteilt, offen dargelegt hätte.

Natürlich wußte die preußische Zensurbehörde des Zweiklassensystems, was Görres mit diesem Artikel aussagen wollte. Es gab jedoch immer wieder kleinere Pannen. Der Artikel ging den preußischen Zensoren (wie z. B. Varnhagen von Ense einer war, Heinrich Heine nannte ihn den „Statthalter Goethes auf Erden“), sozusagen durch die Maschen ihres Zensurnetzes. Die Zensurbehörde hütete sich aber, nachträglich die Dechiffrierung des Artikels vor einem Richter zu liefern, und so ging der Verfasser diesmal noch straffrei aus.

Der große Nachteil dieser Verschlüsselung war jedoch, daß nur einige wenige Intellektuelle, wie etwa Theodor Mundt oder Ludwig Börne, den Text dechiffrieren und seine Bedeutung richtig einschätzen konnten. Aber auch sie mußten schweigen, sonst wären sie nämlich die Dummen gewesen. Und außerdem hätten sie einen Gesinnungsgenossen, Sepp Görres, der preußischen Geheimpolizei ans Messer geliefert.

Die Gemüter der literarisch Interessierten waren außerdem viel zu sehr erhitzt über das Pro und Contra der Frage, ob Bettina Brentano Goethes „echte“ oder „unechte“ (d.h. nur seine eingebildete) Geliebte war, so daß über diesem Streit eine andere, weit wichtigere Frage, ja eine Sensation gänzlich unterging: nämlich die versteckten Andeutungen in Bettinas Buch über Goethes wirkliche Abkunft. Bettina und Joseph Görres wollten uns nämlich in ihren beiden Veröffentlichungen unter anderem mitteilen, daß Wolfgang Goethe nicht ehelich gezeugt, sondern der natürliche (uneheliche) Sohn Kaiser Karls VII. gewesen wäre.

Bettina erfuhr dies aus erster Quelle, nämlich aus dem Munde von Goethes Mutter. Sie dürfte ihr Wissen später an ihren Ehemann Achim von Arnim weitererzählt haben und dieser stand wiederum in freundschaftlichem Verkehr mit Görres. Als letzterer im Jahre 1835 Bettinas Buch las, fiel ihm wohl dasjenige wieder ein, was er von ihrem Ehemann einst unter dem Siegel der Verschwiegenheit erfuhr. Der Artikel von Sepp Görres ist eine schonungslose, wenn auch verschlüsselte Enthüllung über alles, was er über Goethe als Mensch und Dichter, und was er über Bettinas wahre Beziehung zu dem alten Dichturfürst wußte. Dies ist die einzig logische Erklärung für die Verschlüsselung des Textes, wenn wir Sepp Görres nicht für einen „Spinnerter“ ansehen wollen.

Noch ein Wort an unsere orthodoxen Goethefreunde. Verwechseln Sie bitte nicht Nostalgie mit Geschichtsverfälschung! So mancher biedere und gutherzige Goethefreund ist aus purem Hang zur Nostalgie und aus übergroßer Verehrung des Dichters Goethe zum unbewußten und unbeabsichtigten Verfälscher des wirklichen Menschen Goethe und seiner Zeit geworden. Aber ich bin überzeugt, kein heute lebender Germanist, oder nur eine ganz winzige Minderheit, läßt sich bewußt und mit Überzeugung zum Handlanger eines längst untergegangenen geist- und menschenverachtenden Zweiklassensystems machen. Jedoch unbewußt und in naiver Ahnungslosigkeit ist es so mancher Goethefreund in früherer Zeit gewesen.

Wir werden uns in Zukunft noch öfters die Frage stellen müssen, ob wir nicht rechter die Persönlichkeit Goethe von dem Dichter Goethe trennen sollten. Ich glaube, man kann sehr wohl dem Dichter Goethe seinen gebührenden Rang in der Literaturgeschichte einräumen, und trotzdem über den Mensch Goethe, gelinde gesagt, verwundert den Kopf schütteln. Zwecks Auflösung seiner Lebensrätsel muß man, natürlicherweise, mit der Frage von Goethes wirklicher Abkunft beginnen.

Im >Literarischen Zodiacus<, dessen verantwortlicher Redakteur Dr. Theodor Mundt war, erschien kurz nach dem Artikel von Sepp Görres im >Morgenblatt für gebildete Stände< ein bemerkenswerter Hinweis. Ich bin überzeugt, daß Theodor Mundt wiederum selber der Verfasser dieses kleinen Aufsatzes war:

Zodiacal - Lichter

Goethe und das Kind, Nr. II

Görres, der Prophet, hat das Nixenkindlein [Bettina] in seinen Arm genommen, und in seiner Weise, mit mancherlei mystischen Zeichen und Zauberformeln, seinen Segen darüber gesprochen. [Siehe >Morgenblatt für gebildete Stände<, Ausgabe 78 bis 87.] Nur von Zeit zu Zeit sind wir noch gewohnt, die Stimme dieses Predigers in der Wüste erschallen zu hören, meist in abgebrochenen Verkündigungen, die bald wie trunkene Schmaussprüche, bald wie knisterndes, schwefeliges Witz- und Blitzgestöber am Himmel aufleuchten. Das letzte war sein hochklingender Psalm gewesen, den er über die heilige Jungfrau von Orleans losgelassen, und jetzt ist das burleskere Wunderkind Bettine an die Reihe gekommen, wenn auch nicht, wie jene, des

Gottes voll, so doch Goethes voll. Früher einmal hatte Görres im >Morgenblatt< eine erhabene Elegie über Achim von Arnims Tod ausgeströmt, und nun lobsingt er der Witwe Bettine, die nicht die Witwe Bettine, sondern noch immer bloß Goethes Kind sein will. Gern fragte ich die Witwe Bettine einmal nach Achim von Arnims [literarischem] Nachlaß, aber Goethes Kind hält mich ab. Doch der Münchner Merlin [Zauberer, gemeint ist Sepp Görres] ist auch ein Schalk! Diesmal hat er auf dem hohen, sternegepolsterten Wolkenthron seiner Rede manche unverkennbare Ironie zum Besten gegeben. Man wird nur nicht allerwegs recht klug daraus! [In Wahrheit wollte Theodor Mundt seinen Mitkämpfer und Gesinnungsgenossen Sepp Görres mit der Entschlüsselung seines Textes nicht der Zensur ans Messer liefern!] Erst schildert er, mit komisch geheimnisvollen Gleichnissen, Wolfgangs [Wolfgang Goethes] sämtliche Taten und Abenteuer auf der Erde und im Himmel merkwürdig und erbaulich genug. Er läßt ihn als Simson unter die Philister fegen, und gibt ihm, statt des Eselskinbacken, den Intermaxillarknochen in die Hand, an dem Goethe bekanntlich so genaue Studien gemacht. Dann kommt das Kind, mit Tambourin, Cymbelspiel und Zigeunertänzen, und umschließt mit magischen Kreisen und genialen Bocksprüngen den mittlerweile alt werdenden Wolfgang, dem, bei aller kühlen Abgemessenheit, mit dem er sich benimmt, doch zuweilen angst und bange dabei wird. Der Familie Brentano soll auch angst und bange geworden sein, denn sie ist, dem Gerücht zufolge, bemüht, soviel als möglich von der Auflage [des >Morgenblatts<, in welchen die 10 Artikel von Sepp Görres standen] aufzukaufen. Man sieht jedoch noch nicht so recht ein, wem zum Nutzen oder wem zu Schaden? [Wahrscheinlich zum Vorteil des Ansehens der Familien Brentano und v. Arnim, jedoch zum Nachteil der geschichtlichen Wahrheit, was Theodor Mundt natürlich wußte.] Soviel ist gewiß, daß man immer confuser wird über Goethe und das Kind [Bettine], und sich der Behexung nicht zu erwehren vermag.

Der folgende Artikel von Joseph Görres enthält fundiertes Wissen über Goethes wirkliche Abkunft und über viele bisher unbekanntes Lebensgeheimnisse des Weimarer Olympiers, die der Verfasser im persönlichen und freundschaftlichen Umgang mit Achim von Arnim, Bettinas Ehemann, in Erfahrung bringen konnte. Was ich zu entschlüsseln vermochte, habe ich sogleich in Klammern und meist fettgedruckt dahinter gesetzt. Vieles bleibt aber noch unaufgeklärt und einer späteren Goethe - Forschung überlassen. Offensichtlich ist, daß Sepp Görres Bettina von Arnim, die Gattin seines Freundes Achim von Arnim, merklich schonte. Ihm ging es mehr um Bettinas Informationen über Goethes Abkunft, die sie versteckt in ihr Werk >Goethes Briefwechsel mit einem Kinde< hineingearbeitet hatte, und die er mit seinem Artikel im >Morgenblatt< noch verstärkt herausheben wollte.

>Morgenblatt für gebildete Stände<

Nr. 78, Mittwoch, 1. April 1835

*Und die Philister standen auf einem Berge jenseits, und die Kinder
Israel auf einem Berge diesseits, daß ein Tal zwischen ihnen war.*

I. Buch Samuels

*Goethe's Briefwechsel mit einem Kinde -
Seinem Denkmal
von Joseph Görres*

I. Teil: >Morgenblatt<, Nr. 78

Dies ist eine Geschichte, welche, die Hauptsache ausgenommen, sonst viel Ähnliches mit der Geschichte des heiligen Christopherus hat. Das Kind [Bettina] hatte sich dem starken Mann [Goethe] auf die Schulter gesetzt, und er sollte es über das Wasser hinübertragen. Der starke Mann tat sein Allerbestes, und anfangs ging es lustig durch die Wellen; aber die Zeiten waren nicht getroffen, das Kind [Bettina] wurde immer stärker und schwerer, der sonst rüstige Träger [Goethe] aber immer älter und schwächer; in [der] Mitte der Wasser kamen die Sturmvögel mit einem Streite herangeflogen, das Kindlein wurde nicht ausgetragen, ein Delphin hatte es auf seinem Rücken davongeführt: so konnten die Geschicke nicht in Erfüllung gehen, und der dürre Stock, in die Erde hineingestoßen, wollte nicht zum Baum aufgrünen. Das scheint eine bedenklich verwickelte, rätselhafte Begebenheit [gemeint ist: es ist eine verschlüsselte Geschichte], und fordert darum nähere Erläuterung, welche Bewandnis es um sie habe.

Die Welt ist bekanntlich durch die großen und tiefen Wasser, über die das Kind hinüber wollte, in zwei ganz verschiedene Weltteile getrennt, und die diesseits und die jenseits wohnen, ignorieren einander gegenseitig und haben in der Regel wenig zu verkehren miteinander. [Damit umschrieb Sepp Görres das Zweiklassensystem: Adel und Bürger.] Es muß schon in uralten Zeiten, ehe die Sündflut alles durcheinander geworfen, so gewesen sein; denn damals schon nannten sich die von jenseits [die Adelligen] Kinder Gottes, die von diesseits [die Bürger] Kinder der Menschen. Aller Umgang war verboten; auf's Freien auszugehen hinüber und herüber, war vollends hoch verpönt [wegen der Klassenschränken], was jedoch, wie man weiß, die Liebhaber nicht auf immer abgehalten [siehe mein Sachbuch „Goethes Musengöttin Urania“, die Liebesgeschichte Goethes mit Urania, alias Henriette Alexandrine von Roussillon]. Seither hat die Teilung bis zur neuesten Zeit, wo aller Standesunterschied aufgehoben worden, fortgedauert; die Jenseitigen [die Abkömmlinge von Adelligen] haben in verschiedenen Zeiten verschiedene Namen geführt, Prophetenkinder, Seher; als die gelehrte Sprache aufgekommen, Genien [Genies?], so und wieder anders; die Diesseitigen [die Abkömmlinge von Bürgern] aber haben je nach Volk- und Landesart verschiedene Namen angenommen, hören sich aber am liebsten bei dem Gesamtnamen Philister rufen. Sie sind, wie man weiß, bequeme, wohlhabige, abgerundete, alles, was kraus werden will, geschickt ablehnende Leute, sehen nicht hinauf und ungern unter eine gewisse Tiefe hinunter; Vergangenes ist ihnen nichts, und Zukünftiges gar nichts, aber das Gegenwärtige suchen sie nun [richtig: nur] recht fest zu besitzen, indem sie auf ihre beiden Daumen niederhocken und nun in aller Standhaftigkeit sich nicht mehr vertreiben lassen. Die aber unter ihnen sich zur Bewegung rechnen, die haben die Länge und die Breite um sich herum in Besitz genommen, und darauf machen sie sich nun öftere und gute Motion, und lassen in großer Geschäftigkeit sich keine Mühe dauern [bedauern]. Ihre Art ist jedoch, daß sie gehend immer die Diagonale suchen, wenn zu Schiffe, am liebsten mit zwei Winden zwischen zweien Wässern [Gewässern] segeln, zu Rosse halbrechts und halblinks auslenken, und wie sie so in Statur und all ihrem Tun nach dem Medianformat gemessen, gleich dem Wasser in Menge weit und breit ausgegossen, überall die Mitte suchen, haben sie in neuester Zeit treffend sich selbst untereinander die von der rechten Mittelmäßigkeit [satirische Spitze von Sepp Görres] genannt. Die Vornehmen jenseits aber bedünken sich aus gar viel höheren Elementen gemischt. Wenn unten festgehalten, sehen wir sie in der Tat wie Feuerflammen stets nach oben streben; wenn in der Höhe, blitzen sie gleich Wetterstrahlen [Gewitterstrahlen] in die dunkelbedeckten Tiefen nieder; wenn in die Weite ausgebreitet, wehen sie wie Winde, von denen man nicht weiß, von wannen sie gekommen, noch wo aus sie gehen, im Sturm dahin. Sie geben daher vor, es sei des Himmels allumfassend Rund ihre Behausung, und seine Mitte,

in der die Weltgegenden in einem Punkte sich berühren, und alle unruhige Bewegung sich in einer bewegendem Ruhe faßt, sei die rechte Mitte, der sie entgegenstreben. So halten sie sich in großer Erhabenheit, und bedürken sich, die unbewegten Beweger, weit über die Anderen hinaus, die wie Kreisel am liebsten auf der Seite schlafend liegen, wenn aber aus ihrer Trägheit aufgepeitscht, sich auf die Spitze ihrer Zehen stellen, aber dann nur in fortgesetztem Kreislauf durch stetes Aequilibrieren sich vor dem in der Runde herum immer drohenden Umfallen mühsam sichern. Solche Meinung haben sie von sich gefaßt; wir aber diesseits [wir Bürger] haben ihnen ihre Schwäche gar wohl abgesehen: indem wir sie französisch und halbspöttisch mit dem Namen Genies bezeichnet [haben], haben wir unsere ganze Meinung über die gesamte Gattung ausgesprochen; Sternschnuppen in der Höhe, Irrlichter unten im Grunde, windig in der Mitte, in ihrer Unanstelligkeit überall hinderlich und für ganz nichts [rein gar nichts] zu brauchen: das ist unseres Urteils kurzer Inbegriff.

Nun aber hat sich's gefügt, wie jeder weiß, der die Genealogie studiert, und sich um die Abkunft unserer erlauchten Geschlechter [der Wittelsbacher] kümmert, daß Goethe aus einer Mißheirat [gemeint ist: aus einem illegitimen Verhältnis], die einer von jenseits der Wasser [ein Adeliger] mit einer solchen, die von diesseits stammte [mit einer Bürgerin], eingegangen, abgestammt, so daß die beiden Häuser der Sonnen- und der Mondkinder [gemeint ist: der Adels- und der Bürgerkinder] sich in ihm [Wolfgang Goethe] beschlechtet fanden. Das ist in der starken Konfusion des achtzehnten Jahrhunderts so hingegangen; man machte sich aus dem Standesunterschied nicht viel, die Töchter der Erde waren schön, der Liebesdrang war groß, Damon blies damals die Flöte so rührend; kurz, der große Herr [nicht nur ein Adeliger ist mit „der große Herr“ gemeint, sondern Kaiser Carl VII.] vergaffte sich, wollte man, wollte man nicht, es kam ein junger Prinz [Johann Wolfgang Goethe] heraus. Die aber aus solcher Mischung hervorgegangen, sind ein starkes, haltbares und dauerhaftes Geschlecht, wie jene *potentes a saeculo, viri famosi*, und gleich ihnen zur Herrschaft in den Niederungen vorbestimmt. Denn erstlich sind sie nach dem oben herrschenden Hausrecht, wenn auch nicht erbfähig, doch mit reichlicher geistiger Appanage bedacht [worden] [war ein Elternteil bürgerlich, zählte das Kind zum Stand der Bürger], und werden überdem noch im Laufe des Jahres an günstigen Tagen mit gar kostbaren Gaben [kostbaren Silberpokalen? Z. B. von dem Fürstbischof von Köln, dem Bruder Kaiser Carls VII.?] besucht, so daß es ihnen von dieser Seite an nichts gebricht. Aber auch von Mutterhalb bleiben sie nicht unausgestattet; sie werden mit dem Feist der Erde eingesalbt, von Azat, Joppe, Gaza wird ihnen alles zugetragen, was sie bedürfen, um in der Landschaft zu bestehen und sich behaglich in ihr zu fühlen. So unten mit Ballast gut gestaut, oben günstigen Wind in den schwellenden Segeln, gleiten sie über die Oberfläche des Wassers leicht dahin, nicht allzutief einschneidend und sich dadurch den Lauf erschwerend, nicht allzuflach, und dadurch der Laune der tanzenden Wellen hingegeben. Von dem, was sonst die Menschen wohl drängt und irrt, lassen sie sich nicht sehr anfechten; was unbescheiden zudringlich heran will, wird behende abgewiesen; den Ansprüchen von oben herab wird mit denen von unten herauf begegnet und das Untere doch wieder mit dem Oberen beschwichtigt: so sind's Sonntagskinder, die zwar nicht Geister sehen, sonst aber alles Übrige gar scharf, und alles um sich her sich auf's Bequemste zu beschicken wissen.

II. Teil: >Morgenblatt<, Nr. 79

Goethe indessen, wie er zu seinen Jahren zu kommen angefangen, und darnach sich umgesehen, wo in's Künftige seines Bleibens sein sollte, hätte gern im Lande der Väter auf Lebenszeit sich angesiedelt, denn es gefiel ihm doch besser, die Dinge von oben herunter, als mit großer Beschwerde der Halsgelenke sie von unten herauf sich anzusehen; aber des Landes Natur wollte das nicht gestatten, und darum wehrten es auch die Gesetze [des Zweiklassensystems]. Denn das Land und die Luft mit übriger Zubehör da oben [bei den Adeligen] haben die Beschaffenheit, wie man von einer der Färöerinseln [Nordspitze Englands] in der Nordsee erzählt, daß, wenn etwa von Jahr zu Jahr ein Fremder, um die Auflagen [Steuern] einzusammeln, ihren Boden betritt, alle Eingeborenen sogleich mit Schnupfen befallen werden; sie können's nicht leiden, wenn etwas von jenseits [ein Bürger] zu ihnen hinüberweht, und müssen's gleich wieder ausspeien, weil sich's nicht mit ihrem Naturell vertragen will. Die Sanitätsgesetze hatten deswegen Vorsorge getan; wollte er [Wolfgang Goethe] zum Indigenat [zum Adelsstand] gelangen, dann mußte er sich zuvor, wie dort der Königssohn von Sidon, sein mütterlich Teil im Feuer ausbrennen lassen. Das aber gefiel ihm schlecht, weil er sich, so wie er war, gar liebgewonnen und von den scharf leckenden Flammenzungen sich ungerne lieblosen ließ. Seine Spülmagen konnten ihm ganz und gar nichts helfen, denn sie hatten keinen Kurs [Wert] da drüben und waren auch keine Helden darnach, um ihm sein Väterliches zu erstreiten; seine Schwerdmagen wollten ihm ihrerseits nicht behilflich sein, weil sie die Strenge der Gesetze kannten, und mit der andernseitigen Sippschaft gar nichts gemein haben mochten; so mußte er sich zum Bleiben, wo er einmal war, entschließen. Zuvor jedoch ging er zum Orakel der unsterblichen Götter, derjenigen nämlich, die er vor

den anderen verehrte, um sie zu befragen, welchen Ratschlusses sie denn über seine Zukunft eins geworden. Ihm wurde darauf erwidert: es sei ihm geordnet durch vorweltliche Fügung, daß er sich niederlasse am Ufer des Wassers, das Diesseits scheidet von Jenseits, und nun, ein tüchtiger Ferge, hinübertrage die Geister und ihr Ideengeräte vom Hochlande zur Niederung, wenn sie mildgesinnt unter den Dortigen segensbringend zu wandeln Rats geworden; dazu würden die Götter seine Schultern mit der nötigen Stärke ausrüsten und ihm den Stab zur Stütze anvertrauen. Er selber solle sich, einem Nazaräer gleich, vor allem der Enthaltbarkeit befleißigen, weder Wein trinken noch aus Met, nichts Unreines essen und durch keine Schere sein Haar berühren lassen. Nehme er dann mit Sorgfalt des ihm übertragenen Amtes wahr, dann werde eine von oben [eine Adelige, gemeint ist Maximiliane von La Roche, die Mutter Bettinas] einem von unten [einem Bürger, gemeint ist der Händler Brentano, der Vater Bettinas] ein Fräulein [Bettina Brentano] gebären, und das Kind werde, wenn die Zeiten sich erfüllt, am Ufer des Wassers [bei Goethe in Weimar] erscheinen und ihn anrufen, daß er es hinübertrage. Er solle dann der Bitte sich nicht versagen, noch auch ermüden unter der Last, die er sich aufgeladen; alles, was das Kind [Bettina] vornehme, dürfe ihn [Goethe] nicht betreten machen, er müsse vielmehr ringen mit ihm, wie der Dulder Odysseus mit dem Proteus im Meeresgrund, und habe er dann sich alle die Zeit zuvor gehalten nach der Götter Geheiß, dann werde er und sie desgleichen, und seien ihm sonst die Sterne günstig, dann werde er sie sich zur Braut [zur Geliebten] gewinnen. Die Gebrechen an ihm von Mutterhalb [Goethes Mutter war eine Bürgerin], an ihr von Vaterhalb [Bettinas Vater war ein Bürger] werden dann gegenseitig sich ausgleichen, es werde wieder ein ebenbürtiges Geschlecht erwachsen [Goethe und Bettina zeugten ein Kind], und dem zum Zeichen werde der Stab zum Baum aufgrünen, wenn aber nicht, dann werde die Ehre an ein anderes Geschlecht übergehen und der Stecken werde dürre bleiben. Weiter befragt um Namen, Zeit und Ort, erwiderten die Götter: er möge das Kind sich Poesie nennen, sonst aber nicht neugierig forschen nach Dingen, die [im] voraus zu wissen durch die Verhängnisse ihm [Goethe] gewehrt seien, vielmehr sich zu halten suchen, wie ihm auferlegt worden, immer seines [Goethes] Ursprungs in Bescheidenheit eingedenk [uneheliche Abkunft]. Da die Stimmen nun gänzlich verstummten, mußte er ablassen, ein Weiteres von ihnen zu erfragen.

Obgleich der Götterspruch den Fragenden nicht ganz befriedigt hatte, ließ er sich doch von ihm bedeuten, und tat, wie ihm geheißenen worden. Diesseits des Wassers, wo er sich eine bequeme Anlande ausgemittelt, erbaute er sich Haus und Gehöfte, siedelte dort sich heimisch an, und begann mit großem Eifer, seinem Amte sich zu widmen. Wollte einer der Geister von jenseits die diesseitigen selbst in eigener Person, oder auch nur mit seinen Geschenken besuchen, dann durfte er nur in die Hände klatschen; gleich, und wäre es Mitternacht gewesen, war der Eifrige zur Stelle, und schaffte auf seinen Schultern alles ihm Anvertraute ohne Gefahr hinüber. Es wurde der Einwohnerschaft rund umher dann wie im Schlafe zugetragen; sie bildete sich ein, sie habe alle die Herrlichkeiten nur geträumt, und dürfe daher, unbeschadet ihres guten Verstandes, an all den schönen Sachen sich ergötzen. Der Bote aber ermüdete nicht, denn bei jedem gegebenen Zeichen hoffte er, das ihm zum voraus angesagte Kind halte jetzt am Ufer, und harre seiner, daß er es hinübertrage. Aber bei aller Bemühung und Aufmerksamkeit hatte er anfangs unter seinen Landsleuten, sowohl bei denen, die sich zum Stamme der Philisthims rechnen, wie bei denen, die sich zu den Kaphtorem halten, gar wenig Beifall gefunden. Als das Wundertier [das Dichtergenie Goethe] unter ihnen zuerst erschienen, waren sie seiner Spur gleich nachgegangen, und hatten wohl Fleisch von ihrem Fleisch und Bein von ihrem Bein gerochen, aber dahinter war noch ein anderer [Ge-] Schmach verborgen, der sie [an-] widerte und ihnen überaus verdächtig schien. Sie hatten darum weiter nachgeforscht, und hatten bald seinen vielfältigen Verkehr mit den jenseitigen Gegenden bemerkt, und das hatte sie leicht auf den Gedanken gebracht, er sei ein Spion und Landesverräter. Weil es aber Friedenszeit war, konnte der Vermutung keine Folge gegeben werden, und sie hatten nun ihn für einen Seelenverkäufer zu halten angefangen, der die Ihrigen [zu] fremdem Dienst entführe. Da sie inzwischen bei öfterer Umzählung [Volkszählung], die sie abgehalten, nie ein teures Haupt vermißten, mußten sie auch von dieser Meinung lassen. Es blieb nichts anderes übrig, als für einen Schmuggler und Schwärzer ihn zu nehmen; zu oft hatten sie ihn bei nächtlicher Weile [des Nachts], dem Ansehen nach schwer beladen, bis zum Gürtel im Wasser herüberkommen sehen, ohne daß irgend etwas zu entdecken gewesen, was ihn so sehr belastet [haben könnte]. Eine Zeitlang meinten sie wohl, schwarze Pudel liefen neben ihm auf dem Grunde des Wassers her und [diese] trügen die verbotene Ware, er dann mache nur die Grimasse dazu; weil aber nichts aus dem Haus geschafft wurde, blieben sie auch mit dieser Hypothese stecken, und beschlossen verdrießlich, lieber gar nicht mehr von ihm zu reden. Sie zogen darum einen Faden um seine Wohnung her, untersagten den Ihrigen, sich jenseits betreten zu lassen, und ignorierten ihn nun von ganzem Herzen, in ihrem ganzen Gemüte und aus allen ihren Kräften.

III. Teil: >Morgenblatt<, Nr. 80

Sora - Sagt uns nun, Herr, was Ihr tun wollt.
Andrason - Tun, als ob das Orakel nichts gesagt hätte.
Goethe

Er [Goethe] inzwischen hatte fortgefahren zu tun, was seines Amtes war. Den Kommenden und Gehenden hatte Poesia [Urania], die Dichtkunst, eine Seitenverwandte seines Vaters, liebgewonnen; er hatte sie einst unsichtbar herübergetragen, sie war in seinem Hause eingekehrt, hatte sich dort in gleicher Unsichtbarkeit wohnhaft gemacht, und die heimliche Liebe, die sie zu ihm getragen, war nicht ohne Segen und Frucht geblieben [gemeint ist: Uranias und Goethes Sohn: Ludwig Tieck]. Er sah das und wußte das, hielt aber dadurch den Ausspruch der Götter nicht erfüllt, die ein Kind, mit Fleisch und Bein angetan, ihm der Abkunft nach verwandt, vorhergesagt, das immer nicht erscheinen wollte. Er wartete eine Zeit und eine andere Zeit, und wie fort und fort nichts kommen wollte, wurde er des Wartens immer mehr verdrießlich. Das Nazaräerleben [das Heiligenleben] wollte ihm [Goethe] gar nicht wohl bekommen; aus dem Met zwar machte er sich wenig, warum er aber des Weines sich entschlagen sollte, stand nicht zu begreifen, und gegen die Enthaltbarkeit [sexuelle Enthaltbarkeit] empörte sich gar sein Mutterwitz. [Satirische Spitze gegen Elisabeth Textor, die Maitresse Kaiser Karls VII.] Er verlegte sich daher auf's Grübeln, und nachdem er erst herausgebracht, daß die Götter ihn wohl zum Besten gehabt, grübelte er weiter, wer unter den Unsterblichen allen ihm das [an-] getan, und so kam er mit seinem Verdachte zuletzt auf den Christengott, dem er früher schon gar nicht gewogen gewesen. Nun wurde ihm mit einem Male klar, was die Mystifikation bedeutete: keine Schere sollte sein Haupt berühren, bis die Tonsur es weggenommen; keine unreine Nahrung sollte er zu sich nehmen, begreiflich nur Milchspeisen und Fastnachtskost; die gebotene Enthaltbarkeit und alles wurde nun hell und deutlich, auch daß die Zukunft [Ankunft] des Kindes am Nimmertage [St. Nimmerleinstage] erfolgen würde. Da erzürnte er sehr und beschloß, dem Betrüge einen Possen zu spielen und, weil über dem langen Warten die Haare ihm ergrauen wollten, unter seinen mütterlichen Verwandten [unter den Bürgern] sich eine Frau zu freien und mit ihr ein solides Leben zu führen. So ging er hinab nach Tamnatha und hielt dort um Frau Prosa [gemeint ist: Christiane Vulpius] an, und führte sie, da sie ihm gewährt worden, mit großer Freude heim. Da aber gab's gewaltigen Streit unter den beiden Frauen. Frau Prosa [Christiane, von Bettina „dicke Blutwurst“ genannt] war gar hoffärtig und breit und vierschrotig; was ihr unter die Fäuste fiel, dem wurde gar übel mitgespielt. Frau Poesia [Bettina, die Schriftstellerin] ihrerseits aber war überaus fein und zart, und hätte immer den Kürzeren gezogen in jedem Streit; aber sie konnte sich unsichtbar machen [sie lebte später nur noch in ihrer Phantasie bei Goethe und verkehrte nur noch brieflich mit ihm] und war dann nirgendwo zu finden für die Grobe. Der Hausherr wollte seinerseits auch der neuen Buhlschaft [mit Bettina] wegen nicht lassen von der alten Liebe [zu Christiane]; so blieb die Philisterin wohnen im unteren Erdgeschoß und besorgte Küche und Keller; die Zarte aber wohnte oben [in Goethes Kopf] und nahm mit dem unsterblichen Teile vorlieb [siehe die >Sonetten< und >Pandora<]. Es wurde also eine Haushaltung wie bei dem Grafen Gleichen und [wie] in der >Stella< [Werk Goethes], und es ging nicht ab ohne vieles Gezänke der beiden Frauen; aber eine um die andere kam in die Wochen und beschenkte ihn mit Nachkommenschaft [Sepp Görres beschuldigt Goethe der Bigamie]. Und es zeigte sich, daß des Vaters Doppelnatur sich unter die beiden Linien der Descendenz verteilt[e]. Frau Poesia empfing und gebar ihm nämlich Gretchen und Clärchen und Mignon mit dem Harfner als Zwillinge, Iphigenia, Mariane, den Werther, Tasso, die Prinzessin, den Götz und andere viele. Aber neben der Rachel sah der Herr auch die triefäugige Lea an und machte sie sehr fruchtbar, und sie gebar ihm die Lotte mit dem Albert, den Weislingen, die natürliche Tochter, den Bürgergeneral, den Cagliostro, Stella, Ferdinand, die Therese, Aurelia, den Abbé, Jarno, Lothario und viele andere, deren Namen mir nicht mehr gegenwärtig sind. Und es hatte die besondere Bewandnis um die beiden Branchen, daß die der schönen Rachel in den Niederlanden alle miteinander nicht recht gedeihen wollten. Der Vater [Goethe] pflegte es daher dem großen Pädagogen Rousseau nachzutun, indem er wenige Tage nach ihrer Geburt sie unter den Mantel nahm und bei nächtlicher Weile sie in der Stille über das Wasser trug: diesseits ging dann die Rede aus, sie seien wegen großer Schwächlichkeit mit Tode abgegangen [August Klingemann, der natürliche Sohn Goethes und Charlotte von Steins, wurde in Wirklichkeit dem Ehepaar Klingemann in Braunschweig zur Pflugschaft übergeben]. Söhne und Töchter der Lea aber gediehen aufs Allerbeste in der dicklich substanzialen Atmosphäre; sie bekamen Kinder und Kindeskinde und waren überall gern gesehen, wo sie sich niederließen. Nur die schöne Seele in dieser Linie war blutstürzig und mußte herübergebracht werden, um in der bessern Luft zu genesen, was jedoch nicht anschlagen wollte.

Nachdem der Nazaräer [gemeint ist: Wolfgang Goethe] sich also sein Haus erbaut, wollte er sich auch sein

Reich begründen, damit er etwas zu regieren habe. Er sah also umher und hielt bei allen Kreaturen hienieden Umfrage, ob sie ihm dienen wollten. Zuerst wendete er mit seiner Frage sich an das Gestein, das aber erwiderte mürrisch: „wir sind zu verdrießlich, träg und schwer beweglich und können darum mit Dienste dir nicht zu Willen sein; geh' aber zu dem Lichte, das ist quick und flink und eilig und deiner Natur näher zugewandt.“ Er ging also zum Lichte und fragte, ob es ihm in Liebe zugetan und in aller Treue ihm gewärtig zu sein sich entschließen könne. Das Licht im Vorübereilen rief ihm nach: es sei allzusehr pressiert, habe vor Eile nimmer Weile, sei überdem auch schon versagt [an Newton vergeben]; er solle sich aber an die Blumen wenden, dort habe es in den Farben Wohnung gemacht und stehe zu Befehl. Er wendete sich also zu den Blumen und wiederholte gar einschmeichelnd seine Frage. Die Blumen aber sagten „wir sehen dich wohl mit Augen und verstehen deine Winke, aber wir hören dich nicht, und auch du kannst dich nicht recht in unsere Rede finden; wir können dir daher nicht in rechter Treue dienstbar sein; geh' aber zu unsern Nachbarn in's Tierreich hin, die werden dir besser Red' und Antwort geben.“ Also richtete er sein Wort an das, was da krecht und fleucht auf Erden, oder auch auf vier Füßen geht, und wie er wieder sein Fragezeichen vorgekehrt, da erwiderte der Intermaxillarknochen des Esels in ihrer aller Namen: „nimm mich und was sonst als Kinnbacken mit mir zusammenhängt und gehe mit mir unter die Philister und erobere dir dort ein Reich.“ Und er ließ sich die Rede nicht zweimal sagen, nahm den Knochen mit Zubehör, ging zu ihnen hinab und gab ihnen das bekannte Festrätsel auf: „Speise ging aus vom Fresser, und Süßigkeit kam vom Starken.“ Er [Goethe] selber war des Rätsels Lösung; aber die Männer von Ascalon wußten nichts von ihm, sie hatten überdem auch ihre Bibel rein vergessen. Da fuhr er unter sie und schlug ihrer tausend und sang dazu: „mit dem Kinnbacken des Esels, mit dem Intermaxillarknochen der jungen Eselin habe ich sie gezüchtigt und tausend der Ihrigen geschlagen.“ Die „Erhebung des Kinnbackens“ heißt fortan der Ort, und eine Quelle frischen Wassers bezeichnet die Stätte der Xenienschlacht.

IV. Teil: >Morgenblatt<, Ausgabe Nr. 81

Daß er [Wolfgang Goethe] so gar sehr grob gewesen, hatte nun die Aufmerksamkeit des Völkchens auf ihn hingelenkt; beide betrachteten sich gegenseitig: Völkchen, wie gefalle ich dir? Völkchen, wie gefällst du mir? Das Gefallen war gegenseitig nicht übergroß. Zwar war unverkennbar, seit er unter den Töchtern des Landes gefreit [Christiane Vulpius], hatte er sehr an Popularität in der flachen Landschaft zugenommen. Die Umwohner hatten den gesegneten Zuwachs seines Hauses gar wohl gewahrt; die Kränklichkeit der Rachelskinder [die Kinder der adeligen Frauen: Ludwig Tieck, Sohn der Henriette Alexandrine von Roussillon [Urania], und August Klingemann, Sohn der Charlotte von Stein] und ihr [angebliches] Verschwinden [die beiden Goethesöhne wurden bürgerlichen Ehepaaren „untergeschoben“] war ihnen gar nicht leid gewesen, dafür hatte sie das Gedeihen der Leassöhne und -töchter hoch erfreut. Das große Schnepfenthal, das die Illuminaten des Lehrbriefes gegründet [Goethe war Mitglied des Illuminaten - Ordens, ja sogar ein „illuminatus dirigens“], hatten ihren vollkommenen Beifall, das Treiben der Kunstfreunde schien ihnen höchst ersprißlich, die aufgeblasenen Komödianten, die als Prediger ausgingen in alle Welt, erfreuten sich ihrer höchsten Gunst. Aber das alles wollte doch nicht ganz erklecken, um ihren heimlichen Verdacht völlig zu beschwichtigen. Er [Goethe] hatte sich öffentlich verlauten lassen, daß er den Tabak nicht leiden könne, und dabei war ihnen Lichtenbergs Ausspruch: daß nie ein Genie geraucht [habe], heiß auf die Seele gefallen [Spitze von Sepp Görres: weil Goethe ein erklärter Nichtraucher war, hielten ihn viele Gelehrte für ein Genie, dabei gab es damals wie heute millionen Nichtraucher]. Die Judenschaft hatte sich höchlich dadurch verletzt gefunden, daß er dem Tabak auch den Knoblauch beigefügt. Die Judenschaft war aber keineswegs zu vernachlässigen; denn sie galt damals viel auf den Ministerien und bei allen höhern Dicasterialen, der eingerissenen schlechten Finanzen wegen; auch hatte sie angefangen, in die Milch und Honig träufelnden Landschaften einzuwandern. Die Schwester des Knoblauchs, die Schalotte [Görres meinte damit höchstwahrscheinlich Charlotte von Stein], die bekanntlich von Ascalon im Philisterlande ihren Namen hergenommen, bildete den Leitton von den Knoblauchsfreunden zu den Tabaksfreunden, und beide verbündeten sich in gleicher Entrüstung. Aber der Zorn beider besänftigte sich durch den dritten Abscheu, den er kund gegeben, den vor dem Kreuze, dem fatalen Marterholze nämlich, denn Nacken und Knie waren ihm über dem vielen Tragen steif geworden, so daß Neigen und Bücken ihm beschwerlich fiel, und die Stellung des Titanen, der aufgeworfenen Hauptes den Blitz empfängt, ihn natürlicher bedünkte. Er [Goethe] hatte sich daher auf dem alten Götterolympus eingepfarrt, sich ein eigenes Naturevangelium [Illuminaten - Philosophie gleich antike Naturphilosophie] zusammengedacht, einen Weltgeist als Vorstand über seine Entelechie und die der anderen gesetzt, und wenn er nun, seinen Idealen nachgehend, am Wege einem Kreuz begegnete, dann beugte [bog] er aus mit Scheu, und die Verdrießlichkeit hatte er sich denn einmal verlauten lassen. Es traf sich aber, daß auch gleichzeitig die in den Niederlanden unter sich in gleich erhabener

Borniertheit eins geworden, das Christentum abzuschaffen. Der Geringste unter ihnen war sich bewußt, daß er zeugend gezeugt selbsteigener Sohn des einwohnenden Vaters sei; am Geiste war auch kein Mangel, also war alle andere Trinität überflüssig, und sie hatten dafür eine Art von Allah eingeführt, weil die Huries ihnen nicht übel gefielen, und die Schicksalstragödien sie ohnehin schon an den Fatalismus gewöhnt [hatten]. Als sie darum [daher] die Verwünschungen des Kreuzes vernahmen, waren sie recht im innersten Herzen erfreut; auch die Judenschaft war es eine gute Erquickung, als die Gänse so recht spöttisch zum verhaßten Zeichen aufgesehen; aller Harm und Kummer war nun vergessen, alle Schmerzen vom Kinnbacken her wurden verbissen, die verdächtigen Zeichen wurden gütig übersehen und die Herzen begannen dem fremden Manne sich zuzuneigen.

Es war aber damals gerade kaiserlose Zeit im Lande. Die Einwohner hatten ihren Kaiser so knapp und schmal gehalten, daß der zuletzt unwirsch [ge-] worden und ihnen gesagt, sie möchten sich nach Gefallen einen anderen Kaiser suchen, er seinerseits habe nicht länger Lust, als ihr Schirmvogt und Mehrer ihnen vorzustehen. Sie hatten anfangs diese Sache sich sehr zu Herzen genommen, als aber bald ein anderer Liebhaber [Kaiser Napoleon] zu dem Amte sich gemeldet, war ihnen die Sorge wieder aus dem Sinn gekommen, und sie wurden mit aufrichtigem Enthusiasmus dem neuen Schirmherrn zugetan. Der war aber vom fröscheessenden Storchgeschlecht, und hauste und schnabulierte wie der Oger so unmenschlich unter seinen pflegebefohlenen Schützlingen, daß sie ganz bestürzt seiner bald müde wurden und sich nach einem andern Gebieter umtaten. Da fiel ihnen der Inhaber des Intermaxillarknochen [Goethe] in die Augen; er war ein gar stattlicher Mann, und wenn sie sich an seine Seite stellten, überragte er, gleich dem Sohne des Eis, der auch die Eselinnen des Vaters zu suchen gegangen und darüber eine Krone gefunden, alle Männer im Philisterlande und in Israel um eine volle Kopfeslänge. Für ihr Leben gern hätten sie zwar den schwarzen Pudel in seiner Nähe gesehen, und etwas von einem Pferdefuß wäre sehr nach ihrem Geschmack gewesen; denn der Brenz, zu dem sie jetzt in Frankreich sich das ausschließliche Patent erstanden, war damals in der Kontinental Sperre das beliebte Getränk; aber da er einmal damit nicht dienen konnte, redeten sie sich auch diese Grille wieder aus. Sie wußten schon, daß er kein Händelmacher sei, für die Thronfolge hatte er auch reichlich vorgesorgt, und so wurden sie denn endlich Rats, sich zum Ehrenkaiser ihn [Goethe] zu wählen. Sie bauten ihm also einen Thron, kleideten ihn in den Mantel, der gleich dem im Märchen der Eselshaut immer in der Farbe der Zeit schillerte, gossen das Ölkrüglein über seinem Haupte aus, und Crethi und Plethi kam, um ihm zu huldigen. Und der „König der Ehren“ saß auf seinem Stuhle, und wußte allerdings den Scepter wohl zu führen. Zwar schien er aus seinen neuen Untertanen sich nicht allzuviel zu machen, und diese wollten auch kein rechtes Herz zu ihm fassen; denn er war nicht leutselig, und sie meinten darum, er sei hochmütig und überhebe sich der neuen Würde. Zwar ließen sie sich nicht viel von ihm befehlen oder auch nur einreden, und verwiesen ihn gleich, wenn er dazu Miene machte, nach alter Gewohnheit auf die Wahlkapitulationen und die goldene Bulle. Mit Römermonaten und Kammerzielen wurde er auch keineswegs überlaufen; sie hatten, jeder zwischen seinen vier Pfählen, die Territorialhoheit sich angeeignet, sohin auch die Reichsabgaben sich zugeteilt, und verspeisten sie nun auf Gelagen, die sie alljährlich ihm zu Ehren abgehalten. Sie umschlichen ihn und suchten ihm zum Zeitvertreib seine Schwächen abzusehen, und hatten sie einen Fund gemacht, dann [ver-] höhnten sie ihn und riefen: „Kahlkopf! Kahlkopf!“ Dann zürnte er wohl einmal auf und puffte mit der Kinnbacke unter sie, und sie wurden wieder ehrerbietig. Sah er dann wieder freundlich, dann kamen sie auf's Neue herzu und waren's nicht gewesen. Solcher Art war das Regiment, das sie mitsammen führten.

V. Teil: >Morgenblatt<, Nr. 82

Nun höre man Wunder, was an einem schönen Nachmittage im Verlaufe desselben vorgefallen. Des Kaisers Majestät saßen unter der Krone auf ihrem Stuhle, um von den Regierungsgeschäften auszuruhen; und wie sie nun so halb müßig aus den Fenstern ihrer Residenz herausgesehen, da kam aus dem Urwalde eine gar wundersame Jungfrau [gemeint ist: Bettina Brentano] herangeschritten. Eine Decke von Gefieder ausländischer Vögel, in allen Farben brennend, war um ihre Lenden hergeschlagen; ihr Haupt wurde von einer Krone, aus gleicher Farbenpracht gewirkt, umfangen, Karmoisinschlängen waren in die schwarzen Haarflechten eingeflochten; mit aller Frische der Jugendschöne und allem Reize der Unschuld und höherer Geistigkeit, aber sonst mit wenig anderem angetan, war sie nur, gleich den armen Seelen im Fegefeuer, in ihre Flammen eingehüllt. Sie nahte wie beflügelt der Burg, und wurde auf ihr Begehrt zum hohen Inhaber derselben eingeführt. Des Kaisers Hoheit [gemeint ist der Kaiser der deutschen Dichter: Wolfgang Goethe] waren gnädiger Laune an diesem Tage, was die Ehre des unverhofften Besuchs ihr [Bettina] verschafft, war die herablassende Anrede, mit der die Eintretende empfangen wurde; die aber stand, die Hände gegen ihn ausgestreckt, und wie die Sinne sie verlassen wollten, hatte er sie aufgefaßt und sie sich gegenüber auf den

Sopha gesetzt. - „Sie haben wohl in der Zeitung gelesen, daß wir einen großen Verlust vor wenig Tagen erlitten haben durch den Tod der Herzogin Amalie?“, war die beruhigende Anrede, mit der er die Schweigende aufzurichten sich bemühte. „Ich lese keine Zeitung“, ist die Erwiderung, „nichts interessiert mich hier, denn nur Sie [Wolfgang Goethe] allein, und da bin ich viel zu ungeduldig, um in der Zeitung zu blättern.“ - „Sie sind ein freundliches Kind.“ Lange Pause. Das Waldmädchen sieht sich geängstet, sie kann nicht so wohl erzogen auf weichen Pfülsen sitzen und ein geneigt Gehör erbitten, rasch springt sie daher auf, fällt dem Landesvater ohne Umstände um den Hals und entschlüft, ermüdet von der Aufregung und den Nachtwachen der Reise, an seiner Brust. Man denke sich die Verlegenheit: Sechzig Jahre waren am väterlichen Haupte vorübergegangen, aber sie hatten noch nicht Mittenwinter darauf zurückgelassen; die Etikette war zwar grob verletzt, sollte er aber den Hofmarschall dessen noch obendrein zum Zeugen machen? Der seltene Paradiesvogel hatte sich dem olympischen Zeus [gemeint ist: Goethe] vertraulich in die Arme gelegt; mochte der Adler noch so grimmig sehen [schauen], ablehnen ließ sich die Zudringlichkeit nicht; mit Unglimpf sie abzuweisen, wäre aber barbarisch gewesen. Also ließ der Göttervater sich das Abenteuer gefallen und trug huldvoll den fremden Vogel wenige Minuten, bis er erwachte, worauf er dann wieder zu Wald geflogen und weiter in die Welt auf und davon.

Doch nein! Weit wohl, aber nicht allzuweit. Der Geist führt das wandernde Kind an der Hand einsame Straßen, setzt es wieder an Wassers Rand [gemeint ist: Weimar] und ruht da mit ihm aus; dann geleitet er es auf hohe Berge [gemeint ist: die Wartburg], und so allmählich in die Runde herum, bis wieder nahe zum alten Fleck. Durch der Mutter Herz führt der kürzeste Weg zum Sohn, dort zu den Füßen der Frau Rätin Goethe auf der Schawelle werden also die ersten Laute intoniert; an ihr wird das Maß genommen, viel Mutwille wird getrieben, kostbare Gefäße, die einmal in der kurfürstlich kölnischen Silberkammer gewesen, werden meisterlich beschrieben, von der Frau Rat aber klüglich in's himmlische Reich gewiesen; tragische Vorfälle der Zeit [gemeint ist: Elisabeth Textors uneheliche Schwangerschaft durch Kaiser Karl VII.] werden mit gleicher Meisterschaft besprochen und beschrieben, mitunter Landschaften mit nicht minder großer Kunst. Zwischendurch wird dann mit lustigem Humor einige Liebesnot geklagt und mit einigen kühlen Umschlägen mit Behilflichkeit temperiert. Da schreibt sie einmal: „liebe, liebe Tochter! Nenn' mich für alle Tage, für alle Zukunft mit dem einen Namen, der mein Glück umfaßt; mein Sohn sei Dein Freund, Dein Bruder, der Dich gewiß liebt u.s.w.“ Das wird Schlüssel nun und Creditiv: „nun wend' ich mich wie die Sonnenblume nach meinem Gott, und kann ihm mit dem von seinen Strahlen glühenden Angesicht beweisen, daß er mich durchdringt.“ Damit ist der Briefwechsel zwischen der Kazickentochter [Bettina Brentano] und dem Oberhaupt der Christenheit und dem Schirmvogt der Kirche [Goethe] eingeleitet [Spitze von Sepp Görres auf Wolfgang Goethe, der zu A. W. Schlegel gesagt hatte, daß ihm das Heidentum zu fest in den Gliedern stecken würde. Auch gegen Charlotte von Stein äußerte sich Goethe einmal, daß er ein dezidierter Nichtchrist sei]. Die Antwort ist, wie dann sie zur Verführerin gesprochen: „Solcher Früchte, reif und süß, würde man gern an jedem Tag genießen, den man zu den schönsten zu zählen berechtigt sein dürfte“; steiflich noch, wie man sieht, Rocaille - Umredung des noch kürzern, aber plebejischen: „schmeckt nach mehr!“ wird indessen gut aufgenommen; ein Spaß mit Gall und [Ludwig] Tieck zieht wie eine Maskerade quer hindurch; eine kleine, fünftägige Liebschaft macht Aufsehen, die überraschende Wendung mehrt die Vertraulichkeit; das Du findet sich von selbst hinzu; die Wege sind nun angeebnet, Steifleinen ist ausgezogen, und ein behagliches Gewand wird angelegt.

VI. Teil: >Morgenblatt<, Nr. 83

Muß in ihrem Zauberkreise
Leben nun auf ihre Weise!
Goethe

Zwar kommen noch einigemal kleine Rückfälle; dann schreibt er durch die Hand seines Erzkanzlers [gemeint ist: Riemer] etwa: „Sie haben, liebe, kleine Freundin, die sehr grandiose Manier, uns Ihre Gaben recht in Masse zu spenden. - Sie sehen also, meine Beste - „, u.s.w. Eigenhändige Nachschrift will zwar die fremde Vorschrift entschuldigen, aber die Ahndung folgt auf dem Fuße: „Goethe, erlaub, daß ich so frei bin, Dir einen Verweis zu geben für diesen Brief; fasse alles kurz ab, was Du verlangst, und schreib's mit eigener Hand; ich weiß nicht, warum Du einen Sekretär [Riemer] anstellst, um das Überflüssige zu melden; ich kann's nicht vertragen, es beleidigt mich, macht mich krank. Im Anfang glaubte ich, der Brief sei gar nicht an mich; nun trage ich doch gern solch einen Brief auf dem Herzen, so lange bis der neue kommt - wie kann ich aber mit einer solchen fremden Sekretärshand verfahren? Nein, diesmal habe ich Dich in meinem Zorn

verdammt, daß Du gleich mit dem Sekretär in die alte Schublade eingeklemmt wurdest, und der Mutter habe ich gar nicht gesagt, daß Du geschrieben hättest, ich hätte mich geschämt, wenn ich ihr diesen Perrückenstil hätte vortragen müssen. Adieu, schreibe mir das Einzige, was Du mir zu sagen hast, und nicht mehr.“ Es folgt eine schmollende Pause von sechs Wochen; dann ein Brief mit etwas Refraichissements, und auf ihn in der Erwiderung „Wenn Deine schöne Mäßigung plötzlich zum Teufel ging und Du bleibst ohne Kunst und ohne feines Taktgefühl, so ganz wie Dich Gott geschaffen hat, in Deinem Herzen, ich würde mich nicht vor Dir fürchten, wie jetzt, wenn ein so kühler Brief ankommt, wo ich mich besinnen muß, was ich denn getan habe.“ Darauf wird er wieder artig, kleine Recidive kehren wohl versuchsweise zurück, werden aber gleichfalls abgewiesen; so hat sie endlich aufgeräumt und es ist klares Wasser zwischen beiden.

Nun aber hebt sich ein wundersames Spiel. Goldbeschut, die Castagnetten zwischen den Fingern schüttelnd, beginnt sie den Zaubertanz, auf und nieder, von der Rechten zur Linken, dann wieder behende sich um ihn im Kreise drehend; überall, wo ihr Fuß hingetretten, bleiben die Lichtspuren von ihm zurück, und wie sie die hingleitend in strahlenden Lichtfäden ausgezogen und dort die gesponnenen in rechter Ordnung auseinanderlegt, dann querüberschießend mit andern Fäden sie durchwebt und die Maschen in künstlichen Knoten zusammenknüpft, hat sie in kürzester Frist mit leuchtendem Netze ihn umwoben, und er muß sich ihr gefangen geben. Um den Hochgeehrten hat sie dann einen Garten angepflanzt; was der Orient, was der Occident von Blumenschätzen hervorgetrieben, es muß alles um den gefeierten Geliebten sich vereinigen; alle Blüten müssen ihm als ihre Sonne sich entgegenwenden, und wenn sie allnächtlich ihre Kelche mit Tau und Wohlgeruch erfüllt, sie am Morgen über sein Haupt ausgießen. Wo ihr Stab die Erde berührt, sind Springwasser aus ihr hervorgequollen; hoch und schlank wie Palmen steigen ihre Strahlen zur Höhe auf und entfalten gleich ihnen die Blätterschirme; künstlich hat sie die zu einem Laubdach über ihm verwoben, und wie die grünen Bäume in ihrem Farbenschmucke stehen, so erblühen die ihm in bunten Farbenbogen, die die Sonne in sie malt, und beregnen ihn mit ihren glühenden Tropfen, wie die andern mit ihren fallenden Blumenblättern. Weiße Hirsche, Rehe mit Goldgehörn hat sie im Garten losgelassen, bunte Vögel hat sie durch weiche Nester in die Zweige hineingelockt, schwirrende Kolibris müssen am Morgen jede schlafende Blume wecken, daß sie sich auf tut und sich in ihre schönste Farbe kleidet. Ihre Geister hat sie ausgesendet, und die sind wie Bienenschwärme ausgeflogen und haben den Honig der ganzen Pflanzenwelt ihm zugetragen; zu den Füßen seines Sitzes haben sie einer nach dem andern ihre Beute ausgegossen, daß ein Quell der Süße und Lieblichkeit, von da ausgehend, durch den ganzen Garten sich ergießt, während der Weinstock, den sie ihm zur andern Seite hingepflanzt, aus überreifer Beere im sonnegegohrnen Weine fließt. Die Lüfte hat sie dann herbeibeschworen, die müssen die goldnen Fäden des Lichtnetzes, mit dem sie ihn umwoben, schwingend anregen, daß sie in Ton erklingen, und die Töne den Elfenreigen vor ihm tanzen, bis er sagt: es ist genug! Alle ihre Träume müssen durch die elfenbeinere Pforte zu ihm herüberschweben und Botschaft von der Herrin ihm zutragen; große Gesichte führt sie vor ihm herauf, nun vom mächtigen heimatlichen Strome, dessen reizende Landschaften, wie im Kristall gespiegelt, alle an ihm vorübergehen, nun wieder von der Isar und der Donau. Dann wendet sie ihr beschwörend Wort den Lebenden entgegen: keiner vermag dem Banne zu widerstreben; sie müssen alle miteinander auf ihren Ruf erscheinen, und wie sie leben und sind, sich seinem forschenden Blicke zeigen und seiner Frage Antwort geben. Darauf führt sie ihn im Geiste auf die hohe Tonne des Kofels, auf die Abhänge des Berges Ischel und in die Klüfte des Brenners, wo der Inn in Blut gerötet geht und die Flammen brennender Dörfer durch die Waldnacht leuchten; eine kriegerische Bellona, entfaltet sie vor ihm die Banner der Freiheit und Unabhängigkeit, und wie die Tyroler das Klagelied anstimmen: „der Kommandant der Heldenschar, auf hoher Alp gefangen gar, findet viele Tränen in unsern Herzen“, und wie der Gefangene den Tod gefunden, da senkt sie die Banner wieder auf sein Grab und spricht zürnend das große, hohe Wort, den Leidtragenden zugewendet: „Und der Kaiser, konnte der nicht sagen, gib mir meinen Tyrolerhelden, so geb ich dir meine Tochter? So hätte die Geschichte groß genannt, was jetzt sie klein nennen muß!“

VII. Teil: >Morgenblatt<, Nr. 84

Wie hat aber in diesem allem er [Wolfgang Goethe] gestanden? Wie hat der Dichter sich gehalten? Man muß zur Steuer der Wahrheit sagen, vollkommen nobel, würdig, mit Zartheit in der schönen Mitte festgehalten. Die Aufgabe war wohl darnach, einen, der minder war denn er, in nicht geringe Verlegenheit zu setzen. Auf der einen Seite der Reiz der Lockung und das grüne Leben, das ja der Dichter vor anderen zu vertreten berufen ist; auf der andern das Lächerliche, das mit gehobenem Finger und spöttischem Blick hinüberdrohte; dazwischen war der schmale Pfad durch keine Überlegung zu ermitteln, nur in sich gesicherter Instinkt konnte auf die rechte Straße führen. An gutem Instinkte aber hat es seinem Naturelle nie gefehlt, und wie er erst ihm sich anvertraut, konnte er in seinem Benehmen nicht irre gehen. Er hatte ihn

gleich in's Edelschöne zurückgewiesen; ein Gebiet, in dem er immer vollkommen Bescheid gewußt, und in dem er daher sich schnell zurechtgefunden und die schickliche Haltung bald gewonnen [hatte]. Wie daher erst das Eis gebrochen war, mit dem er in alter Gewohnheit gegen Sturm und Überraschung sich gepanzert, floß er klar und hell und krystallen hin, und gab nun allen den Bildern, die sie in ihn hineingezaubert, in seinem Spiegel die rechte Fassung. In seinem tiefsten Grunde quoll verborgen ein Brunnen süßen, milden, lautern Öles auf; wollte die Oberfläche sich kraus ziehen und machten die Wellen Miene, sich hohl über ihr zu brechen, dann ging der Brunnen stärker über, die quellende Milde stieg in ihrer Leichtigkeit zur Höhe hinauf, breitete sich gemach aus über die wogende Flut, die steigenden Wellen ließen sich gesänftigt zurückdrängen in die Vertiefungen; die Fläche fand sich bald geebnet und der Spiegel wieder hergestellt. Gingen in ihr [in Bettina] die Geister höher und wollten die Ufer überbrausen, dann führte er mit flacher Hand die Wellenlinie an ihr hinunter, und unter dem kalmirenden Striche besänftigten sich die Wirrgewordenen; Ebenmaß kehrte in alle Lineamente zurück, und sie wurde wieder hellsehend wie zuvor. Wollte das allzusehr bewegte Herz die Mensur verlieren, dann hielt er einen Finger ihm entgegen; ein Funke schlug herüber und der Schlag war wieder geregelt, wie er sollte. Er sagt in seinen Briefen zwar wenig anderes als „affer“! und immer „affer“! aber er weiß es immer neu zu wenden, und indem er es mit vielfachen Beziehungen, bedeutungsvollen Winken und liebreichen Reden durchflieht, versteht er dem Bedürfnisse des Augenblicks jedesmal zu genügen, daß die Empfindung immer neuen Schwung erhält und die Flamme, in Sandelholz gezündet, wieder hell aufleuchtet, ohne je aufzulodern oder in Darbung auszugehen. So gewinnt unter seiner kunstreichen Hand, indem das ungestüm Vordrängende sich temperiert, jedes sein rechtes Maß; er selber aber fühlt wohlthätig von der Wärme sich berührt und durch sie wieder zum Fluß gebracht, von innerer Herbigkeit und Spröde [Sprödigkeit] sich befreit. Dem allem zum Zeugnisse stehen die mancherlei Sonette da, die aus diesem Verhältnis aufgeblüht; was sie [Bettina] in der Begeisterung in ihren Briefen hingegossen, das hat er [Goethe] in lindem Druck des Fingers mit geschmeidiger Form [in Sonetten] umschrieben, und so ist es zum tadellosen Gedicht geworden, das wie eine lebendige Blume im Dichtergarten blüht.

Aber wie denn nun? Ist das Kind, das er im Arm getragen, etwa das gewesen, das ihm zum Voraus verkündigt worden? Es will beinahe den Anschein gewinnen, als sei es so gewesen, läßt man sich von ihm in die Kinderjahre führen und hört man die Märchen, die es aus diesen Tagen zu erzählen weiß. Damals ist auch ein Spruch an's Kind [Bettina] gekommen, der den andern [Spruch] ergänzen sollte, und ein Rätsel war ihm [dem Kinde Bettina] aufgegeben, das das andere lösend, in ihm wieder Lösung zu finden gestellt gewesen. Als damals das Kind seine Naturmystik getrieben und den Löwenmälchen die kleinen Rachen aufgesperrt, da haben sie den Spruch leise ihm zu geflüstert; im Thlaspi, dem Hirtentäschchen, war er, zierlich geschrieben, wohl aufbewahrt, die kleinen Vögel im Neste haben ihn [den Spruch] ihm zugezwitschert, und die Nachtigall hat ihn dem Horchenden geschlagen; dort wandelnd auf dem Turme, haben die Luftgeister ihn in Windeswehen eingezeichnet, und mit behendem Fuß hat die Nachtwandlerin ihn nachgeschrieben; die Salamander haben ihn mit Feuerzungen dort am Brunnen zugezischelt, und das Wasser hat ihn wie im Echo zurückgegeben, und selbst das Eis hat im Vorbeirauschen ihn eilig zugerufen, als sie dort in der Wanne sich im Main gewiegt. Alle diese Stimmen haben zum Orakelbaum sie [Bettine] hingewiesen, und ihnen folgend, hat sie in Zeiten schon seinen Wurzeln [Goethes Vorfahren] nachgegraben, um in ihnen sein Gewächs [Goethes Persönlichkeit] aus dem Grunde [von Grund auf] zu erkennen. Darum hat sie [Bettina] zu den Füßen der Mutter so manchen Tag gesessen, und ihr alles abgehört, was den Unbekannten [Wolfgang Goethe] ihr kenntlich zu machen dienen sollte. Und wie ganz anders lernt man aus dem, was sie uns über ihn aufbewahrt, seine innerste Natur erkennen, als in den Worten, in denen er selbst in >Dichtung und Wahrheit< sie ausgelegt! Da sind die Draperien alle zierlich in Falten gelegt, alles störende Licht ist durch künstliche Blendung abgehalten, das Bübchen muß malerische Haltung haben, und ein kleiner, leuchtender Punkt glimmt schon an der Stelle, die künftig der Stern bedeckt. Hier aber alles klare, frische Jugend, wie sie eben aus dem Steine quillt: kühl, vom Naturgeiste noch durchweht, und darum ohne alle Abgestandenheit erfrischend. Und wie geschickt hat die kluge Späherin die Springwurzel, deren sie sich dadurch bemeistert, zu handhaben verstanden, um diesen verschlossenen Charakter schnell aufzuschließen; wie hat sie ihn in allem Verkehr, den er mit ihr gepflogen, in diese Ursprünglichkeit zurückzuversetzen gewußt, daß er sich gegeben, wie ihn Gott gemacht [als Adam] in all seiner Lieblichkeit, und nicht, wie er sich selbst künstlich zugestümpert. Diese Natürlichkeit ist der vornehmste Liebreiz in diesem Verhältnisse gewesen, wo er [Goethe], einem Adler gleich die Schwingen regend, wie Waldhorn - Tonwagen über Land und Leute [sich er-] gießt, sie [Bettina] aber gleich der Nachtigall ihn mit ihren Schlägen umwirbelt, und die Töne nun in zierlich gewundenen Spiralen sich durcheinanderwinden, bis sie, immer steigend, oben in einem Hauch vergehen.

So weit paßte alles gut auf jene Voraussetzung [auf das Orakel]; aber Hauptumstände wollten sich in keiner Weise fügen. Die Götter pflegen die drei dramatischen Einheiten gar sehr zu respektieren, und was sie für

einander bestimmt, wissen sie mit großer Geschicklichkeit in Zeit und Ort und Handlung zusammenzuführen. Hier aber war offenbar ein Verstoß geschehen: entweder hatte sich das Kind verspätet, oder die drängende Zeit hatte allzusehr geeilt, und als der Schnellwagen abgegangen, da waren die Generationen mit einander verwechselt worden; statt der Tochter war die Mutter eingestiegen und mithin vor der Zeit angelangt, und wie die Tochter nun am nächsten Posttag nachgeeilt, fand sich, daß sie zu spät gekommen [war]. Der Dichter seinerseits aber war dort zu spät, hier zu früh eingetroffen. Eine ganze Generation hatte sich also zwischen beide einzudrängen Zeit gefunden, und über diese Kluft mag nur der Teufel eine Brücke bauen. Darüber war auch der Dichter stutzig worden; oft hatte er sein Horoskop und ihr Horoskop vergleichend geprüft, immer auf's Neue die Ziffern durchgerechnet, ob etwa ein Verstoß sich entdecken lasse: alles hatte unnütz sich bewiesen, die Zahlen wollten nicht zusammentreffen. Um der Sache auf den Grund zu kommen, hat er dem Kinde das [folgende] Rätsel aufgegeben:

Zwei Worte sind es, kurz, bequem zu sagen,
Die wir so oft mit holder Freude nennen.
Doch keineswegs die Wesen deutlich kennen,
Wovon sie eigentlich den Stempel tragen.
Es tut gar wohl, an schön beschlossenen Tagen
Eins am andern kecklich zu verbrennen,
Und kann man sie vereint zusammen nennen,
So drückt man aus ein seliges Behagen.
Nun aber such' ich ihnen zu gefallen,
Und bitte, mit sich selbst mich zu beglücken;
Ich hoffe still, doch hoff' ich's zu erlangen:
Als Namen der Geliebten sie zu lallen,
In einem Bild sie beide zu erblicken,
In einem Wesen beide zu umfassen.

VIII. Teil: >Morgenblatt<, Nr. 85

Unwiderruflich dorrt die Blüte,
Unwiderruflich wächst das Kind;
Abgründe liegen im Gemüte,
Die tiefer als die Hölle sind.
Platen

Das Kind [Bettina] riet und riet wieder hin und her; waren's die beiden Naturen? Die beiden Frauen? Es war nicht auszuratet, bis später am Tage, als die Todesbotschaft [von Goethes Tod] angelangt, wo es dann wieder zu spät gewesen. Das Nichtgelingen hatte den Dichter noch sorglicher denn zuvor gemacht. Wir wissen schon, mit der anbefohlenen Abstinenz war's nicht gelungen, über dem verdrießlichen Zuwarten [Warten] waren ihm Zeit und Weile lang geworden, und er hatte sich verplempert. Draußen galt bei ihm die Zweifelderwirtschaft, im Hause führten die zwei Frauen ein doppelt Regiment, die eine [Christiane Vulpius] über, die andere [Henriette Alexandrine von Roussillon, alias Urania] unter der Erde, und es ging, wie überall, wo's zweiherrisch ist, bunt genug schon durcheinander. Sollte er nun gar die Dritte [Bettina] einführen, welcher Gott und welcher Heros hätte dem Bequemen [Goethe] dann den Hausfrieden auch nur eine Stunde zu wahren vermocht? Also wurde der Herr bedenklich und immer bedenklicher, und steckte zuletzt auch das Kind [Bettine], das doch sonst eine gute Natur hatte, mit seiner Bedenklichkeit an.

Da kam ein Jüngling [Achim von Arnim, Bettinas späterer Ehemann] über die Berge dahergeschritten, blühend in schöner Jugendfülle, er auch wohlgetan und edel in der Seele, in Gestalt und Haltung frisch und wacker und fröhlich in all seinem Tun. Der geistigen Gaben viele waren auf sein Haupt gelegt; aus gutem Metall ergossen und erhauen war das Bild, und mit Anmut umflossen sein ganzes Wesen. Auch ihm war die Gabe des Gesanges [des Dichtens] in den Mund gegeben, und Scherze umblühten ihn, wohin er den Schritt gelenkt. Mochte er nun, einem Schwane gleich, mit schön gebogenem Halse langsam über den Wasserspiegel gleiten, von Gesangeswellen umspielt und eine leuchtende Furche hinter sich ziehend, oder auch wie der Delphin sich auf diesen Wogen wiegend schaukeln; mochte er als Edelfalke leuchtenden Auges durch die Lüfte schießen und der Beute seines Witzes harren; mochte er mit den Flammen der Begeisterung spielen

und sich ergötzen, wie sie ihm gleich jungen Löwen die Hände mit den Feuerzungen leckten: überall war er gleich zierlich, anmutig und adelig, und dabei wie mild, so zuverlässig in fester Treue. Die Erscheinung ging nicht unbemerkt vorüber, auch das Kind [Bettina] begann im Horoskop zu ziffern und zu berechnen, und seltsam! Hier wollte alles zusammentreffen und ineinanderklingen, Morgenlicht und schlummererwachte Blume, Abendlicht und in Schlaftrunkenheit sich schließende [Blume?]. Was sich reimte, einte sich auch bald zusammen, so hatten, wie es scheint, die Götter es gemeint; Poesia [gemeint ist: Urania], die Erstherübergekommene, war für den älteren Dichter [Goethe] die Rechte, dem jüngeren [Achim von Arnim] gehörte die Zweitgekommene an, und jener [Goethe] mußte absteigen. Und darin vor allem hat er seine verständige Klugheit und das schöne Ebenmaß seiner Natur bewährt, daß er, als nun die Wahlverwandtschaften am Gesichtskreis aufgegangen, zur rechten Zeit abgebrochen und nicht etwa den Silberfaden bis zu den Schlacken aufgesponnen. Im Himmel freit man nicht und läßt sich nicht freien; die Genialen könnten es eben also [ebenso] halten, tun sie aber gleich den andern Menschenkindern, dann müssen sie sich auch den Gesetzen fügen, in denen diese das im Durchschnitt Beste, Schicklichste, Mindestnachteilige ausgefunden und festgestellt.

So ist es um Ursprung und Grund dieses Buches [Bettinas Buch >Goethes Briefwechsel mit einem Kinde<] bestellt, dem, wie kaum zu zweifeln, eine sehr in Zwiespalt geteilte Aufnahme [zuteil] werden wird. Schwerlich wird es [Bettinas Buch] schimpflichem Loben, wie rohem Zerretzen und schmutzigem Betasten entgehen; wer mit nackter Seele also [gemeint ist: derartig] heraustritt in die Welt, in einer in der Schlammgrube langsam dahin rinnenden Zeit, wie die gegenwärtige, muß sich gefaßt machen auf's Märtyrertum für die Indiskretion, die er begangen. Es [das Zeitvolk] wird die dieser Liebesmystik noch abgehende Mortifikation [Modifikation] nachträglich ergänzen, und so genommen, sich ertragen lassen. Aber gegen diese Mystik selbst, als Gattung betrachtet, werden auch die Ernsten im Lande, obgleich Petrarca sie hoch zu Ehren gebracht, nicht geringes Bedenken zu Tage legen, weil sie zugleich zu tief und zu hoch sich stellend, kaum dem Vorwurfe der Unnatur sich entziehen mag. Zu tief wird ihr Standpunkt solcher Urteilsweise erscheinen müssen, weil sie, zwar in löblichem Streben überall auf die Einheit dringend, doch nicht bis zur rechten und innersten vorgedrungen, sondern auf halbem Wege umkehrend, blos mit einem Scheinbilde derselben sich begnügt. Und weil nun der Schein, so urteilt diese strengere Ansicht weiter, nimmer einsehen kann für das Wahre und Rechte, so müsse die Einbildungskraft aufgeboten werden, um das Fehlende zuzulegen, und die, in ihrer Willigkeit gar leicht erbeten, drängt und treibt und begeistert immer tiefer in die Illusion, daß der Staub der Erde über sie hinausgewirbelt, als das Unvergängliche begrüßt wird, und in falscher Strahlenbrechung das [der] flüchtige Meteor als Standstern des Himmels erscheint. Daraus müsse dann jener auf den Höhen opfernde Götzendienst sich entwickeln, der, indem er auf ein, wenn auch noch so reich begabtes Haupt, alle die Namen und Ehren lege, die nur von E i n e m mit Wahrheit ausgesagt werden können, an diesem Raub ausübe, sich selber aber mit einem geschnitzten Bilde in seinen besten Gefühlen täusche und hintergehe, und überdem auf der andern Seite ähnliche noch schlimmere Täuschung hervorrufe. Daran knüpfe sich dann auch mit beinahe unabwendbarer Notwendigkeit jene hohle, leere, dem Christentum durchaus feindliche Naturbegeisterung [Illuminaten - Philosophie gleich stoische Naturphilosophie], die, statt die Natur zum Spiegel der Religion zu machen und sie dadurch, von höherer Weihe berührt, über sich selber zu erheben, umgekehrt die Religion zum Spiegel der Natur degradiert, diese dadurch in heidnischer Weise vergöttert, jene aber profanisiert und materialisiert, und sich nun befugt hält, mit dem wegwerfenden Dünkel über die Entwürdigte hinzufahren, wie wir davon die merkwürdigsten Proben uns haben gefallen lassen müssen. Da tauchen dann Lehren auf, gleich zweideutiger Art, wie die Stimmung, aus der sie hervorgegangen, z. B.: „Die Philosophie ist Symbol der Leidenschaft zwischen Gott und dem Menschen, die Liebe aber ist Metamorphose der Gottheit: Gott ist Mensch geworden im Geliebten. Dieselbe Liebe ist aber auch Stimme des Gewissens, was ihr nicht zusagt, ist Sünde, die nur durch ein Abwenden aus der Umarmung der idealischen Liebe geboren wird. Sie ist aber auch der Genius in dir: liebst du, dann nimmt er sinnliche Gestalt an, du liebst ihn dann in dem Geliebten, wie du mit ihm bist, wenn du allein weilst in der Einsamkeit. Selbstbeherrschung ist daher, wenn deinem Genius die Macht über deinen Geist gegeben ist, die der Liebende dem Geliebten einräumt; denn das ist die rechte Selbstbeherrschung, die sich durch ihn beherrschen läßt. Sei darum mit deinem Genius, so bist du auf dem geraden Wege zum Himmel; denn nur was eine Kluft bildet zwischen dir und ihm, ist Sünde; nichts aber ist Sünde, was nicht mit ihm entzweit, weil er die göttliche Freiheit ist in uns, und so kann denn auch nur er die verletzte Unschuld wieder herstellen. Er ist das innere Auge, und wenn wir wissen, daß alle äußern Augen dies eine innere Auge sind, so tun wir alles ihm zu lieb; denn unser Trieb, schön zu handeln, ist der Trieb, diesem Auge wohlgefällig zu erscheinen.“³⁴³

³⁴³ Siehe dazu auch das Kapitel: >Goethes Farbenlehre oder das Unveränderlichste und Unantastbarste<.

Diese und ähnliche Lehren, wie sie das geistreiche Buch in Menge aufstellt, wenn in Beziehung auf die rechte Einheit und Mitte, die rechte Liebe und den wahren Genius genommen, unschuldig und wahr, werden jenem Ernste, wenn auf die falschen Reflexe zurückbezogen, notwendig, sehr verfänglich erscheinen müssen, und die Möglichkeit eines solchen zweifachen Bezugs ist eben durch die zueherrliche Stellung des ganzen Verhältnisses gegeben. Mit Lehren ähnlicher Art hat schon das alte klassische Griechenland einen Versuch in's Große hin gemacht; der Ausgang dieses Experimentes hätte für alle Zeit von Wiederholung desselben abschrecken sollen, wenn überhaupt die Erfahrung früherer Geschlechter den folgenden etwas gälte. Neben dieser Unbestimmtheit des Verhältnisses wird denn auch die Unsicherheit desselben jener ernstern Gesinnung ein großer Anstoß sein, und es möchte ihr verwegen erscheinen, am äußersten Rande menschlicher Beziehungen auf der schmalen, scharfen Kante, diesseits und jenseits welcher die nachbedeckten Abgründe der menschlichen Natur in unabsehbare Tiefen niedergehen, den Tanz, den jene mohrischen [afrikanischen] Frauen vor Kaiser Friedrich dem Zweiten aufgeführt, zu tanzen, und Gott mit solcher Kühnheit zu versuchen.

In solcher und ähnlicher Weise möchten manche ernsthaftige Stimmen sich über das Buch vernehmen lassen; ihr Urteil, wenn auch nicht poetisch, wird doch bei Gleichgestimmten vielfachen Eingang finden, und mir selbst würde es schlecht anstehen, wollte ich im Wesentlichen mich nicht zu ihm bekennen. Inzwischen über geschehene, ganz abgeschlossene Dinge zu rechten, ist ein wenig fruchtendes Bemühen, und da das Abenteuer [Bettinas mit Goethe] ohne sichtlichen Nachteil abgelaufen [für Bettina ohne sichtlichen Nachteil für ihr späteres Leben ablief, was aber nicht besagt, daß es keine sichtlichen Folgen gehabt hätte, nämlich eine Schwangerschaft Bettinas], dürfen wir es schon von der heitern Seite fassen, und uns an der geistreichen Lebendigkeit erfreuen, mit der es bestanden worden. Es ist einmal nicht anders, wenn eine Zeit, nachdem sie lange auf getretenem Wege fortgewandert und fortgeholfert, und unter ihrem Gehen, Reiten und Fahren die Straße sich abgenutzt und zum Teil grundlos geworden, auf den Gedanken kommt, sie sei beschwätzt, angeführt und überlistet worden, als sie geglaubt, die gerade Linie sei der kürzeste Weg zwischen zwei Punkten; dann kann ihr nicht gewehrt werden, wenn sie eine krumme [Wegstrecke] sucht, die näher zum Ziel führt. Da werden denn tausend Pfade rechts und links getreten, alle Sümpfe durchwatet, alle Klippen erstiegen und alle Steine beschritten; sie wird es sich aber zuletzt doch wohl gefallen lassen, nach großer Mühsal wieder in die alte Straße einzulenken, wie die Philologen getan, die, nachdem sie von Moskau bis Lissabon viele tausend Manuskripte des neuen Testaments verglichen, zuletzt gefunden, daß es beim alten Texte sein Bewenden habe. Es kommt also, die natürliche Befugnis einmal eingeräumt, auf die Gesinnung an und den Geist, indem die Reise in partibus infidelium unternommen worden, und diese müssen wir an dieser kühnen Landfahrerin in alle Weise rühmend anerkennen. Manche Konvenienzen sind in der Ausführung ihres [Bettinens] Buches verletzt, einige Persönlichkeiten ohne Not versehrt, aber keine höhere Schicklichkeit irgend [wo] angetastet. In einer Zeit, wo cynische [zynische] Frechheit die Literatur zum Blocksberge gemacht, und der Bock am hellen Tage auf offenem Markte hält, und die Säue, in der die subalternen Teufel hineingefahren, ihn grunzend und laut schreiend umtanzen, hat sie mit aller Sorglosigkeit, Kühnheit und Ungebundenheit auf's Sorgsamste jede gute Zucht zu bewahren gewußt, so daß die tanzenden Galane von ihrem eigenen Unrate hineinlegen müssen in ihr Buch, wollen sie ihm ein Lager sich bereiten. Nichts kriecht in ihm [im Buch] Staub fressend und im Schlamme sich mästend; alles strebt im Fluge nach oben, in vollen Atemzügen die Lüfte trinkend. Alles, was sonst im Naturtriebe der Tiefe zueilt, wird zur Höhe hinaufgewendet, und dabei zeigt sich doch keine Spur sentimentaler Abgestandenheit; Fleisch und Blut, so viel [als] nötig ist, aber beides in schöner Linie zurückgehalten, und darum alles frisch und rund, und sprühend und lebendig, in Mitte dieser Lebendigkeit eine Natur wirksam, die sich gibt, wie sie ist, weil sie nichts Arges zu verbergen und zu bemänteln hat; dabei Scherz und Ernst, Witz und Verstand, Scharfsinn und Einbildungskraft im anmutigsten Wechsel spielend, und überhaupt der Gaben so viele ausgelegt, daß es langer Zeit bedürfte, jeder ihr Recht zu tun und sie nach der Gebühr zu preisen. Als das Kind einst wasserschöpfend zum Brunnen gegangen, hat die Fee an seinem Rand gesessen, und da es gutmütig die Dürstende aus seinem Krug getränkt, hat sie ihm zum Dank die Gabe verliehen, daß, wenn es den Mund öffne, eine Rose oder ein Edelstein niederfalle, und es hat von dieser Gabe hier sattsamen Gebrauch gemacht.

So weit wäre nun alles gut, die Pfade wären geebnet und die Wege bequem gerichtet; aber damit ist's noch keineswegs abgetan; denn es nahen bedenkliche Zeiten; die Jahre, von denen Bengel und so viele andere geredet, und die Sterne stellen sich, als wollten sie sich zu Unglück weissagenden Aspekten anschicken. Kaiserliche Majestät in Weimar [Wolfgang Goethe] sind nämlich, wie bekannt, seither verstorben; ihr Hofgesinde haben sie nun geschickt aufgeblasen, in Taffet gekleidet, eine Lorbeerkrone ihr auf's Haupt

gesetzt, sie auf die Parade hingelegt, einen gläsernen Sarg über sie hergestürzt und bis zum Hündchen Pfuff hinunter haben nun allesamt zum Einschlafen sich angeschickt, um nach hundert Jahren wieder mit ihr [der Majestät Goethe] zu erwachen, gleich jenen, die mit Dornröschen eingnickt, um dann mit der wiedergekehrten von Ewigkeit zu Ewigkeit zu herrschen.

X. Teil: >Morgenblatt<, Nr. 87
(Beschluß)

Bis dahin ist wieder harte, furchtbare, kaiserlose Zeit hienieden, und es muß für die Bestellung eines Reichsvikariats Sorge getragen werden. Da sollte sich denn das Kind [Bettina], das unterdessen zu seinen Jahren gekommen, dabei, wie das Buch besagt, hinlängliche Geistesgaben besitzt, das Regiment gut zu handhaben versteht, überdem auch für zahlreiche, gute, legitime und tüchtige Nachkommenschaft Vorsehung getan, von selber den Wahlherren als Regentin des Zwischenreiches bieten. Sie scheint auch ihre Ansprüche zu kennen und hat Tutti Frutti [den Fürsten von Pückler?] zu ihrem Minister bestellt, um derselben wahrzunehmen, und der hat die Sache gründlich angefangen und ist in die andere Welt hinübergewandert, wo sie die Beine auf die Tische legen, und wird ihr von dort aus eine schöne Herde von Sonnenrindern zur Huldigung vortreiben. Aber wie's in unsern unruhigen Zeiten zu gehen pflegt, ruhiger Besitzstand scheint auch ihr nicht vergönnt, denn es hat sich ein Prätendent gefunden: die Generalstaaten haben den [Ludwig] Tieck genommen und ihn feierlich zum Statthalter ausgerufen, eine Maßregel, die die Diplomatie [Diplomatie] und den Staatsbewind in die höchste Beunruhigung versetzt und mancherlei Ausgleichungsentwürfe und Heiratsprojekte hervorgerufen [hat]. Aber eine dritte Partei wird, wie zu befürchten steht, alle diese Plane [Pläne] zu nichte machen, diejenige nämlich, die gar nichts mehr von einem Kaiser hören will, weil das Kaisertum, ein ganz modern christlicher Gedanke, mit dem Christentum obsolet geworden. Diese Partei, die keineswegs zu verachten ist, hat sich gesteppte Wämser angeschafft, um hieb- und schußfrei [hieb- und schußdicht?] zu sein; sie trägt eiserne Schienen im Hute, um das darunter verborgene Talent zu schirmen, legt bei jeder schicklichen Gelegenheit den größten Mut an Tag, ist der Meinung, jeder aus ihrer Mitte sei schon ein ganzer und voller Kaiser, sie alle zusammen aber seien ein kaiserlich Volk, das sich selber guberniere und darum keines Extrakaisers bedürfe; und in allen diesen ihren Überzeugungen lassen sie sich alle insgesamt ganz und gar nichts einreden. Der literarischen Judenschaft hat diese Art Kaiserlichkeit gar wohl gefallen, sie hat sich daher unter das kaiserliche Volk einschreiben lassen und will nun nicht zurückbleiben unter den Opponenten. Von ihnen ist der Vorschlag ausgegangen, wenn es ja der alten Gewohnheit wegen eines Führers bedürfe, den Ahasverus [den ewigen Juden], aber, wie sich von selbst verstehe, mit konstitutionellen Hemmschuhen dafür zu bestellen; denn der schicke sich am besten für den beständigen Fortschritt und die ununterbrochene Bewegung, weil er das perpetuum mobile, ja die personifizierte Bewegung selber sei. Die Sache hat großen Beifall gefunden, man sinnt jetzt nur auf das Hemmwerk, und wie es an den Siebenmeilenstiefeln anzubringen [sei], um in der Retardation eine sedate, von jedem zu leistende Musterbewegung hervorzurufen und dann den Rennwagen loszulassen. Ich meinerseits glaube, es wird damit gelingen; weder [Ludwig] Tieck noch das Kind [Bettina], noch beide miteinander werden mit ihren Ansprüchen aufkommen [Erfolg haben], und wir werden den alten Schuster von Jerusalem zum kaiserlichen Vorreiter erhalten. Dann mag sich, was laufen kann, auf die Beine machen; es geht, ohne Rücksicht auf den Straßenzug, immer in gerader Linie; Rasttage werden nicht gestattet, die Marodeurs [die plündernden Nachzügler] aber im Wasser ersäuft [von Riemer oder Varnhagen von Ense?]. Da wird es nun freilich um das Monument bedenklich stehen, das hier Goethe von Kindeshand [von Bettina] erhalten soll. Zwar hat er's um sie, und sie um ihn gar wohl verdient, auch ist der Entwurf dazu vortrefflich; aber die Deutschen sind bekanntlich famose Monumentemacher; sie bilden sie am liebsten und wohlfeilsten aus Steinen, die sie auf den Verehrten werfen; wollten sie aber diesem wirklich etwas Liebes oder Süßes antun, dann wäre immer noch Jean Pauls alter Vorschlag mit den Lebkuchen zu beherzigen. Kommt es aber doch wirklich zu einem Denkmal Goethe's, dann muß vor allem seine Dogge, die immer vor ihm hersprang, ihm apportierte, was er verlangte, allen freundlich zwar, die ihm [Goethe] wohl wollten, die Übelwoller aber mit großem Eifer anbellte, eine Stelle [im Denkmal] finden, der Zelter [richtig: der Riemer ?] nämlich.

Geschrieben im Jänner [Januar] 1835. [Zu Goethes 90stem Geburtstag!]

Goethesche Idiotismen – eindeutige und unwiderlegbare Beweise für Goethes Verfasserschaft bei anonym oder pseudonym publizierten Werken

Jeder Mensch ist ein einmaliges Individuum mit unverwechselbaren charakteristischen Eigenarten. Bei einem Dichter, der ein noch komplexeres Wesen darstellt als ein Durchschnittsbürger, ist dies noch ausgeprägter. Aufgrund der Uneinheitlichkeit der deutschen Sprache zur Jugendzeit Goethes - es gab noch keinen Duden, ein deutsches Wörterbuch, das zur Vereinheitlichung der deutschen Orthographie geführt hätte - finden wir bei den verschiedensten Schriftstellern verschiedene, ihnen ganz eigentümliche Idiotismen. Bei Goethe sind diese „Wortschöpfungen“ sogar am ausgeprägtesten und am häufigsten zu finden. Sie stellen sozusagen unverwechselbare Fingerabdrücke dar, um pseudonym oder anonym veröffentlichte Werke mit absoluter Sicherheit einem Verfasser – in diesem Falle Goethe - nachweisen zu können.

In der >Zeitschrift für deutsche Wortforschung<, Beiheft zum sechsten Band, mit Titel >Beiträge zu einem Goethe-Wörterbuch<, von W. Kühlewein und Th. Bohner, Straßburg 1904, fand ich nicht den ersten Versuch, den reichhaltigen individuellen Goethe-Wortschatz zu dokumentieren. Wenn es nun einem Goethe-Forscher gelingt, sogenannte Goethe-Idiotismen oder anders ausgedrückt ureigene Goethe-Wortschöpfungen in den offiziellen Schriften zu entdecken, die auch in den Originalerstaufgaben von pseudonym oder anonym veröffentlichten Werken verwendet wurden, so ist der eindeutige und unwiderlegbare Beweis für die Verfasserschaft Goethes erbracht. Dies ist mir bei mehreren anonymen oder pseudonymen Werken gelungen. Praktisch genügt eine einzige solche Wortschöpfung, wie zum Beispiel „halberhobne Arbeit“ in dem Werk >Bruchstücke aus den Begebenheiten eines unbekanntem Beherrschers der verborgenen Obern der höhern Illuminaten und höhern Propagande<, um Goethe als Verfasser dieses anonym veröffentlichten Werkes eindeutig zu überführen. Tatsächlich finden sich die Goetheschen Idiotismen, außerdem Grammatik- und auch Stileigentümlichkeiten, in großer Anzahl.

Damit ist der eindeutige und unwiderlegbare Beweis für die Verfasserschaft Goethes an den unten aufgeführten anonym oder pseudonym veröffentlichten Werken erbracht. Die Germanistik und Goethe-Philologie kann sich diesen Entdeckungen nicht mehr länger verschließen.

Alle Goethesche Idiotismen, die auch von den oben genannten Sprachforschern in den offiziellen Schriften Goethes gefunden wurden, sind mit einem (*) versehen.

Zuerst ein Auszug aus dem Werk >Beiträge zu einem Goethe-Wörterbuch< von W. Kühlewein und Th. Bohner, in >Zeitschrift für deutsche Wortforschung, Beiheft zum sechsten Band<:

Präfixstudien zu Goethe

von
Wilhelm Kühlewein

Es ist eine eigentümliche Erscheinung in der Sprache Goethes, daß er die entschiedene Neigung zeigt, gewissen Wörtern Gradunterschiede zu geben. Bei diesen Bildungen gebraucht er Präfixe wie halb-, ganz-, über- u.s.w. Diese Erscheinung wird besonders erhellt in der Vergleichung von Goethes Sprache mit der seiner Vorgänger aus der klassischen Zeit, wie Lessing, Wieland, Herder. Es werden sich bei der Besprechung der einzelnen Präfixe genauere Parallelen ergeben, vorläufig sei nur darauf hingewiesen, daß die Gradunterscheidung bei diesen Dichtern Goethe gegenüber verschwindend klein ist. Es finden sich bei ihnen Wörter wie Halbkenner, halb wahr, überklug auch, aber sie scheinen nicht mit der Tendenz gebildet, wie bei Goethe z. B. Halbmädchen oder Überhexe und Über-Hogarth. Wie reich die Sprache Goethes an solchen Bildungen ist, geht schon daraus hervor, daß DWb (Deutsches Wörterbuch) 105 verschiedene mit dem Präfix halb- gebildete Wörter bei Goethe belegt.

In den folgenden Blättern nun soll eine Geschichte dieser Erscheinung gegeben, d. h. es soll gezeigt werden, wann etwa Goethe anfängt, solche Gradunterschiede zu machen, in welcher Zeit und in welcher Art seines Schaffens diese Neigung am stärksten ist, etwa auch, ob diese Neigung bei bestimmten Wörtern besonders stark hervortritt. An die Erörterung dieser Erscheinungen, die vielleicht zufälliger Natur sein könnten, würde sich die Frage anschließen, ob Goethe etwa durch das Alter oder durch irgend welchen historischen oder wissenschaftlichen Vorgang in seinem Leben beeinflusst wurde; denn das muß man sich bei Goethe immer vergegenwärtigen, daß er nicht Dichter allein, sondern daß er Universalgelehrter war, dessen

fein organisierter Geist und dessen sensible Seele in Schwingung gebracht wurden durch jede Regung, die von außen kam. Daher kommt es auch, daß Goethe seiner Sprache immer wieder neue Bahnen bricht, und daß auch die Sprache des alternden Goethe eine unerreichte Geschmeidigkeit und Vielseitigkeit hat. Goethes Sprache ist von so seltenem Reichtum und von so großer Bedeutung, daß auch der geringste Beitrag zu ihrer genaueren Erforschung nicht wertlos ist, sondern Licht wirft in die Tiefen dieser wunderbaren Geistestätigkeit. So sollen die folgenden Blätter einerseits eine eingehende Sammlung der einschlägigen Wörter geben, andererseits einen kleinen Beitrag liefern zum Verständnis der Sprache unseres größten und deutschesten Dichters.

Des großen Materials wegen sind die Blätter in Gruppen geteilt; und damit sie ihrer Natur nach übersichtlich werden, unterscheiden wir vielleicht am besten drei Gruppen: 1. Die mit dem Präfix halb gebildeten Wörter von schwächendem Charakter; 2. die mit den Präfixen über-, ganz-, hoch-, tief-, viel-, voll-, ur- gebildeten Wörter von graderhöhendem Charakter; 3. eine Gruppe von seltenen Präfixen, die typisch sind für die Art der Wortschattierung bei Goethe.

Eine naturgemäßere Einteilung wäre die, vom graderhöhenden Charakter auszugehen; aber da das Präfix halb- in vorbildlicher Weise behandelt ist, so darf vielleicht diese Gruppe vorausgehen.

Eine 4. Gruppe, nämlich die negierende Gruppe, die ihrem Wesen nach in den Rahmen dieser Arbeit gehört, wird eine selbständige Behandlung erfahren, da sie zu groß ist, um hier untergebracht werden zu können.

I. halb.

Die größte Vorliebe zeigt Goethe für die mit dem Präfix „halb“ gebildete Gradunterscheidung. Die Anschaulichkeit des Ausdrucks und dann die bequeme Verwendbarkeit als Kompositionsglied dürften wohl als Gründe für die Beliebtheit dieser Vorsilbe anzusehen sein; es liegt darin eine gewisse sinnliche Kraft. Von den 105 verschiedenen Belegen im DWb. sind 7 – Halbirrtum, Halbkopf, Halbnarrheit, halbroh, halbverschollen, Halbwahn, Halbwirt – in der Weimarer Ausgabe, in der außer den Briefbänden von 1816 an noch I 30-32 und 42 fehlt, nicht nachzuweisen. Nach der W[eimarer] A[usgabe] ergeben sich etwa 275 verschiedene Belege für die Zusammensetzung mit halb; mit den Wörtern, die mehrmals vorhanden, wie Halbgott, Halbkenner, Halblicht, Halbmensch u.s.w. dürften es etwa 520 Belege sein.

Es ist vielleicht von Belang, wenn gleich hier einige Parallelen mit andern Dichtern aus jener Zeit gezogen werden, damit die Erscheinung einleuchtender wird. DWb hat für Klopstock 3 Belege – halbdeutsch, halbgewendet, Halbmensch -, für Lessing 4 – Halbkenner, Halbphilosoph, halbschurig, Halbvater -, für Herder 3 – halbesagt, Halbgrund, Halbkenner -, für Wieland 6 – Halbkopf, Halbmann, Halbmensch, halboffen, Halbtier, Halbwahrheit -, für Jean Paul 17 - halbaufrecht, halbbärtig, halbblind, Halbbogen, Halbfarbe, halbgeschlossen, Halbgesicht, Halbhaus, Halbmensch, Halbseitigkeit, Halbteufel, Halbtier, Halbton, Halbtrauer, Halbvieh, halbwüchsig, Halbzwilling -, für Schiller 3 – halbgut, Halbmann, Halbvogel. Zahlen sind tot, aber diese Zahlen sagen etwas: sie zeigen, daß bei allen diesen Dichtern die Neigung zur Gradunterscheidung verhältnismäßig klein ist gegenüber Goethe. Diese Tatsache veranlaßt zu näherer Untersuchung des Vorganges, und es wird zweckmäßig sein, zunächst festzustellen, bei welchen Wörtern diese Erscheinung hauptsächlich auftritt, dann in welchen Werken und in welcher Zeit sie vorherrschend ist, und schließlich zu untersuchen, ob nicht irgend welche historischen und sprachphilosophischen Gründe die Erscheinung motivieren und regeln.

Natürlich sind viele der angeführten Wörter nicht Eigentum Goethes; sie sind entweder schon vor Goethe geprägt worden, oder es sind termini technici, wie „Halbfranzband“. Von letzteren mögen hier nur die hauptsächlichsten statistisch folgen: Halbcirkel, Halbcirkelbogen, Halbdutzend, Halbfranzband, Halbgott, Halbhundert, Halbjahr, Halbinsel, Halbkreis, Halbkugel, Halbrund, Halbstunde, halbjährig, halbkreisförmig, halbkugelförmig, halbmondförmig, halbstündig.

[...]

hoch-

Knauth³⁴⁴ macht in seiner Dissertation darauf aufmerksam, daß Goethe im Alter eine besondere Vorliebe zeige für die mit dem Präfix „hoch“ gebildeten Substantiva, wie Hochbegrüßung, Hochbesitz, Hochentzücken, Hochgewölb u. a. Um diese kann es sich, wie gesagt, hier nicht handeln, denn „Hochgewölb“ ist nichts anderes, als ein hohes Gewölb, aber nicht etwa ein Gewölbe, das im hohen Grade Gewölbe wäre. Bei Substantiven ist diese Erscheinung überhaupt höchst selten. Es lassen sich bei Goethe – abgesehen von den wenigen substantivierten Adjektiven, wie z. B. Hochgelahrter – nur ein, höchstens zwei

³⁴⁴ Knauth: > Goethes Sprache und Geist<, Dissertation, Berlin 1852.

hier einschlägige Belege feststellen. In einer lyrischen Einlage zur >Novelle< aus dem Jahre 1826 spricht er von einem Hochtyrannen I.5:34, 32:

„So beschwören fest zu bannen
Liebem Sohn an's zarte Knie
Ihn, des Waldes Hochtyrannen
Frommer Sinn und Melodie.“

Hier handelt es sich wirklich um einen Tyrannen, der in hohem Grade Tyrann ist. Noch an einer andern Stelle dürfte die Bedeutung des Wortes graduell zu fassen sein, nämlich wenn es in der >Pandora< heißt (I. 50; 339, 948): „Hier leistet frisch und weislich dringende Hochgewalt erwünschten Dienst“. Es kann hier wohl „Hochgewalt“ dahin gedeutet werden: eine Gewalt, die durch und durch Gewalt ist, gleichsam elementar.³⁴⁵

Die adjektivischen Belege sind in alphabetischer Folge hier angeführt.

[...]

1773

>Die Leiden des jungen Werther<

Präfix halb-³⁴⁶

halb tauben Ohren
etwas Halbwahres
einer halbwegs ... freien Tat
durfte Sie nur halb verteidigen
ich bin nicht halb so brav
nicht halb so entschlossen
halb verwehtes Ächzen
Halbgott
halblaut aussprechen
halb dämmernd wandeln
las halb gebrochen

Präfix über- (auch herüber-)

übergehen
übersieht
übertrieben
überwinden
der Donner die Musik überstimmte
die weite Gegend überschauen
die übermütigen Freier
mit Nußbäumen überschatteten Pfarrhof
etwas Übereiltes
du überspannst alles
überwältigt
die Überspannung
mit so vieler Wonne überströmte
am Himmel herüberwiegte
in der überfließenden Fülle
mich ... überfüllten
meine überspannten Ideen,
die übergnädige Damen
die sich ihres bißchen Kopfes überhoben
der Fluß sei übergetreten
überschwemmte

³⁴⁵ Wie ich in meinem Buch >Bettinas wirkliches Verhältnis zu Goethe – Ist Goethe der natürliche Sohn Kaiser Karls VII.??< ausgeführt habe, ist Pandora mit Bettina (Brentano) identisch. Da Goethe mit Bettina eine erotische Affaire hatte, so wäre der Goethesche Idiotismus „Hochgewalt“ eher mit „Sexualtrieb“ zu übersetzen, der ebenfalls eine elementare Gewalt darstellen kann.

³⁴⁶ Sowohl zusammen als auch auseinander geschrieben.

keine übereilte Tat
übermannte
mit Übereilung

Präfix tief-

tiefsinnig

Präfix unauf-

unaufhaltsam

Präfix all-

des Allliebenden

Präfix unaus-

unaussprechliche Schönheit
unausstehlich
unauslöschlichen Eindruck
im Zustand der unaussprechlichsten Ungewißheit

Präfix unbe-

unbedeutenden Mädchens
unbedeutendes Kompliment
unbefangen
einer unbescheidenen Nachbarin
unbekümmert
neidische Unbehaglichkeit
ihre unbefangene Seele
einer unbeständigen Eitelkeit
aus Unbegriff
unbeschadet
unbezwänglich

Präfix uner-

die unergründlichen Gestalten
am unerträglichsten
ein unerträglicher Nachbar
das Unersetzliche
einer ... unerwarteten Tat
die unergründlichen Kräfte

Präfix unver-

unverdrossen
unverdorben
unvermutet
unversehens
unvermeidlich
unveränderlich
unvermerkt

Präfix hoch-

hochadeligen Augen
hochgelahrten Köpfe

1773
>Das leidende Weib<

Präfix über-

die Überspannung
überirdische
überwältigen

Präfix tief-

tiefsinnig

Präfix voll-

wollte mir den Kopf vollpfropfen

Präfix unauf-

durch unaufhörliches Verbot

Präfix all-

allmächtiger Gott

Präfix unbe-

hoher unbegreiflicher Engel
sey unbesorgt
dir unbekannt

Präfix unver-

unverfälschte Liebe
unvermerkt

Beliebte und charakteristische Goethewörter

allenthalben

Nichts: Saust Winde – reiße meine Seele weg; weht sie hin in Nichts!

ca 1773
>Der Hofmeister<

Präfix über-

überlaut schreyen
überstreut

Ich bin satt überhörig.

So hat Er unrecht, daß Er sich überhörig satt ißt. (Im Sinne von: zuviel)

Präfix unver-

unverführtes unschuldiges jugendliches Lamm (im Sinne von: Mädchen)

Beliebte und charakteristische Goethewörter

fünf: nach funfzig Jahren (funf mehrmals im Text des >Hofmeisters<))

eilf: Schul gehalten bis Eilfe, Eilfte Scene

Nichtig: ich bin der Nichtigkeit entbunden

kein: wir haben lange keinen Punsch zusammen gemacht

Ich würde mich keinen Augenblick bedenken

Er ist auch noch in keinen Teich gesprungen

In Gustchens Armen beneid' ich keinen König

vor der Hand keinen Tanzmeister

keinen rechtschaffenen Menschen mehr antreffen kann
daß ich Dir keinen Daumen aufs Auge gesetzt habe
in der heutigen Welt keinen Schatten der Wirklichkeit antrefft
daß ich keinen Kaffee ohne Zwieback ins Maul nehme
ein Mensch, für den ich keinen Groschen ausgabe

Anmuthungen: ihren unbesonnenen Anmuthungen
Ahndungen: nie etwas auf Ahndungen gehalten
erstaunenden: die erstaunenden Verführungen auf Akademien
Lüderlichkeit
ungebohren: die Worte ungebohren zum Munde herausfallen
herausschnarcht: er zwischen Nase und Oberlippe da was herausschnarcht
Entschließungen: überlasse Dich Deinen Entschließungen
Hofnung (anstatt: Hoffnung)

1773 - 1774

>Petrarchische Oden – Elegien an meine Minna, alias Urania<

Präfix über-

überschnein
überflügeln Tod und Zeit
überhand nehmen
überspannter Glückseligkeitsbegriffe
überheben
übergeht

Präfix tief-

tiefgefühlter Dank

Präfix all-

der allertreuste Freund
allzuklein
allgegenwärtig
das allerfeinste Gold
dem allwahrhaftig Treuen
allzuspröden Geist

Präfix unaus-

unaussprechliches Vielleicht
unauslöschlich Feuer
unaussprechlich frohen Zustand
unaussprechlich Wort

Präfix unbe-

unbescholt'ner Sinn

Präfix uner-

immer unerreichter
unerreicht von
unerreichlich
unermesslich

Präfix unver-

unverletzlich schwur
fließet unverhohl'ner vom Gesicht
unverderbter Kindheit
unvergeßlich

unverhüllt
unverwandt
unverdiente

Präfix hoch-

den Hochgelobten
hoch erfreut
hoch herab

Beliebte und charakteristische Goethewörter

allenthalben
betrübt (im Sinne von: traurig):
ihr betrühten Quellen
das betrühte Lesen
betrühter Augenblick
nichts weniger als Platonismus
zerstiebt
das Ungewitter
ungesehen
die Ungetreue
ungemein

1787

>Fragmente aus dem Tagebuche eines Geistersehers<

Präfix über-

das Überströmen meines Wesens

Präfix voll-

dem vollkommensten Verstande

Präfix all-

das Allerunschuldigste
der allumfassendste Verstand
den allumfassenden Gedanken

Präfix un-

unübersehbare Labyrinth

Präfix nicht-

des Nichtdenkens

Beliebte und charakteristische Goethewörter

allenthalben
ohngeachtet
wollichte Heerde
anscheinende (Disharmonie)
verjüngten Maßstabe – neues verjüngtes Leben
in das innerste Heiligthum der Natur
Erreichung der mannichfaltigen Entzwecke der Natur
kömmt
Ausdauren (Ausdauern)
versammelt
dieser reinste abgezogenste Stoff
höchstkünstlich

(bis neue Zweifel meine Überzeugung) wankend machen
dem Betrübten Trost einflößen –
nichts weniger als
ich begrüße in ihm
gemeinlich (im Sinne von: gewöhnlich) der Proberstein meiner Frage
außereinander - des Außereinanderbestehenden,
dieser Uebergang vom Nichtseyn zum Daseyn, ist der geheimnißvolle, dunkle Vorhang der Natur, welchen
kein sterblicher Blick durchdringt.
außer sich zu wirken
ein immerwährendes Interesse
ein kleines Tischgen
zu einem zusammenhängenden Ganzen
des Gewinstes (des Gewinnes)
zernichten – der Zernichter (anstatt: Vernichter, vernichten)
Goethescher Ausspruch: Um uns ein eingebildetes Gut zu schaffen, unterziehen wir uns wirklichen Übeln.
eingeschränkten Geist
wie ein Gemälde neben einander da, worinn Licht und Schatten auf das herrlichste vermischt sind
Goethescher Ausspruch: Wo wir uns in alle Rechte der Menschheit wieder eingesetzt fühlen.

ca 1774 – 1775

>Zerbin oder die neuere Philosophie<

Präfix halb-

halberstickten Seufzern
halb ohnmächtig

Präfix über- (vorüber-)

überirdische Wesen
übermäßig
übereilte
vorübereilende Grille
übersah
etwas Übernatürliches

Präfix unauf-

unaufmerksam

Präfix all-

allzugroßer
den Allereinfältigsten
allerkümmerlichsten Mangel

Präfix unbe-

unbedeutend
unbescheiden

Präfix uner-

unerschöpflich
unermesslich
unerfahrene
unerklärbar
unerhört

Präfix unver-

unvermögend
unversöhnlich
unverzeihbaren (Verbrechen)

unvermutete (Entdeckung)
unversehens
unverstellt (brennende Küsse)

Beliebte und charakteristische Goethewörter

nicht: wir werden uns oft nicht Zeit zur Untersuchung lassen ...
nicht der erste Schiffbrüchige
kein: sich durch kein Schicksal ... erniedrigen zu lassen
EntschlieÙung: liegt die Ursache in der Natur der menschlichen Seele und ihrer EntschlieÙungen ...
Grille: vorübereilende Grille
nichts weniger als: da der Graf nichts weniger als geizig war ...
auÙer sich: die zuletzt an keinem Dinge auÙer sich mehr die geringste moralische Schönheit werden entdecken können ...
uneingeschränkt: uneingeschränkt zu trauen ...
Gemälde: Meine Leserinnen werden vielleicht bei dem ersten wahren Gemälde (richtiger: Schilderung) einer Männerseele erstaunen ...

1788 - 1792

Anonyme Goethesche Aufsätze im >Magazin zur Erfahrungs-Seelenkunde<

Präfix halb-

ein halblautes Pfu
dürre halbreife Gestalt

Präfix über-

die Übersichten
die Übereilung
das Übergewicht
die Überschnellung
übertrieben
sie übersieht ihn
überdrüssig
die überspannte Dankbarkeit
mit meiner übermüthigsten Mine
mein qualvolles Ich mit hinüberschleppen
etwas übergebogen ist

Präfix viel-

vielumfassenden Bedeutung

Präfix voll-

mit einem volltönenden Griffe

Präfix unauf-

unaufhörlich

Präfix all-

allseitigen Vorstellung
allüberschwenglich
Allwissenden
allrührende Schönheit
Allmutter
allverschlingendes Grab

Präfix unaus-

am unausstehlichsten

einen unauslöschlichen Abscheu
unauslöschlich übeln Eindruck
unaussprechlich

Präfix unbe-

unbedeutend
die kalte unbeugsame Wirklichkeit
unbegreifliches Loos
unbegreiflicher Muthwille
unbezwingliche Ungeheuer
unbekümmert

Präfix uner-

unerklärbare
unerschütterlicher Mann
unerträgliche Besuche
unerschütterlich

Präfix unver-

unvermeidliches Elend

Präfix nicht-

eines Nichtwollens
nichtiges Leben

Beliebte und charakteristische Goethewörter

allenthalben
ahnden: ahndet
rasend werden (im Sinne von: verrückt werden)
das Nichts: ewig endloses Nichts
Nichts ist ewig und selbständig

1792

Briefe Goethes an Ludwig Tieck
aus >Goethes und Uranias Sohn – Ludwig Tieck<

Präfix halb-

halbnackt
halb bemoost³⁴⁷
halblaut
halb ohnmächtig
halb im Traum, halb wachend

Präfix über-

übersahen
übertrifft
überschreiten
Übereilung
Überdruß
überhäufte Vergnügungen
Übermaß
überirdischen Abend
überwachsen

³⁴⁷ Wegen Goethes uneinheitlicher Orthographie sind Wörter mit dem Präfix „halb“ oder weiter unten mit dem Präfix „viel“ sowohl auseinander als auch zusammen geschrieben.

viel umfassende
Präfix viel-

vollkommenes Wesen
Präfix voll-

unaufhaltsam
den unauflöslichsten Banden
Präfix unauf-

Präfix all-
allgewaltige Granitmassen
nicht allzulange aushält
allerliebste
Alltagsverrichtungen
allerliebstes Sujet
unter allaugenblicklicher Furcht zu sterben
die allerfeinste (Schönheit)
die allergiebigste (Grube)
die allergrößte Höhle

Präfix unaus-
hat mir aussprechliches Vergnügen gemacht
unausstehlich
unaussprechlich reizende Aussicht

Präfix unbe-
einzelne, unbedeutende Zusätze ausgenommen
jene, mir unbegreiflichen Niederträchtigkeiten
die unbehaglichste Empfindung
der unbedeutenden Aussprache der Franken

Präfix uner-
unerkenntlich
in unerschöpflicher Menge
unter dem unerträglichsten Geschwätz

Beliebte und charakteristische Goethewörter

allenthalben
betrübt (für traurig)
ohngefähr (für ungefähr)
Rätsel sprechen
nichts weniger als ein Poet
ich habe nicht länger Zeit

1793

>Bruchstücke aus den Begebenheiten eines unbekanntem Beherrschers
der verborgenen Obern der höhern Illuminaten ...<

Präfix halb-

in halberhobner Arbeit (*)

Präfix über- (oder hinüber-)
Herträumte übermenschliche Kräfte
von überspannter, nicht genug geläuterter Aufklärung

Menschenkraft übersteigende Taten
überströmendes Maß
überwiegend von Taten
überschwebenden Grazie
überströmend von höchster Tätigkeit
überströmende Gottheit
des sie überströmenden Schönen
überströmend die ganze Menschheit
wir überströmten es
der Hinübersturz in Gefühllosigkeit
hinüberschwinden zu lassen in Liebe
übereilter Vorsatz
hinübergeflossen
mit Glückseligkeit zu überströmen
der Geist übermenschlich groß
von Träumen überschwommen
mit Wasser überschwommen (anstatt: überfüllt)
meine Schwester überströmte mich mit Fragen
mit dem übereintraf
hinüberschmelzend
überschwebte
überlaut
überschwebende Größe

Präfix tief-

tiefdringende Erfahrung
tiefsinnige Spekulation
tiefdringender Blick
der tiefblickende Menschenkenner
der tiefdenkendste Forscher

Präfix viel-

vielumfassendem Feuer

Präfix voll-

eine (Vorstellung) immer ernstvoller als
in angstvoller Stille
empfindungsvollen Herzen
schaudervolle Szene
grausenvolle Bilder
strahlenvolle Sonne
bittervoller Strom
feuervolles blaues Auge
bewußtvollen Aufblick

Präfix unauf-

sein Licht erleuchtete unaufgehalten das Gebüsch
unaufgehalten wirst Du auf Deiner Bahn wandeln
unaufhaltbar fortströmen
unauflöslisches (*) Band
einen unaufgehaltenen Glanz
die Vernunft (konnte) unaufgehaltener wirken
ein unauflöslisches Rätsel

Präfix all-

Allmachtswirkung
Allmachtswirken
Allmachtsfeuer

Allmachtskraft
Allmachtstätigkeit der Menschen
Allmachtswirkungsziel
Allweisheit
Gottheitsallmacht

Präfix unaus-

unaustilgbar
unauslöschlich
diesen unaustilgbaren Eindruck
unausdrückbar
unausbleiblich
unauslösbar
unausgeübt

Präfix unbe-

unberührt (*) von Lüsten
unbezeichnet
unbewölckter Stirn
unbelebt (*)
die unbemerkbarsten (*) Räume

Präfix uner-

unergründliche (*) Seligkeit
unerreichlich (*)
mir unerreichlichen Bilde
unersteigliche Höhe

Präfix unver-

unverrückt (*)
aufs unverbrüchlichste halten
unveräußerlich
diese, mir ewig Unvergeßliche (*)

Beliebte und charakteristische Goethewörter

halberhobne Arbeit (*)
betrübt (im Sinne von: traurig)
blickten uns betrübt an
sehr betrühte Stunden
voll größter Betrübniß
die trübsten Zufälle
die trübsten Erfahrungen
die trübste Zukunft
ein trübes Diesseits
unsinnig (für: wahnsinnig)
ahnden (für ahnen, vermuten)
ohne es einmal zu ahnden
dessen Möglichkeit zu ahnden
des ahndenden Argwohns
Gottheitskraft in sich ahndend
ahndenden Empfindungen
hätt' ich nur ahnden (vermuten) können
was ich kaum zu ahnden wagte
ahndete ich nicht, konnt' ich nicht ahnden
auch nur ahnden können
mit bewundernden Schaudern ahnden
nicht zu ahnden getraut

dessen Dasein wir ahnden
ahnden kann ich
ungefähr (älter: ohngefähr)
durch ein solches Ungefähr herkommen
wenn es nicht ein Ungefähr gewesen wär'
funfzig Stufen ohngefähr gestiegen
allenthalben
Morgenduft (= Nebel)
des grenzenlosen Weltmeers Feuerflut
schauerliches Dunkel
ganz mit den sprechendsten ähnlichen Zügen
Behagen, Behaglichkeit:
wohlbehaglich
empfindlich (anstatt: empfindend)
unzerstörlichen Besitzes

Zahlen

eilf für elf
funfzig für fünfzig

1793 - 1794
>William Lovell<

Präfix halb-³⁴⁸

der hat nur halb empfunden
der Vorfall halb verheimlicht blieb
(Dein halb im Scherz gegebenes Versprechen)
halbschläfrig
halb enthüllt
(halb im Ernst)
scheint dabei halb eingeschlafen
(halb in sich geschmiegt, halb an mich gedrückt)
die halb abgelösten Tapeten
den noch halbbelebten Leichnam
laut und halb wahnsinnig
lächelst nur zuweilen halb mitleidig, halb erzwungen
halb gewaltsame Art
wenn sie halb betrunken sind
halb erschrocken und halb entschlossen
(halb ohne Bewußtsein)
den halboffenen Wagen
(jene halbe Klugheit)
nur halbklugen Grund
(kommen selbst auf dem halben Wege entgegen)
halb ohnmächtig
halb deutlich

Präfix über- (oder unüber-, vorüber-, hinüber-)

der unübersehbaren Wölbung
meine übertreibende Empfindung
mir sein Bild vorüberschwebt
Gesang der Liebe übertönt
übertrieb'ne Reizbarkeit
ein buntes Gewühl wird mir vorübergezogen
geht alles bunt übereck
die mich ernst hinüberwinkt
übergossen

³⁴⁸ Sowohl zusammen als auch auseinander geschrieben.

eine vorübergehende Torheit
seiner überweisen Antwort
übereilten Wünsche
der vorüberfliegenden Gefühle
den überlästigen Redner
nach fremden Ufern hinüberzuschlagen
seiner gutgemeinten Überklugheit
nach der Stadt hinübersehe
mit den Flügeln der Wonne hinüberheben
nach dir hinübergedacht
zu Dir hinüberreichen
einer dem andern vorübergeht
mich selbst zu überwältigen
das Gefühl, das nun in unbekannte Regionen hinüberdrängt
diesen überzeugendsten von allen Beweisen
mit neuen Ideen und Gefühlen überschüttet
übermenschlichen Gefühlen
schon genug und übergenuß gewonnen
ich bin mehrmals ihrem Hause vorübergegangen
wie Morgenrot, das mühsam nach mir hinüberklimmt
auf meinen Wink zu mir herübergeflogen
Sturm an ihrem Herzen vorübergefahren

Präfix tief-

tief verwirrt
der tiefe innige Wunsch nach Unsterblichkeit
das tiefgesenkte Abendrot
(ebenso tief empfind ich)
(diesen tiefen Hang)
so tief verwirrt
tief versunken
(der Himmel hängt tief und trübe)
in seinem Tiefsinne
eine tiefe Melancholie
die Ursache seines Tiefsinns
ein tiefsinniger Philosoph
mit tiefeingesunkenen Augen
(mein tiefes Mitleid)
(in einem tiefen Gespräche)
(und ich sehe tief, tief hinunter nichts als Unglück)
(einen tiefen, gedankenreichen Sinn)
(hörte sie ... wie aus einer tiefen Ferne)
(ich ihre tiefe Ideen nicht verstehe)
(verachte tief)
so tief hinuntersinkt
(nichts tiefer erniedrigen als)
tiefbekümmert
tiefhängenden Wolken
tiefsinnig
tiefliegenden Augen

Präfix voll-

(martervollen Wirbel)
(jenes verdammnisvolle Schreckliche)
(das kalte, wüermervolle Grab)
(lückenvoll)
vollgedrängten Theatern
(einer dunkeln, träumevollen Einsamkeit)
(alle blumenvolle Täler)

Präfix all-

allenthalben
durch ihre allmäligen Wohltaten
allgemach
die allmähliche höchstmögliche Vollendung
das Allerlustigste
das Allerhöchste

Präfix uner-

unermüdet
unerquicklich
unersprießlich
unermeßlich
nichts ist ... unerträglicher
ist unerlaubt
jedes unerwartete Vergnügen

Präfix unver-

unverkleidet
unversehends

Präfix hoch-

hoch lyrisches Gedicht
hochgespannte Empfindung
hochgeehrter Herr
hochgeborner Herr
hoch anschwellen (ich fühle mein Herz oft hoch anschwellen)
war meine Empfindung so hoch gespannt
hoch triumphierend
hoch herab ... blicken
hochfahrendes Wesen
so hoch erhabnen Stufe
hochweiser Miene
hochklingend
hoch glücklich schätzen
(hoch ... aufgeblasen)
hochbetäubten Miene
hochfliegenden Phantasie

Beliebte und charakteristische Gothewörter

allenthalben
Nichtexistenz
kömmt
sammet
betäubt (für traurig)
nicht zu zernichten (anstatt: vernichten) wagte
von ohngefähr (anstatt: ungefähr)

Weitere Eigentümlichkeiten

das Wort „allenthalben“ kommt in dem Werk mindestens dreiundzwanzigmal vor.
zum Beispiel: „allenthalben wo ich war, traf ich auch ihn, und allenthalben wünschte ich ihn zu treffen ...“
„ ... daß ich ihr Gekreisch wie Sumsen von Grillen hörte, ich stand in einer fernen Welt und gebot herrschend über die niedrigen Schwatztiere, tief unter mir.“
„Die Seele stehet tief hinab in einem dunkeln Hintergrunde und lebt im weiten Gebäude für sich, wie ein eingekerkerter Engel.“

1793 - 1794
>Peter Lebrecht<

Präfix halb-

(die mir halb im Halse war stecken geblieben) halb ... steckengeblieben
halb verlegen
halb spöttisch
(fing nun halb mit Vorbedacht an)
halb getröstet
Halbgott
Halbzirkel
Halbkenner

Präfix über-

übereilt
überlästig
unsrer überfeinen Tugend
schwere übergebogne Blume
die Seile wurden übergelegt
sie überhäufen die überspannte ... Phantasie
fallen dann durch- und übereinander
von Regen überschüttet
übereilterweise

Präfix tief-

tief verwirrt
(der tiefe innige Wunsch)
das tiefgesenkte Abendrot
mit tiefgesenktem Kopf

Präfix viel-

der Vielgeliebten
des Vielbelesenen

Präfix voll-

vollzulügen

Präfix unauf-

unaufhörlich (13mal vorhanden)

Präfix all-

(von der) allerzerstörendsten Gattung
Alltagsgeschichte
von der alltäglichsten Art
allenthalben
eine allgemeine Heiterheit
mein alltägliches Vaterland
allerliebste
triviale Allgemeinplätze
der allerseitigen Gäste

statt einer Allwissenheit ist dieser Halbgott mit einer Allneugier begabt
allerhand Schwächen
auf Ihre allseitige Verschwiegenheit verlassen
die alltäglichsten Dinge
am allerlächerlichsten

Präfix unaus-

unaussprechlich glücklich

Präfix unbe-

unbefangener Mensch
unbefangene Seele
unbeholpne Sprache
unbeschreibliche Sanftheit
mit unbeflecktem Gemüte
unbedeutenden Buche

Präfix uner-

unerbittlich
unerachtet
unerträglichen Fehler

Präfix unver-

unverdrossen
Unversöhnlichkeit
ihre Jugend ist unverwelklich
unvermutete Gesellschaft
den Stand der Unvereh(e)lichten
unverständlichen Trieb
unvergleichliches Werk

Präfix nicht-

die Nichtswürdigkeiten
nichtiger
das Nicht-zu-viel und Nicht-zu-wenig

Präfix hoch-

hochedelgeborner Herr
Ew. Hochedlen
hochgeehrter Leser

Beliebte und charakteristische Goethewörter

Zahl: eilf (anstatt: elf)
allenthalben (mehrmals): man suchte allenthalben und allenthalben vergebens

1804

>„Nachtwachen“ von [des] Bonaventura<

Präfix un-

meines unmaßgeblichen (*) Vorschlags halber
meiner unschädlichen Narrheit halber

Präfix über- (vorüber-)

überpoetische Stunden („überepisch“ in >Beiträge zu einem Goethe-Wörterbuch<)
überwachtes Auge
überladene Verzierungen

in überspannten Augenblicken
vor übergroßer (*) Angst
mit der ganzen übergroßen (*) Lebenslangeweile
in einen Geisterstaat überzugehen
der Vergessenheit überantworten
Übereinkunft
übereilt („Übereile“ in >Beiträge zu einem Goethe-Wörterbuch<
durch einen übergeworfenen Mantel
der vorüberwandelnde Tod
Überhäufung
und überwölkt von grünen Gebüsch
vorüberfliegende Phantasie

Präfix tief-

tiefsinniger Menschenhasser
wie wenn er tiefsinnig nachdächte

Präfix uner-

in der unermeßlichen (*) Ferne
die ganze Unermeßlichkeit (*)
mancher unermeßliche (*) Geist einen unermeßlichen Spielraum

Präfix unbe-

unbelauscht

Präfix unver-

mit eiserner Faust unverrückt (*) vor

Präfix nicht- (nichts-)

das Nichtsein
die Nichtsnutzigkeit
mit ihren nichtssagenden Physionomien

Präfix hoch-

die hochwallende Brust
Hochwürdiger
die hochnotpeinliche Halsgerichtsordnung
(er schaute hoch droben in die Blitze hinein)

Beliebte und charakteristische Goethewörter

unmaßgeblich
dieses unmaßgeblichen (*) Vorschlags
Unwerth
seines Werthes oder Unwerthes (*)
ohngefähr
Anfang, der ohngefähr so lautete
der ohngefähr durch die folgenden Töne
das Nichts
er schaute blaß und ruhig in das leere Nichts
und gehe dir trotzig entgegen: Gott oder Nichts
Schellenkleid, das das Nichts umgehängt hat
es ist alles Nichts
es ist aber das eigentliche Nichts
das Nichts im Widerhall
vermenschlicht:

in den >Nachtwachen<: Was den poetischen [Teufel] anbetrifft, so ist es gewiß sehr schade, daß man ihn
jetzt so äußerst vernachlässigt und, statt eines absolut bösen Prinzips, lieber die tugendhaften Bösewichter in

Ifland- und Kotzebuescher Manier vorzieht, in denen der Teufel vermenschlicht und der Mensch verteufelt erscheint.

Analogon: Brief an Charlotte von Stein vom 28. Junius 1807: Der Verfasser hat, auf eben diese Weise, die Wölfe, nicht weniger Ameisen und Bienen vermenschlicht ...

Behagen, Behaglichkeit:

nimmer behagen will

durch behagliches Hineinessen

behaglich da lag

ca 1804

>Die Reisenden<

Präfix halb-

halb genießen

so halb und halb

(schrie) halb singend

(zog) halb gewaltsam

halb lachend

halb eingeschlummert

Präfix über-

mit überhöflichem Tone

überirdische Dinge

nicht übertrieben poetisch

überirdische Musik

übertriebener Schilderung

überschnappte

übermäßige Ausdehnung

überdrüssig

überhäufen

zu uns überzugehen

übertäuben

überglücklichen

überfüllte Zimmer

Präfix tief-

tiefsinnig

tief empfundener

Präfix viel-

vielfachen

Präfix voll-

vollgesackt

Präfix unauf-

unaufhörlich

Präfix all-

dem allerfinstersten Blicke

Präfix unbe-

unbefangene Zuhörer

unbedenklich

unbehülflich

Präfix uner-

seine unermeßlichen Säle

Präfix unver-

unverständiger Mann
unvergleichlichen Stupidität
das unvermutete Glück

Präfix hoch-

hochfahrenden Stolz
hochmütigen Reden
hochgetriebenen Instinkt
hoch erhabne
hochgefeierte
hochgeehrter Freund
hochaufgewirbelten
hochauffrisierten

Beliebte und charakteristische Goethewörter

allenthalben (achtmal)
ein Alles und Nichts
unbehülflich (unbehilflich); Gehülfe (Gehilfe); Hülfe (Hilfe);
gegründete (richtig: begründete) Ansprüche
die Augen waren geschwollen (richtig: geschwollen)
der Arzt war nachdenkend (richtig: nachdenklich)
als wenn er hier zu (richtig: zum) Hause gehöre
unsinnig (richtig: wahnsinnig)
Gespensterkatzbalgereien (in WA 41.72: Gespenstergespinnste und in poetischen Werken:
Geistermeisterstück, Katzenbuckelgebärde)
in den beschränkten (richtig: umzäunten) Blumengarten
eif (richtig: elf) Uhr
auf ihrem Schoße eingesungen (anstatt: in den Schlaf gesungen)
bei allem dem
hieher (richtig: hierher)
Grille (anstatt: Laune)

1823

>Diana von Montesclaros<

Präfix halb-³⁴⁹

halb verfallnen Schlosses
halb lächelnd (*)
halb errötend
halb zurückgepreßter Seufzer
halb noch zögernd
halb willig
halb zögernd
halb unentschlossen
halb ungern
halb erhaltenen Zusage
halb willkommen
halb versteckt
des halb gegebenen Versprechens
halb entschlossen
halboffene Tür

³⁴⁹ Hierbei finden wir die Eigentümlichkeit, daß die Präfixe fast ausnahmslos auseinandergeschrieben sind. Es könnte sich um eine Eigenmächtigkeit des Setzers oder des Schreibers, dem Goethe das Werk diktierte, handeln.

Präfix über-

baldige Überkunft
überhangenden raschelnden Zweigen
von einem überhängenden Baume
überdachte
Erscheinungen an sich vorübergeführt
hohem überhängendem Gebüsch
in den übertriebensten Ausdrücken
seine Gefühle ... jetzt überströmten
übereilt euch nicht
Überglücklicher
französische Herre überschwemmt
in meinen Adern überströmte
auf sich übergegangen
alles überstrahlen
von holder Röte übergossen
übermannt
im überströmenden Gefühle
Deiner sanften Überredungsgabe
Übermenschliches ja nicht fordern (*)
übersät
die Blicke der Überseligen (*)

Präfix tief-

den tieflastenden Kummer
tief ergriffen
tiefgrünen Büschen
tief bekümmert

Präfix unauf-

unaufschieblich (herannahen)
diese unauflöslich (*) scheinende Bande

Präfix unaus-

unauslöschlich (*)
in unauslöschlichem Glanze

Präfix unbe-

meine Furcht war unbegründet
von den unbewölkten Blicken
unbewegte Brust (*)
unbesucht
unbewölkter Himmel

Präfix uner-

zur unerläßlichen (*) Pflicht
aus der unerreichten (*) Ferne
manche Frage unerläutert bleibt
eine unermeßliche (*) Aussicht
meinen unerläßlichen (*) Bedingungen
die unermüdete (*) Leonore
unermüdet
unermüdliche (*) Sorgfalt

Präfix hoch-

hochklopfenden Herzens
hocherglühend

hocherrötend
hochauflackernden Lampe

Beliebte und charakteristische Goethewörter

wirthlichere Gegenden (Madrids wirthlichere Gegenden)
Plane (anstatt Pläne)
meine Furcht war ungegründet
es thauet auf sie nieder die süßeste Beruhigung
in dem thauenden [weinenden] Auge der Geliebten
treuliebend
man kömmt
baldige Überkunft
halb willig, halb ungerne
halb willig, halb zögernd
nicht zutrauensvolle [vertrauensvolle] Blicke
diese unauflöslich scheinende Bande
meine Furcht war ungegründet
nicht zutrauensvolle (im Sinne von: vertrauensvolle) Blicke

Tabellarischer Lebenslauf Goethes

1744	Elisabetha Katharina Textor war die Maitresse Kaiser Karls VII.;
17.10.1744	Kaiser Karl VII. verließ Frankfurt;
20.01.1745	Kaiser Karl VII. starb in München;
28.01.1745	wirklicher Geburtstag Goethes;
20.08.1748	„Privatkopulation Elisabeth Textors mit dem Kaiserlichen Rat Caspar Goethe in der Villa des Freiherrn von Loen;
28.08.1749	Niederkunft von Goethes Mutter mit einem Kind von Caspar Goethe; das Kind stirbt und unser Dichter „schlüpft“ in die bürgerliche Identität des toten Kindes;
02.1758	Tod von Goethes Pflegemutter Maria Magdalena Hoff;
1763	bis
03.04.1764	erste tragische Liebe Goethes mit dem „schönen Gretchen“ möglicherweise eine Tochter der M. M. Hoff,
1764	durch seinen Hofmeister, dessen Name Goethe uns nicht nennt, wird er in die „philosophischen Geheimnisse“ der antiken existentialistischen Naturphilosophen (Epikur, Zenon, Chrysippos, Cicero, Seneca, u. a.) eingeweiht;
1765	bis
1768	Goethe verläßt seine Geburtsstadt Frankfurt gleichgültig und <i>„als wenn ich sie nie wieder betreten wollte“</i> , zweite Liebe zu Kätchen Schönkopf, zuerst ernsthaftes Studium, jedoch die Leidenschaft zur Literatur gewinnt die Oberhand, dadurch verliert er seine Geliebte; wegen Krankheit Rückkehr ins Haus des Pflegevaters;
1768	bis
1770	gegen Ende seines Leipziger Studiums gewinnt die antike Naturphilosophie erneut an Interesse für Goethe, dazu kommt das Studium der französischen Existentialisten Voltaire, Laurens, Holbach, Helvetius, Diderot u. a.
1770	außerdem Studium von Shakespeares >Hamlet<;
1770	bis
1771	Aufenthalt Goethes in Straßburg, Goethe <i>„hat eine Rolle hier gespielt, die ihn als einen wahnsinnigen Religionsverächter ... ziemlich bekannt gemacht hat“</i> , Inaugural-Dissertation <i>„de Legislaturibus“</i> , bis heute nicht aufgetaucht, Goethe legt darin dar, daß <i>„nicht Jesus Christus der Gründer unserer Religion gewesen, sondern einige andere ... Männer hätten sie unter seinem Namen verfaßt; die christliche Religion sei nichts weiter als eine ... politische Einrichtung“</i> ;
12.1771	Bekantschaft Goethes mit Heinrich Merck, Louise von Ziegler und Henriette Alexandrine von Roussillon;
05.1772	Schwangerschaft Uranias durch Goethe;
08.1772	bis
11.1772	der sog. „düstere Zwischenraum“, Goethe droht der Geliebten mit Selbstmord, falls sie ins Kloster geht;
10.1772	anonymer Druck der Elegie >An meine Minne< (alias Urania) nach der 26. Canzone des Petrarca, in der Mayerschen Buchhandlung, Lemgo 1772;
12.1772	>Erwin und Elmire< (Erstfassung) eine halb ernst- und halb scherzhafte dichterische Entschuldigung Goethes wegen des „düsteren Zwischenraums“;
03.1773	10. März bis Ende März erfolgte Uranias Niederkunft mit einem Sohn Goethes: Ludwig Tieck;
24.03.1773	Lila (Louise von Ziegler) trifft in Darmstadt ein,

- um ihre todkranke Freundin Urania zu pflegen;
15.04.1773 Goethe wandert nach Darmstadt, auf dem Hut die Reste von Lottchens Brautstrauß tragend, eine Stelle im >Werther< läßt vermuten, daß Goethe die Erlaubnis erhielt, an das Sterbebett der Geliebten zu gelangen;
18.04.1773 (abends) Tod Uranias am Kindbettfieber;
21.04.1773 (am frühen Morgen) Bestattung Uranias in Darmstadt;
05.05.1773 der halbweise Goethesohn (Ludwig Tieck) zieht im Gefolge der Großen Landgräfin Caroline von Hessen-Darmstadt, die zur Brautschau mit ihren drei Töchtern nach Petersburg reist, über Frankfurt nach Berlin, wie bei Wolfgang Goethe selber (Vater Kaiser Karl VII.) und bei August Klingemann ist der „offizielle Geburtstag“ Ludwig Tiecks (31. Mai 1777) nicht sein wirklicher;
1773 Anonyme Oden und Elegien Goethes an Urania;
01.11.1773 Eheschließung von Goethes Halbschwester Cornelia mit Georg Schlosser in Frankfurt;
12.1773 bis
01.1774 Niederschrift des >Werther<, konzipiert als ein literarisches Denkmal für Urania, auf Drängen Mercks stark umgearbeitet;
1774 auch der >Clavigo< ist ein literarisches Denkmal für die verstorbene Geliebte;
1774 Goethe besucht die Gebrüder Jacobi in Pempelfort bei Düsseldorf, enthusiastische Freundschaft zu F. H. Jacobi, Goethe offenbart ihm seine intimsten Geheimnisse;
01.1775 bis
05.02.1775 F. H. Jacobi bei Goethe in Frankfurt, ihre Freundschaft hat ein Ende gefunden; F. H. Jacobi ist empört über Goethes >Stella<, er vermutet Absicht, wegen seiner eigenen skandalösen Affairen (Bigamie);
04.1775 F. H. Jacobis >Allwill< (alias Wolfgang Goethe) erscheint in der >Iris<, ein Rachewerk Jacobis wegen Goethes >Stella<;
07.11.1775 Goethes Ankunft in Weimar;
26.11.1775 mit Charlotte von Stein „blinde Kuh“ gespielt;
06.12.1775 Goethe zum erstenmal auf Schloß Kochberg;
01.1776 erste Liebesbriefe an Lotte;
02.1776 Goethe und Lotte treten gemeinsam im Theaterstück >Der Westindier< auf;
03.1776 Josias von Stein, Lottes Ehemann, ist für längere Zeit nicht in Weimar, Beginn des Verhältnisses zwischen Goethe und Lotte;
04.1776 J. M. R. Lenz in Weimar, Krise in der Beziehung Goethes zu Lotte, ihre Liaison wird nur zu bald bekannt, Lotte verlangt mehr Zurückhaltung und Diskretion von dem Geliebten;
14.05.1776 „Affaire“ des Oberstallmeisters mit dem Herzog, wahrscheinlich Eifersuchtsszene, Josias von Stein beschwert sich bei dem Herzog über den nicht standesgemäßen Liebhaber seiner Ehefrau;
15.05.1776 Herzoginwitwe Amalia bei Lotte;
22.06.1776 Matinee >Ryno< von Lotte;
25.06.1776 Lotte fährt angeblich für ein halbes Jahr zur Kur nach Pyrmont;
05.08.1776 kehrt Lotte mit alter Liebe zu Goethe zurück;
22.08.1776 Goethe angeblich von „Vagabunden“ attackiert;
08.09.1776 bis
05.10.1776 Lotte bleibt mit ihren drei Söhnen mehrere Wochen lang auf Schloß Kochberg, Goethe ist deswegen sehr verstimmt;
12.09.1776 Lenz reitet nach Kochberg, um Lotte Gesellschaft zu leisten, Goethe deswegen eifersüchtig;

- 05.10.1776 (am späten Abend) bis
07.10.1776 (am Mittag) Lotte in Weimar, in diesem Zeitraum Zeugung eines Kindes mit Goethe: Sohn August Klingemann (1777 - 1831);
- 31.10.1776 Lotte von Kochberg nach Weimar zurückgekehrt;
10.1776 Goethe dichtet das Dramolet >Tantalus<, eine Matinee auf Lenz;
- 11.1776 J.M.R.Lenz rächt sich, er „dichtet“ einen Briefroman, Titel: >Der Waldbruder<, in welchem er echte Briefe Goethes verwendet;
- 26.11.1776 Lenzens „Eselei“ bestand höchstwahrscheinlich darin, daß er dem Weimarer Publikum den >Waldbruder< als sein neuestes „Werk“ bekanntmachte; Goethe fühlt sich dadurch zutiefst kompromittiert; Lenz wird aus dem Herzogtum Weimar ausgewiesen; er wagte nicht ungestraft dasselbe wie F. H. Jacobi;
- 01.1777 Krise der herzoglichen Ehe wegen Corona Schröter;
- 23.06.1777 Charlotte von Stein reist mit den Eheleuten Herder angeblich zur Kur nach Pyrmont, in Wirklichkeit aber, um heimlich das Kind zur Welt zu bringen, das sie mit Goethe zeugte;
- 14.07.1777 der wirkliche Geburtstag August Klingemanns;
20.07.1777 erste Taufe Klingemanns auf die Vornamen: Johann Friederich Anton;
- 29.07.1777 Lotte kehrt (unerwartet) nach Weimar zurück;
31.08.1777 am letzten Tag im August, kam der kleine „August“ bei den Pflegeeltern Klingemann in Braunschweig an, sein späterer offizieller Geburtstag;
- 04.09.1777 zweite Taufe auf die Vornamen: Ernst August Friederich;
- 29.11.1777 Beginn von Goethes erster Harzreise im Winter, der eigentliche Grund dieser Reise war ein heimlicher Besuch in Braunschweig, um sich zu vergewissern, daß sein Sohn sich in guten Händen befindet;
- Goethe ein Tag in Braunschweig;
- 24.03.1778 Geburt einer unehelichen Tochter Goethes, mit Namen Veronika Kesselring, verh. Betz;
- 10.05.1778 bis
01.06.1778 Goethe mit Herzog Carl August in Berlin, höchstwahrscheinlich sieht er hier seinen fünfjährigen Sohn Ludwig Tieck;
- 1778 Beginn von Goethes „Schreibereien“ an >Wilhelm Meisters theatralische Sendung<, könnte der Sublimierung seines schlechten väterlichen Gewissens gedient haben;
- 24.09.1779 Besuch in Sesenheim bei Friederike Brion, von ihr erfährt Goethe, daß Lenz versucht habe, seine Briefe (die Goethe an Friederike schrieb) in die Hände zu bekommen, wahrscheinlich plante Lenz damit einen zweiten >Waldbruder<, um Goethe in der öffentlichen Meinung zu schaden;
- 24.10.1779 Goethes „Abenteuer“ mit der Marchesa Branconi;
13.02.1780 Goethe beantragt die Aufnahme in die Weimarer Freimaurerloge „Anna Amalia“;
- 11.1780 erneute Empfängnis Lottes, ihre 9. und 2. von Goethe, deutliche Steigerung von Goethes Liebe;
- 02.08.1781 wahrscheinlich Niederkunft Lottes, wahrscheinlich ein totgeborenes Kind, bzw es lebte nur kurz;
- 10.1781 Drängen Lottes, ihr Verhältnis zu legalisieren, d.h. Scheidung Lottes und Wiederverheiratung mit Goethe, Goethe läßt sich deswegen in den Adelsstand erheben und bezieht ein repräsentatives Haus in der Stadt, sein späteres Haus am Frauenplan;

- 03.1782 Goethe wird zum Meister befördert;
05.1782 Bode und Goethe in den Illuminatenorden aufgenommen;
07.1782 bis
09.1782 Freimaurerkonvent in Wilhelmsbad bei Frankfurt;
09.1782 erneute Empfängnis Lottes, ihre 10. Schwangerschaft
und 3. von Goethe; Plan der Heirat deswegen
verschoben;
11.02.1783 Goethe unterschreibt den Revers der Geheimhaltung,
was Voraussetzung zum Beitritt in den Illuminaten-
orden ist;
07.1783 Anfang bis Mitte Juli Lottes 10. Niederkunft,
wahrscheinlich war das Kind wiederum nicht
lebensfähig;
1783 seit der Geburt des Erbprinzen (im Februar)
wachsende berufliche Schwierigkeiten Goethes,
Charlotte von Stein ist nach der 10. Niederkunft
fest entschlossen, nicht mehr schwanger zu
werden, zumindest so lange nicht mehr, bis sie
mit Goethe verheiratet wäre, Heiratsplan
deswegen verschoben und schließlich zunichte;
11.1783 Goethes Italiensehnsucht erstarkt;
10.02.1784 (am Abend) Knigge kommt in Weimar an,
13.02.1784 Bode, von Schardt (Charlotte von Steins Bruder), Graf
von Marschall und Knigge treffen sich in Goethes
Haus, man verhandelt über Knigges Austritt aus dem
Illuminatenorden (siehe W. Daniel Wilson);
08.1784 Goethe reist mit dem Herzog incognito (unter
falschem Namen) nach Braunschweig; deshalb, damit
nicht bekannt werden würde, daß der berühmt-
berüchtigte Goethe im Haus Klingemann ein und aus
geht;
09.1786 in den letzten drei Jahren war die Beziehung
Goethes zu Lotte tatsächlich mehr eine „Seelen-
freundschaft“ als eine „Schattenehe“;
09.1786 bis
06.1788 Goethe auf seiner großen Italienreise;
03.12.1788 bis
01.02.1789 K. Ph. Moritz („Goetheapostel“ genannt) bei Goethe
in Weimar zu Besuch.
05.1789 J. F. Reichardt (1752–1814), Hofkapellmeister in
Berlin, Komponist Goethescher Gedichte und Sing-
spiele, zu Besuch bei Goethe in Weimar; Ludwig Tieck
könnte incognito Reichardt begleitet haben, z. B. als
dessen Sekretär; Ludwig Tieck lebt zu dieser Zeit
wahrscheinlich nicht mehr bei den Pflegeeltern Tieck,
sondern in Reichardts Hausstand.
K. Ph. Moritz und J. F. Reichardt sind die (geheimen)
Verbindungsmänner, wodurch Goethe in regem (brief-
lichen) Kontakt mit dem Sohn Ludwig Tieck steht;
29.09.1789 Goethe begleitet Herzogin Louise nach Aschersleben,
der Garnison Herzog Carl Augusts, der 1788 als
General in preußische Dienste trat; Goethe reiste
anschließend in den Harz und nach Leipzig, möglicher-
weise Treffen mit dem Sohn Ludwig Tieck;
11.1789 Umzug Goethes in das sog. „Jägerhaus“ vor dem Frauen-
tor, das Goethe bis zum Spätsommer 1792 bewohnt;
Tiefstand von Goethes Verhältnis zum weimarischen
Adel (und Herzogshaus?), deswegen Verachtung seines
Adelsdiploms: siehe das Prosawerk >Peter Lebrecht<;
10.03.1790 bis
20.06.1790 zweite Italienreise Goethes. Reise über Bamberg und
Nürnberg (Dürers Gemälde) bis nach Venedig; nicht
Wackenroder entdeckte Nürnberg (Albrecht Dürer) und
Hans Sachs, sondern kein Geringerer als Goethe;
26.07.1790 bis

- 06.10.1790 Reise Goethes nach Schlesien;
 1790 das Goethesche Singspiel >Erwin und Elmire< wird unter der Leitung Reichardts dem preußischen Königspaar (Königin Friederike) vorgespielt, Reichardts Stiefsohn Wilhelm Hensler spricht Prolog, Ludwig Tieck der Königin als „hoffnungsvoller junger Mensch vorgestellt“ (nach Köpke);
 1790 und
 1791 Reichardt kommt in den Verdacht revolutionärer (das heißt: demokratischer) Gesinnung und das „gute Einvernehmen“ mit dem preußischen Hof hört auf; er zieht auf seinen Landsitz in Giebichenstein bei Halle; nach Reichardts Weggang von Berlin, schließt sich Ludwig Tieck dem 3 Jahre älteren Bernhardi an; über Bernhardi: in Halle war er für die Philologie durch F. A. Wolf angeregt worden, er wandte sich Fichtes revolutionärer Philosophie zu und war ein begeisterter Bewunderer Goethes; Ludwig Tieck und Bernhardi sehen sich fast täglich (nach R. Köpke);
 1792 (Ostern) Ludwig Tieck und Wackenroder verlassen als Abiturienten das Werdersche Gymnasium;
 1792 Ludwig Tieck geht als Student nach Halle, hier wohnt ganz in der Nähe Reichardt, der väterliche Freund, Tieck will Literatur und Altertumswissenschaft studieren.“
 Bahrdt haust auf seinem Weinberge bei Halle, wo auch Ludwig Tieck den „kaffeeschenkenden“ Professor später besucht
 09.1792 verläßt Ludwig Tieck Halle, nachdem er die (Pflege-) Eltern, die (Zieh-) Geschwister und Bekannte in Berlin wiedergesehen, zieht er in freier Studentenweise durch Sachsen und Thüringen nach Nordhausen; (heimliches Treffen mit seinem Vater Goethe?) und von hier nach Göttingen, wo er anfangs November 1792 eintrifft (nach Köpke); da in der Zeit von September bis anfangs November 1792 keine Briefe von und an „Wackenroder“, alias den Vater Goethe, vorhanden sind, könnte Ludwig Tieck in Wirklichkeit den Vater auf dessen (sogenanntem) „Feldzug“ nach Frankreich begleitet haben, bzw. auch nur auf einem Teil der Reise;
 1793 Ludwig Tieck reist angeblich mit Wackenroder nach Weimar, Erfurt, Gotha, Koburg und Erlangen; Pfingstreise ins Fichtelgebirge angeblich mit Wackenroder, in Wirklichkeit aber mit dem Vater, Wolfgang Goethe, unternommen.
 1793 der anonyme Illuminaten-Roman >Bruchstücke aus den Begebenheiten eines unbekanntem Beherrschers der verborgenen Obern der höhern Illuminaten und höhern Propagande< als ein weiteres literarisches Denkmal Goethes für Urania gedacht (zu Uranias 20stem Todesjahr);
 1794 Ludwig Tieck macht angeblich mit Wackenroder eine Reise nach Braunschweig und Wolfenbüttel; er erneuert die Bekanntschaft Eberts und trifft auch Eschenburg; sieht Ludwig Tieck auch den Halbbruder August Klingemann in Braunschweig?
 nach Ablauf des Sommers (1794) kehrt Ludwig Tieck ohne abgeschlossenes Studium nach Berlin zurück;
 07.1795 Plan des >Märchens< bei Goethe;
 1795 bis
 1796 „Um ganz sich selbst zu leben, beziehen Ludwig Tieck und Sophie Tieck [die nicht blutsverwandt sind], eine gemeinsame Sommerwohnung auf dem sog. Mollard'schen (nachher Wollank'schen) Weinberge vor dem Rosenthaler

- Tor, hier besprachen sie mit Freunden in Scherz und Ernst die gemeinsamen Interessen in Poesie, Literatur und Kunst" (nach Köpke);
- 11.12.1797 Brief A. W. Schlegels an Tieck: „In dem >blonden Ekbert< fand ich (Schlegel) ganz die Erzählweise Goethes in seinem >Märchen<, im >Wilhelm Meister< u.s.w. ... Man hätte mich mit einigen davon täuschen können, sie wären von Goethe. ... In der >Magelone< wurde mir die Schwierigkeit sichtbar, schwärmerische Regungen der Liebe in einem alten Kostüm ohne moderne Einmischungen darzustellen. Doch sind die Lieder allerliebste, auch einige Stellen der Erzählung, z. B. den >Traum< S(eite) 185, 186 könnte Goethe eben so geschrieben haben...“
- 13.02.1798 stirbt fünfundzwanzig Jahre alt (!) Wackenroder; einige pseudonyme Werke, die bis dahin erschienen waren, werden von Tieck später als angebliche Werke Wackenroders ausgegeben, In Wahrheit sind es überwiegend Werke, Briefe und Aufsätze Goethes;
- 1798 Heirat Ludwig Tiecks mit Amalie (Malchen) Alberti, Reichardts Schwägerin.
- 14.05.1798 bis Ende 1801 studiert August Klingemann (Ludwig Tiecks Halbbruder) in Jena die Rechtswissenschaft; wie Ludwig Tieck verläßt auch Klingemann die Universität ohne Abschluß;
- 01.12.1798 bis
- 07.12.1798 Ludwig Tieck in Weimar bei Goethe, er liest Goethe dessen eigene (Goethes) >Genoveva< vor, es wird als ein Werk Ludwig Tiecks ausgegeben;
- 1799 Nicolai kündigt Tiecks sämtliche Werke an, in zwölf Bänden, zu einem bedeutend herabgesetzten Preis, und läßt es dabei an spöttischen Bemerkungen nicht mangeln, es kommt zur Klage beim Stadtgericht, Nicolai verliert den Prozeß und der fernere Verkauf der unechten Ausgabe wird ihm untersagt;
- 26.03.1799 Geburt von Ludwig Tiecks Tochter Dorothea;
- 1799 (im Sommer) Ludwig Tieck mit Ehefrau Malchen in Giebichenstein bei Reichardt;
- 07.1799 besuchen Ludwig Tieck, A. W. Schlegel und Novalis zusammen Goethe in Weimar;
- 1799 Ludwig Tieck mit Ehefrau Malchen und Töchterchen Dorothea ziehen von Berlin nach Jena;
- 22.09.1799 Heirat Sophie Tiecks mit Bernhardi auf Drängen Ludwig Tiecks, die Ehe wird nicht glücklich;
- 03.1801 Tieck plant „wenigstens nach Dresden zu ziehen auf einige Zeit, dann auf etliche Jahre nach Italien zu gehen“;
- 04.1801 A. W. Schlegel in Berlin, A. W. Schlegel bekennt in Brief Nr 69 (Briefwechsel Tieck - Gebrüder Schlegel), daß er von Frühling 1801 bis April 1804 „Hausgenosse“ von Ludwig Tiecks Schwester Sophie gewesen wäre; das Liebesverhältnis der Beiden dauerte demnach fast drei Jahre;
- 28.05.1801 Brief A. W. Schlegels an Ludwig Tieck: „... ich bin auf einem andern Wege (Über die Schwester Sophie) so gut von der Lage der Sachen unterrichtet, wie ich es durch einen Brief von dir nur immer sein könnte... Deine Schwester (Sophie Bernhardi) hat uns durch ihr Befinden manchmal recht in Sorge gesetzt. Wenn sie nur erst ihre Wochen überstanden hat, denke ich, soll es besser gehn ...“;
- spätestens jetzt erfuhr A. W. Schlegel (durch Sophie) von Ludwig Tiecks wirklicher Abkunft: Goethes Sohn;
- 07.1801 Sophie Bernhardi, geb Tieck, kommt mit einem zweiten Kind nieder, Sohn Wilhelm, Vater ist (noch) der

- Ehemann Bernhardi;
- 08.1801 erster (uns erhaltener) Liebesbrief Sophie Bernhardis an A. W. Schlegel; Sophie ist bereits Schlegels Geliebte;
- 02.1802 Empfängnis Sophie Bernhardis (geb. Tieck) von A. W. Schlegel;
- 26.08.1801 Sophie an A. W. Schlegel: „(Bernhardi) hat vielleicht vorausgesetzt, daß mich nach meinem Bruder (Ludwig Tieck) kein Wesen mehr so heftig und gewaltig berühren würde“;
Kommentar: Dies ist ein deutliches Eingeständnis über Sophiens (frühere) Liebe zu Ludwig Tieck. A. W. Schlegel wußte demnach von Ludwigs wirklicher Abkunft und von der (angeblich) inzestuösen Verbindung zwischen den beiden „Geschwistern“, die gar keine Blutsverwandte waren.
- 02.01.1802 in Weimar A. W. Schlegels >Ion< aufgeführt, ist der Ion in der Realität Ludwig Tieck? GG Nr. 1748: die Verfasserschaft am >Ion< ist nach Caroline Schlegels Brief an A. W. Schlegel unklar; ist der Auftraggeber, bzw. der Verfasser in Wahrheit Goethe?
- 09.10.1802 A. W. Schlegels Scheidungsangelegenheit, Goethe unterstützte das Scheidungsgesuch beim Herzog, doppelter Grund für Goethe: A. W. Schlegel weiß von Goethes Vaterschaft (zu Ludwig Tieck) und zweitens war es Goethe nur lieb und recht, wenn Sophie endlich einen Mann fand (A. W. Schlegel), den sie wirklich zu lieben vermochte;
- 15.10.1802 Ludwig Tieck schreibt von Ziebingen, dem Landgut der Grafen Finck von Finkenstein.
- 11.1802 Felix Theodor, das Kind A. W. Schlegels und Sophie Bernhardis (geb. Tieck), geboren;
- 25.02.1803 Geburt von Mathilde Klingemann, Goethes erste Enkelin, August Klingemanns (uneheliche) Tochter
- 06.07.1803 Sophies erste Flucht vor ihrem Ehemann Bernhardi nach Dresden;
- 08.1803 Ludwig Tieck bei der Schwester in Dresden. (Siehe Brief Nr. 38 bei Körner) „Wie ich (Sophie) nun erst recht, da er hier ist, meines Bruders (Ludwig Tiecks) Verhältnis zu Burgsdorff mißbilligen muß, davon will ich nächstens schreiben; mich erfüllt es mit Betrübniß“;
Sophie macht eine schöne Wasserfahrt mit ihrem neuen Favorit: dem baltischen Baron von Knorring;
- 10.08.1803 A. W. Schlegel in Berlin in Geldverlegenheit;
- 04.1804 (Ende des Monats) Manuskript der >„Nachtwachen“ von [des] Bonaventura< dem Verleger Dienemann zugespielt
höchstwahrscheinlich von Schwager Vulpius;
- 04.1804 A. W. Schlegel reist mit Frau von Stael von Berlin ab, erste Station ist Leipzig, Weiterfahrt nach Coppet in die Schweiz; A. W. Schlegel rettet sich wohl vor seinen Gläubigern in die Arme der Frau von Stael, Sophie hatte sich von dem mittellosen Dichter (A. W. Schlegel) abgewandt und fand in dem baltischen Baron von Knorring einen gutmütigen und freigebigen Verehrer, der alles mit ihr teilt, was er von seinen Eltern an Unterstützung aus Estland erhält;
- 09.05.1804 Sophie Bernhardi mit ihren zwei Söhnen in Weimar; Sophies zweite und diesmal endgültige Flucht vor der Ehe mit einem Mann, den sie nie liebte, in Weimar lebt und arbeitet ihr Bruder Friedrich Tieck, der Bildhauer;
- 28.01.1805 Sophie flüchtet vor ihrem Ehemann Bernhardi mit ihren Kindern weiter nach München, Knorring ist jetzt ihr ständiger Begleiter, Ludwig Tieck begleitet ebenfalls die Schwester von Weimar bis München;

- 25.03.1805 Sophie Tieck reist mit dem Baron von Knorring und ihren beiden Söhnen nach Italien, Ludwig Tieck muß angeblich wegen seiner Gichtanfalle zurückbleiben;
- 06.1805 A. W. Schlegel und Sophie treffen sich in Mailand;
- 22.06.1805 Sophie mit ihren Kindern in Rom;
- 08.1805 Ludwig und Friedrich Tieck in Rom bei Sophie;
- 03.1806 Kotzebue in Rom, Tieck wird durch ihn verspottet (siehe Köpke), Kotzebue wußte höchstwahrscheinlich von dem Geheimnis der wirklichen Abkunft Ludwig Tiecks, wurde er deswegen so sehr von Goethe gehaßt? War Kotzebue möglicherweise indiskret?
- 05.1806 Ludwig Tieck reist, völlig zerstritten mit Sophie, von Rom ab und macht sich auf den Weg nach Deutschland, Ludwig besaß kein Geld mehr und mußte sich sogar das Geld zur Rückkehr von der Schwester borgen, Voigt d. J. spricht von „Ziebingener Ränke“, die gegen Ludwig Tieck gesponnen wurden (Nr. 147); siehe auch Brief von Dorothea Schlegel: „... wem ich aber vorzüglich einen Knuff gönnte, das ist der weimarische Saturnus (alias Wolfgang Goethe), der so gegen sein eigen Fleisch wüetet.“
Rückkehr Ludwig Tiecks über Frankfurt (Großmutter, Frau Aja) und Weimar (Vater Goethe);
- 17.09.1807 Sophie kommt von Rom in München an;
- 02.02.1808 Brief Sophies an A. W. Schlegel: „von meinem Bruder Ludwig habe ich erfahren, daß er im Frühling in München sein würde, Gott weiß zu welchem Zweck“;
- 29.03.1808 Brief Fr. Schlegels an A. W. Schlegel: Gerücht über Amalie Tieck und Burgsdorff, Amalie Tieck bekam ein Kind von Burgsdorff, Ludwig Tieck findet in Henriette von Finkenstein eine „Seelenverwandte“, sie leben seitdem in „wilder Ehe“ miteinander;
- 04.1808 Sophie und Baron von Knorring reisen über Prag nach Wien;
- 01.06.1808 Brief Sophies an A. W. Schlegel: „...Brief meines Bruders Ludwig Tieck), der von einem tief gekränkten und zerstörten Gemüt zeugt, und zugleich deutlich die Sehnsucht zeigt, die Liebe seiner alten Freunde wieder zu gewinnen, da er viele der Menschen, die ihn jetzt umgeben, so tief verachten muß“;
- 1808 Goethes Affaire mit Bettina Brentano;
- 13.06.1808 Brief Ludwig Tiecks an A. W. Schlegel: „die Genellis und Schierstädt ... niederträchtige Menschen; ich lebe mit ihnen, weil ich in meiner hiesigen Umgebung muß, so, wie man Kröten in seinem Garten dulden muß“;
- 07.07.1808 bis
- 22.07.1808 Goethe reist angeblich von Karlsbad ins Franzensbad, in Wirklichkeit aber heimlich zu seiner todkranken Mutter nach Frankfurt, hier trifft er auch heimlich Bettina Brentano, die von ihm hochschwanger ist;
- 1808 Geburt von L. F. Ch. T. Wilhelm Betz, ein weiterer Enkel Goethes und Sohn der Veronika;
- 08.1808 Mitte August kommt Bettina Brentano mit einem Kind von Goethe nieder, Ludwig Tieck spricht bei Erscheinen von Goethes Roman >Wahlverwandtschaften< von „Qualverwandtschaften“;
- 08.1808 Ludwig Tieck kommt in Wien an, Friedrich Schlegel findet ihn sehr verändert und eher gebeugt, von Kränklichkeit nicht nur, sondern selbst von Stimmung und Geist ... keinen höheren Aufschwung genommen;
- 13.10.1808 Abreise Sophies von Wien, nur mit Sohn Felix (Vater: A. W. Schlegel) und Ludwig Tieck;
- 12.12.1808 Brief Nr. 315: Ludwig Tieck ergötzt uns manchen Abend mit seinen Vorlesungen, worin, wie mir scheint, er jetzt sich selbst übertrifft.

- Bettina Brentano lebt nach ihrer Entbindung von einem Kind Goethes viele Wochen und Monate in München und besucht auch häufig Ludwig Tieck: sie weiß höchstwahrscheinlich, daß er Goethes und Uranias Sohn ist;
- 03.12.1810 Geburt von Auguste Klingemann, 2. Tochter von August Klingemann;
- 1823 der Altersroman >Diana von Montesclaros< erscheint in Braunschweig unter dem Pseudonym Maria Bonaventura er ist ein weiteres literarisches Denkmal für Urania (anlässlich ihres 50sten Todesjahres);

Und der alte weimarische Olympier diktierte Werke über Werke, wie die englische Schriftstellerin Barbara Cartland, die teilweise erst nach Goethes Tod von Ludwig Tieck veröffentlicht werden, als angeblich eigene Werke. In Wirklichkeit sind es Werke seines Vaters, die Tieck höchstensfalls auf stilistische Schwächen und auf Diktatfehler überarbeitete, nicht zuletzt aus dem Grund, um Goethes Stil und Sprache (Goethes Diktat) aus den Werken zu tilgen.

Bibliographie Nachweis

- Amelung, Heinz (Hrsg): >Goethes Briefwechsel mit einem Kinde - Seinem Denkmal< von Bettine von Arnim;
- anonym: >Auszug eines Briefes die Illuminaten betreffend, ohne Einwilligung des Schreibers, aber gewiß in der redlichsten Absicht zum Drucke befördert, von seinem Freunde<, Leipzig 1794 (mit Sicherheit kein Werk Knigges!);
- Bach, Adolf: >Goethes Dechant Dumeiz<, Heidelberg 1964;
- Baus, Lothar: >Goethes Musengöttin Urania, alias Henriette Alexandrine von Roussillon (19. Januar 1745 - 18. April 1773) - Die Liebestragödie des jungen Goethe<, III. erweiterte Auflage, Homburg/Saar 2000;
- Baus, Lothar: >„Woldemar“ und „Allwill“ alias J. W. Goethe - Authentische Schilderungen von F. H. Jacobi über Goethe, Henriette von Roussillon und deren empfindsame Freunde, nebst Originalbriefen Goethes<, Homburg/Saar 1989;
- Baus, Lothar: >Petrarchische Oden - Elegien an meine Urania - Gesänge für Christen - Liebesgedichte und Elegien J. W. Goethes für Henriette Alexandrine von Roussillon<, Homburg/Saar 1989;
- Baus, Lothar: >J. W. Goethes und Uranias Sohn - Ludwig Tieck (1773 - 1853) - Das Desaster der Germanistik<, Homburg/Saar 1990;
- Baus, Lothar: >Goethes Schattenehe mit Charlotte von Stein - Die wirklichen Eltern des romantischen Dichters und Theaterdirektors August Klingemann (1777 - 1831)<;
- Baus, Lothar: >Die Bibel der Freidenker – Die Kunst des Seins<, Homburg/Saar 2000;
- Baus, Lothar: >Quo vadis Kaiser Nero? - Die Rehabilitation des Nero Caesar und der Stoischen Philosophie<, VII. überarbeitete und erweiterte Auflage, Homburg/Saar 1999;
- Baus, Lothar: >Bettina Brentanos wirkliches Verhältnis zu Goethe - Ist Goethe der (natürliche) Sohn Kaiser Karls VII.? - Reflexionen - Reaktionen – Recherchen<;
- Baus, Lothar: >„Nachtwachen“ von [des] Bonaventura, alias Goethe – Eine Goethesche Autobiographie<, I. Teil: Text-Corpus und II. Teil: Die endgültige Auflösung eines Pseudonyms (Analogiebeweise für Goethes Verfasserschaft);
- Baus, Lothar (Hrsg): Goethe, Johann Wolfgang von: >Diana von Montesclaros - Eine Geschichte aus den Zeiten der Befreiung Spaniens<, Homburg/Saar 1992;
- Baus, Lothar (Hrsg): Goethe, Johann Wolfgang von: >Bruchstücke aus den Begebenheiten eines unbekanntem Beherrschers der verborgenen Obern der höhern Illuminaten und höhern Propagande<, III. Auflage, Homburg/Saar 1994;
- Baus, Lothar (Hrsg.): Goethe, Johann Wolfgang von: >Fragmente aus dem Tagebuche eines Geistersehers - Von dem Verfasser Anton Reisers< Goethe zugeschrieben und als Faks. hrsg. v. L. Baus;
- Baus, Lothar (Hrsg.): Goethe, Johann Wolfgang von: >Die existentialistischen Reflexionen des William Lovell, alias W. Goethe - Ein anonymes Briefroman Goethes<, Goethe zugeschrieben und hrsg. v. L. Baus;
- Becker, Josef: >Freisen unter der Herrschaft Werthenstein<, in Heimatbuch Freisen/Saar 1973;
- Bohn, Wolfgang: >Die Syphilis – Krankheitslehre und Naturheilverfahren nach biologischen Grundsätzen dargestellt<, Leipzig bei Hans Hedwig's Nachf., um 1900;
- Bollert, M: >Beiträge zu einer Lebensbeschreibung von Franz Michael Leuchsenring<, Inaugural-Dissertation, Straßbourg 1901;
- Börner, Peter: >J. W. Goethe - Tagebücher<, Zürich 1964;
- Böttiger, K. W. (Hrsg): >Literarische Zustände und Zeitgenossen - In Schilderungen aus Karl August Böttigers handschriftlichem Nachlasse<, Leipzig 1838;
- Bräuning-Oktavio, Hermann: >Luise Merck - Geschichte einer Ehe<, Darmstadt 1982;
- Breuer, Moses: >Sophie Bernhardi geb. Tieck als romantische Dichterin<, (Dissertation) Borna-Leipzig 1914;
- >Briefe an Goethe<, Gesamtausgabe in Regestform, Hrsg. von Karl-Heinz Hahn, Weimar 1980 ff;
- Burath, Hugo: >August Klingemann< (Biographie), Vieweg Verlag 1948;
- Carl der Siebende: (Verfasser unbekannt) >Geschichte und Thaten des Kaisers Carls des Siebenden<, erschienen zu Frankfurt und Leipzig 1745;
- Cohn, Alfons Fedor: >Wilhelm von Burgsdorff - Briefe<, Berlin 1907;
- Drumm, Ernst: >Das Regiment Royal-Deuxponts<, Schriften zur Zweibrücker Landesgeschichte, Heft 1, Selbstverlag des Verfassers, 1937;
- >Einige Originalschriften des Illuminatenordens, welche bey dem gewesenen Regierungsrath Zwack durch vorgenommene Hausvisitation zu Landshut den 11. und 12. Oktob. 1786 vorgefunden worden<, München 1787;
- Eissler, K. R. (Übersetzer und Hrsg.: Rüdiger Scholz): >Goethe - Eine psychoanalytische Studie<, Detroit

1963 (Basel - Frankfurt/Main 1985);

- >Elsaß-Lothringisches Jahrbuch<, Selbstverlag des Elsaß-Lothringen Instituts, XII. Bd, Frankfurt a. M. 1933;
- Engel, Leopold: >Geschichte des Illuminaten-Ordens - Ein Beitrag zur Geschichte Bayerns<, Berlin 1906;
- Falk, Johannes: >Goethe aus näherem persönlichen Umgange dargestellt<, Leipzig 1832;
- Fäsch, Georg Rudolf: >Geschichte des Österreichischen Erbfolgekriegs von 1740 bis 1748<, Dresden 1787;
- Fehn, Ernst Otto: >Zur Wiederentdeckung des Illuminatenordens - Ergänzende Bemerkungen zu Richard van Dülmens Buch<, in: >Geheime Gesellschaften<, hrsg. von Peter Christian Ludz, (= Wolfenbüttler Studien zur Aufklärung, 5/1) Heidelberg 1979;
- Flach, Willy: >Goethes Tätigkeit im Geheimen Consilium<, Weimar 1950;
- Fränkel, Jonas (Hrsg): >Goethes Briefe an Charlotte von Stein<, Jena 1908;
- Freye - Stammler: >Briefe von und an J. M. R. Lenz<, Leipzig 1918;
- Froitzheim, Johann: >Lenz und Goethe<, Straßbourg 1891;
- Funk, Heinrich: >Lavater und Cagliostro<>,
- Funk, Heinrich: >Frau von Branconi, Goethe und Lavater<;
- Glover, Friedrich: >Goethe als Mensch und Schriftsteller<, Halberstadt 1824;
- Goethe, Johann Wolfgang: >Die Leiden des jungen Werthers<, Faksimile des Erstdrucks von 1774, München 1981;
- Goethes Werke: Weimarer Ausgabe (WA), Weimar 1887 - 1919; Bd IV/51, 52, 53: Nachträge und Register zur IV. Abteilung: Briefe. Hrsg. von Paul Raabe, 3 Bde, München 1990;
- Goethe, Johann Wolfgang von: >Bruchstücke aus den Begebenheiten eines unbekanntem Beherrschers der verborgenen Obern der höhern Illuminaten und höhern Propagande< - Ein Illuminaten-Roman Goethes, anonym erschienen in Hendels Verlage 1793 (siehe auch Baus, Lothar);
- Goethe, Johann Wolfgang von: >Diana von Montesclaros - Eine Geschichte aus den Zeiten der Befreiung Spaniens<, von Bonaventura, Maria. Braunschweig 1823 (siehe auch Baus, Lothar);
- Gollhard: >Die Übereinnahme der Reichsstadt Frankfurt durch die Franzosen am 2. Januar 1759<, Vilbel 1859;
- Görres, Josef: >Göthe's Briefwechsel mit einem Kinde - Seinem Denkmal<, zehnteiliger Artikel im >Morgenblatt für gebildete Stände<, Ausgabe Nr. 78 (1. April 1835) bis Nr. 87;
- Grotendorf, H.: >Der Königsleutnant Graf Thoranc in Frankfurt am Main - Aktenstücke über die Besetzung der Stadt von 1759 - 1762<, Frankfurt a. M. 1904;
- Grumach, E. und R.: >Goethe - Begegnungen und Gespräche<, Berlin 1966 ff.;
- Groth, Ernst Johann: >Die drei Kanoniere<, Leipzig 1900;
- Gülzow, Erich: >Wackenroder - Beiträge zur Lebensgeschichte des Romantikers<, Stralsund 1930;
- Hartmann, E. Dr. med.: >Teufel und Beelzebub - Syphilis und Quecksilber<, Stuttgart, ca 1900;
- Hassler, Karl: >Ludwig Tiecks Jugendroman >William Lovell< und der >Paysan pervers< des Restif de la Bretonne<, (Dissertation), Greifswald 1902;
- Hemmer, Heinrich: >Die Anfänge Ludwig Tiecks und seiner dämonisch - schauerlichen Dichtung<, Berlin 1910;
- Henkel, Arthur (Hrsg): >J. H. Merck - Werke<, Frankfurt;
- Herwig, Wolfgang (Hrsg): >Goethes Gespräche< (GG), Bd 1-5, Zürich u. Stuttgart 1965 - 1987;
- Holtei, Karl von: >Briefe an Ludwig Tieck<, 2 Bde, Breslau 1864;
- Holzmann, Michael: >Aus dem Lager der Goethe - Gegner<, Berlin 1904;
- Hoppstädter, Kurt: >Unter dem nassauischen Löwen<, Mitteilungen des Historischen Vereins für die Saargegend E. V., Neue Folge, Heft 2, Saarbrücken 1957;
- Houben, H. H.: >Der polizeiwidrige Goethe<, Berlin 1932;
- Jacobi, Heinrich: >Goethes Lila, ihre Freunde Leuchsenring und Merck und der Homburger Landgrafenhof<, Mitteilungen des Vereins für Geschichte und Landeskunde zu Bad Homburg vor der Höhe, XXV. Heft 1957;
- Kamber, Urs Viktor: >Briefe von und an F. M. Leuchsenring 1746 - 1827<, 2 Bände, Stuttgart 1976;
- Katritzky, Linde Dr.: >Goethe in den „Nachtwachen von Bonaventura“ und in den Schriften G. Ch. Lichtenbergs<, in Goethe-Jahrbuch, Bd 104 (1987);
- Keil, Robert: >Vor hundert Jahren - Weimar, Goethe und Corona Schröter<, Leipzig 1875;
- Keller, Jakob: >Zur Kenntnis F. M. Leuchsenrings<, Archiv für Literaturgeschichte XIV, Leipzig 1886;
- Koch, Rainer und Stahl, Patricia (Hrsg): >Wahl und Krönung in Frankfurt am Main - Kaiser Karl VII. (1742 - 1745)<, (Historisches Museum in Frankfurt am Main, Frankfurt 1986;
- Köllner, Adolf: >Geschichte der Städte Saarbrücken und St. Johann<, Saarbrücken 1865;
- Köpke, Rudolf: >Ludwig Tieck< (Biographie) 2 Bde, Leipzig 1855;
- Köpke, Rudolf: >Ludwig Tiecks nachgelassene Schriften<, 2 Bde, Leipzig 1855;

Körner, Josef (Hrsg): >Krisenjahre der Frühromantik - Briefe aus dem Schlegelkreis<, 3 Bde, Brünn - Wien - Leipzig 1936;

Kraft, Herbert (Hrsg): >J. H. Merck - Briefe<, Frankfurt 1968;

Kühn, Julius Dr.: >Der junge Goethe im Spiegel der Dichtung seiner Zeit<;

Leyen, Friedrich von der (Hrsg): >W. H. Wackenroder - Werke und Briefe<, 2 Bde, Jena 1910;

Lohner, Edgar: >Ludwig Tieck und die Brüder Schlegel - Briefe<, München 1972;

Lyncker, Karl Freiherr von: >Am weimarischen Hofe unter Amalien und Carl August<, Berlin 1912;

Michel, Hermann: >Nachtwachen von Bonaventura<, Berlin 1904 (Faksimile);

Moser, Johann Jacob: >Staatshistorie Teutschlandes unter der Regierung Ihro Kayserlichen Majestät Carls des Siebenden<, erschienen bei Christian Heinrich Cuno im Jahre 1743;

Mundt, Theodor (Hrsg): >Literarischer Zodiacus<, 2. Jahrgang, Nr. 1, den 1. Januar 1836, Artikel von Dr. Mundt: >Tieck in Dresden und die literarischen und sittlichen Zustände in Deutschland<;

Mundt, Theodor: >Charaktere und Situationen<, Wismar u. Leipzig 1837;

Mundt, Theodor (Hrsg): >Der Freihafen<, Jahrgänge 1838 - 1841, Altona 1838 - 41;
>Nachtrag von weiteren Originalschriften, welche die Illuminatensekte überhaupt, sonderbar aber den Stifter derselben Adam Weishaupt betreffen< (anonym erschienen) München 1787;

Neuburger, Paul: >Die Verseinlage in der Prosadichtung der Romantik<, Teil II, Abschnitt 2: Tieck, Berlin 1911;

Neuss, Erich: >Das Giebichensteiner Dichterparadies - J. F. Reichardt und die „Herberge der Romantik“<, Halle 1934;

Paulus, Alfons: >Die Herrschaft Werdenstein<, in Zeitschrift f. d. Geschichte der Saargegend, Nr. 25, 1977 (enthält Ahnentafel der Roussillons und kurzen Ausgrabungsbericht von der Burg Werthenstein);

Raabe, Paul (Hrsg): >Goethes Werke (Briefe) - Nachträge zur Weimarer Ausgabe<, 3 Bde, München 1990;

Schauer, Hans: >Herders Briefwechsel mit Caroline Flachsland<, Verlag der Goethe-Gesellschaft, Weimar 1928;

Schillemeit, Jost: >Bonaventura - Der Verfasser der „Nachtwachen“<, München 1973;

Schlegel, August Wilhelm: >Ion<- (ein Schauspiel), Hamburg 1803;

Schmidt, Erich (Hrsg): >Caroline - Briefe aus der Frühromantik<, Leipzig 1913;

Schultz, Franz Dr.: >Der Verfasser der „Nachtwachen“ von Bonaventura<, Berlin 1909;

Schultze, Siegmund: >Falk und Goethe - Ihre Beziehungen zueinander nach neuen handschriftlichen Quellen<, Halle 1900;

Schüttler, Hermann: >Die Mitglieder des Illuminatenordens 1776 - 1787/93<, München 1991;

Söhn, Gerhard: >Literaten hinter Masken - Eine Betrachtung über das Pseudonym in der Literatur<, Berlin 1974;

Steig, Reinhold (Hrsg): >Bettinas Briefwechsel mit Goethe - Auf Grund ihres handschriftlichen Nachlasses nebst zeitgenössischen Dokumenten über ihr persönliches Verhältnis zu Goethe<, Leipzig 1922;

Steiger, Robert: >Goethes Leben von Tag zu Tag<, Bd 1 - 5, Zürich u. München 1982 - 88;

Thalmann, Marianne (Hrsg): >Ludwig Tieck - Werke in vier Bänden<, München

Tröss, Rudolf Karl: >Das Regiment Royal-Deuxponts<, Zweibrücken 1983;

Trunz, Erich: >Weimarer Goethe-Studien<, Schriften der Goethe-Gesellschaft, 61. Band, Weimar 1984

Tümmler, Hans: >Goethe in Staat und Politik<, Köln-Graz 1964;

Vogel, Julius Dr. med.: >Der Selbstarzt in der Syphilis<, Wien bei Tendler & Comp., 1849;

Voigt, Julius: >Goethe und Ilmenau<, Leipzig 1912;

Wild, Klaus Eberhard: >Zwei lothringische Lehren an die Herren von Daun-Oberstein<, in >Mitteilungen des Vereins für Heimatkunde im Landkreis Birkenfeld und der Heimatfreunde Oberstein<, 60. Jahrgang, Birkenfeld 1986;

Witte, Ernst: >Falk und Goethe< (Inaugural-Dissertation), Rostock 1912;

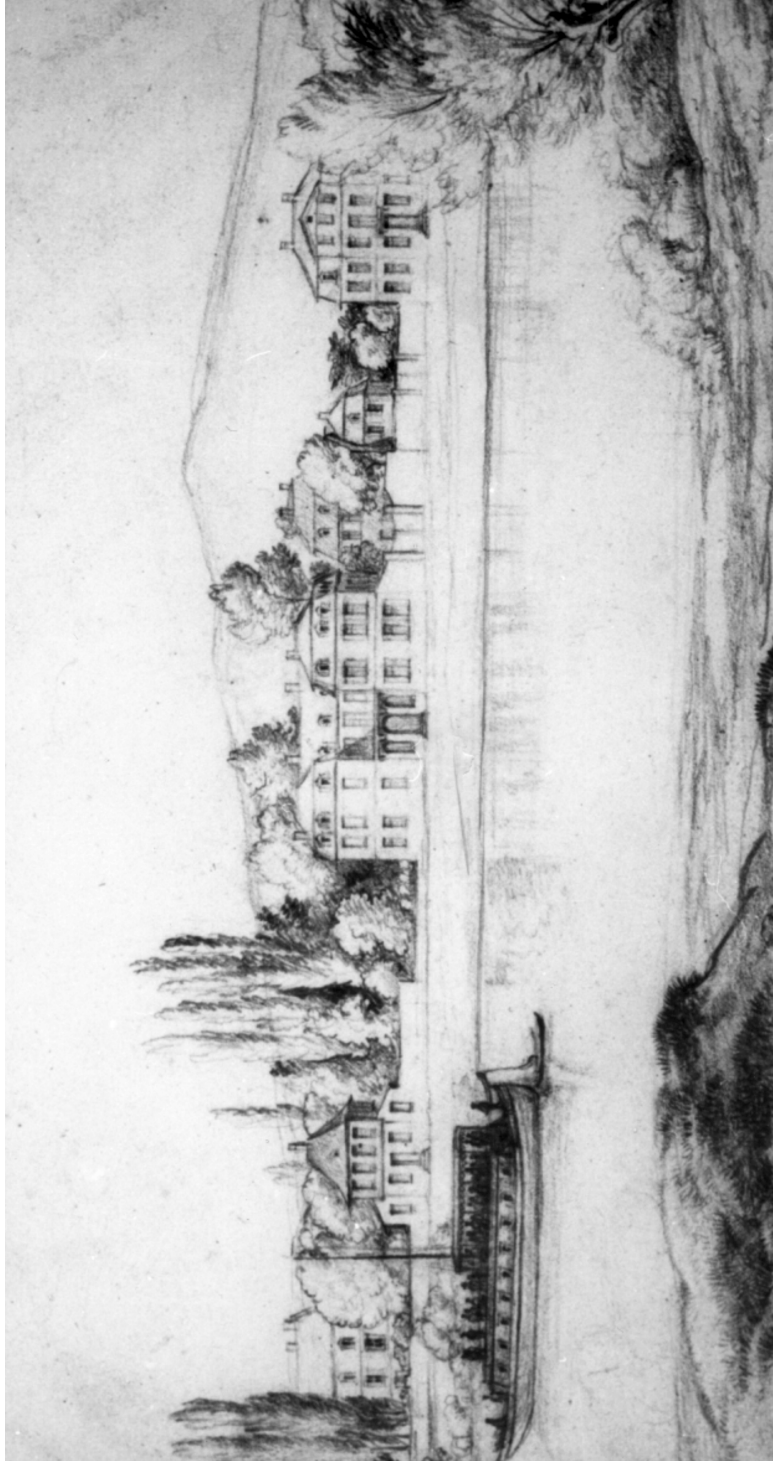
Zeydel, Edwin H.: >Ludwig Tieck - the German Romanticist<, Princeton, New Jersey, 1935;

Zeydel - Matenko - Fife (Hrsg): >Letters of Ludwig Tieck<, London 1937;

Bilder zum Buch

Ansicht des Loenschen Hauses am Untermainkai

Goethes wirkliches Geburtshaus?





Kaiser Karl VII. - Goethes Erzeuger

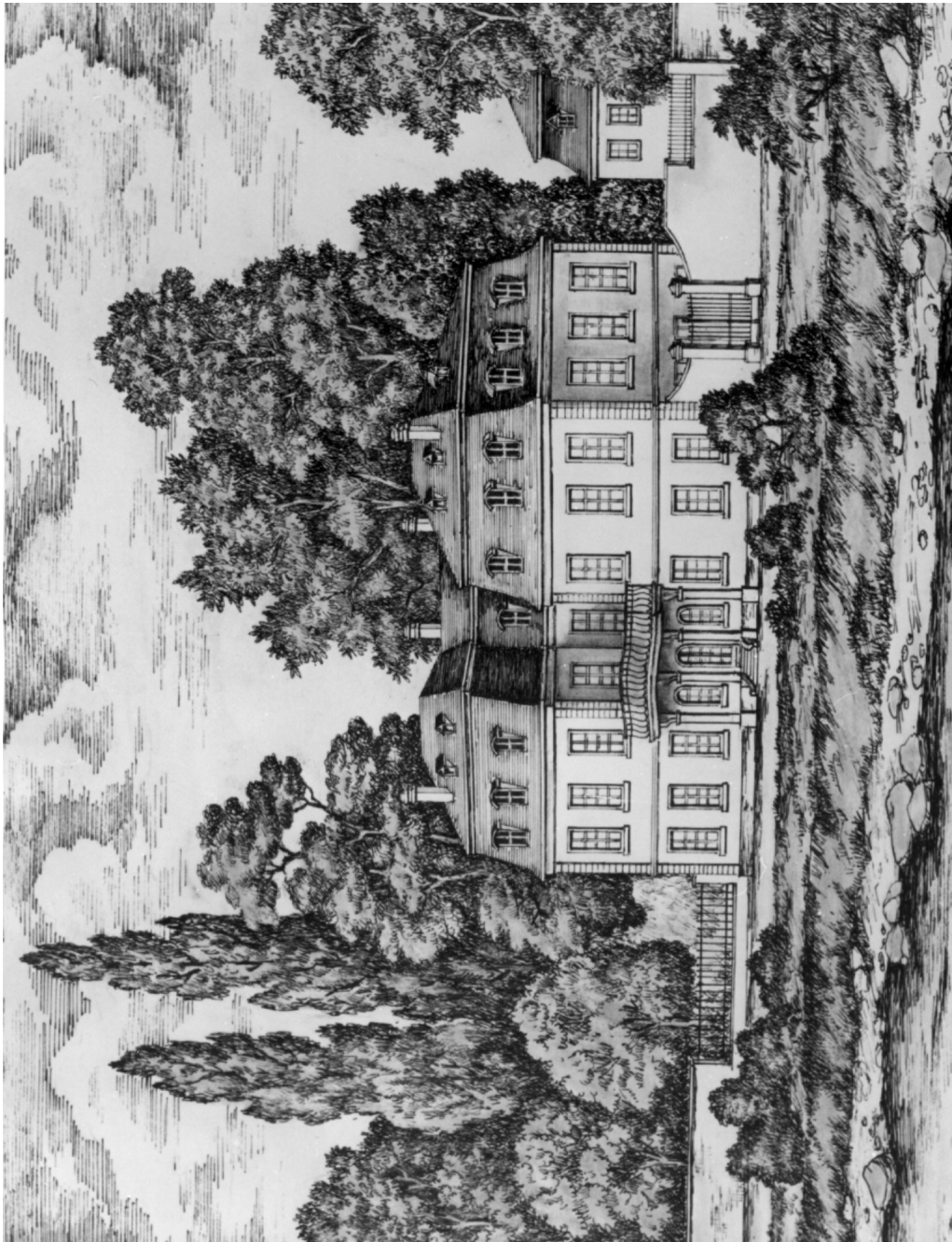


Wolfgang Goethe - der natürliche Sohn eines Wittelsbachers (Kaiser Karl VII.)

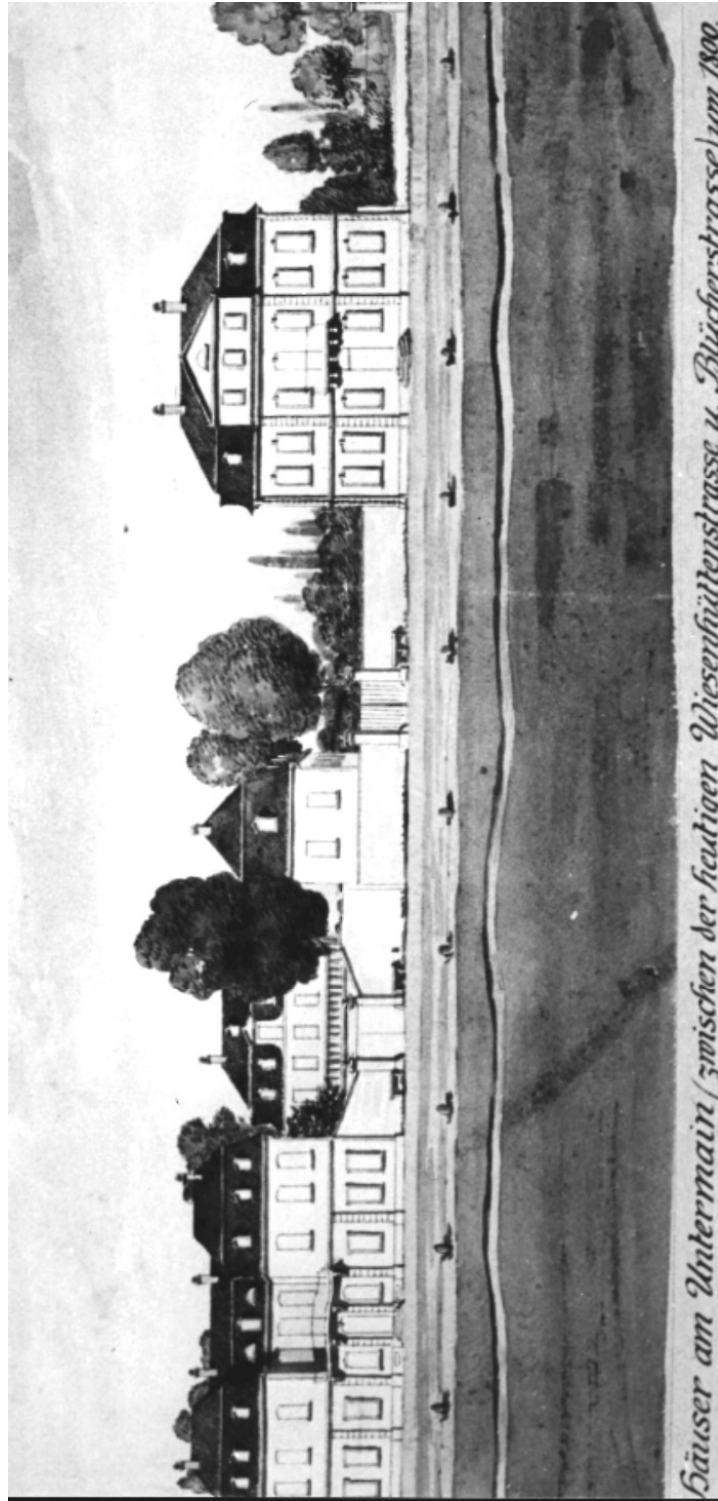


Max III. Joseph

Kurfürst von Bayern - Wolfgang Goethes Halbbruder



Ansichten des Loenschen Hauses am Untermainkai zu Frankfurt am Main



Häuser am Untermain (zwischen der heutigen Wiesenhüttenstrasse u. Blücherstrasse) um 1800.



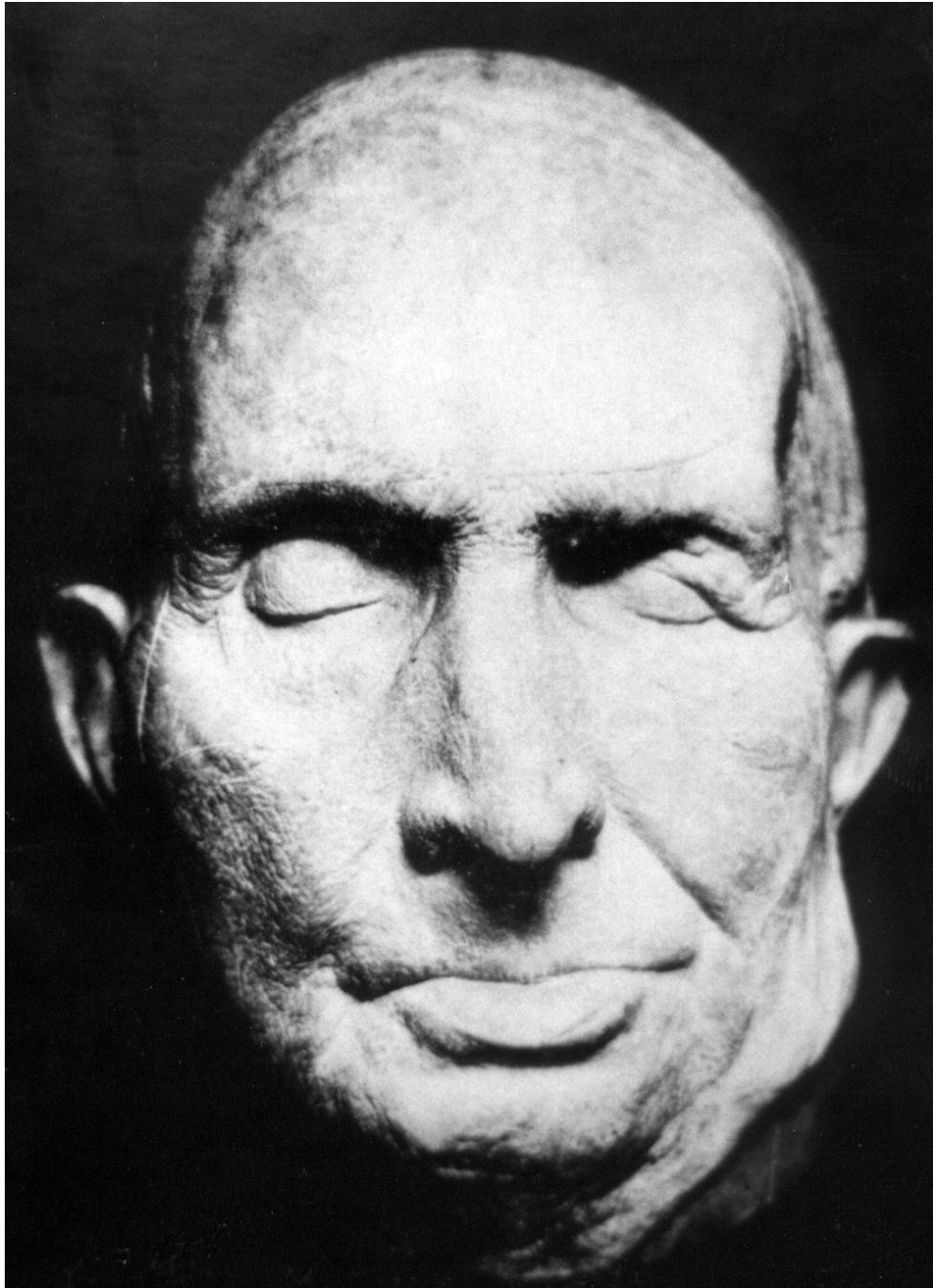
Bettinas Denkmal für Goethe



Bettina Brentano - Jugendportrait



Goethes und Uranias Sohn – Ludwig Tieck



Ludwig Tiecks Totenmaske



Goethes Musengöttin Urania, alias
Henriette Alexandrine von Roussillon

anno Domini 1747 20^{to} Jan: Baptizata est Henrietta Alexandrina
nata 29^{to} Jan: filia Legit: praenob. et generosi Domini L. Baroni de Ropilla
Capitanei regiminiis galli: vulgo Lapaustranger et N. Mariae de Geimar
Coniugum levantibus serenip: Principissa Henrietta D'Ulignon: et
serenip: Alexandrina Comitissa de Grewieiller cujus loco Nati
Wilhelmina de Gemmenq et serenip: Carolo Comite de Grewieiller
cujus loco Georgius srithelmus L. Baro de Maldiis et Franciscus
de Geimar baptizans fuit Matthias Hajard pastor

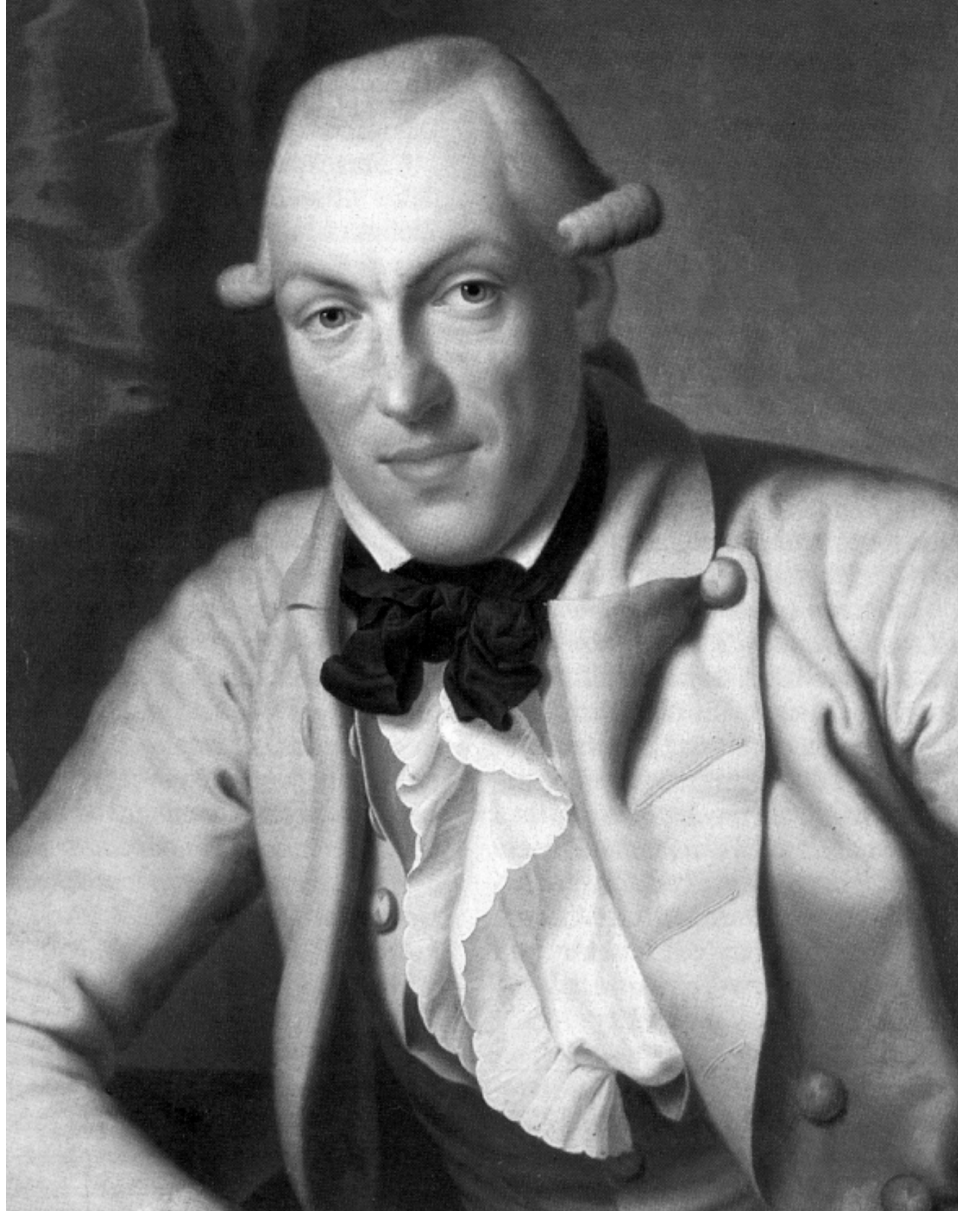
Uranias Geburtsurkunde



Das Schloß von Bad Bergzabern



Louise von Ziegler, Lila genannt



Heinrich Merck

Lilas Liebhaber



August Klingemann
Goethes und Charlotte von Steins Sohn
Tatsächliches Geburtsdatum: 14. Juli 1777
Offizielles Geburtsdatum (zweite Taufe) 21. August 1777



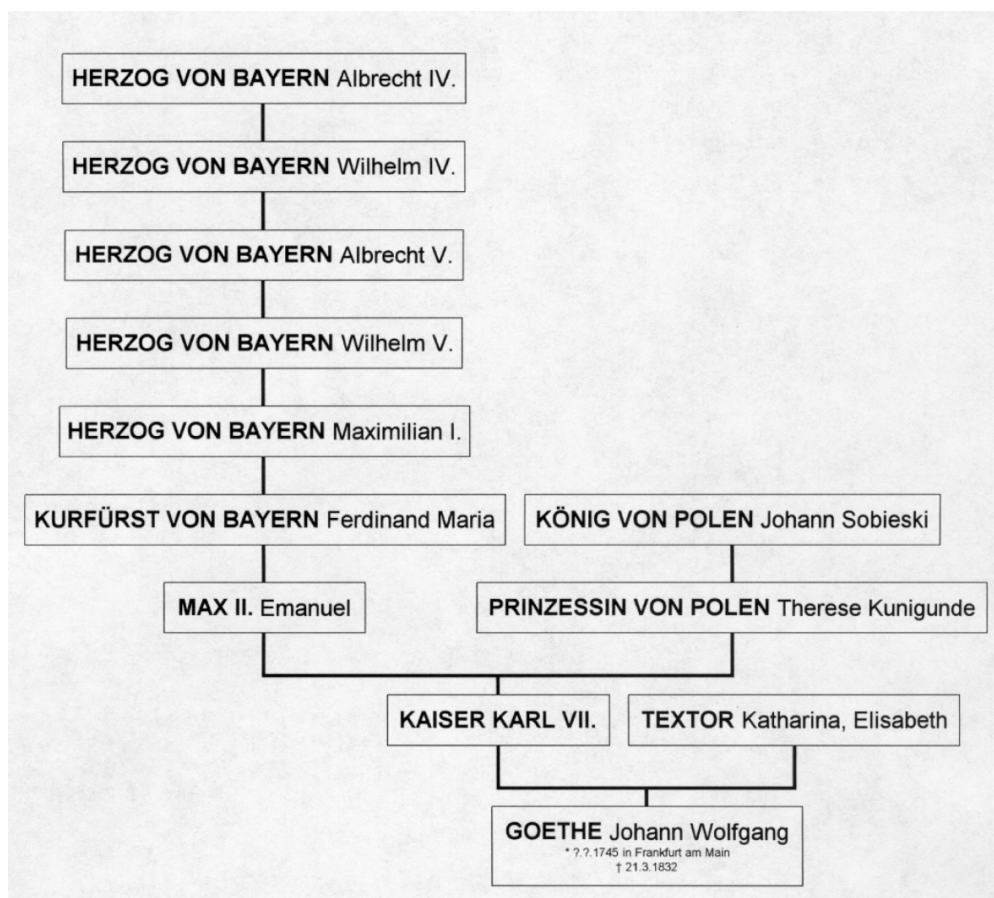
Charlotte Albertine von Stein, geborene von Schardt



August Klingemanns Villa in Braunschweig



August Klingemann



J. W. Goethes Ahnentafel

Johann Wolfgang Goethes Frauen

Goethes Traumfrau	Goethes Schattenehe	Goethes niedere Minne	Goethes wilde Ehe	Goethes Skandal
Henriette Alexandrine von Roussillon (Urania genannt)	Charlotte von Stein	Elisabeth Kesselring	Christiane Vulpius	Bettina Brentano

Goethes Kinder

Sohn Ludwig Tieck * offiziell 31.05.1773 *wirklich ca 10.03.1777	Sohn August Klingemann * offiziell 31.08.1777 * wirklich 14.07.1777	Tochter Veronika Kesselring, (verheiratete Betz) * 24.03.1778	Sohn August Walter v. Goethe * 25.12.1789	unbekannt (Todgeburt?) * ca August 1808
---	--	--	---	---

Goethes Enkel

Dorothea Tieck * 26.03.1799 das 2. Kind von Frau Tieck hatte einen Herrn von Burgsdorff zum Vater	aus 1. Ehe: Mathilde Klingemann, verheiratete Haas 25.02.1803 - 19.08.1837 aus 2. Ehe 1. Auguste Klingemann, verheiratete Beurer 03.12.1810 - 15.11.1880 2. Elise Klingemann	Ludwig Friedr. Christian Traudgott Wilhelm Betz * 04.08.1808 - ? (Dieser Betz hatte wiederum 1 Sohn und dieser 10 Kinder.)	Walter Wolfgang v. Goethe (1818 - 1885) Wolfgang Maximilian v. Goethe (1820 - 1883) Alma v. Goethe (1827 - 1844)	
---	--	--	---	--

Goethes Urenkel und Ururenkel

von Mathilde Klingemann, verh. Haas
* 1826 Maria Haas
* 1828 Memo Karl August Haas (Vater der Filmschauspielerin Dolly Haas)
* 1830 Anna Cornelia Haas (wirklicher Vater: der schlesische Dichter Heinrich Laube)

von Auguste Klingemann, verh. Beurer
leben heute noch Ururenkel Goethes (siehe Hugo Burath, August Klingemanns Biograph)

Goethes Frauen und Nachkommen

Lieferbare Titel

- >Bettina Brentanos wirkliches Verhältnis zu Goethe - Ist Goethe der
(natürliche) Sohn Kaiser Karls VII.?< ca 77 S., ca 5 Abb., ISBN 978-3-935288-30-9
Euro: 14,90
- >J. W. Goethe – Ein „genialer“ Syphilitiker – Das Ende einer langen Kontroverse<
III. erw. Auflage, ca 110 Seiten, Digitaldruck, ISBN 978-3-935288-12-5
Euro: 9,90
- >Goethes Musengöttin Urania - Die Liebestragödie des jungen Goethe<
VIII. erweiterte Aufl., brosch., ca 250 S., 10 Abb., ISBN 978-3-935288-20-0
Euro: 24,90
- >Woldemar< und >Allwill< alias J. W. Goethe
brochiert, ca 124 Seiten, ISBN 978-3-935288-17-0
Euro: 17,40
- >Petrarchische Oden - Elegien an meine Urania< -
Liebeslieder Goethes für Urania, 94 S., ISBN 978-3-925101-58-8
Euro: 12,90
- >Fragmente aus dem Tagebuche eines Geistersehers< Von dem Verfasser Anton Reisers
Goethe zugeschrieben und als Faks. hrsg., 130 S., ISBN 978-3-925101-89-2
Euro: 14,90
- >Goethes „Schattenehe“ mit Charlotte von Stein< - Die wirklichen Eltern
August Klingemanns, brosch., 140 S., ISBN 978-3-935288-06-4
Euro: 19,90
- >Goethes und Uranias Sohn - Ludwig Tieck< Das Desaster der Germanistik
ca 246 Seiten, ISBN 978-3-935288-16-3
Euro: 19,90
- >Die existentialistischen Reflexionen des William Lovell, alias W. Goethe<
Ein anonymes Briefroman Goethes, ca 200 S., ISBN 978-3-925101-92-2
Euro: 14,90
- >Bruchstücke aus den Begebenheiten eines unbekanntem Beherrschers der
verborgenen Obern der höhern Illuminaten und höhern Propagande<
Ein anonymes Illuminaten - Roman Goethes
150 Seiten, ISBN 978-3-925101-23-6
Euro: 19,90
- >„Nachtwachen“ von [des] Bonaventura, alias Goethe<:
I. Teil: Text-Corpus II. Teil: Die endgültige Auflösung eines Pseudonyms
ISBN 978-3-925101-78-6
Euro: 19,90
- >Diana von Montesclaros< - Ein pseudonymer Goethe-Roman
ca 120 S., ISBN 978-3-925101-20-5
Euro: 17,40
- >Goethe's Briefwechsel mit einem Kinde - seinem Denkmal<
Zehnteiliger Artikel im >Morgenblatt für gebildete Stände<, von Joseph Görres
31 S. 1 Abb. ISBN 978-3-925101-95-3
Euro: 6,40